Lodz

Das gelobte Land

Roman von

Reymont

The Library of

Class 891.85R33

Book JL

Reymont / Lodz, Das gelobte Land

Berechtigte Ueberſetzung von

A. von Guttry

W. St. Reymont / Lodz

Das gelobte Land

Roman

UNIVERSITY OF
MINNESOTA
LIBRARY

München 1916 bei Georg Müller

Copyright 1915 by Georg Müller in München

891.85R33
JL

Erstes Buch

MAY 11 1920

252688

I

Lodz erwachte.

Der erste schrille Pfiff einer Fabrik zerriß die Stille des frühen Morgens. Aus allen Enden der Stadt begannen andere immer greller sich loszureißen und gellten mit ihren heiseren, ungebändigten Stimmen wie ein Chor von ungeheuerlichen Hähnen, aus deren metallenen Kehlen sich der Ruf zur Arbeit losringt.

Die langen, schwarzen Rümpfe und die schlanken Hälse der Riesenfabriken — die Schornsteine sahen bei Nacht, im Nebel und Regen ganz gespenstisch aus — erwachten langsam; sie spien Feuergarben, atmeten Rauchschwaden aus, begannen zu leben und sich in der Dunkelheit, in die die Erde noch gehüllt war, zu bewegen.

Ein dünner Sprühregen, ein richtiger Märzregen, vermischt mit Schnee fiel ununterbrochen hernieder und umgab Lodz mit einem schweren, klebrigen Dunst. Er trommelte auf den Blechdächern und floß von ihnen herunter direkt auf den Bürgersteig, auf die schwarzen und mit schlüpfrigem Kot bedeckten Straßen, auf die nackten, an lange Mauern sich anschmiegenden Bäume, die vom Wind gezaust vor Kälte erzitterten. Der Wind löste sich irgendwo von den aufgeweichten Feldern los und wälzte sich schwer durch die schmutzigen Straßen der Stadt, rüttelte an den Zäunen und Dächern, verwehte in den Pfützen, heulte in den Baumzweigen und peitschte sie gegen die Scheiben eines niedrigen Parterrehauses, in dem plötzlich ein Licht aufflammte.

Borowiecki erwachte, zündete eine Kerze an, und gleichzeitig begann ein Wecker schrill zu läuten. Der Zeiger stand auf fünf Uhr.

„Matthias, den Tee!" rief er dem eintretenden Diener zu.

„Alles steht bereit."

„Schlafen die Herren noch?"

„Ich werde gleich wecken gehen, wenn Herr Direktor es befeh-

len, denn Herr Moritz sagte mir gestern abend, daß er heute länger schlafen will."

„Geh wecken."

„Sind die Schlüssel schon abgeholt?"

„Schwarz war selbst da."

„Hat jemand nachts telephoniert?"

„Kunke hatte Nachtdienst, hat mir aber beim Weggehen nichts gesagt."

„Was hört man in der Stadt?" fragte er rasch, sich schnell anziehend.

„Ja, nichts, bloß auf dem Gajer Markt, da haben sie einen Arbeiter erstochen."

„Genug, scher dich weg."

„Ja, da ist noch die Goldbergsche Fabrik in der Ziegelstraße abgebrannt. Unsere Feuerwehr fuhr hin, aber alles ist gut abgelaufen. Nur die Mauern sind übriggeblieben. In der Darre brach das Feuer aus."

„Noch etwas?"

„Nein, nichts mehr, alles ist fein abgelaufen — wie gewichst." Matthias lachte gluckend.

„Schenk mir Tee ein, ich werde selbst Herrn Moritz wecken."

Er zog sich an und ging durch die anstoßenden Zimmer. Im Eßzimmer warf eine von der Decke herabhängende Lampe ihr scharfes, weißes Licht auf einen runden Tisch, der mit einem Tischtuch bedeckt war, auf dem Tassen und ein glänzender Samowar standen.

„Max, fünf Uhr, aufstehen," rief er, die Tür zu einem finsteren Zimmer öffnend, aus dem muffiger Veilchengeruch quoll.

Max rührte sich nicht, bloß das Bett begann zu krachen und zu knarren.

„Moritz!" rief er ins andere Zimmer.

„Bin wach. Habe die ganze Nacht nicht geschlafen."

„Warum?"

„Ich dacht' an unser Geschäft und rechnete mir so einiges aus, und so verging die Zeit."

„Weißt du, Goldberg ist heute nacht abgebrannt, und zwar ‚wie gewichst', sagt Matthias . . ."

„Das ist doch keine Neuigkeit," antwortete Moritz gähnend.

„Woher hast du es gewußt?"

„Schon seit einem Monat wußt' ich, er hat gebraucht abzubrennen. Gewundert habe ich mich sogar, daß er es so lange hinauszieht, von der Versicherung kriegt er doch keine Prozente."

„Hat er viel Waren gehabt?"

„Er hat viel versichert gehabt."

„Die Bilanz hat er sich ausgeglichen."

Beide lachten herzlich.

Borowiecki kehrte in das Eßzimmer zurück und trank seinen Tee. Moritz suchte wie gewöhnlich im ganzen Zimmer nach seinen Sachen herum und schimpfte auf Matthias.

„Du kriegst eins in die Schnauze. Ich werde sie dir zu rotem Barchent zerbläuen, wenn du mir nicht wirst meine Sachen anständig zusammenlegen."

„Morgen!" rief der endlich erwachte Max.

„Stehst nicht auf? Es ist schon nach fünf."

Seine Antwort übertönten die Pfeifen, die jetzt wieder losschrillten und mehrere Sekunden mit solcher Wucht dröhnten, daß alle Fensterscheiben erzitterten.

Moritz setzte sich unangezogen, mit einem Paletot über dem Arm, an den Ofen, in dem lustig Holz knisterte.

„Gehst du nicht aus?"

„Nein, ich sollt' nach Tomaszow fahren. Weiß schrieb mir, ich möcht' ihm neue Krempel kommen lassen, aber jetzt fahr' ich nicht hin. Kalt ist's, und ich hab' auch keine Lust."

„Bleibst du auch zu Hause, Max?"

„Was soll ich mich beeilen? In diese ekelhafte Bude? Uebrigens habe ich mich gestern mit meinem Vater verkracht."

„Max, das nimmt noch ein schlimmes Ende mit dir, dieses ewige Herumraufen mit allen," brummte Moritz unwillig und streng, mit dem Haken im Feuer herumscharrend.

„Was geht dich das an?" schrie die Stimme aus dem anderen Zimmer. Das Bett krachte heftig, und in der Tür erschien die große Gestalt Max Baums, unangezogen und in Pantoffeln.

„Es geht mich sogar sehr an."

„Laß mich in Ruh'. Irritiere mich nicht. Der Karl hat mich, der Teufel weiß wozu, geweckt, und der da fängt wieder zu schimp-

sen an." Er sprach laut, mit einer tiefen, kräftigen Stimme, ging in sein Zimmer zurück, brachte nach einer Weile die Kleider mit heraus, warf sie auf den Teppich und zog sich langsam an.

„Du verdirbst uns das Geschäft, mit deinem ewigen Herumkeifen," begann wieder Moritz und klemmte sich den goldenen Kneifer, der immer wieder herunterrutschte, auf seine spitze, semitische Nase.

„Wo? Was? Wie?"

„Ueberall. Gestern hast du bei Blumenthals laut gesagt, daß die Mehrzahl unserer Fabrikanten einfach Diebe und Betrüger seien."

„Freilich hab' ich's gesagt und werde es immer wieder sagen."

Ein unwilliges, verächtliches Lächeln überflog sein Gesicht, als er Moritz anblickte.

„Du, Max Baum, du wirst das nicht wieder sagen, das darfst du nicht reden, das sag' ich dir."

„Warum?" fragte jener leise und lehnte sich an den Tisch.

„Das will ich dir sagen, wenn du es nicht verstehst. Vor allem, was geht dich das an? Was geht's dich an, ob sie Diebe oder anständige Menschen sind? Wir sind hier in Lodz alle dazu da, um Geschäfte zu machen, um viel zu verdienen. Keiner von uns will hier ewig bleiben. Und jeder macht Geld, wie er's kann und wie er's versteht. Du bist ein Roter, du bist ein Radikaler, Karmin Nr. 4."

„Ich bin ein anständiger Mensch," knurrte der andere und schenkte sich Tee ein.

Borowiecki hatte die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, das Gesicht in seine Hände vergraben und hörte zu.

Moritz drehte sich nach dieser Antwort plötzlich um, der Kneifer fiel ihm herunter und schlug auf die Stuhllehne auf. Er schaute Max mit einem höhnischen Lächeln auf den schmalen Lippen an, glättete mit den spitzen Fingern, an denen Brillantringe glänzten, seinen dünnen, pechschwarzen Bart und flüsterte verächtlich:

„Red kein dummes Zeug, Max. Um Geld handelt's sich hier. Es handelt sich darum, daß du mit deinen Anklagen nicht öffentlich herausplatzt, weil das unseren Kredit schädigen kann. Wir sollen zu dritt eine Fabrik gründen, wir haben nichts, so müssen wir doch wenigstens haben Kredit und Vertrauen bei denen, die ihn

uns gewähren. Wir haben es nötig, jetzt anständige Menschen zu sein. Glatt, sympathisch, gutmütig. Wenn Bormann dir sagt; ‚das gemeine Lodz', dann mußt ihm sagen, daß es viermal gemein ist. Man muß ihm nach dem Munde reden, weil das ist ein fetter Fisch. Und was hast du über ihn zu Knoll gesagt? Daß er ein dummer Bauer ist. Mensch, er ist nicht dumm. Millionen hat er aus seinem Gehirnkasten herausgezogen und besitzt die Millionen, und wir wollen sie auch haben. Jetzt müssen wir ganz ruhig sein, weil wir sie brauchen. Na, mag Karl sagen, ob ich nicht recht habe — mir geht's doch um die Zukunft von uns allen dreien."

„Moritz hat beinahe vollkommen recht," sagte Borowiecki hart und blickte mit seinen kalten, grauen Augen den aufgeregten Max an.

„Ich weiß, daß ihr recht habt, nach Lodzer Art recht habt, aber ihr dürft nicht vergessen, daß ich ein anständiger Mann bin."

„Phrase, eine ganz alte, abgedroschene Phrase!"

„Ein gemeiner Jud bist du, Moritz," schrie Baum heftig.

„Und du bist ein dummer, sentimentaler Deutscher."

„Streitet weiter um Worte," warf Borowiecki kühl ein und zog seinen Mantel an. „Leider kann ich nicht bei euch bleiben. Ich lasse eine neue Druckerei arbeiten."

„Wobei ist gestern unser Gespräch stehengeblieben?" fragte Baum, schon ganz beruhigt.

„Wir gründen eine Fabrik."

„Ja, ich habe nichts, du hast nichts, er hat nichts." Baum lachte laut.

„Dann haben wir doch gerade so viel, ausgerechnet so viel, um eine große Fabrik zu gründen. Was können wir verlieren? Verdienen kann man immer," fügte er nach einer Weile hinzu. „Uebrigens, entweder wir machen ein Geschäft, oder wir machen keins. Sagt es doch noch einmal."

„Wir machen's, wir machen's!" wiederholten beide.

„Was ist denn eigentlich? Ist Goldberg abgebrannt?" fragte Baum.

„Ja, er hat sich die Bilanz gemacht. Ein kluger Kerl. Er kommt zu Millionen."

„Oder endet im Kriminal."

„Dummes Wort!" sagte Moritz ärgerlich und unruhig. „Solche Dinge kannst in Berlin erzählen, in Warschau, aber red nicht davon in Lodz. Das sind unangenehme Worte, verschon uns damit."

Max sagte keinen Ton.

Die Pfeifen begannen wieder ihre scharfen, aufdringlichen Stimmen zu erheben und sangen immer mächtiger den morgendlichen Weckruf.

„Na, also, ich muß weg. Auf Wiedersehen, Kompagnons. Streitet nicht, geht schlafen und träumt von den Millionen, die wir machen werden."

„Wir machen sie! Wir machen sie," sagten beide zugleich. Sie drückten sich fest und freundschaftlich die Hände.

„Das heutige Datum muß man sich notieren. Es wird ein Gedenktag für uns sein."

„Füge da, Max, so einen Zusatz ein, wer von uns zuerst die anderen betrügen wird."

„Du, Borowiecki, bist ein Edelmann. Auf deiner Visitenkarte hast du ein Wappen. Auf der Prokura setzt du sogar dein ‚von' hinzu, und bist doch der größte Lodzermensch von uns dreien," flüsterte Moritz.

„Bist du's etwa nicht?"

„Ich hab's vor allem nicht nötig, davon zu reden, weil ich habe nötig, Geld zu machen. Ihr und die Deutschen, ihr seid gut, aber bloß zum Reden."

Borowiecki schlug den Kragen hoch, knöpfte den Mantel sorgfältig zu und ging.

Der Regen rieselte ununterbrochen herab und schlug schräg gegen die Scheiben der kleinen Häuser, die an diesem Ende der Piotrkower Straße ganz dicht nebeneinander standen. Nur hier und da drängte sich ein Fabrikkoloß dazwischen oder das prachtvolle Palais des Fabrikbesitzers. Auf dem Bürgersteig bogen sich die Reihen der niedrigen Lindenbäume automatisch hin und her; der Wind zauste sie und fegte über die schmutzige, fast schwarze Straße. Die wenigen Laternen ergossen nur kleine Kreise gelben Lichts, in dem der zähe, schlüpfrige Morast aufflackerte. Hunderte von Menschen tauchten in der großen Stille auf und huschten eiligst von dannen, dem Ruf der Pfeifen folgend, die jetzt schon immer seltener ertönten.

„Machen wir's?" wiederholte Borowiecki, blieb stehen und versenkte seine Blicke in das Chaos der Schornsteine, die in der Dunkelheit sich ganz verschwommen abzeichneten, in die schwarzen, unbeweglichen, in ihrer steinernen Ruhe furchtbaren Fabrikmassen, die an allen Enden und Ecken sich erhoben. Von allen Seiten schienen sie mit ihren roten, gewaltigen Mauern vor ihm aus der Erde zu wachsen.

„Morgen!" warf ihm ein Vorbeieilender zu.

„Morgen . . .!" flüsterte er und ging langsam weiter.

Zweifel nagten an ihm. Tausend Gedanken, Ziffern, Möglichkeiten und Kombinationen durchflogen sein Gehirn. Fast vergaß er, wo er war und wohin er ging.

Tausende von Arbeitern krochen plötzlich wie stille, schwarze Schwärme aus den Seitenstraßen hervor, die wie mit Kot angefüllte Kanäle aussahen, und aus den Häusern, die am Ende der Stadt wie Kehrichthaufen herumlagen. Das Geräusch der Schritte, das Geklirr der Blechnäpfe, die im fahlen Licht der Laternen erglänzten, das harte Geklapper der Holzschuhe erfüllten die Piotrkower Straße mit unheimlichen Lauten, mit einem schläfrigen Gemurmel und dem Aufklatschen des Schmutzes unter den Füßen.

Sie überfluteten die ganze Straße. Von allen Seiten kamen sie und drängten sich auf den Bürgersteigen. Mitten auf dem Straßendamm liefen sie und wateten durch Pfützen und Kot. Die einen stellten sich in ungeordneten Haufen vor den Fabriktoren auf, die anderen verschwanden in langen Reihen hintereinander in den Toren, von den aus dem Inneren hervorquellenden Lichtmassen wie verschlungen.

Aus den dunklen Tiefen begannen Lichter aufzuflackern. In dem schwarzen, schweigsamen Fabrikviereck entflammten plötzlich Hunderte von Fenstern und leuchteten wie mächtige Feueraugen. Elektrische Sonnen tauchten in den Schatten auf und funkelten in dem leeren Raum.

Aus den Schornsteinen stieg weißer Rauch auf und verhüllte den ganzen gewaltigen, steinernen Wald, der sich auf tausend Säulen zu stützen schien und vom Zucken des elektrischen Lichts erzitterte.

Die Straßen wurden leer, die Laternen wurden gelöscht, die

letzten Pfeifen verstummten. Nur der Regen und das immer leisere Heulen des Windes unterbrach die Stille, in der die Straße versank.

Wirtshäuser und Bäckereien wurden aufgemacht. Hier und da, in einem kleinen Dachfenster oder in den Souterrains, in die der Straßenkot hereindrang, flackerte ein Licht auf.

Bloß in den unzähligen Fabriken schäumte ein erschöpfendes, fieberndes Leben; das dumpfe Getöse der Maschinen zitterte in der nebligen Luft und drang bis zu Borowiecki, der immer noch in der Straße auf und ab ging und in die Fabrikfenster blickte, hinter denen sich die schwarzen Silhouetten der Arbeiter und die riesenhaften Konturen der Maschinen abzeichneten.

Er hatte keine Lust, an die Arbeit zu gehen. Es war ihm ein angenehmes Gefühl, so herumzuschlendern und an seine zukünftige Fabrik zu denken, sie einzurichten, in Betrieb zu setzen, zu überwachen. Er vertiefte sich so in seine träumerischen Gedanken, daß er manchmal genau die zukünftige Fabrik um sich herum hörte und fühlte. Ganze Stöße von Waren sah er, er sah das Kontor, die Käufer, den wahnsinnigen Betrieb, er sah, wie eine mächtige Welle von Reichtümern auf ihn zuströmte. Er lächelte unbewußt, ein feuchter Schimmer glänzte in seinen Augen. Das blasse, schöne Gesicht erglühte vor tiefer Freude. Nervös strich er sich durch den vom Regen nassen Bart und erwachte.

„Es ist zu dumm," flüsterte er unwillig und schaute sich um, fürchtend, daß jemand seine momentane Schwäche hätte sehen können.

Es war niemand da, aber es tagte schon. Aus dem schwachen, nebligen Morgengrauen begannen allmählich die Konturen der Bäume, der Fabriken und Häuser aufzutauchen.

Am Ende der Piotrkowerstraße bog Borowiecki nach links ab in eine kleine, nicht gepflasterte Gasse, die von ein paar an Schnüren hängenden Laternen und von einer riesigen Fabrik erhellt wurde. Alle Fenster des langen, vierstöckigen Gebäudes leuchteten hell.

Rasch zog er eine mit Farbflecken beschmutzte Bluse an und lief nach seiner Abteilung.

II

„Morgen, Murray!" rief Borowiecki.

Hinter den Reihen beweglicher Kessel, in denen Farben gekocht und gemischt wurden, erschien Murray in eine lange, blaue Schürze eingehüllt. In dem fahlen, von den farbigen Dämpfen durchsättigten elektrischen Licht machte sein langes, sorgfältig rasiertes knochiges Gesicht mit den glänzenden, hellblauen und wie verblaßten Augen den Eindruck einer Karikatur aus dem ‚Punch'.

„Ah, Borowiecki! Ich wollte Sie mal sehen. Gestern abend war ich bei euch. Habe bloß Moritz angetroffen und ging gleich. Den kann ich nicht ausstehen."

„Ein guter Kerl."

„Was schert mich seine Güte! Ich kann seine Rasse nicht ausstehen."

„Wird die siebenundfünfzigste Nummer schon gedruckt?"

„Ja, schon, ich habe die Farbe ausgeteilt."

„Nimmt sie an?"

„Bei den ersten Metern hat sie etwas lackiert. Von der Zentrale kam eine Bestellung für fünfhundert Stück von Ihrem Lahn."

„Ach so, Nr. 24, der meergrüne."

„Und die Filiale Bech hat angerufen und dasselbe verlangt. Werden wir's machen?"

„Heute nicht mehr, wir haben noch andere eilige Sachen zu drukken."

„Man hat wegen dem Barchent Nr. 7 angerufen."

„Ist in der Appretur. Ich muß da gleich hin."

„Ich wollte Ihnen noch was sagen . . ."

„Bitte, bitte," sagte Borowiecki höflich, aber mit einer gewissen Unlust.

Murray faßte ihn unter und führte ihn in eine Ecke, hinter große Fässer, aus denen andauernd Farben geschöpft wurden.

Die ‚Küche', so nannte man diesen Saal, war ganz düster. Unter den niedrig herabhängenden Traufen drehten sich wie unter Stahlschirmen langsam und automatisch breite Kupferquirle, die die Farben in den großen Kesseln umrührten.

Das ganze Gebäude zitterte vom Gang der Maschinen. Leise

huschten die Silhouetten der Arbeiter in den mit Farbflecken beschmutzten Hemden vorbei und verschwanden wie Schatten in der Dämmerung. Polternd kamen Wägelchen heraufgefahren und fuhren schwer beladen mit fertigen Farben, die für die Druckerei und die Färberei bestimmt waren, wieder weg. Ueberall war die Luft von einem schrecklich scharfen Schwefelgeruch durchsättigt.

„Möbel hab' ich gestern gekauft," sagte Murray leise Borowiecki ins Ohr. „Verstehen Sie, für das Wohnzimmer gelbseidene Empire. Fürs Eßzimmer habe ich Eichenmöbel bestellt, im Stile Heinrichs IV. Fürs Boudoir . . ."

„Wann heiraten Sie?" fragte ihn Borowiecki ziemlich ungeduldig.

„Ja, das weiß ich noch nicht. Ich möchte freilich so bald wie möglich."

„Also Sie haben sich schon erklärt?" Ironisch blickte er den buckligen und recht lächerlich aussehenden Engländer an; sein Buckel erschien ihm jetzt ungeheuerlich, und er selbst erinnerte ihn an einen Affen, mit dem langen, hervorstehenden Kiefer und den breiten, beweglichen Lippen.

„So gut wie schon. Sonntags hat sie mir gesagt, wie sie die Wohnung eingerichtet haben möchte. Ich habe sie eingehend ausgefragt. Sie antwortete auf alles so, wie es Frauen tun, wenn es sich um ihre künftige Wirtschaft handelt."

„Das letztemal dachten Sie auch so."

„Ja, aber ich war nicht halb so sicher," beteuerte er innig.

„Na, wenn's so steht, dann gratuliere ich Ihnen. Wann wird man die Braut kennen lernen?"

„Das kommt schon, alles kommt schon mal."

„Ja, deshalb glaube ich auch, daß Sie schließlich und endlich doch mal heiraten werden," sagte er höhnisch.

„Vielleicht kommen Sie morgen zu mir, gut? Ich möchte unbedingt Ihre Ansicht hören über die Möbel."

„Gut."

„Aber wann?"

„Nachmittags."

Murray kehrte zu seinen Farben in das Laboratorium zurück, und Borowiecki lief weiter durch Korridore und Gänge in die

Färberei. Ueberall standen mit von Wasser triefenden Waren bepackte Wägelchen herum. Es wimmelte von Menschen. Auf der Erde lagen Waren in großen Haufen, zum Verladen bereit.

Jeden Augenblick hielt man Borowiecki an, mit allen möglichen Anliegen. Er gab kurze Befehle, entschloß sich in allem schnell, informierte rasch, ab und zu sah er sich eine Farbenprobe an, die ihm ein Arbeiter vorzeigte und entschied kurz: „Gut", oder „noch mehr", und lief weiter, unter den Blicken unzähliger Arbeiter und in dem Lärm der Fabrik, die wie ein hölliſches Chaos brauste.

Alles zitterte, die Wände, die Decken, die Maschinen, die Fußböden. Die Motoren rasselten, die Riemen und Transmissionen zischten, daß es einem ins Mark ging, die Wagen polterten auf dem Asphaltboden, die Schwungräder klirrten, die Triebräder knirschten. Schreie ertönten in diesem Meer sich brechender Schwingungen. Und der heulende Atem der Hauptmaschine dröhnte mächtig.

„Herr Borowiecki!" Er mußte seine Augen anstrengen, denn man konnte inmitten der Dämpfe, die die ganze Färberei einhüllten, fast gar nichts sehen, nur undeutliche Maschinenumrisse. Er wußte nicht, wer ihn rief.

„Herr Borowiecki!"

Jemand faßte ihn am Arm. Er zuckte zusammen.

„Ach, der Herr Rat," flüsterte er, als er den Fabrikbesitzer erkannte.

„Ich renne Ihnen nach, aber Sie laufen gut."

„Die Arbeit, Herr Direktor."

„Ja, ja, ich verstehe das. Todmüde bin ich." Er hielt ihn am Arm fest, schwieg und atmete tief vor Ermüdung.

„Geht's, wie?" fragte er nach einer Weile.

„Es macht sich," warf Borowiecki kurz hin und ging weiter.

Der Fabrikant ließ sich, Borowieckis Arm festhaltend, langsam mitschleppen. Er stützte sich auf einen dicken Stock, schaute vorgebeugt mit seinen runden, roten Habichtsaugen umher und hob sein großes, glänzendes, rundes Gesicht, das ein kleiner Backenbart und ein glatt gekämmter Schnurrbart umrahmte.

„Sagen Sie mal, arbeiten die Watsons gut?"

„Fünfzehntausend Meter drucken sie täglich."

„Wenig," murmelte er leise und ließ Borowieckis Arm los. Er setzte sich auf einen Wagen, der mit rohem Perkal gefüllt war, zog seinen dicken Kaftan zurecht und blieb, auf seinen Stock gestützt, so sitzen.

Borowiecki ging rasch zu den Färberbottichen, über denen auf Walzen aufgewickelte Stoffballen sich drehten und in die Farben tauchten, Gesicht und Hemden der Arbeiter anspritzend. Jene standen regungslos da, mit den hohlen Händen immer wieder das Wasser aus den Bottichen schöpfend, und schauten hinein, ob es noch Farbe enthielt, die der Stoff auffaugte.

Die langen Reihen der Walzen drehten sich beständig im Kreise, mit ermüdender Gleichmäßigkeit. Langgedehnte, verworrene Stoffknäuel schwammen in den Farben, und rote, himmelblaue und ockerfarbene Flecken leuchteten aus dem Nebel auf.

Auf der anderen Seite, hinter einer Doppelreihe von Eisenpfeilern, die im ganzen Saal verteilt, die oberen Stockwerke stützten, standen die Spültröge; weite, lange Kästen mit siedendem, von Soda schäumendem Wasser, mit mechanischen Wäschern, Wringmaschinen und Seifen, durch die die rohen Stoffe hindurchgezogen wurden. Die Spritzer des durch die Klopfer aufgewirbelten Wassers sprühten im ganzen Saal herum und bildeten über den Wäschereien eine so dichte Wolke, daß die Lichter kaum wie Spiegelreflexe leuchteten. Die mechanischen ‚Auffänger' schwirrten. Sie nahmen die gewaschene Ware auf gekreuzten Armen ab und gaben sie an die Arbeiter weiter, die sie wiederum mit dünnen Stangen in große Falten zusammenlegten und auf die fortlaufend herangeschobenen Wägelchen aufluden.

„Herr Borowiecki!" rief der Fabrikant zu einem Schatten, der aus dem Nebel hervordrang. Es war aber nicht Borowiecki.

Er erhob sich und schleppte seine kranken, rheumatischen, angeschwollenen Beine durch den Saal. Wollüstig bewegte er sich in dieser glühenden Atmosphäre, badete seinen kranken Körper in dem mit Dunst, scharfem Farbengeruch und Wasser, das aus den Spülern und Bottichen aufspritzte, angefüllten Saal. Das Wasser triefte von den Wägelchen und klatschte unter den Füßen, von den Decken fiel der Dampf in Strömen fast herab.

Das furchtbare Gerassel der Zentrifuge, die das Wasser aus

dem Stoff preßte, drang wie eine zitternde Klage durch die ganzen Säle, bohrte sich in die Nerven der Arbeiter, die das Ueberwachen der Maschinen völlig aufrieb, und zerschellte an den farbigen, wie Flaggen hin und her wehenden Stoffen in den ‚Auffängern'.

Borowiecki war jetzt in dem anstoßenden Raum, wo auf einer niedrigen englischen Maschine alten Systems ein ordinärer schwarzer Stoff für Herrenanzüge gefärbt wurde.

Durch die unzähligen Fenster drang der Tag herein und legte grünliche Töne auf den schwarzen Dunst und die wie Basaltsäulen regungslos dastehenden Arbeiter. Mit verschränkten Armen schauten sie auf die Maschinen, durch die Tausende von Metern durchgezogen wurden, von den schäumenden, spritzenden, schwarzen Farben zerfressen.

Die Mauern zitterten ohne Unterlaß. Die Fabrik arbeitete mit allen Muskeln.

Die an den Mauern angebrachten Aufzüge verbanden die unteren Räume der Fabrik mit den vier oberen Stockwerken; jeden Augenblick erscholl in einer anderen Ecke des Saales dumpfes Gerassel: die Aufzüge entleerten und verschlangen Wagen, Waren und Menschen.

Auch in den großen Saal begann der Tag hineinzudämmern. Durch die kleinen, angelaufenen Scheiben drang ein schmutziges, fahles Licht. Die Umrisse der Menschen und Maschinen tauchten aus dem Dunst jetzt deutlicher auf. Aber in diesem graugrünlichen Licht, in dem lange Streifen roter Nebel schwammen und der Schimmer der Gasflammen wie eine Staubwolke herumwirbelte, sahen Menschen und Maschinen wie bewußtlos aus, wie Gespenster, die eine furchtbare Macht mit sich riß und trieb; wie Fetzen, wie Staubkörner, wie in einen Strudel geworfene Knäuel von Spänen, die brausend herumgewälzt wurden.

Der Fabrikbesitzer Hermann Buchholz besah sich die Färberei und schleppte sich weiter. Er durchquerte die Pavillons, fuhr in den Aufzügen herauf, ging die Treppen hinunter, ging durch die langen Korridore, sah den Maschinen zu, musterte die Ware, warf manchmal den Leuten einen düsteren Blick zu, manchmal sprach er kurz ein Wort, das wie ein Blitz die ganze Fabrik durchzuckte. Er ließ sich auf Stoffballen nieder und manchmal auf die Türschwellen;

plötzlich verschwand er, um gleich wieder an einem anderen Ende der Fabrik aufzutauchen, bei den Kohlenmagazinen, zwischen den Waggons, die in Reihen an der einen Seite des riesigen, viereckigen, mit Fabrikmauern gleichsam umzäunten Platzes standen.

Ueberall war er. Wie die Herbstnacht, düster und schweigend, ging er umher. Wo er auftauchte, wo er vorbeiging, da verstummten die Gespräche, die Gesichter neigten sich, die Augen sahen nicht mehr, die Gestalten krümmten und bogen sich, als ob sie vor den Strahlen seiner Blicke flüchten wollten.

Er begegnete einigemal Borowiecki, der ständig in der Abteilung hin und her lief. Sie warfen sich freundschaftliche Blicke zu.

Hermann Buchholz mochte seinen Druckereidirektor, mehr noch, er schätzte ihn für ganze zehntausend Rubel, die er ihm jährlich zahlte.

„Das ist meine beste Maschine in dieser Abteilung," dachte er, ihn anblickend.

Er selbst arbeitete nicht mehr. Sein Schwiegersohn leitete die Fabrik. Er kam bloß jeden Morgen aus lebenslänglicher Gewohnheit zusammen mit den Arbeitern herein. Er frühstückte in der Fabrik und blieb bis Mittag da. Nachmittags schlenderte er, — außer wenn er in die Stadt fuhr — in den Kontors, den Läden und in den Baumwollmagazinen herum.

Fern von diesem mächtigen Reich, das er selbst durch die Arbeit seines ganzen Lebens und durch seine industrielle Genialität geschaffen hatte, konnte er nicht leben. Er mußte stets unter seinen Füßen, in sich direkt die unruhigen, zitternden Mauern spüren; wohl fühlte er sich nur dann, wenn er durch das Transmissionen- und Riemennetz sich durchwinden mußte, das die ganze Fabrik umgab, und mitten in dem scharfen Farbengeruch, unter den Haufen roher Stoffe und dem von der furchtbaren Glut erhitzten Schmer.

Jetzt saß er in der Druckerei und blickte, die Hand vorhaltend, in den hellbeleuchteten Saal auf die laufenden Druckmaschinen, auf die mitten in einer drohenden Stille eilig arbeitenden Eisenpyramiden.

Neben jeder Druckmaschine rasselte das Schwungrad einer Dampfmaschine, das silbernen polierten Schildern ähnlich, mit wahnsinniger Geschwindigkeit flimmerte, so schnell, daß man seine Umrisse

nicht sehen konnte. Nur ein silberner Kranz drehte sich unablässig um seine Achse und zerstäubte eine leuchtend funkelnde Wolke.

Die Maschinen gingen mit nie rastender Eile; lange, endlose Stoffstreifen schlängelten sich zwischen den kupfernen Walzen durch, die die Farben des Musters abdruckten, und verschwanden oben in einem höheren Stockwerk in der Darre.

Die Menschen, die von hinten auf die Maschinen die Ware zum Drucken auflegten, bewegten sich schläfrig. Vor den Maschinen standen die Meister. Jeden Augenblick beugte sich einer vor, musterte die Walzen, goß Farben aus den großen Bottichen zu, besah sich die Stoffe und stand dann wieder aufrecht, seine Blicke in die Tausende von Metern versenkt, die mit wahnsinniger Eile dahinrasten.

Borowiecki stürzte immer wieder in die Druckerei, um den Gang der neumontierten Maschinen zu beobachten, verglich die Proben mit den frisch gedruckten Stoffen und erteilte Befehle. Mit einem Wink ließ er manchmal einen Koloß anhalten, musterte ihn genau und ging dann weiter. Der gewaltige Rhythmus der Fabrik riß ihn mit, die vielen Maschinen, die unzähligen Menschen, die deren Gang mit größter, fast andächtiger Aufmerksamkeit folgten, rissen ihn mit, und die Berge von aufgestapelten Waren, die auf Wägelchen befördert wurden und sich durch die vielen Säle von der Wäscherei in die Färberei durchwanden, von der Färberei in die Darre, von da in die Appretur und noch zehn andere Stellen, bis sie endlich fertig verschickt wurden.

Zwischendurch zog er sich in sein Arbeitszimmer zurück, das neben der ‚Küche' lag, und versank dort in Gedanken, in einer Pause zwischen Kombinationen neuer Muster und der Prüfung ausländischer Proben, die in Bücher eingeklebt in Haufen auf allen Tischen herumlagen. Er versuchte an sich zu denken, an das Fabriksprojekt, das er mit seinen Freunden ausführen wollte, aber er konnte seine Gedanken nicht sammeln, nicht für einen Augenblick konnte er in sich hineingehen, denn die Fabrik, deren Getöse bis in sein Arbeitszimmer drang, deren Betrieb und deren Pulsieren er in seinen eigenen Nerven spürte, ja fast in seinem Pulsschlag, ließ es nicht zu. Sie zog jeden unabwendbar mit, sie zwang jeden, der in ihren Bannkreis kam, zum Dienst und zu restloser Hingabe.

Er sprang auf und lief fort, aber der Tag erschien ihm so lang, so langweilig, daß er gegen vier Uhr ins Kontor ging, das in einer anderen Abteilung lag, um ein Glas Tee zu trinken und Moritz anzurufen, er möchte heute ins Theater kommen, wo eine Wohltätigkeitsvorstellung stattfinden sollte.

„Herr Welt ist erst vor einer halben Stunde weggegangen."

„War er hier?"

„Fünfzig Stück Weißwaren hat er verlangt."

„Für sich?"

„Nein, im Auftrage Amfilows, nach Charkow. Eine Zigarre gefällig?"

„Danke, gern. Scheußlich müd bin ich."

Er steckte sich die Zigarre an und setzte sich auf ein Taburett vor einem freien Schreibtisch.

Der erste Buchhalter, der ihm untertänig die Zigarre anbot, stand vor ihm und stopfte sich seine Pfeife. Einige junge Burschen saßen auf hohen Sesseln und schrieben in große, rotlinierte Bücher.

Die Stille, die hier herrschte, das Knistern der Federn und das monotone Ticken der Uhr wirkte auf Borowiecki aufregend.

„Was hört man Neues, Herr Schwarz?" fragte er.

„Rosenberg ist umgekippt."

„Vollständig?"

„Man weiß es noch nicht. Aber ich glaube, er wird sich vergleichen. Na, was wär's denn für ein Geschäft, eine einfache Pleite?" Er lachte leise und stopfte mit dem Finger den feuchten Tabak in seine Pfeife.

„Verliert die Firma was?"

„Das hängt davon ab, wie viel er von Hundert zahlt."

„Weiß es Buchholz?"

„Heute war er noch nicht bei uns. Aber die Hühneraugen werden ihm schon weh tun, wenn er's erfährt; bei Verlusten ist er sehr empfindlich."

„Der Schlag kann ihn treffen," flüsterte einer von den jungen Burschen, über sein Buch gebeugt.

„Das wär' schade."

„Furchtbar schade. Gott verhüt's."

„Er soll nur hundert Jahre leben, hundert Palais haben, hundert Fabriken."

„Und hundert Deubel sollen ihn holen," flüsterte einer leise.

Es wurde ganz still.

Schwarz musterte streng die Schreibenden, dann schaute er zu Borowiecki herüber, als wollte er sich entschuldigen, daß er nichts dafür könne; aber Borowiecki blickte gelangweilt zum Fenster hinaus.

Eine erdrückende Langeweile lastete über dem Kontor.

Die Wände waren bis zur Decke hinauf mit imitiertem Eichenholz verkleidet, voll von Regalen und Büchern, die systematisch eingereiht waren und einen trostlosen Eindruck machten.

Den Fenstern gegenüber stand ein großes, viereckiges Gebäude aus einfachen roten Ziegelsteinen. Grau-rostige, trübe Reflexe fielen ins Kontor. Ueber den asphaltierten Hof, wo ab und zu Wagen vorbeirollten und Menschen eilten, waren nach verschiedenen Richtungen in der Höhe des ersten Stockwerkes Transmissionen gespannt, dick wie Athletenarme. Von ihrem dumpfen Knurren klirrten ständig die Fenster des Kontors.

Hoch oben über der Fabrik hing der Himmel wie ein schweres, schmutziges Tuch, von dem ein feiner Regen rieselte und an den schmutzigen Wänden in noch schmutzigeren Strömen herabfloß. In einer Ecke des Kontors zischte der Samowar über einer Gasflamme.

„Herr Horn, wollen Sie mir Tee geben?"

„Darf ich dem Herrn Direktor ein belegtes Brötchen anbieten?" fragte Schwarz höflich.

„Aber nur ein koscheres, bitte," meinte Horn.

„Das heißt, ein besseres, wie Sie es gewöhnlich essen, Herr ‚von' Horn!"

Horn brachte den Tee und blieb einen Augenblick stehen.

„Was fehlt Ihnen?" fragte ihn Borowiecki, der sich für ihn interessierte.

„Nichts," erwiderte er kurz und warf Schwarz einen feindlichen Blick zu.

„Sie sehen sehr schlecht aus."

„Herrn Horn bekommt die Fabrik nicht. Es ist schwer für einen,

der an Salons gewöhnt ist, sich ans Kontor, an die Arbeit zu gewöhnen."

„Ein Ochs oder ein anderes Vieh kann sich ans Joch gewöhnen, aber einem Menschen fällt es schwer," zischte er wütend, so leise, daß Schwarz es nicht verstand. Dieser blickte aufmerksam vor sich hin, lächelte gezwungen und flüsterte: „Herr von Horn! Herr von Horn! Vielleicht versuchen der Herr Direktor. Das hier ist eine Kombination von Schinken und Poularde. Ausgezeichnet. Meine Frau ist berühmt dafür."

Horn ging weg und setzte sich an seinen Schreibtisch; seine Blicke irrten über die roten Mauern und über die Scheiben, hinter denen Haufen gezupfter, zum Spinnen vorgerichteter Baumwolle weiß schimmerten.

„Geben Sie mir bitte noch Tee."

Borowiecki wollte ihn ausforschen.

Horn brachte den Tee und wollte wieder umkehren, ohne aufzublicken.

„Herr Horn, vielleicht kommen Sie in einer halben Stunde bei mir vorbei."

„Gut, Herr Direktor, ich hatte sogar ein Anliegen und wollte deshalb morgen bei Ihnen vorsprechen. Oder möchten Sie mich vielleicht jetzt anhören?"

Er wollte ihm etwas im Vertrauen mitteilen. Da erschien im Kontor eine Frau, vier Kinder vor sich herschiebend. „Gelobt sei Jesus Christus," flüsterte sie leise. Sie schaute an allen Köpfen, die sich von den Pulten erhoben, vorbei und verneigte sich tief vor Borowiecki, weil er ihr am nächsten stand und am vornehmsten aussah.

„Euer Gnaden, gnädiger Herr, mit einer Bitte komm' ich, von wegen meinem Mann, ihm hat's den Kopf abgerissen in der Maschine. Ich armes Ding mit den Kindern hier. Arm sind wir. Da bin ich halt hergekommen, um Gerechtigkeit zu bitten. Daß der gnädige Herr mir eine Unterstützung geben, wo es meinem Mann den Kopf abgerissen hat. Euer Gnaden, gnädiger Herr," und wiederum verneigte sie sich zu Borowieckis Knien, laut seufzend.

„Raus, schert euch raus, hier werden diese Sachen nicht erledigt!" schrie Schwarz.

„Still sind Sie," rief Borowiecki zu ihm herüber.

„Also ich bitte Sie, seit einem halben Jahre drängt sie sich hier in allen Abteilungen und Kontors herum, man kann sie absolut nicht loswerden."

„Und warum ist das nicht erledigt?"

„Das fragen Sie? Dieser Lump hat absichtlich seinen Kopf unter die Räder gelegt, er hatte keine Lust zu arbeiten, die Fabrik wollte er nur bestehlen! Jetzt sollen wir sein Bettelweib und seine Bankerts unterstützen!"

„Du räudiger Hund, meine Kinder nennt er Bankerts!" schrie die Frau wutschnaubend und ging auf Schwarz los, der sich schleunigst hinter den Tisch zurückzog.

„Seien Sie doch still, Frau! Beruhigen Sie sich, Frau! Und die kleinen Herren sollen nicht weinen," rief er erschrocken, auf die Kinder zeigend, die sich an die Mutter hingen und unmenschlich schrien.

„Euer Gnaden, es ist schon wahr, seit langem geh' ich schon her, und immer versprechen sie mir, daß sie's zahlen werden, immer geh' ich her und bitte, anschwindeln tun sie mich bloß und schmeißen wie eine Hündin zur Tür raus."

„Beruhigt Euch, ich werde heute mit dem Besitzer reden, kommt nach einer Woche wieder, dann kriegt Ihr's ausgezahlt."

„Daß dir der Herr Jesus und die Czenstochauer alles Glück gibt, Gesundheit, Vermögen, Ehre, o du mein liebster gnädiger Herr!" schrie sie, seine Knie umfassend und seine Hände küssend.

Er riß sich los und ging hinaus.

Rührung und Herzlichkeit konnte er nicht ausstehen, und diese Frau berührte in ihm die langsam absterbende, bewußt niedergehaltene Empfindlichkeit.

In seinem Arbeitszimmer schaute Borowiecki zum Fenster hinaus. Es dämmerte plötzlich. Schnee fiel in dicken Flocken herab. Die Wände der Fabrik und der Hof wurden weiß. Hinter dem Portiershäuschen, an dem der einzige Ausgang aus der Fabrik vorbeiführte, bemerkte Borowiecki Horn. Er sprach gerade mit der Frau, die sich jetzt bei ihm für irgend etwas ganz verzückt bedankte und ein Stück Papier in ihrem Mieder verbarg.

„Herr Horn," rief er, den Kopf aus dem Fenster beugend.

„Ich wollte gerade zu Ihnen," begann Horn.

„Was haben Sie der Frau geraten?" fragte er streng.

Horn zögerte einen Augenblick, sein mädchenhaft schönes Gesicht errötete und in den blauen, guten Augen blitzte ein Feuer auf.

„Ich hieß die Frau zu einem Anwalt gehen. Sie soll die Fabrik auf Schadenersatz verklagen, dann wird das Gesetz jene schon zur Zahlung zwingen."

„Was geht Sie das an?" er klopfte leise gegen die Scheibe und biß die Lippen zusammen.

„Was mich das angeht?" Horn schwieg eine Weile. „Jedes Elend und jede Ungerechtigkeit geht mich sehr an, sehr . . ."

„Was sind Sie hier?" unterbrach ihn Borowiecki streng und setzte sich an den langen Tisch.

„Na, ich bin Kontorspraktikant, Herr Direktor wissen's doch am besten," antwortete er erstaunt.

„Na also, Herr Horn, ich glaube, Sie werden die Praxis hier nicht beenden."

„Das ist mir auch schon ganz gleichgültig."

„Aber uns ist es nicht gleichgültig, uns — der Fabrik, in der Sie ein Rad unter vielen Rädern sind! Wir haben Sie nicht aufgenommen, daß Sie sich hier mit Ihrer Menschenfreundlichkeit produzieren, bloß, damit Sie arbeiten. Sie richten hier eine Verwirrung an, wo alles auf genauestem Funktionieren beruht, auf Regelmäßigkeit und Eintracht."

„Ich bin keine Maschine, ich bin ein Mensch."

„Zu Hause. In der Fabrik werden von Ihnen keine Examinas in Menschlichkeit verlangt, keine in Humanität. In der Fabrik braucht man Ihre Muskeln und Ihr Gehirn, und nur dafür werden Sie bezahlt." Er regte sich immer mehr auf. „Sie sind hier ebensogut eine Maschine wie wir alle. Also tun Sie nur das, was Sie angeht. Das ist hier kein Ort für Gefühlsduselei, hier . . ."

„Herr Borowiecki," unterbrach ihn Horn rasch.

„Herr ‚von' Horn! Hören Sie zu, wenn ich zu Ihnen spreche," rief er drohend und warf ein großes Musteralbum ärgerlich auf den Boden. „Buchholz hat Sie hier auf meine Empfehlung hin aufgenommen. Ich kenne Ihre Familie, ich wünsche für Sie das

Beste. Aber Sie sind krank, wie ich sehe, Sie leiden an kindischer Demagogie."

„Wenn Sie das einfache menschliche Mitgefühl so nennen wollen."

„Sie kompromittieren mich mit derlei Ratschlägen, die Sie jedem erteilen, der irgendwelche Ansprüche an die Fabrik hat. Rechtsanwalt hätten Sie werden sollen, dann könnten Sie sich der Unglücklichen und Benachteiligten annehmen, selbstredend gegen gute Bezahlung," fügte er spöttisch hinzu.

Seine ärgerliche Stimmung war plötzlich unter dem eindringlichen Blick der gutmütigen Augen Horns, die ihn fest anschauten, verschwunden. „Uebrigens, lassen wir das. Wenn Sie erst mal länger in Lodz sein werden, die Verhältnisse kennen lernen und sich die Bedrückten genauer ansehen werden, dann werden Sie auch wissen, wie man handeln muß. Und wenn Sie erst das Geschäft Ihres Vaters übernehmen, dann werden Sie mir völlig recht geben."

„Nein, Herr Borowiecki, ich halte es nicht länger in Lodz aus. Das Geschäft meines Vaters werde ich auch nicht übernehmen."

„Was wollen Sie denn machen?" rief Borowiecki erstaunt.

„Ich weiß es noch nicht. Ich muß es Ihnen offen gestehen, obwohl Sie so scharf, viel zu scharf mit mir sprechen, aber das ist ja gleichgültig, ich weiß, daß Sie als Direktor einer so großen Druckerei anders nicht sprechen können."

„Sie verlassen uns also? So habe ich's verstanden. Aber warum, weiß ich nicht."

„Weil ich es einfach nicht mehr aushalten kann bei diesem gemeinen Lodzer Pack. Sie werden mich doch als Mensch einer gewissen Sphäre verstehen. Weil ich eben mit meiner ganzen Seele sowohl die Fabriken als alle Buchholze, Rosensteins, die ganze scheußliche Bande hasse," platzte er heftig heraus.

„Ha, ha, ha, Sie sind ein wunderbarer Kerl, ein wunderbarer!" Borowiecki lachte herzlich.

„Dann rede ich überhaupt nichts mehr." Horn fühlte sich betroffen.

„Wie Sie wollen, jedenfalls ist es besser, weniger dummes Zeug zu reden."

„Auf Wiedersehen."

„Empfehle mich."

„Ha, ha, ha, Sie haben schauspielerische Fähigkeiten!"

„Herr Borowiecki," begann er mit Tränen in den Augen, blieb stehen und wollte noch etwas sagen.

„Was?"

Horn verneigte sich und ging weg.

„Ein kapitaler Gimpel," flüsterte Borowiecki hinter ihm her und ging in die Darre.

Die riesigen, mit glühender und trockener Luft angefüllten blechernen Vierecke brausten wie ferner Donner und spien nie endende Streifen bunter, trockener und steifer Stoffe aus.

Auf den niedrigen Tischen, auf dem Boden und auf den Wägelchen, die leise hin und her glitten, lagen ganze Stöße von Stoffen und leuchteten in der trockenen, hellen Luft des Saales, dessen Wände fast ganz aus Glas waren, in gedämpften Farben, in schwärzlichem Gold, in violettschimmerndem Purpur, in Marineblau, im Ton alter Smaragden — gleichsam wie Haufen matt und dumpf schimmernder Metallplatten.

Still und automatisch bewegten sich die Arbeiter, barfuß und im Hemd, mit aschfahlen Gesichtern, mit erloschenen, von den Farbenorgien gleichsam ausgebrannten Augen, — sie bildeten bloß eine Ergänzung der Maschinen.

Manchmal schaute einer zum Fenster hinaus, in die Welt, auf Lodz, das von dieser Höhe des vierten Stockwerkes im Nebel versank und im Rauch, den tausend Schornsteine, Häuser, Dächer und entblätterte Bäume durchschnitten; dann wieder schauten sie nach einer anderen Richtung, über die Felder, die sich am Horizont verloren — über die grauweißen, schmutzigen, aufgeweichten und grundlosen Flächen, aus denen hier und da rote Fabrikkolosse aufragten; über die fernen Linien der kleinen, still an der Erde kauernden Dörfer, über die Wege, die sich durch die Felder wie ein schwarzes, schmutztriefendes Band wanden und zwischen den Reihen nackter Pappeln sich dahinschlängelten.

Andauernd heulten die Maschinen, und andauernd summten die Transmissionen, die an der Decke befestigt waren und nach anderen Sälen die Kraft hintrugen. Alles bewegte sich im Rhythmus

dieser riesigen Metalldarren, welche die feuchte Ware von der Druckerei aufnahmen und sie trocken wieder ausspien. In dem riesigen, viereckigen, mit traurigen Farben, dem traurigen Licht eines Märztages und den traurigen Menschen angefüllten Saal standen sie gleichsam wie Tempel der allmächtig regierenden Kraft.

Borowiecki fühlte sich verstimmt und prüfte zerstreut die Ware, ob sie nicht zu sehr getrocknet oder angebrannt war.

„Dummer Junge," sagte er in Gedanken an Horn. Manchmal sah er das junge, edle Gesicht vor sich und die blauen Augen, die ihn mit einer stummen, klagenden Enttäuschung vorwurfsvoll anblickten. Das Gefühl einer unklaren Unruhe überfiel ihn. Einige Ausdrücke Horns kamen ihm ins Gedächtnis, als er über diese schweigenden, arbeitenden Menschenmassen blickte.

„So war ich auch," — er dachte an alte, entschwundene Zeiten, ließ sich aber nicht von den gierigen Krallen der Erinnerung packen. Ein höhnisches Lächeln umspielte seine Lippen, und kühl und nüchtern glänzten seine Augen.

„Das ist alles vorbei! Vorbei!" — dachte er mit einem eigentümlichen Gefühl der Leere, wie wenn es ihm um diese Zeiten leid wäre, leid um die nie mehr wiederkehrenden Träume, um die vom Leben erstickten Aufwallungen. — Er verscheuchte die Gedanken und hatte sich wieder in der Gewalt. Er blieb das, was er war, Direktor der Druckerei Hermann Buchholz, ein Chemiker, ein kühler, kluger, nüchterner Mensch, der zu allem bereit war. Ein richtiger ‚Lodzermensch', wie Moritz ihn nannte.

In dieser Stimmung durchschritt er die Appretur. Da kreuzte ihm ein Arbeiter den Weg.

„Was gibt's?" fragte er kurz, ohne sich aufzuhalten.

„Ja, unser Meister, der Herr Puffke, der hat g'sagt, daß vom 1. April ab fünfzehn Arbeiter abgeschafft werden."

„Ja. Neue Maschinen werden aufgestellt, die brauchen nicht so viel Leute zur Bedienung wie die alten."

Der Arbeiter drehte seine Mütze in der Hand herum, wußte nicht, was er sagen sollte, und wagte auch nicht zu sprechen. Aber aufgemuntert durch die Blicke, die ihm von denen, die hinter den Maschinen und hinter den Stoffballen standen, zugeworfen wurden, fragte er, Borowiecki folgend:

„Und was werden wir anfangen?"

„Ihr werdet euch wo anders nach Arbeit umschauen. Nur die werden behalten, die schon länger bei uns arbeiten."

„Wir arbeiten doch auch schon drei Jahre."

„Ich kann euch nicht helfen, wenn die Maschinen euch nicht brauchen. Die arbeiten allein. Uebrigens, bis zum Ersten kann's ja noch anders werden, wenn wir die Bleiche vergrößern," erwiderte er ruhig und stieg in den Aufzug, der mit ihm sofort in die Tiefe sank.

Schweigend sahen sich die Arbeiter an. Unruhe glänzte in ihren Augen. Was wird es morgen geben? Ohne Arbeit: Elend und Not.

„Biester sind's und keine Maschinen. Hunde, verfluchte," flüsterte ein Arbeiter und stieß eine Maschine mit dem Fuß, voll Haß und Wut.

„Die Ware fällt auf den Boden," schrie der Meister.

Rasch setzte der Arbeiter seine Mütze auf, beugte sich etwas herab und fing ruhig wie ein Automat den roten Barchent aus der Maschine auf.

III

Im Restaurant des Hotel Viktoria war es ganz voll.

Die Kellner liefen nach allen Richtungen, in ihren fettigen Fräcken und mit schmutzigen, zerknüllten Servietten. Ab und zu erschienen ihre fleckigen Hemdbrüste über den Köpfen der Gäste.

Andauernd strömten Menschen herein, der Lärm wurde immer größer. Zeitungsausrufer schrien:

„Lodzer Zeitung! Täglicher Kurier!" und wanden sich zwischen den Tischen durch.

„Die Lodzer her!" rief Moritz, der unterm Fenster im Büfettzimmer saß, von einigen Schauspielern umgeben, die ständig in der Kneipe waren.

Er durchflog die Zeitung und schaute ungeduldig auf die Tür. Er wartete auf Borowiecki. Endlich stand er auf und ging ins andere Zimmer, wo er einen Bekannten erblickte.

„Leo, wann bist denn angekommen?"

„Heut früh."

„Wie ist dir die Saison bekommen?" fragte er, sich neben ihn auf ein grünes Sofa niederlassend.

„Aus – ge – zeichnet." Leo legte die Beine auf einen Stuhl und knöpfte seine Weste auf.

„Heut hab' ich an dich gedacht, gestern sprach ich sogar mit Borowiecki über dich."

„Borowiecki! Der von Buchholz?"

„Ja."

„Ich habe gehört, er will selbst was aufmachen."

„Deshalb sprachen wir grad über dich."

„Na, und, worum handelt es sich? Wolle?"

„Baumwolle!"

„Allein?"

„Wie kann man's heut wissen."

„Geld gibt's?"

„Es wird schon welches geben, und unterdessen gibt's was anderes, Kredit . . ."

„Kompagniegeschäft mit dir?"

„Und mit Baum, kennst du den Max?"

„Na ob! Der Wechsel hat einen Fehler, ein Girant ist unsicher! Borowiecki —" setzte er nach einer Weile hinzu.

„Warum?"

„Ein Polack!" sagte er wegwerfend und streckte sich ganz aus.

Moritz lachte lustig. „Da kennst du ihn schlecht, man wird in Lodz von ihm noch viel reden. Ich glaube an ihn wie an mich selbst. Er macht noch 'n feines Geschäft."

„Und Baum, was sagt er dazu?"

„Baum ist ein Ochs, man muß ihn ausschlafen und ausreden lassen und ihm dann eine Arbeit geben. Arbeiten wird er wie ein Ochs. Uebrigens ist er gar nicht so dumm. Du könntest uns viel helfen und selbst viel verdienen. Krongold hat uns schon Offerten vorgelegt."

„Geht nur zu Krongold, das ist 'ne große Person, er kennt all unsere Leut', die Schnittwaren kaufen für hundert Rubel jährlich; er ist ein großer Reisender für Kutno, für Skierniewice. Macht mit ihm ä Geschäft, ich will mich nicht aufdrängen! Ich habe genug

für mich. Ich habe einen Brief von Buchholz bei mir, er will mir eine Agentur für seine Waren für den ganzen Osten geben, und was für Bedingungen!" Fieberhaft begann er sich aufzuknöpfen und in allen Taschen nach dem Brief zu suchen.

„Ich weiß, brauchst nicht suchen. Borowiecki sagte es mir gestern, er hat dich nämlich Buchholz empfohlen."

„Borowiecki! Wirklich? Warum?"

„Weil er ist ein kluger Mensch und denkt an die Zukunft."

„So mir nichts, dir nichts? Er hätt' doch bei so ä Geschäft klotzig verdienen können. Ich hätt' selbst gegeben zwanzigtausend bares Geld, wie ich hier sitze. Was hat er davon? Dabei kennen wir uns fast gar nicht."

„Was er von hat, wird er dir selbst sagen. Das eine kann ich dir bloß sagen, bar nimmt er nichts an."

„Der Edelmann!" flüsterte Leo höhnisch und mitleidvoll und spuckte mitten ins Zimmer.

„Nein, er ist nur klüger, als die klügsten Reisenden und Agenten im ganzen Osten," erwiderte Moritz, mit dem Messer an den Bierkrug anschlagend. „Hast du viel verkauft?"

„So an die vierzigtausend, an die zwanzig in bar, der Rest in besten Wechseln, viermonatigen, mit Safonows Giro! Feines Geschäft." Befriedigt klopfte er Moritz aufs Knie. „Habe auch für dich eine Bestellung. Siehst du, das ist Freundschaft."

„Auf wieviel?"

„Zusammen an die dreitausend Rubel."

„Schnitt- oder Kurzwaren?"

„Kurz."

„Wechsel oder Nachnahme?"

„Nachnahme? Gleich geb' ich dir die Bestellung." Er begann in einer riesigen, verschlossenen Brieftasche zu suchen.

„Was soll ich dir abgeben?"

„Wenn in bar, so reicht ein Prozent, unter Freunden."

„Bares Geld brauch' ich jetzt schleunigst, habe Auszahlungen, aber in einer Woche zahle ich's dir."

„Gut. Hier hast du die Bestellung. Weißt du, in Bialystock hab' ich Luszczewski getroffen, wir sind zusammen nach Lodz gekommen."

„Wo fährt denn der Graf hin?"

„Er ist nach Lodz gekommen, um Geschäfte zu machen."

„Er! Hat wohl zu viel; ich muß ihn mal sehen."

„Nichts hat er. Er kommt rüber, um was zu verdienen."

„Wie heißt nichts? Wir fuhren doch oft — eine ganze Gesellschaft — von Riga zu ihm auf seine Güter. Er war ein großer Herr! Hat er nichts mehr?"

„Er hat schon was! Bissel Gummi von seinen Kutschen, so für Gummischuhe! Ha, ha, ha, ein kapitaler Witz." Er klopfte ihm aufs Knie.

„Was hat er gemacht mit seinem Vermögen? Man schätzte ihn so leicht auf zweihunderttausend ein."

„Jetzt schätzt er sich selbst ein auf zweihunderttausend Schulden, dabei ist es ein anspruchsloser Mann."

„Na, lassen wir ihn. Trinkst du was?"

„Es wäre gut, vor dem Theater."

„Kellner, Kognak, Kaviar, Tartarbeefsteak, Originalporter, Galopp!"

„Moment, ich komm' gleich!" unterbrach ihn Moritz, sprang auf und ging auf einen dicken Herrn zu, der ins Restaurant eintrat und sich im Saal umschaute.

„Gut' Morgen, Herr Müller!"

„Morgen, wie geht's Ihnen, Herr . . ." erwiderte der Fabrikant gleichgültig und schaute sich weiter im Saale um.

„Suchen Sie jemand? Vielleicht kann ich Ihnen Auskunft geben," drängte sich Moritz auf.

„Ich suche Herrn Borowiecki, deshalb bin ich eigentlich reingekommen."

„Wird gleich da sein, ich wart' grad auf ihn. Vielleicht setzen Sie sich an unseren Tisch. Mein Freund, Leo Kohn!" stellte er vor.

„Müller!" warf jener mit einem gewissen Stolz hin und setzte sich.

„Wer wüßte das nicht! Jedes Kind in Lodz kennt so'n feinen Namen," sprach Leo rasch, eifrig sich zuknöpfend, und machte auf dem Sofa Platz.

Müller lächelte voll Nachsicht und schaute auf die Tür, denn soeben erschien Borowiecki in einer Gesellschaft. Sobald er Mül-

ler erblickte, ließ er seine Begleiter bei der Tür stehen und ging mit dem Hut in der Hand auf den Baumwollkönig zu, nach dessen Eintritt es in der Kneipe ruhig geworden war. Alle blickten ihn mit Haß, Neid und Stolz an.

„Fast hätte ich auf Sie warten müssen," fing Müller an. „Ich habe ein Anliegen an Sie."

Er nickte Moritz und Leo zu, mit einem Lächeln empfahl er sich den anderen, nahm Borowieckis Arm und führte ihn aus dem Restaurant hinaus.

„Ich habe in der Fabrik angerufen, es wurde mir gesagt, daß Sie heut früher weggegangen sind."

„Das bedauere ich jetzt lebhaft," erwiderte Borowiecki höflich.

„Ich habe Ihnen sogar geschrieben, eigenhändig geschrieben," fügte er mit Nachdruck hinzu, selbstbewußt, obwohl alle in der Stadt genau wußten, daß er kaum seinen Namen schreiben konnte.

„Den Brief habe ich nicht bekommen, ich bin nicht nach Hause gegangen."

„Ich habe Ihnen das geschrieben, was ich schon einmal erwähnte. Ich bin ein einfacher Mann, Herr ‚von' Borowiecki. Ich will es Ihnen noch mal sagen, kurz und bündig: ich gebe Ihnen tausend Rubel mehr, treten Sie in mein Geschäft ein."

„Buchholz würde mir zweitausend mehr geben, wenn ich bei ihm bliebe," erwiderte Borowiecki kühl.

„Ich geb' Ihnen drei, na, ich geb' Ihnen vier! Hören Sie, viertausend Rubel mehr, das sind ganze vierzehntausend jährlich. Ein schönes Geld!"

„Danke verbindlichst, leider kann ich diesen glänzenden Vorschlag nicht annehmen."

„Bleiben Sie bei Buchholz?" Müller wurde unruhig.

„Nein. Ich kann es Ihnen offen sagen, warum ich Ihre Offerte nicht annehmen kann, und warum ich nicht in der Firma bleibe, — ich gründe selbst eine Fabrik."

Müller blieb stehen, trat etwas zurück, schaute ihn scharf an und fragte endlich leise, mit einer gewissen Achtung:

„Baumwolle?"

„Ich sage nichts weiter, als daß ich Ihnen keine Konkurrenz machen werde."

„Ganz Pomade sind mir alle Konkurrenzen," schrie Müller, an seine Taschen schlagend. „Was können Sie mir machen, was kann mir überhaupt jemand machen? Was kann man Millionen machen?"

Borowiecki erwiderte nichts, lächelte bloß, vor sich hinblickend.

„Was wird's denn für eine Ware sein?" begann Müller und nahm gönnerhaft seinen Arm.

Und so gingen sie auf dem holprigen Asphaltpflaster durch den Hotelhof zum dahinter liegenden Theater, das von einer großen elektrischen Laterne beleuchtet wurde.

Eine große Menschenmenge flutete ins Theater. Ein Wagen nach dem anderen rollte durch das Hoteltor. Schwerfällige und meist sehr fette Männer und Frauen in großer Toilette stiegen aus. Ganz eingemummt, schritten sie rasch mit aufgespannten Regenschirmen über das feuchte, schlüpfrige Pflaster. Der Regen hatte aufgehört, aber ein dichter, klebriger Nebel fiel auf die Erde nieder.

„Sie gefallen mir, Herr ‚von' Borowiecki," sagte Müller, als er keine Antwort bekam. „Sie gefallen mir so sehr, daß ich Ihnen was sagen will: sobald Sie Pleite machen, dann kriegen Sie immer bei mir eine Stelle für einige tausend Rubel."

„Jetzt würden Sie mehr geben, was?"

„Na, jetzt sind Sie auch für mich viel mehr wert."

„Ich danke Ihnen für die Offenheit," Borowiecki lächelte ironisch.

„Aber ich wollte Sie doch gar nicht beleidigen. Ich red' halt das, was ich denke," rechtfertigte sich jener eifrig, als er das Lächeln wahrnahm.

„Ich glaub's Ihnen gern. Wenn ich einmal Pleite mache, so wird es nur deshalb geschehen, um sie ein andermal nicht mehr zu machen."

„Sie sind ein schlauer Kopf, Herr Borowiecki, Sie gefallen mir. Wir könnten zusammen gute Geschäfte machen."

„Ja, was nützt das, wenn wir sie doch jeder für sich machen müssen." Borowiecki verneigte sich tief vor einigen vorbeigehenden Damen.

„Schöne Frauen, diese Polinnen. Die Mode ist auch schön."

„Sehr schön," sagte Borowiecki ernst und schaute ihm in die Augen.

„Ich habe eine Idee! Ich werde sie Ihnen ein andermal sagen," rief Müller geheimnisvoll. „Haben Sie schon ein Billett?"

„Ich habe einen Fauteuil, das Billett wurde mir vor zwei Wochen zugeschickt."

„Wir sind nur zu dritt in unserer Loge."

„Die Damen auch da?"

„Die sind schon im Theater. Ich bin absichtlich zurückgeblieben, um Sie zu treffen. Na, und es ist nichts geworden aus meinen Plänen. Auf Wiedersehen. Besuchen Sie uns in der Loge."

„Selbstverständlich, es wird mir eine angenehme Pflicht sein."

Müller verschwand in dem Theatereingang und Borowiecki kehrte ins Restaurant zurück. Moritz traf er nicht mehr an. Der Kellner richtete ihm aus, daß er auf ihn im Theater warte. Er kehrte um, ging ins Theater und ließ sich in der ersten Reihe neben Moritz und Leo nieder. Leo grüßte unablässig nach allen Seiten und musterte durch das Opernglas zwei Blondinen im ersten Rang.

„Ein Prachtmädel, erstklassig, meine Blondine. Schau, Moritz."

„Kennst du sie näher?"

„Ob ich sie näher kenne? Ha, ha, ha, ich kenne sie aber sehr näher! Mach' mich mit Borowiecki bekannt."

Moritz tat es gleich.

Leo wollte etwas sagen, klopfte auch schon Moritz aufs Knie, aber Borowiecki stand auf, wandte sich dem Saal zu, der von oben bis unten mit dem besten Publikum gefüllt war, das Lodz aufzuweisen hatte, und musterte alle genau. Jeden Augenblick grüßte er nach den Logen und den Fauteuils mit einer unglaublich vornehmen Bewegung.

Ruhig stand er da, im Kreuzfeuer der Operngläser und der von allen Seiten des Theaters auf ihn geworfenen Blicke. Wie in einem frisch eingefangenen Bienenschwarm summte es.

Die elegante Silhouette seiner hohen, gut gebauten, schlanken Gestalt fiel allen auf.

Mit seinem schönen, rassigen, fein geschnittenen Gesicht, das ein wohlgepflegter Schnurrbart verzierte, mit einer gewissen Non-

chalance in Bewegungen und Blicken war er der Typ eines Edelmannes.

Niemand hätte in dieser vornehmen Erscheinung einen Fabrikchemiker vermutet, der als Kolorist nicht seinesgleichen hatte, und um den sich die Baumwollfabriken rissen. Er gehörte sogar zu denen, die auf diesem Gebiet umwälzende Neuerungen einführten.

Die grauen, blauschimmernden Augen, die herben Züge, die fast dunklen Brauen und die hart modellierte Stirn gaben ihm etwas Raubtierähnliches. Man spürte in ihm einen festen, unbeugsamen Willen.

Er schaute erhaben im Theater herum, das in Licht gebadet war, und musterte das bunte, mit funkelndem Schmuck beladene Publikum.

Die Logen glichen mit weichselrotem Samt ausgelegten Blumenkörben, aus denen festlich geschmückte Frauen im Glanze ihrer Juwelen wie Blumen emporwuchsen.

„Karl, was meinst du, wieviel Millionen sitzen heut im Theater?" fragte Moritz leise.

„An die sechshundert," erwiderte dieser, langsam die Gesichter der Millionäre prüfend.

„Hier riecht's wirklich nach Millionen," warf Leo ein, die von dem Geruch verschiedener Parfüms, frischer Blumen und feuchter Kleider durchsättigte Luft tief einatmend.

„Hauptsächlich nach Zwiebeln und Kartoffeln," flüsterte Borowiecki verächtlich und grüßte mit einem furchtbar süßen Lächeln nach einer Proszeniumsloge hin, zu einer auffallend schönen Jüdin in einem schwarzen, dekolletierten Seidenkleid, aus dem blendend weiße, wunderbar geformte Arme und ein mit Brillantenschnüren geschmückter Hals hervorleuchteten. Ueber den Schläfen glänzten Brillanten und in den Kämmen, die die schwarzen, vollen Haare zusammenhielten. An den Ohren funkelten Brillanten von unglaublicher Größe, sie schillerten am Busen, in einer Agraffe, die den Ausschnitt zusammenhielt, und leuchteten an den Armbändern, die die von schwarzen Handschuhen umspannten Arme bedeckten. Die großen, langgeschnittenen Veilchenaugen glühten wie die wunderbarsten Saphire. Ihr Gesicht hatte den warmen Ton reifer Oliven, von dem Rot des Blutes leicht durchsättigt. Die

Stirn war niedrig, die Brauen scharf gezeichnet, die grade Nase war schmal, die Lippen groß und voll.

Mit einem gewissen Eigensinn schaute sie auf Borowiecki, ohne die von allen Logen auf sie gerichteten Blicke zu beachten. Ab und zu warf sie einen flüchtigen Blick ihrem rückwärts in der Loge sitzenden Mann zu, einem Greis von ausgesprochen semitischem Typ, der gesenkten Hauptes in Gedanken versunken dasaß. Manchmal wachte er auf, warf durch seine Brille durchbohrende Blicke in den Saal, zog die Weste über seinem Bauch zurecht und flüsterte zu seiner Frau:

„Lucy, warum stellst du dich so aus?"

Sie tat, als hörte sie es nicht, und musterte weiter die hauptsächlich mit semitischen und germanischen Typen besetzten Logen und Fauteuils oder schaute auf Borowiecki, der ihre Blicke manchmal spüren mußte, denn er wandte sich ihr zu, blieb aber scheinbar kühl und gleichgültig.

„Ein schönes Stück diese Frau Zucker," flüsterte Leo zu Borowiecki. Er hätte sich gern in ein Gespräch mit ihm eingelassen, um näheres über seine Agentur zu erfahren.

„Meinen Sie?" erwiderte dieser kühl.

„Ich seh's ja. Schauen Sie, ihre Büste. Das hab' ich bei Frauen am liebsten, und sie hat eine prächtige Büste, wie Samt, ha, ha, ha."

„Was lachst du?" fragte Moritz neugierig.

Sie brachen ab, denn gerade ging der Vorhang in die Höhe und alle Blicke richteten sich auf die Bühne. Bloß Frau Zucker schaute hinter dem Fächer zu Karl herüber, der es nicht zu merken schien. Das regte sie dermaßen auf, daß sie ein paarmal mit dem Fächer scheinbar zufällig auf die Brüstung schlug.

Er lächelte unmerklich, warf ihr kurze Blicke zu und blickte mit großer Aufmerksamkeit auf die Bühne.

In der Pause stand er auf und wollte zu Müllers in die Loge gehen. Kohn hielt ihn zurück.

„Herr Borowiecki, könnte ich Sie einen Moment sprechen?"

„Nach dem Theater vielleicht. Jetzt habe ich keine Zeit, wie Sie sehen," warf er hin und ging weiter.

„Ein großer Herr der da, jetzt hat er keine Zeit."

„Er hat recht, das ist hier kein Ort für Geschäfte."

„Du bist wohl ganz verrückt geworden, Moritz, wie heißt kein Ort zu Geschäften, für Geschäfte ist überall der richtige Ort. Aber dieser ‚von' Borowiecki, das ist ein Großfürst von Buchholz & Co., große Person."

Borowiecki trat unterdessen in die Müllersche Loge ein. Der alte Müller ging heraus, um ihm Platz zu machen, denn der vierte Platz war schon von einem kleinen, dicken Herrn besetzt.

Er begrüßte Frau Müller, die rückwärts in der Loge schlummerte, und die Tochter, die bei seinem Erscheinen beinahe aufgestanden war.

„Störch."

„Borowiecki."

Namen und Hände kreuzten sich.

Karl nahm Platz und fragte, um überhaupt etwas zu sagen:

„Unterhalten Sie sich gut?"

„Ausgezeichnet, himmlisch!" schrie sie. Ihr rundes, rosiges, einem jungen, frisch geputzten Radieschen ähnliches Gesicht erglühte in einem kräftigen Rot, das von dem hellgrünen Kleid besonders abstach.

Sie hielt verschämt ihr Taschentuch vors Gesicht, um die Röte zu verdecken. Die Mutter warf ihr einen prachtvollen Spitzenschal um, weil es durch die offenen Türen des ganzen Theaters zog, und schlummerte dann weiter.

„Und Sie?" fragte Mada Müller nach einer Weile, ihn mit ihren blauen, richtigen Porzellanaugen anschauend. In diesem Augenblick sah sie mit den blassen, etwas geöffneten Kinderlippen und dem emporgehobenen Gesichtchen wie eine frisch gebackene Semmel aus.

„Ich antworte dasselbe: ausgezeichnet, himmlisch, oder: himmlisch, ausgezeichnet."

„Die spielen gut, was?"

„Ja, wie Amateure halt. Ich dachte, Sie würden auch spielen?"

„Ich wollte so gern, aber es hat mich niemand drum gebeten," sagte sie aufrichtig und sehr betrübt.

„Man dachte wohl daran, aber man wollte eine Absage nicht riskieren. Uebrigens ist es so schwer, bei Ihnen empfangen zu werden, wie bei Hof geradezu."

„Das habe ich Fräulein Mada auch schon gesagt," warf Störch ein.

„Das ist Ihre Schuld, Sie verkehren doch bei uns, Sie hätten es mir sagen können."

„Ich hatte keine Zeit und hab's auch vergessen," entschuldigte er sich offen.

Sie schwiegen. Störch hustete verlegen, beugte sich manchmal vor, um etwas zu sagen, lehnte sich aber wieder zurück, als er sah, daß Borowiecki gelangweilt seine Blicke im Theater herumschweifen ließ und Mada eigentümlich verwirrt war. Sie wollte verschiedenes fragen und erzählen, konnte aber jetzt, wo Borowiecki neben ihr saß und man sie beide aus allen Logen mit besonderem Interesse beobachtete, kein Wort über die Lippen bringen. Endlich fragte sie:

„Treten Sie in unsere Firma ein?"

„Leider habe ich Ihrem Herrn Vater absagen müssen."

„Und Papa rechnete so auf Sie."

„Es tut mir selbst leid."

„Ich dachte, Sie würden Donnerstag zu uns kommen. Ich habe eine Bitte an Sie."

„Kann ich sie gleich hören?"

Er beugte sich zu ihr herab und schaute in die Loge Zuckers hinauf. Lucy fächelte sich eifrig und zankte sich wahrscheinlich hinter dem Fächer mit ihrem Mann, der ab und zu die Weste zurechtzog und sich im Stuhl aufrichtete.

„Ich wollte Sie bitten, mir ein paar polnische Bücher zu empfehlen. Ich habe es Papa schon gesagt. Er sagte, ich sei dumm, ich solle mich ums Haus und die Wirtschaft kümmern."

„Ja, ja. Der Alte hat's gesagt," flüsterte Störch wieder und rückte seinen Stuhl etwas zurück, als ihm Borowiecki einen Blick zuwarf.

„Wozu wollen Sie das wissen, was sollen Sie damit?" Borowieckis Frage klang hart.

„Weil ich es wissen will," erwiderte sie resolut. „Ich will es, und bitte, mich zu informieren."

„Ihr Bruder hat doch sicher in dem neuen Palais auch eine Bibliothek."

Sie lachte sehr herzlich und sehr still.

„Warum finden Sie meine Annahme so lächerlich?"

„Na, weil Wilhelm Bücher nicht ausstehen kann. Einmal ist er auf mich bös geworden und verbrannte mir, als ich mit Mama in der Stadt war, alle meine Bücher."

„Ja, ja. Wilhelm mag keine Bücher, der Prachtkerl."

Borowiecki blickte Störch kühl an und sagte:

„Also gut, morgen schicke ich Ihnen ein Verzeichnis."

„Und wenn es mir daran gelegen wäre, das Verzeichnis gleich zu bekommen, sofort?"

„Dann werde ich Ihnen sofort ein paar Titel aufschreiben, den Rest morgen."

„Sie sind ein braver Junge," sagte sie lustig. Als sie aber sah, daß seine Lippen ein ironisches Lächeln umspielte, wurde sie glühend rot.

Er schrieb ihr die Titel auf eine Visitenkarte mit Wappen, verabschiedete sich und ging hinaus.

Im Gang begegnete er dem alten Schaja Mendelsohn, dem Lodzer Baumwollkönig, den man kurz: Schaja nannte. Es war ein hoher, hagerer Jude mit einem langen, weißen Bart. Ein richtiger Patriarch. Er hatte einen langen, gewöhnlichen Kaftan an, der um seine Fersen schlug. Stets war er dort, wo er vermuten konnte, daß auch Buchholz sein würde, sein gefährlichster Gegner im Königreich der Baumwolle, der größte Lodzer Fabrikant und sein persönlicher Feind. Er kreuzte Borowiecki den Weg, der grüßend an ihm vorbeigehen wollte.

„Ich begrüße Sie. Ist Hermann heute nicht da? Warum?" fragte er in einem scheußlichen Polnisch.

„Weiß nicht," erwiderte Borowiecki kurz. Er konnte Schaja nicht ausstehen, wie er im ganzen, nichtjüdischen Lodz unbeliebt war.

„Empfehle mich," warf Schaja trocken und verächtlich hin.

Borowiecki antwortete gar nichts, ging in den ersten Rang hinauf und trat in eine Loge ein. Moritz und Horn saßen hier in Gesellschaft vieler Damen. In der gesteckt vollen Loge ging es sehr lustig zu.

„Bleiben Sie doch bei uns, das wird noch lustiger," bat eine

der Frauen in einem lila Kleid, mit einem lila Gesicht und lila Augen.

„Lustiger wohl kaum, aber enger nun mal ganz sicher," rief Moritz.

„Geh doch raus, dann gibt's gleich mehr Platz."

„Wenn ich zu Müllers in die Loge gehen könnte, dann täte ich es gleich."

„Das kann ich dir vermitteln."

„Wissen Sie, Fräulein Maria, auf wieviel Fräulein Müller taxiert wird? Hunderttausend Rubel jährlich!"

„Starkes Mädel! Ich würde das Geschäft gleich anpacken," flüsterte Moritz.

„Rücken Sie mal näher zu mir, ich erzähle Ihnen was," raunte die lila Dame Borowiecki zu und beugte sich so tief herüber, daß ihr dunkles, volles Haar Borowieckis Stirn berührte. Den Fächer vorhaltend, flüsterte sie ihm leise etwas ins Ohr.

„Verschwört euch nicht!" rief die Aelteste in der Loge, eine schöne Vierzigjährige im Barockstil, mit einem blendenden Teint, ganz weißem, üppigem Haar und pechschwarzen Augen und Brauen. Sie sah majestätisch und gebieterisch aus und hatte den Vorsitz in der Loge.

„Frau Stephanie erzählte mir interessante Details über die neue Baronin."

„Na, vor allen würde sie es nicht wiederholen," sagte die Barockdame.

„Fräulein Mada Müller geruht, uns durchs Opernglas zu beobachten, da!"

„Sie sieht heute aus wie ein junges, fettes, abgerupftes und in Petersilie eingewickeltes Gänschen."

„Frau Stephanie macht heute die Bissige," flüsterte Horn.

„Und die da, Fräulein Schaja, einen ganzen Juwelierladen hat sie um."

„Sie kann sich zwei Juwelierläden leisten," warf Moritz ein, setzte den Kneifer auf und schaute herab zu der Mendelsohnschen Loge, wo neben dem Vater die älteste Tochter protzig aufgedonnert saß und neben ihr noch ein anderes junges Mädchen.

„Welche von ihnen hinkt?"

„Rosa, die links, die rote."

„Gestern war sie bei mir im Laden. Durchstöbert hat sie alles und nichts gekauft. Ich habe sie mir aber genau angeschaut, sie ist ganz häßlich," sprach Frau Stephanie.

„Sie ist prachtvoll, sie ist ein Engel. Wie heißt Engel, vier Engel ist sie, fünfzehn Engel," schrie Moritz, den alten Schaja nachäffend.

„Auf Wiedersehen, meine Damen. Moritz, komm. Herr Horn bleibt bei den Damen."

„Vielleicht kommen die Herren nach dem Theater zu uns zum Tee," bat die lila Dame, auf Borowiecki blickend.

„Danke vielmals. Morgen komm' ich vorbei, heute geht's nicht."

„Sind Sie zu Müllers bestellt?" flüsterte sie bissig.

„Ins Grand Hotel. Samstag, heute kommt Kurowski, wie gewöhnlich. Ich muß mit ihm furchtbar wichtige Dinge besprechen."

„Das könnten Sie doch im Theater auch. Er ist doch sicher da."

„Er geht ja nie ins Theater. Wissen Sie denn das nicht?"

Borowiecki verneigte sich und ging hinaus; Frau Stephanie warf ihm einen eigentümlichen Blick nach.

Der Akt hatte schon ziemlich lange begonnen. Karl ging auf seinen Platz und setzte sich, konnte aber nicht zuhören, denn auf einmal wurde ringsumher geheimnisvoll geflüstert.

Alle staunten über die Tatsache, daß Knoll, der Schwiegersohn von Buchholz, aus der Loge herausgerufen wurde, wo er ganz allein saß, und daß Großglück, der größte Lodzer Bankier, unbemerkt aus dem Theater verschwunden war.

Er hatte ein Telegramm bekommen und sprang damit sofort zu Schaja.

Leise raunte man sich diese Details zu. Wie ein Lauffeuer liefen sie durch das ganze Theater und erweckten eine dunkle, unerklärliche Unruhe bei den Vertretern der einzelnen Firmen.

„Was ist denn passiert?" fragte man, ohne eine Antwort im Augenblick zu erwarten.

Die Frauen folgten der Vorstellung, die Mehrzahl der Männer aber im ersten Rang und in den Logen blickte unruhig zu den großen und kleinen Lodzer Königen herüber.

Mendelsohn saß gebückt da, die Brille auf der Stirn, glättete

mit einer prachtvollen Bewegung ab und zu seinen Bart und schien ganz in die Vorstellung vertieft.

Buchholz' Schwiegersohn und Nachfolger, Knoll, der allgewaltige Knoll, folgte ebenfalls mit Aufmerksamkeit der Vorstellung.

Müller schien tatsächlich von nichts zu wissen, denn er lachte aus Leibeskräften über die Witze auf der Bühne. Er lachte so herzlich, daß Mada ihm wiederholt zuflüsterte:

„Papa, das geht doch nicht."

„Ich hab' gezahlt, dann kann ich mich doch auch amüsieren," warf er ihr als Antwort zu und amüsierte sich tatsächlich glänzend.

Auch Zucker verschwand. Lucy saß allein in der Loge und blickte wieder auf Borowiecki.

Die kleineren Potentaten und die Vertreter größerer Firmen rückten immer unruhiger auf ihren Plätzen herum. Von einem Ende des Theaters zum andern flog ein Raunen. Jeden Augenblick verschwand jemand unbemerkt und erschien nicht wieder.

Alle beobachteten sich gegenseitig, eine Frage auf den Lippen; immer größere Unruhe bemächtigte sich aller. Keiner wußte warum, obwohl alle überzeugt waren, daß etwas sehr Wichtiges geschehen war. Allmählich ergriff die Aufregung sogar jene, die keine schlechten Nachrichten zu erwarten hatten. Alle verspürten auf einmal das Wanken des Lodzer Bodens, den in letzter Zeit schon so oft Kataklysmen heimgesucht hatten.

Bloß auf den billigen Plätzen verspürte man nichts, unterhielt sich glänzend, lachte ausgelassen und klatschte. Wie eine Welle ergoß sich das Gelächter vom zweiten Rang herab, sprühte in tönenden Kaskaden über die Logen und über das Parkett, auf all die so plötzlich beunruhigten Köpfe und Seelen, auf die sich so breit machenden Millionen, die von Juwelen funkelten, im Bewußtsein ihrer Macht und Größe.

In diesem beweglichen Meer bildeten sich sozusagen Riffe, die ruhig, mit auf die Bühne gerichteten Augen dasaßen. Es waren dies hauptsächlich polnische Familien, die nichts beunruhigen konnte, weil sie nichts zu verlieren hatten.

„Baumwolle ist's," flüsterte Leo zu Borowiecki. „Sehen Sie, die Wolle und die anderen sitzen fast ganz ruhig, sind bloß neugierig. Ich kenne das."

„Frumkin in Bialystok, Lichatschew in Rostowo, Alpasow in Odessa — Pleite!" flüsterte Moritz, der die Nachricht irgendwo erfahren hatte.

Alle drei waren Engroskaufleute, mit die besten Lodzer Abnehmer.

„Wie hoch ist Lodz engagiert?" fragte Borowiecki.

Moritz ging wieder hinaus und kam nach ein paar Minuten zurück. Er war viel blasser, die Lippen verzerrt, in den Augen ein eigentümliches Feuer. Vor Aufregung konnte er seinen Kneifer nicht aufsetzen.

„Noch einer. Rogopulo in Odessa. Firmen wie eingemauert. Alles eingemauerte Firmen."

„Wie hoch?"

„Lodz verliert an die acht Millionen," flüsterte er sehr ernst und versuchte seinen Kneifer aufzusetzen.

„Unmöglich," rief Borowiecki fast laut und sprang von seinem Platz auf. Das Publikum hinter ihm begann zu klopfen und zu zischen. „Wer hat's dir gesagt?"

„Landau, und wenn Landau was sagt, so weiß er es."

„Wer verliert?"

„So ziemlich alle, und am meisten Keßler, Buchholz, Müller."

„Daß man sie aber nicht gehalten hat! Wie kann man so'ne Pleite zulassen!"

„Rogopulo ist geflüchtet, Lichatschew tot, vor Verzweiflung hat er sich totgesoffen."

„Und Frumkin und Alpasow?"

„Weiß ich nicht. Ich hab' euch nur das erzählt, was im Telegramm drin stand."

Die Nachricht hatte sich schon im ganzen Theater verbreitet, alle wußten schon von dem Zusammenbruch.

Jeden Augenblick sah man, wie die Nachricht in irgendeiner Ecke des Theaters wie eine Bombe platzte. Alle erhoben die Köpfe, die Augen funkelten, eigentümlich scharfe Worte fielen hier und dort, die Stühle klappten krachend zurück. Alles stürzte zum Telegraph und zu den Telephons.

Das Theater war fast leer.

Auch Borowiecki fühlte sich durch die Nachricht aufgeregt. Er selbst verlor zwar nichts, aber alle um ihn herum verloren.

„Verliert ihr nichts?" fragte er Max Baum, der sich auf einen freien Platz neben ihm niedergelassen hatte.

„Wir haben ja weiter nichts zu verlieren außer der Ehre, na, und mit dieser Ware wird ja in Lodz nicht gehandelt," erwiderte dieser spöttisch.

„Lodz kracht ja nett an allen Ecken."

„Es kommt bald eine warme Saison."

„Ja, ja. Die Feuerwehr wird was zu tun haben."

„Es wird halt wärmer werden, dann kommt auch der Frühling rascher."

„Das wär' schon gut. Die Kohlen sind so teuer."

„Sie haben gut lachen. So'n Plässier kostet Sie gar nichts."

„Alles schon dagewesen, alles. Die Hälfte geht kaputt und die anderen machen ein gutes Geschäft."

„Wen trifft's denn am meisten?"

„Buchholz, Keßler, Müller."

„Denen kann nie etwas passieren, was kann man ihnen machen?"

„Hol' sie alle der Deibel, was kümmert mich das. Was kann ich dabei verdienen, ob sie was haben oder nicht?"

So kreuzten sich Bemerkungen, Fragen, Ziffern, lustige Blicke derer, die sich über den Ruin der anderen freuten, Vermutungen und Spott.

„Schaja soll für ganze vierhunderttausend Rubel engagiert sein?"

„Das wird ihm gut bekommen für seinen Bauch, er wird die Pferde verkaufen und zu Fuß laufen, dann wird er gleich abnehmen. Braucht er gar nicht mehr nach Marienbad zu fahren."

„Familienschmuck wird billig zu haben sein."

„Wolkmann kann das den letzten Stoß versetzen, er machte schon mit Halbdampf."

„Jetzt kannst du um die Hand seiner Tochter anhalten, Robert, wirst nicht mehr zur Tür rausgeschmissen."

„Mag er noch warten."

So brodelte es im Parkett, in der Masse.

Die Könige saßen ruhig.

Schaja schaute unverwandt auf die Sängerin und begann als

erster zu klatschen, als sie geendet hatte. Dann flüsterte er leise mit Rosa und zeigte, seinen Bart glättend, unmerklich auf Knoll, der, mit den Ellenbogen auf die Brüstung sich stützend, Borowiecki zunickte. Gleich zu Beginn der Pause erschien Karl bei ihm.

„Haben Sie's gehört?"

„Ja." Er begann die Firmen aufzuzählen.

„Dummes Zeug."

„Dummes Zeug, acht Millionen Rubel in Lodz allein?"

„Wir verlieren ja nicht; vor einem Augenblick war Bauer da und sprach von zwanzigtausend."

„Im Theater spricht man von einer Million."

„Ja, Schaja verbreitet das Gerücht, weil er so viel verliert. Dummer Jud."

„Jedenfalls wird es auf Lodz mächtig zurückwirken. Die Firmen werden wie Fliegen fallen."

„Mögen alle verrecken, was schadet uns das?" flüsterte Knoll kühl, blickte auf seine sorgfältig gepflegten Hände und verfolgte unbewußt mit zugekniffenen Augen das Sprühen der Brillanten an seiner linken Hand.

„Ich rede zu Ihnen nicht wie zu einem unserer Leute, sondern wie zu einem Freund. Wissen Sie, wer bei diesem Krach fallen muß?"

„Man nennt keinen Bestimmten."

„Meinetwegen, immerhin werden genug fallen. Morgen werden wir ja sehen, wie viele. Ein lustiger Sonntag wird's sein."

„Wirklich, ein Unglück."

„Für unsere Firma nicht. Bedenken Sie, wer fällt — die Baumwolle. Wer bleibt am Platze — wir, Schaja und ein paar andere. Diese räudige jüdische Schundkonkurrenz ist zur Hälfte verreckt, oder wird gleich verrecken, sie haben sich selbst vergiftet. Eine Zeitlang werden wir mehr Luft haben. Wir werden ein paar neue Sorten bringen, welche die anderen brachten, na, und wir werden um so viel mehr verkaufen. Aber das ist ja eine winzige Kleinigkeit. Wenn sie sich den Hals brechen, so mögen sie doch; wenn sie abbrennen, so mögen sie doch; wenn sie schwindeln, so mögen sie schwindeln; wir bleiben immer da. Uebrigens sind das wenig wichtige Dinge. Es gibt viel wichtigere. Sie werden bald sehen, die

Hälfte der Baumwollfabriken wird stehen bleiben, sehr bald, sehr bald."

Borowiecki schaute ihn an und hörte mit einer gewissen Unruhe zu. Er mochte Knoll und seinen wahnsinnigen Stolz nicht, den ihm das Bewußtsein seiner Millionen verlieh. Nach seinem Schwiegervater der größte Parvenü, war er in dieser Welt der Parvenüs doch der gebildetste, gut erzogen, angenehm im Verkehr, er war aber auch der härteste von ihnen und der größte Ausbeuter aller Arbeitskraft, seiner Mitmenschen und der Beziehungen, die er überall hatte.

„Kommen Sie morgen zu uns zum Mittagessen, ich bitte Sie im Namen meines Vaters; und jetzt seien Sie so freundlich und schauen mal auf die Uhr, wie spät es ist. Ich kann's nicht, sonst würde man denken, ich habe es eilig irgendwohin."

„In paar Minuten elf."

„Wann geht der Kurierzug nach Warschau?"

„Halb eins."

„Ich habe also noch Zeit. Ich will Ihnen sagen, warum für mich die Nachricht von den Bankerotten und den acht Millionen, die Lodz verliert, wenig wichtig sind; es sind nämlich viel wichtigere Nachrichten gekommen . . ." er unterbrach sich plötzlich. „Rede ich zu einem Edelmann?"

„Es scheint mir so, aber ich verstehe nicht den Zusammenhang."

„Sie werden's gleich verstehen. Sie sind unser Freund, wir werden es Ihnen nie vergessen, daß Sie unsere Druckerei emporgebracht haben. Also: vor einer Stunde ist ein Telegramm aus Petersburg gekommen, eine sehr wichtige Sache wurde mitgeteilt, daß nämlich, daß . . . ich gleich rüberfahren muß. Aber ganz im Geheimen," fügte er rasch hinzu. Was er eigentlich sagen wollte, hatte er nicht gesagt. Borowieckis kühler und mißtrauischer Blick hatte ihn stutzig gemacht und so getroffen, daß er sich unruhig aufrichtete, die Krawattennadel zurechtschob und in die gegenüberliegende Loge blickte.

„Eine schöne Frau, diese Frau Zucker."

„Schöne Brillanten hat sie."

„Also Sie kommen morgen zum Alten?"

„Ganz sicher."

„Er hat da irgendein besonderes Anliegen. Sie gehen schon? Seien Sie doch bitte so freundlich und richten meinem Kutscher aus, er möchte auf mich warten. Na, auf Wiedersehen. In paar Tagen bin ich wieder da. Also, Stillschweigen, Herr Borowiecki."

„Selbstverständlich."

Borowiecki verließ die Loge mit einem Gefühl der Enttäuschung. Er fühlte, daß Knoll ihm nicht alles gesagt hatte.

„Was ist das für eine Nachricht? Wozu fährt er hin? Warum hat er es mir nicht gesagt?" dachte er und versank vergeblich in allerlei Vermutungen. Er wartete den Aktschluß nicht ab und ging hinaus. Bald kehrte er aber um und erschien bei Frau Zucker in der Loge.

„Ich dachte, Sie hätten mich vergessen," sagte sie vorwurfsvoll, ihre großen, wundervollen Augen auf ihn heftend.

„Wäre das möglich?"

„Bei Ihnen ist alles möglich."

„Sie verdammen mich. Freunden und Feinden glauben Sie."

„Die kümmern mich nicht. Ich habe nur gesehen, daß Sie hinausgegangen sind."

„Aber ich kam zurück, ich mußte zurückkommen," flüsterte er leiser.

„Ins Theater. Haben Sie etwas vergessen?"

„Zu Ihnen."

„So?!" flüsterte sie innig, und ein freudiger Glanz schimmerte in ihren Augen.

„Sie haben noch nie so zu mir gesprochen."

„Ich wünschte es aber schon längst."

Mit einem küssenden Blick umfing sie sein Gesicht. Er spürte gleichsam einen warmen Hauch auf seinen Lippen.

„Sie sprachen drüben von mir, im Parkett, mit Herrn Welt, ich fühlte es."

„Wir sprachen von Ihren Brillanten."

„Nicht wahr, niemand in Lodz hat so schöne?"

„Außer der Frau Knoll und der Baronin," antwortete er bissig und lächelnd.

„Wovon habt ihr noch gesprochen?"

„Von Ihrer Schönheit!"

„Sie scherzen."

„Ich kann nicht scherzen, wenn ich liebe," sprach er mit gedämpfter Stimme und ergriff ihre herabhängende Hand. Sie entriß sie ihm rasch und schaute mit weiten Augen nach allen Seiten, wie wenn die Worte im Saal gefallen wären.

„Ich empfehle mich," sagte er und stand auf. Er war ärgerlich und fühlte, er hatte eine Dummheit begangen, daß er ihr das so offen und ohne Vorbereitung gesagt hatte. Aber sie wirkte wie betäubend auf ihn.

„Wir gehen zusammen heraus, gleich," sagte sie kurz, nahm ihren Schal auf, die Bonbonniere und den Fächer und verließ die Loge.

Schweigend zog sie sich an. Borowiecki wußte nicht, was er sagen sollte. Er blickte bloß auf sie, auf ihre Augen, die fortwährend im Ausdruck wechselten, auf ihre prachtvoll geformten Arme, auf die schimmernden Lippen und auf ihre wundervoll entfalteten Glieder.

Als sie den Hut aufgesetzt hatte, reichte er ihr den Abendmantel. Sie lehnte sich leicht zurück, um ihn umzulegen. Ihr Haar berührte bei dieser Bewegung seine Lippen, erglühend zuckte er leicht zurück, und sie fiel, die Stütze verlierend, mit dem Rücken auf seine Brust. Er fing sie rasch in seinen Armen auf und sog sich in ihrem Nacken fest, der unter den verzehrenden Küssen sich bog und straffte.

Sie schrie leise auf und preßte sich mit solcher Wucht an ihn, daß er taumelte.

Plötzlich entwand sie sich seiner Umarmung.

Sie war weiß wie Marmor, atmete tief, und unter den halbgeschlossenen Lidern flammten verzehrende Gluten.

„Begleiten Sie mich zum Wagen," sagte sie, ohne ihn anzuschauen.

„Bis ans Ende der Welt."

„Knöpfen Sie mir die Handschuhe zu."

Er versuchte es, konnte aber weder die Knopflöcher noch die Knöpfe finden. Mit einem Arm lehnte sie sich an die Wand und bog den Kopf etwas vor, mit einem sonderbaren Lächeln auf den brennenden roten Lippen . . . Dann durchzuckten sie Schauer und sie lehnte sich fester, wie entsetzt an die Wand, sonderbare Schatten spielten auf ihrem Gesicht und verschwanden um ihren Mund.

„Gehen wir," flüsterte er.

Er brachte sie bis zum Wagen, half ihr einsteigen und flüsterte, ihre Hand mit heißen Küssen bedeckend: „Seien Sie mir nicht böse, ich beschwöre Sie."

Sie erwiderte nichts, hielt seine Hand aber so fest, daß er ohne Ueberlegung in den Wagen sprang und die Tür hinter sich zuwarf.

Die Pferde zogen an.

Borowiecki war furchtbar erregt. Er hatte keine Zeit, sich klar zu werden, konnte übrigens seine Gedanken im Moment gar nicht fassen und wußte bloß, daß sie bei ihm war, daß sie in einer Ecke des Wagens zusammengekauert, weit von ihm weg saß. Er hörte ihren ungleichen, schnellen Atem. Hin und wieder leuchtete ihm im Schein der Straßenlaternen ihr Gesicht und die großen Augen entgegen, die ins Leere blickten.

Er wollte sich beherrschen, wollte den Kutscher rufen, suchte unbewußt nach dem Drücker, um die Wagentür zu öffnen und einfach fortzulaufen, hatte aber weder die Kraft noch den Willen dazu.

„Werden Sie es mir verzeihen," fing er langsam an und suchte ihre Hände, die sie unter dem Abendmantel versteckt hatte.

Sie erwiderte nichts, hüllte sich fester in den Mantel, als ob sie die wahnsinnige Lust, sich ihm in die Arme zu werfen, in sich verschließen, zurückdrängen wollte.

„Sie werden es mir verzeihen," wiederholte er leiser und rückte näher heran.

Er zitterte am ganzen Körper und konnte nicht mehr sprechen. Als sie ihm die Antwort schuldig blieb, raunte er ihr ganz leise und innig zu: „Lucy! Lucy!"

Sie schauerte zusammen, ließ den Abendmantel los, der von ihren Armen herabglitt, und warf sich ihm mit einem tiefen, durchdringenden Schrei an die Brust.

„Ich liebe dich, ich liebe!" flüsterte sie, ihn leidenschaftlich umarmend.

Ihre Lippen einte ein langer, verzehrender Kuß.

„Ich liebe dich, ich liebe!" wiederholte sie und koste den süßen Klang der Worte, sein Gesicht mit brennenden Küssen bedeckend.

Sie lechzte schon lange nach Küssen, Liebkosungen und Liebe und dachte jetzt, wo es schon geschehen war, an nichts mehr, erinnerte sich an nichts mehr, küßte ihn bloß wie toll.

„Nein, sprich jetzt nicht, jetzt nicht. Ich will sprechen, ich allein, rufen will ich, stets und immer, ich liebe dich! Vor aller Welt kann ich's wiederholen, alles ist mir jetzt schon gleich. Ich weiß, daß auch andere dich lieben, daß du eine Braut hast. Was schert mich das! Ich liebe dich! Ich liebe nicht deshalb, damit auch du mich liebst, nicht, weil ich mir das Glück wünsche, nicht deshalb — ich liebe dich, ich liebe und nichts mehr. Ich brauche die Liebe, wie sie jeder Mensch braucht. Du bist mir alles. Auf die Knie falle ich vor dir und werde es dir so lange wiederholen, so aufrichtig, bis du es glaubst und selbst mich zu lieben anfängst. Willst du? Ich kann nicht mehr heucheln, ich kann nicht mehr leben ohne dich, ohne Liebe. Ich liebe dich, du mein Einziger, du mein Herr."

Sie sprach verworren, rasch, bewußtlos. Sie hüllte sich in den Mantel und warf ihn wieder ab, rückte von Borowiecki weg und umarmte ihn wortlos wieder. Vor Glück strahlend, preßte sie sich an ihn und küßte ihn.

Von diesem wahnsinnigen Ausbruch der Leidenschaft gepackt, bezaubert von der großen und brennenden Liebe, von der Stimme, die ihn glühend durchdrang, und den Küssen, die ihn betäubten, ließ sich Borowiecki von seinem Temperament fortreißen und raste wie sie.

Ihre Küsse gab er ihr so toll zurück, daß sie in seine Arme wie tot zurücksank.

„Ich liebe dich, Lucy, ich liebe!" wiederholte er und wußte selbst nicht, was er sagte.

„Sprich nicht, küsse mich, sprich nicht, küsse mich," rief sie in höchster Verzückung.

Ihre Stimme brach sich und dröhnte und schluchzte in unsagbarer Liebe, und sang das glühendste Lied der Liebe.

„So gesehnt habe ich mich nach diesem Augenblick, so viele Monate hab' ich dich begehrt, so viele Jahre auf dich gewartet, so gelitten habe ich. Küsse mich! . . . Fester . . . Fester . . . Ach! gern würd' ich jetzt sterben," schrie sie wild.

Langsam rollte der Wagen über eine der schmutzigsten und holprigsten Straßen, wo nicht einmal Laternen brannten. Bloß die Wagenlichter warfen einen goldenen Glanz auf die bewegliche,

flüssige und tiefe Schmutzschicht, die bis zu den Scheiben aufspritzte.

Niemand ging die Straße entlang, niemand fuhr vorbei. Die großen Hunde, die die Läden bewachten, bellten dumpf den Wagen an. Man hörte, wie sie vor Wut, daß sie nicht auf die Straße heraus konnten, an die Tore sprangen und an den Brettern kratzten.

Jene sahen nichts und hörten nichts, versanken in der Flut des plötzlich alles verhüllenden Nebels und ließen sich von ihr fortreißen.

„Lucy!"

„Küsse mich!"

„Liebst du?"

„Küsse mich!"

Nur solche Worte drangen ihm aus der Seele, von einem verzehrenden Feuer durchsättigt.

„Nimm mich, Karl, nimm mich ganz und für immer."

Sie bemerkten es nicht einmal, daß der Wagen anhielt.

Sie waren am Zuckerschen Palais, in der Gegend des Stadtparkes vorgefahren.

„Komm zu mir," flüsterte sie, seine Hand festhaltend.

Aus Gewohnheit schob er, ohne es zu wissen, die zweite Hand in die Tasche, in der er den Revolver trug.

„August, Sie warten auf den Herrn," rief sie gebieterisch dem Kutscher zu.

„Komm, es ist niemand da," sie sprach mit Nachdruck, „er ist weggefahren. Außer der Dienerschaft ist niemand im Haus."

Sie ließ seine Hand los, als die Diener die Tür öffneten.

„Die Lichter anstecken im orientalischen Salon. Sofort Tee servieren."

Als der Lakai verschwunden war, warf sie sich Borowiecki um den Hals, küßte ihn leidenschaftlich und schob ihn in einen kleinen Korridor, der mit Teppichen belegt und rot ausgeschlagen war.

„Ich komme sofort. Ich liebe dich!" rief sie ihm nach und verschwand.

Langsam legte er ab, steckte den Revolver zu sich und trat durch eine Tür, die sich vor ihm öffnete, in einen gedämpft beleuchteten Salon.

Ein weißer, dicker Teppich aus Widderfellen dämpfte jeden Schritt.

„Das ist ja ein richtiges romantisches Abenteuer!" flüsterte er, sich auf einem persischen, mit Gold und Silber inkrustierten Ebenholzsessel ohne Lehne niederlassend.

Er fühlte sich furchtbar abgespannt.

„Eine interessante Frau, eine interessante Szene," dachte er und begann, sich im Zimmer umzuschauen.

Das Boudoir war mit solchem Luxus eingerichtet, daß es sogar in einer Stadt wie Lodz, wo es prachtvolle Wohnungen in Massen gab, Entzücken hervorrufen konnte. Die Wände waren mit Seide in einem warmen Gelb überspannt. Künstlerisch verteilte, rotviolette Fliederzweige waren in dicker Seide darauf gestickt. Ein großes, breites Sofa nahm eine ganze Wand ein. Darüber erhob sich ein gelber, grün gestreifter Baldachin, als Zelt drapiert. Goldene Hellebarden stützten ihn. Von der Decke des Zeltes hing eine Lampe aus gelben, rubinroten und grünen Glasscheiben herab und verbreitete ein sonderbar müdes Licht.

„Krämerjuden," flüsterte er verächtlich, mit einer beinahe neidischen Verachtung, durch diesen Luxus gereizt. Trotzdem aber schaute er neugierig umher. Phantastische, kostbare Geräte von orientalischen und japanischen Formen lagen umher, im Verhältnis zur Größe des Raumes in übertriebener Menge.

In Haufen lagen Seidenkissen in schreiend chinesischen Farben auf dem Sofa und auf dem weißen Teppich zerstreut. Die grellen Flecke hoben sich wie verschüttete Farben ab.

Ambraduft und Violette de Perse mit Rosengeruch vermengt durchtränkte den Raum.

An einer Wand glänzten orientalische, sehr kostbare Waffen. Sie waren um einen großen, runden, sarazenischen Stahlschild angeordnet, der mit Gold eingelegt und so poliert war, daß er selbst in dem gedämpften Licht schimmerte und die goldenen Ornamente, die Rubinenschnüre und die blassen Amethystenreihen, die seinen Rand verzierten, funkelnd erstrahlten.

In einer Ecke hockte mit gekreuzten Beinen, an einen riesigen Fächer aus Pfaufedern gelehnt, eine Buddhastatue, die ganz vergoldet war.

In einer anderen Ecke stand eine große japanische Blumenvase aus Bronze, von goldenen Drachen getragen, mit blühenden schneeweißen Azaleen gefüllt.

„Die gnädige Frau lassen Herrn Direktor bitten," flüsterte ein alter, glattrasierter Lakai, vor Borowiecki sich verneigend, und schob eine schwere Portiere aus gelbem Samt, mit gelben Chrysanthemen bemalt, zurück.

„Ach, Josef, sind Sie jetzt hier?" fragte Borowiecki den Lakai, den er früher bei anderen Bekannten schon gesehen hatte.

„Die anderen Juden hab' ich satt bekommen," flüsterte er leise und mit einer Verbeugung.

Karl lächelte und ging ins Eßzimmer herüber. Lucy war noch nicht da. Er vernahm nur eine schrille, durch die Wände gedämpfte Stimme in den anderen Räumen.

„Was ist das?" fragte Borowiecki aufhorchend, ganz unwillkürlich.

„Die gnädige Frau spricht mit dem Zimmermädchen," erklärte Josef mit einem so kalt höhnischen Gesichtsausdruck, daß es Borowiecki merkte und nicht weiter fragte.

Das lange Warten machte ihn ungeduldig; er setzte sich und bemerkte auf dem Boden neben dem Tisch ein Stück Papier, hob es auf, um es wegzulegen, und warf dabei unwillkürlich einen Blick darauf.

Es war ein Telegramm in der Chiffre der Firma Buchholz geschrieben, die nur in Fällen von außergewöhnlicher Wichtigkeit angewandt wurde. Borowiecki kannte sie und war nicht wenig erstaunt.

„Was macht das Telegramm hier?"

Er kehrte es um. Die Adresse war: Buchholz — Lodz. Nunmehr las er es ohne Bedenken:

„Der Rat hat heute den Beschluß gefaßt. Zoll für amerikanische Baumwolle, die über Hamburg und Triest eingeführt wird, ist um 25 Kopeken in Gold für ein Pud erhöht worden. Durchführung in zwei Wochen. Frachttarif Durchfuhr von der Westgrenze bis zu 20 Kopeken von Pud und Werst. Einführung in einem Monat. Bekanntmachung in einer Woche."

Borowiecki schob das Telegramm in die Tasche und sprang bestürzt vom Stuhl auf.

„Eine furchtbare Nachricht, halb Lodz wird fallen," flüsterte er.

Jetzt verstand er, warum Knoll ihm von dieser Nachricht nichts erwähnt hatte. Er hatte Bedenken, sie ihm anzuvertrauen. „Nach Hamburg ist er gefahren, um Baumwollvorräte einzukaufen. Alles wird er aufkaufen, was nur zu haben sein wird, und wird die kleinen Fabrikanten in seiner Hand haben. Was für ein Geschäft! Was für ein Geschäft! Jetzt Geld haben, hinfahren und einkaufen," dachte er, und es begann in ihm zu kochen vor wahnsinniger Ungeduld, vor unbändiger Gier, mit dieser Nachricht, die er zufällig erfahren hatte, ein Vermögen zu machen. „Geld! Geld!" rief er in Gedanken, vom Stuhl auffahrend.

Seine Augen glänzten fieberhaft. Er zitterte am ganzen Körper vor Aufregung. Sein erster Impuls war, fortzulaufen, in die Stadt, Moritz abzufangen und mit ihm das Geschäft zu besprechen.

Vielleicht hätte er sich von dieser Aufwallung fortreißen lassen, wäre nicht gerade Lucy erschienen. Sie stürzte in das Eßzimmer und warf sich ihm um den Hals.

„Hast warten müssen, verzeih. Ich mußte mich ganz umziehen." Sie küßte ihn und wies ihm, als der Lakai eingetreten war, um den Tee einzuschenken, mit einer ganz ruhigen Bewegung neben sich einen Platz an. Sie trug einen blaßgelben Schlafrock mit sehr weiten Aermeln, die mit Cremespitzen und Türkisen in Reihen besetzt waren. Eine Goldschnur hielt die Taille zusammen. Die vollen, üppigen Haare waren in einen griechischen Knoten gebunden und durch Brillantkämme festgehalten. Auf dem entblößten Hals funkelte dasselbe Brillantkollier, das sie im Theater trug. Ab und zu fielen die Aermel zurück und entblößten ihre schönen Arme bis zum Ellenbogen.

Reizend, berauschend war sie, aber Borowiecki beachtete es kaum. Ihre Fragen beantwortete er einsilbig, trank hastig den Tee und wollte nur so schnell wie möglich davonlaufen.

Die Nachricht brannte in ihm wie Feuer.

„Was haben Sie?" fragte Lucy, als sie seine Zerstreutheit bemerkte.

„Ich bin glücklich!" flüsterte er.

Sie begannen zu sprechen, aber das Gespräch stockte immer wieder.

Der Lakai störte sie, und ihn peinigte die Unruhe und der Zwang, den er sich antat, jetzt hier sitzen zu bleiben, wo er im Besitz eines so großen Geheimnisses war, in einem Augenblick, wo der Zoll von acht Kopeken auf fünfundzwanzig erhöht wurde.

„Vielleicht gehen wir ins Boudoir," raunte sie ihm zu, als sie mit dem Tee fertig waren.

Mit so wunderbar schimmernden Augen schaute sie ihn an, ihre purpurnen Lippen brannten in so sonderbarem Glanz, daß Borowiecki, der aufgestanden war, um sich zu verabschieden, den Kopf senkte und ihr folgte.

Er konnte dem Reiz nicht widerstehen.

Sobald sie allein waren, riß ihn ihre Glut und Leidenschaft wieder fort, doch nur für einen Augenblick. Denn während sie ihn in unsagbarster Verzückung küßte, vor ihm auf die Knie fiel, ihn umarmte, laut verworrene Worte ausstieß, die ihr die Leidenschaft eingab, und, von ihrer eigenen Kraft überwältigt, in Verzückung raste — galten seine Gedanken der Baumwolle. Er überlegte, wo wohl jetzt Moritz zu finden wäre, wo er das Geld für den Baumwolleinkauf herbekommen konnte.

Er erwiderte ihre Liebkosungen und Küsse, warf ab und zu ein glühendes Wort hin, tat es aber fast mechanisch, wie bei ähnlichen Gelegenheiten. Sein Herz erfüllten im Augenblick ganz andere Dinge.

Mit der Intuition sehr leidenschaftlicher, sinnlicher Naturen spürte sie trotz der unbändigen Glut, die sie überwältigte, — daß etwas sie trennte. Mit noch größerer Lust gab sie sich deshalb hin, als ob sie auch sein Gefühl ersetzen wollte. Alle Macht des weiblichen Reizes entfaltete sie, die Macht einer liebenden Frau, einer Sklavin, die sogar die Fußtritte ihres Herrn und Gebieters mit einem Aufschrei des Glücks hinnimmt, einer Frau, für die es das höchste Glück bedeutet, durch die Kraft, die Gewalt und die Macht ihres Temperaments den Geliebten sich zu erobern.

Endlich siegte sie.

Borowiecki vergaß die Fabrik, die Baumwolle, die Zölle, die ganze Welt, und gab sich dieser Liebe mit der ganzen Wucht schein-

bar kühler Menschen hin, die in allen Lagen sich stets und ganz in der Gewalt haben.

„Ich liebe dich," wiederholte sie immer wieder.

„Ich liebe dich," erwiderte er und fühlte, daß er in diesem Augenblick zum erstenmal dieses Wort aufrichtig aussprach.

So saßen sie lange in dem stillen Boudoir, in dem großen Schweigen der Nacht. Ein sonderbarer Glanz lag auf der Buddhastatue, und über ihr blickten immer trauriger und geheimnisvoller die Augen der Pfauenfedern.

IV

Es war gegen vier Uhr, als Borowiecki auf die Straße trat. Der Kutscher, dem es zu lang gedauert hatte, war fort.

Dumpf heulte der Wind und fegte über die Pfützen mit solcher Kraft, daß der Schmutz an die Zäune spritzte und auf den engen Steg, der als Bürgersteig diente.

Borowiecki fröstelte. Einen Augenblick blieb er vor dem Hause stehen. In dem Dunkel sah er nichts außer dem flackernden Schmutz, den schwarzen übereinandergetürmten Gebäuden in der Ferne und den Fabrikschornsteinen, die sich von dem grauen, trüben Himmel undeutlich abhoben. Am Himmel flogen Wolken wie zerfetzte Ballen schmutziger Baumwolle in furchtbarer Eile dahin.

Er war noch betäubt, blieb immer wieder stehen, lehnte sich an den Zaun und raffte seine Gedanken zusammen. Immer wieder schauerte er, immer wieder fühlte er ihre Umarmungen, seine Lippen brannten. Mit zugekniffenen Augen tappte er vorsichtig vorwärts, immer noch wie berauscht. Erst das Hundegebell hinter den Zäunen ernüchterte ihn und riß ihn aus dieser sonderbaren Stille heraus, die einen nach sehr starken Erschütterungen überkommt.

„Kurowski schläft sicher schon," flüsterte er unwillig, denn er erinnerte sich, daß er gleich nach dem Theater zu ihm ins Grand Hotel gehen sollte.

„Daß ich dieses Spiel nur nicht mit der Fabrik bezahlen muß,"

dachte er und begann rasch zu laufen, ohne auf die Pfützen und die holprige Straße zu achten.

In der Piotrkower Straße fand er eine Droschke. Schleunigst ließ er sich ins Hotel fahren.

„Und das Telegramm?" plötzlich erinnerte er sich wieder daran und las es noch einmal beim Schein der Laterne. „Kehr' um und fahre die Piotrkower entlang. Vielleicht ist er schon zu Haus." Er dachte an Moritz. Das Fieber packte ihn wieder.

Den Kutscher ließ er auf alle Fälle warten und klingelte hastig an der Tür. Kein Mensch öffnete. In hellster Aufregung riß er die Glocke herunter und rüttelte aus allen Kräften am Eingangstor. Endlich, nach langem Warten öffnete Matthias.

„Herr Moritz da?"

„Is' zum Schabbes, da haben ihn die Juden wohl nicht losgelassen. Ach so, Herr Moritz, ja!"

„Ob Herr Moritz da ist? Antworte," schrie Borowiecki wütend den betrunkenen Matthias an, der mit dem Licht in der Hand und geschlossenen Augen ihm folgte. An seinem grün und blau geschlagenen Gesicht klebte trockenes Blut.

„Herr Moritz, ja, natürlich, ich verstehe, Herr Moritz, meinen, — ach so!"

„Vieh!" schrie Borowiecki und schlug ihn kräftig ins Gesicht.

Der Mann taumelte und fiel mit dem Gesicht gegen eine Tür.

Moritz war nicht da, bloß Baum schlief angezogen auf einer großen Ottomane im Eßzimmer, eine Zigarette zwischen den zusammengepreßten Zähnen.

Auf dem Tisch, auf dem Boden und auf der Kredenz standen Teller und Reihen von leeren Flaschen. Der Kamin des Samowars war mit einem grünen Damenschleier umwickelt.

„Oho! die Antka war da, lustig muß es hergegangen sein. Max Max," rief er laut, den Schlafenden schüttelnd.

Max rührte sich nicht, schlief ruhig und schnarchte mächtig.

Endlich packte ihn Borowiecki, aufgeregt durch die fruchtlosen Bemühungen, ihn wach zu bekommen, an den Armen und stellte ihn aufrecht auf den Boden. Er sollte ihm sagen, wo Moritz wäre.

Aufgebracht durch die Störung taumelte Max gegen einen Stuhl, packte ihn und schmiß ihn vor sich hin auf den Tisch.

„Da hast du's, blöder Aff', stör' mich nicht," und legte sich mit der größten Ruhe wieder auf die Ottomane, nahm den Rock ab, zog sich ihn über den Kopf und schlief weiter.

„Matthias!" schrie Borowiecki verzweifelt, weil er Max nicht wach bekommen konnte.

„Matthias!" rief er, ins Vorzimmer tretend.

„Bin schon da, komm' schon, Herr Direktor. Die Kerze ist mir irgendwo abhanden gekommen. Ich such' und such' sie. Komm' schon," rief er im Schlaf, mit zitternder Trinkerstimme, und versuchte vergeblich sich vom Boden zu erheben, wo er nach der Ohrfeige, die ihm Borowiecki versetzt hatte, eingeschlafen war.

Er richtete sich auf den Knien auf und fiel wieder mit dem Gesicht zu Boden, mit den Händen umherfuchtelnd, als ob er schwimmen wollte. Borowiecki hob ihn auf, führte ihn ins Eßzimmer und lehnte ihn an den Ofen.

„Wo hast du dich so besoffen? So oft hab' ich dir's gesagt, daß ich dich rausschmeiße, wenn du dich nochmal so betrinkst, hörst du?"

„Ich höre, Herr Direktor, ich höre. Aha, sozusagen Herr Moritz," lallte er und versuchte vergeblich, das Gleichgewicht zurückzugewinnen.

„Wer hat dich so zerschlagen? Wie ein Schwein siehst du aus."

„Wer mich so zerschlagen hat? Mich, bitt' Herr Direktor, niemand hat mich zerschlagen, niemand traut sich mich zu zerschlagen, sonst, bitt' Herr Direktor, ich würd' ihm das Genick brechen. Verdreschen würd' ich ihn, und fertig wär's, wie gewichst . . . Deibel noch eins."

Als Borowiecki merkte, daß er mit dem Trunkenbold so nicht fertig werden konnte, holte er einen gefüllten Wasserkrug, hielt Matthias mit einer Hand fest und schüttete ihm das ganze Wasser über den Kopf.

„War Herr Moritz da?" fragte er geduldig weiter.

„Ja."

„Wo ist er hingefahren?"

„Die kleine Schwarze hat er sozusagen begleitet und wollte ins Grand Hotel hin."

„Wer war noch hier?"

„Verschiedene Herrschaften waren da, Herr Bein, Herr Herz und noch andere Juden."

„Geh schlafen," sagte Borowiecki, löschte die Lichter aus und bestieg die Droschke, um Moritz zu suchen.

Das Victoria war schon geschlossen, Grand Hotel ebenfalls.

„Schläft Herr Kurowski schon?" fragte er den Zimmerkellner.

„Er war gar nicht hier. Der Salon war hergerichtet, er ist aber nicht gekommen."

„War Herr Welt abends bei Euch?"

„Er war mit paar Damen und Herrn Kohn da. Ins Arkadia sind sie gefahren."

Borowiecki fuhr ins Arkadia in der Konstantinstraße, traf aber auch da niemand mehr an. Er fuhr noch bei verschiedenen anderen Kneipen vorbei, wo die Lodzer Jugend verkehrte, fand aber niemand.

„Wo hat sich der Aff' bloß versteckt," dachte er aufgeregt und schrie wieder dem Kutscher den Namen einer Kneipe zu.

Borowiecki fluchte und biß die Zähne zusammen. Er zitterte so vor Erregung, daß er sich nicht einmal die Zigarette anstecken konnte, seine Finger zerdrückten sie. Um der Aufregung Herr zu werden, begann er intensiv an das Baumwollgeschäft zu denken.

„Bauer hat dem Zucker das Telegramm gut verkauft. Eine sonderbare Frau." Er versank in Gedanken an Lucy.

Seit zwei Jahren kannte er sie nun schon, hatte sie aber nicht sonderlich beachtet, weil er sich für Frau Lickert interessierte. Auch erzählte man von ihr, sie sei furchtbar dumm, beinahe so dumm, als sie schön sei.

„Dieses Temperament!" Schauer durchzuckten ihn bei der Erinnerung.

Seit geraumer Zeit wußte er, daß er ihre Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte. Sie ließ es ihn merken, durch Blicke, die sie ihm zuwarf, durch dringende Einladungen, denen er nie folgte. Ueberall fand sie sich ein, wo sie annahm, daß er auch da sein würde.

Der Lodzer Klatsch, dem sich hier hauptsächlich die Männer mit Leidenschaft und Virtuosität hingeben, der die Kontors und die Fabriken ausfüllt, verlor sich schon in Kombinationen. Es wurde

verschiedenes gemunkelt. Bald aber ließ man davon ab, weil Borowiecki sich von allem fernhielt. In den letzten Monaten nahmen ihn die Pläne der Fabrikgründung ganz in Anspruch.

Zucker kannte er persönlich. Aus einem schäbigen Tandeljud hatte er sich in den letzten Jahren in einen Millionär verwandelt; seine Karriere in Lodz hatte er mit dem Handel abgenützter Baumwollfetzen, die die Fabriken zu nichts mehr verwenden konnten, begonnen, mit dem Sammeln von Papierresten und Baumwollstaub, den es in allen Webereien und Tuchschererwerkstätten in Ueberfluß gab.

Borowiecki konnte ihn nicht ausstehen, denn er fabrizierte Schundwaren, die er in Mustern und Farben den Fabrikaten der Buchholzschen Fabrik nachmachte, in Wirklichkeit aber aus den schlechtesten Stoffsorten, jedoch zu so billigen Preisen, daß sie jede Konkurrenz unmöglich machten.

Er wußte, Frau Zucker hatte keinen Geliebten. Denn sie war Jüdin, und es gab auch in dieser Stadt, wo alle, vom Millionär bis zum letzten Stift, in dieser Riesenproduktionsmaschine arbeiten müssen, sich ganz der Arbeit hingeben müssen, nur sehr wenige Berufslebemänner. Und auch die Gelegenheit, Frauen zu erobern und sie zu verführen, bot sich äußerst selten. Und wenn es so wäre, wüßte es schon sicher jemand, denn es hätte sich schon herumgeredet.

„Ob sie auch eine Seele hat?" dachte er, sich ihre wilde, unbändige Leidenschaft vergegenwärtigend. „Weshalb ich nur da hineingeraten bin, gerade jetzt! Der Teufel hole die Liebe. Jetzt sich diese Last aufzubürden, wo man eine Fabrik auf Pump gründen will. Und doch . . ."

Er überlegte. War es Liebe? Er wollte es sich aufrichtig einreden, daß er sie liebte, daß ihn Liebe fortgerissen und nicht der gewöhnliche Sinnestaumel eines gesunden und unverbrauchten Organismus.

„Wie es auch sein mag, das Spiel ist den Einsatz wert."

Der Kutscher bog um die Ecke und blieb in der Promenadenstraße vor der Synagoge stehen.

V

Das Restaurant, vor dem Borowiecki auf der Suche nach Moritz vorgefahren war, befand sich gleich hinter der Synagoge rückwärts in einem Hof. Ein kleines Parterrehäuschen lehnte da an der Mauer. Alle Fenster waren hell erleuchtet, und wiehernder Lärm und Geschrei schallte aus dem Haus.

„Oho, die ganze Bande ist da," dachte er, in einen niedrigen Saal eintretend, der vom Zigarrenrauch so verdunkelt war, daß er im ersten Augenblick in diesen von den goldenen Kugeln der Gasflammen schimmernden Dunstwolken nichts unterscheiden konnte.

Eine dichte Menge drängte sich um einen langen Tisch. Alle schrien, sprachen laut, lachten und sangen. Tellergeklapper, schrilles Klirren zerspringender Gläser. Ein so polternder Lärm, daß die Wände zitterten und man nichts hören konnte.

Plötzlich wurde es fast still, und an einem Ende des Tisches begann einer mit heiserer Trinkerstimme:

„Agathe! Du hast ein Ding so fein, Agathe!
„Agathe, ich küß dich schön, du sagst nicht nein, — Agathe!
„Agathe! schenkst mir dafür ein Gläschen Wein, Agathe!"

„Agathe!" brüllte die Menge, alles heulte „Agathe! Agathe!"

Der Gesang wirkte so anregend, daß alle mit den Stöcken auf den Tisch den Takt schlugen, die Biergläser flogen an die Wand oder zersprangen am Ofen. Einigen genügte das immer noch nicht. Sie schlugen mit den Stühlen auf den Boden und sangen wie besessen, mit geschlossenen Augen: „Agathe! Agathe!"

„Um Gottes willen, meine Herren, ich krieg' ja die Polizei auf den Hals," flehte der erschrockene Wirt.

„Sie haben nötig, ruhig zu sein, wir bezahlen!"

„Na, ein echt Lodzer Amüsement," murmelte Karl, nach Moritz ausspähend.

„Der Direktor! Meine Herren, die Firma Hermann Buchholz und Kompagnie ist auch da. Wir sind komplett. Fräulein, eine Runde Kognak," schrie ein großer, dicker Deutscher in ganz gebrochenem Polnisch.

Mit einer breiten Geste, im Kreise herumtaumelnd, wollte er noch

etwas sagen, aber die Beine knickten zusammen. Er fiel auf ein Sofa, das hinter ihm stand.

„Die ganze Bande ist ja recht lustig."

„Die ganze Kompagnie."

„So machen wir's immer, beim Trinken solidarisch, bei der Arbeit aufgeschmissen."

„Ruhe! Für Strolche, Hunde und Leute von Schaja — Eintritt verboten. Notieren Sie sich das, Herr Redakteur," schrie einer, zu einem hohen, mageren blonden Mann gewandt, der melancholisch in der Mitte des Zimmers saß und mit großen, fremden, wie nicht ihm gehörenden Augen an den mit Oeldrucken bedeckten Wänden umherirrte.

„Moritz, ich habe mit dir etwas sehr Wichtiges zu besprechen," flüsterte Karl, sich zu Welt und Leo Kohn setzend, die allein an einem Tisch saßen.

„Willst Geld haben, hier hast du meine Brieftasche," sagte er, die Innentasche seines Rockes vorhaltend, „oder wart' mal, gehen wir lieber ans Büfett. Zum Teufel, ich bin ja betrunken," brummte er, vergeblich versuchend, aufrecht zu stehen.

„Nehmen Sie doch bitte Platz, Direktor. Wir trinken eins, ah! Ein Schnäpschen ist da, ein kleiner Kognak ist da, ah!"

„Gebt mir was zu essen, ich bin hungrig wie ein Löwe."

Die Kellnerin brachte warme Sardellen. Sonst gab es nichts mehr im Büfett.

Borowiecki begann zu essen, ohne auf die ganze Gesellschaft zu achten, die in Gruppen sitzend sich unterhielt und trank. Fast ausschließlich war es Lodzer Jugend, die typische Kontor- und Ladenjugend mit einer kleinen Beimischung von Fabrikstechnikern und Spezialisten anderer Branchen.

Ein Schauspieler, der trotz seiner Betrunkenheit im Saal herumging, in die Hände klatschte, seinen Kneifer zurechtschob und bei allen Tischen mittrank, kam hin und wieder auf einen jungen Burschen zu, der mit umgebundener Serviette in einem niedrigen Sessel schlief, und schrie ihm ins Ohr:

„Vetter, schlaf nicht!"

„Zeit ist Geld! An wen die Reihe," antwortete der, ohne die

Augen zu öffnen, klopfte automatisch mit dem Bierglas auf den Tisch und schlief weiter.

„Eine Frau! Gehn Se, is' kein Geschäft, eine Frau zu sein, schade um die Zeit," rief lachend der überall in Lodz bekannte Felusch Fischbein.

„Ich bin ein Mensch, Herr, ein authentischer Mensch," schrie jemand am anderen Tisch.

„Was brauchen Se sich zu rühmen! Sie sind eine grobe Simulation eines Menschen," spottete Felusch.

„Herr Fischbein, Sie sind vielleicht Fischbein, aber Ihr Geschäft ist nicht mal Stroh."

„Kehren wir wieder zu den Frauen zurück, Doktor," begann Felusch, sich zu seinem Nachbar wendend. Jener saß mit gesenktem Kopf da, drehte andauernd und unermüdlich seinen blonden Schnurrbart, stäubte mit einer nervösen Bewegung seine Rockaufschläge ab und schob die schmutzigen Manschetten in die Aermel zurück.

„Gut, das ist eine wichtige Frage, schon allein vom sozialpsychologischen Gesichtspunkt."

„Das ist überhaupt keine Frage. Kennen Sie auch nur eine einzige anständige Frau?"

„Herr Felix, Sie sind ja besoffen, was reden Sie da! Ich werde Ihnen hier in Lodz Hunderte von achtbarsten, klügsten und besten Frauen zeigen," rief jener, aus seiner Apathie herausgerissen, sprang vom Stuhl auf und stäubte mit blitzartiger Geschwindigkeit die Aufschläge ab.

„Sie meinen wohl Ihre Patientinnen? Die müssen Sie freilich loben."

„Vom sozialpsychologischen Standpunkt ist das, was Sie sagen . . ."

„Von jedem Punkt aus, von jeder Ecke ist es wahr. Viermal wahr. Beweisen Sie es mir, daß es anders ist."

„Ich sag's Ihnen doch."

„Das ist alles Gerede, bloß Gerede, ich brauche Beweise! Ich bin ein Realmensch, Herr Wysocki, ich bin ein Positivist. Fräulein, einen Maschinenkaffee! Chartreuse."

„Gut, gut! Ich nenne Ihnen gleich die Beweise: die Borowska, die Amsel, die Bibrych, na?"

„Ha, ha, ha! Zählen Sie nur mehr auf, das ist für mich ein feines Vergnügen."

„Lachen Sie bitte nicht, das sind anständige Frauen," schrie der Doktor aufgebracht.

„Woher können Sie das wissen? Haben Sie sie in Kommission gehabt?"

„Die allerersten hab' ich noch nicht genannt, solche wie die Zucker und die Wolkmann."

„Die zählen nicht. Die eine hält der Mann hinter Schloß und Riegel und die andere hat keine Zeit, sich umzusehen. Vier Kinder hat sie in drei Jahren gehabt."

„Na, und die Keschter und die Großglück? Was sagen Sie dazu?"

„Gar nichts sage ich dazu."

„Sehen Sie," rief der Doktor freudestrahlend und drehte seinen Bart.

„Ich bin ein Realmensch und sage deshalb gar nichts. Wie kann man denn häßliche Frauen in Betracht ziehen. Das ist eine so schlechte Ware, daß sie nicht nimmt in Kommission selbst Leo Kohn, der doch alles nimmt."

„Ich ziehe sie wohl in Betracht und nenne sie sogar an erster Stelle. Außer ihrer gewöhnlichen, organischen Anständigkeit, haben sie noch Ethik."

„Ethik? Was ist das für Ware? Wer führt die denn?" schrie Feluſch, vor Lachen platzend.

„Feluſch, hast gemacht einen Witz zu hundert Prozent," schrie Leo Kohn über den Tisch weg, in die Hände klatschend.

Der Doktor sagte keinen Ton.

„Zeigen Sie mir eine anständige Frau, dann werde ich ihr schikken Seide von Schmidt und Fitze, einen Hut von Madame Gustave und einen kleinen Zettel für die Bank mit Unterschrift von Großglück, dann werde ich Ihnen nachher erzählen von ihr interessante Sachen." Felix lachte wieder.

„Das können Sie wo anders erzählen, wo man Ihnen glaubt

und auf Sie was gibt. Wir aber kennen Sie doch ein bißchen, Herr Felix."

„Moritz! Jetzt hast du genug gesoffen, gehen wir nach Hause, ein wichtiges Geschäft," flüsterte Karl. Er war zum Aeußersten gebracht, weil Moritz, völlig betrunken, mit dem Gesicht in den Händen, starr dasaß und auf alles, was er hörte, immer nur wiederholte:

„Ich bin Moritz Welt, Piotrkower 75, erster Stock. Scheren Sie sich zum Teufel."

„Herr Kohn, ich hätte ein kleines Anliegen an Sie," sagte Borowiecki.

„Wieviel brauchen Sie?" Er schmatzte mit der Zunge, schnalzte mit den Fingern und zog schon seine Brieftasche hervor.

„Sie orientieren sich rasch!" Borowiecki lächelte.

„Ich bin Leo Kohn! Wieviel?"

„Moritz wird es Ihnen morgen sagen. Ich wollte mich nur vergewissern, danke."

„Mein ganzer Kredit, meine ganze Kasse stehen zu Ihrer Verfügung."

„Vielen Dank. Termin drei Monate, nicht länger."

„Wer red' von Termin? Unter Freunden so eine Kleinigkeit, wie heißt?"

„Bring' mir Sodawasser," brummte Moritz.

Als er es ihm gebracht hatte, trank er es direkt aus dem Siphon.

„Schube, sag' doch die Wahrheit, was kost dich deine Pepi?" flüsterte jemand hinter Karls Rücken.

„Teuere Ware, wenn du's jetzt kaufen willst."

„Werde die Versteigerung abwarten. Aber sag' doch, was kostet dich das? Weißt, in Lodz spricht man von tausend Rubel monatlich."

„Vielleicht tausend, vielleicht fünf, — weiß nicht."

„Zahlst du nicht?"

„Freilich zahl' ich, klobig zahl' ich — mit Wechseln. Die Wohnung ist mit 'nem Wechsel bezahlt, die Möbel mit 'nem Wechsel, die Modistin mit 'nem Wechsel, — alles mit Wechseln. Wie soll ich wissen, was das zusammen ausmacht? Ich werd' es erst wissen, wenn ich so weit bin und sehen werde, was man für hundert nehmen wird. Jetzt weiß ich nichts."

„Weißt, das ist genial!"

„Hören Sie, Herr Kohn, was man da hinter uns spricht?"

„Ich höre, ich höre. Das ist eine große Lumpigkeit, aber is' gescheit, aj, aj, wie gescheit!"

„Soll ich nach Hause fahren?" fragte Moritz.

„Sofort, ein sehr dringliches Geschäft."

„Wenn's ein Geschäft ist, dann bin ich fast nüchtern. Los!"

Karl ging hinaus, Moritz am Arm führend. Jener wackelte auf den Beinen und konnte das Gleichgewicht absolut nicht wiederfinden.

Durch die offene Tür strömte Gesang und Geschrei heraus wie eine Welle, ergoß sich in den stillen, dunklen Hof und zerschellte in der nächtlichen Ferne.

Die Morgendämmerung zog schon über Lodz herauf. Ein schöner Tag kündigte sich an.

Moritz atmete aus voller Brust die kühle Luft ein und kam immer mehr zu sich.

„Ich kann mich nicht entsinnen, weißt du, daß ich mich je so betrunken hätte."

„Du trinkst Tee mit Zitrone, dann wirst du gleich nüchtern. Eine Ueberraschung habe ich für dich, du wirst dich gleich aus lauter Freude wieder betrinken wollen."

„Na, da bin ich aber neugierig."

Ohne Matthias, der auf den Knien vor dem Ofen schlief, zu wecken, goß Karl Wasser in den Samowar und zündete das Gas an. Moritz ernüchterte sich sehr radikal. Er schüttete sich kaltes Wasser über den Kopf, wusch sich und trank ein Glas Tee nach dem anderen.

„Na, ich bin fertig. Zum Teufel, wie's mich friert."

„Max," schrie Borowiecki, unterdessen Baum aus allen Kräften schüttelnd; aber jener rührte sich nicht.

„Da hilft nichts. Wie ein Dachs schläft er. Uebrigens habe ich es so eilig, daß ich nicht länger warten kann. Lies die Depesche aufmerksam, Moritz. Die Adresse darfst du nicht ansehen," bat er sich aus, ihm das Telegramm herüberreichend.

„Ja, ich verstehe aber gar nichts — es ist ja chiffriert."

„Richtig, ich lese es dir gleich vor." Und er begann langsam und mit Nachdruck zu lesen, Ziffern und Daten besonders betonend.

Moritz wurde ganz nüchtern. Bei dem ersten Wort sprang er vom Stuhl auf und verschlang den Inhalt des Telegrammes mit den Augen und seiner ganzen Person. Als Karl fertig war und triumphierend zu ihm aufschaute, stand Moritz regungslos da, schon ganz in das Geschäft vertieft. Ein paarmal versuchte er, den Kneifer, der absolut nicht sitzen wollte, auf seiner Nase festzuklemmen, lächelte so süß, als ob er eine Geliebte vor sich hätte, zerrte nervös an seinem schönen Bart und sagte endlich feierlich:

„Weißt du, Karl, wir haben eine Zukunft vor uns. Wir sind reiche Leute. Das Telegramm ist hunderttausend Rubel wert. Na, sagen wir fufzig, mindestens. Wir können uns umarmen bei dieser Feier! Was für ä Geschäft! Was für ä Geschäft!"

Er ging auf Borowiecki zu, um ihn in der freudigen Aufwallung herzlich zu küssen.

„Laß das, Moritz, bares Geld brauchen wir jetzt und keine Umarmungen."

„Richtig, du hast recht, Geld brauchen wir jetzt, Geld."

„Je mehr wir kaufen, um so mehr verdienen wir."

„Was wird das in Lodz geben. Aj! Aj! Wenn Schaja, wenn Buchholz davon erfahren, wenn sie es rasch genug aufkaufen, dann können sich die anderen freuen. Wo hast du das eigentlich hergekriegt?"

„Das ist Geheimnis, Moritz. Das ist meine Belohnung." Er dachte an Lucy und lächelte.

„Dein Geheimnis ist dein Kapital. Eins wundert mich aber."

„Was denn?"

„Ich hätt' es von dir nicht gedacht. Ich red' ganz offen. Ich hätte nicht gedacht, daß du bei so einem Geschäft, das du allein in Händen hast, mit uns teilen wolltest."

„Du kanntest mich eben nicht."

„Weißt du, nach dieser Tatsache kenn' ich dich noch weniger," und er schaute ihn an, als ob er eine List witterte. Er konnte es nicht begreifen, daß jemand freiwillig einen Verdienst mit anderen teilen wollte.

„Ich bin Arier, und du Semit. Das ist die Erklärung."

„Ich sehe es nicht ein, ich verstehe nicht, was du damit sagen willst."

„Bloß das: ich will Geld machen, aber für mich hört die Welt nicht mal bei den Millionen auf, und du siehst im Geldmachen dein Lebensziel. Du liebst das Geld des Geldes wegen und kommst zu ihm durch Rücksichtslosigkeit, ohne dich um die Mittel zu scheren."

„Weil jedes gut ist, das dazu verhilft."

„Das ist eben semitische Philosophie."

„Auf was hab' ich nötig Rücksicht zu nehmen? Gerade so 'ne Philosophie ist keine arische, noch semitische, es ist einfach kaufmännische Philosophie."

„Na, es ist gleich, wir können ja ein andermal darüber reden. Deshalb teile ich mit euch, weil ihr meine Kompagnons seid, meine alten Freunde. Uebrigens treibt mich schon mein Ehrgeiz dazu, Freunden Dienste zu erweisen."

„Ein teurer Ehrgeiz."

„Du schätzt ihn ein?"

„Alles wird berechnet."

„Wie hoch schätzt du unsere alte Freundschaft?"

„Lach nicht, Karl, aber ich kann dir sagen, deine Freundschaft kann ich in Rubel ausdrücken, weil durch sie, dadurch, daß wir zusammen wohnen, mein Kredit sich um zirka zwanzigtausend Rubel erhöht. Ich red' offen."

Borowiecki lachte herzlich und mit großer Befriedigung.

„Das, was ich eben tue, hättest auch du getan, auch Baum hätte es getan."

„Ich befürchte, Karl, ich befürchte, daß Max ein schlauer Kerl ist, daß er ist ein Kaufmann . . . Was mich aber anlangt, ich hätte es mit Vergnügen getan."

Er glättete seinen Bart und schob den Kneifer zurecht, um seine Augen und seine Lippen zu verdecken, die etwas ganz anderes ausdrückten.

„Du bist ein Edelmann. Du bist wirklich ‚von' Borowiecki."

„Max, steh doch auf, du Schlafmütze," schrie Karl Baum ins Ohr.

„Laß mich!" brüllte jener wütend, mit den Beinen umherfuchtelnd.

„Strample nicht so und steh auf. Ein wichtiges Geschäft."

„Karl, wozu weckst du ihn?" flüsterte leise Moritz.

„Wir müssen doch zu dritt beraten."

„Warum sollen wir das Geschäft nicht zu zweit machen?"

„Weil wir es zu dritt machen," sagte Borowiecki kühl.

„Mein' ich denn was anderes? Wir könnten es nur ohne ihn besprechen. Wenn er aufsteht, wenn er ausschläft, kann's man ihm sagen! Wir sind schon eine brillante Genossenschaft hier in Lodz."

Und er lief immer schneller im Zimmer herum, erzählte von dem künftigen Gewinn, warf mit Zahlen herum, setzte sich an den Tisch und trank gierig, das Glas mit beiden Händen haltend; vor lauter Aufregung fiel ihm der Kneifer immer wieder in den Tee. Fluchend wischte er ihn mit den Rockschößen ab und lief wieder herum, oder beugte sich über den Tisch und bemalte das Wachstuch mit Zahlenreihen, die er sofort wieder mit dem benetzten Finger wegwischte.

Unterdessen war Baum aufgestanden, hustete und fluchte in allen Sprachen, trank ein Glas Tee nach dem anderen und aß alle Reste vom Abendessen auf, die noch auf den Tellern lagen. Dann steckte er sich eine kurze englische Pfeife an, fuhr sich über seine kleine Glatze und brummte.

„Was wollt ihr nu? Sagt's nur mal schnell. Ich bin furchtbar schläfrig."

Karl las das Telegramm vor. Moritz setzte den Plan auseinander. Er war sehr einfach: Geld haben, viel Geld, sofort nach Hamburg fahren, so viel rohe Baumwolle einkaufen, als nur da ist, und sie nach Lodz kommen lassen, bevor das Gesetz über die Erhöhung der Zölle und Tarife in Kraft tritt. Dann verkaufen, selbstverständlich mit einem möglichst großen Gewinn.

Baum dachte lange nach, kritzelte etwas in sein Notizbuch, rauchte die Pfeife zu Ende, tat behutsam die Asche weg, streckte seine Riesenglieder und sagte:

„Nehmt mich mit zehntausend Rubel auf, mehr kann ich nicht, gute Nacht."

Er erhob sich vom Stuhl, um sich wieder schlafen zu legen.

„Wart' doch! Wir müssen uns doch verständigen. Du schläfst noch genug."

„Der Teufel hol' euch mit diesen Verständigungen. Ach, diese Polen! In Riga konnte ich drei ganze Jahre lang nur ganz wenig schlafen, weil sich alle bei mir ganze Nächte hindurch verständigten. In Lodz ist es dasselbe." Unwillig setzte er sich wieder und stopfte die Pfeife.

„Moritz, was gibst du?"

„Ebenfalls zehntausend. Mehr krieg' ich momentan nicht raus."

„Ich dann also ebensoviel."

„Gewinn und Verlust zu gleichen Teilen."

„Wer von uns aber fährt hin?" fragte Baum.

„Nur Moritz kann fahren. Er kennt sich gut aus und es ist auch seine Spezialität."

„Gut, ich fahre hin. Wieviel gebt ihr gleich in bar?"

„Ich habe fünfzehn Rubel, einen Brillantring kann ich noch dazu geben. Versetz ihn, kriegst ja mehr wie ich," sagte Max ironisch.

„Alles in allem hab' ich bei mir, gleich . . . vierhundert Rubel. Dreihundert kann ich gleich geben."

„Wer gibt sein Giro auf deinen Wechsel, Baum?"

„Ich gebe Bargeld."

„Wenn ich nicht rechtzeitig Bargeld rauskriege, dann geb' ich Wechsel mit gutem Giro."

Eine Stille trat ein. Max legte den Kopf auf den Tisch und blickte auf Moritz, der eifrig etwas notierte und rechnete.

„Und wenn das Geschäft nicht gelingt?" fragte Borowiecki leise.

„Na, dann verlieren wir, Donnerwetter! Und sonst nichts," brummte Moritz gleichgültig.

„Wir können dreifach verlieren. Das Kapital, den Gewinn und vielleicht sogar die Fabrik."

„Das kann nicht sein," schrie Max, mit der Faust auf den Tisch schlagend. „Die Fabrik müssen wir haben, ich halt' es mit meinem Vater nicht mehr aus. Und übrigens, wird's denn der Alte noch lange machen? Noch ein Jahr, noch zwei, und seine Schwiegersöhne haben ihn aufgefressen, und Zucker gibt ihm den letzten Stoß. Er hat schon angefangen. Unsere Bettüberzüge und unsere bunten Bettdecken macht er nach und verkauft sie um fünfzig Prozent billiger.

Er frißt uns bei lebendigem Leibe auf, und ich krieg's nicht fertig, in einem fremden Geschäft zu dienen. Dreißig Jahre bin ich alt, ich muß was Eigenes anfangen."

„Ich sag' es ja auch, es kann nicht sein. So oder so, die Fabrik müssen wir haben. Ich halt's auch nicht länger bei Buchholz aus."

„Habt ihr Angst?" flüsterte Moritz.

„Das ist doch natürlich, wenn man eventuell alles verlieren kann."

„Du, Karl, kannst ja auf keinen Fall untergehen; du, mit deiner anerkannten Spezialität, mit deinem .Namen, mit deinem ‚von' und deinem Gesicht, du kriegst immer eine Million, wenn auch schlimmsten Falles mit der Müller als Zugabe."

„Red' doch nicht, ich habe eine Braut, die ich sehr gern habe."

„Das stört doch nicht. Man kann doch zwei Bräute auf einmal und beide gern haben, und die dritte, die Geld hat, heiraten."

„Wenn ihr Angst vor dem Risiko habt, dann will ich euch einen Rat geben, das heißt, ich will euch sagen, es ist wirklich ein Risiko dabei. Und wenn von diesem Geschäft die ganze Lodzer Baumwolle weiß? Wenn ich sie alle in Hamburg antreffe? Wenn durch die große und plötzliche Nachfrage die Baumwolle sehr steigen wird und wir sie in Lodz nicht werden anbringen können, was dann?"

„Dann verarbeiten wir sie in unserer Fabrik und verdienen noch mehr," sagte Max.

„Aber es gibt noch einen Ausweg. Ihr könnt auch ohne Risiko verdienen."

„Wie denn?" fragte. Karl.

„Tretet mir das ganze Geschäft ab. Ich geb' einem jeden von euch fünf, na, sagen wir zehntausend als Abfindung, und zwar in bar. Ich soll verlieren bares Geld in paar Stunden."

„Schwein," brummte Max.

„Laß ihn doch, Max, das macht er aus Freundschaft."

„Freilich aus Freundschaft, denn wenn ich verliere, könnt ihr trotzdem die Fabrik haben, und wenn ihr dabei was verdient, wird das euch nicht stören."

„Verlieren wir keine Zeit mit leerem Gerede. Man muß doch ausschlafen. Wir kaufen zusammen, auf gemeinsames Risiko, und du fährst heut nach Hamburg, Moritz."

„Er soll eine Sicherheit geben. Für unser Geld wird er's kaufen und dann sagen, daß er's für sich gekauft hat. Das sieht ihm ähnlich!"

„Und unsere Freundschaft, und mein Wort, ist das Luft? Was redest du da, Max," schrie er empört.

„Dein Wort ist Gold, deine Freundschaft ein guter Wechsel, aber gib nur ein Pfand her, ist doch ein Geschäft."

„Wir werden das so machen, daß Moritz alles, was er einkauft, sofort durch Eilfracht per Nachnahme wegschickt. Wir lösen es ein."

„Und wo hab' ich die Sicherheit, daß ihr mich von dem Kompagniegeschäft nicht ausschließt, was?"

„Schwein," rief Max tief empört und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Sei still, Max, er hat recht. Wir schließen gleich einen schriftlichen Vertrag, den man später notariell beglaubigen läßt."

Sofort setzten sie einen Vertrag mit vielen Paragraphen auf, eine Art Genossenschaftsstatut. Geschlossen wurde er von allen dreien zur Führung eines Geschäfts in Baumwolle. Alles war drin vorgesehen.

„Na, jetzt stehen wir also auf einem realen Boden. Was bewilligt ihr mir für die Durchführung des Geschäfts?"

„Zunächst die gewöhnliche Provision für den Einkauf. Später können wir uns ja einigen."

„Zahlt mir gleich was an. Ich werd' euch eine genaue Rechnung des Verlustes vorlegen, den ich infolge meines Aufenthaltes in Hamburg erleide, des Verlustes in meiner Agentur, die ich eben während dieser Zeit nicht führen kann."

„Schwein!" sagte Max zum drittenmal.

„Max, dreimal hast mir Schwein gesagt, ich sag' dir bloß einmal: Dummkopf. Vergiß du nicht, daß wir wollen machen ein Geschäft. Das ist kein Roman und keine Ehe. Du würdest ja selbst den Herrgott beschmuggeln, wenn es dir nur gelänge, und zu mir sagst du: Schwein, wo ich doch nur das will, was mir rechtlich zukommt, Karl kann es ja bezeugen."

„Scher dich zum Teufel."

„Na, also hört auf. Streitet doch nicht immerfort. Fährst du mit dem Nachtschnellzug?"

„Ja."

„Eines müßt ihr euch einprägen, meine Lieben, keiner darf es je erfahren, woher wir die Nachricht über die Baumwolle bekommen haben, weder jetzt, noch später einmal."

„Wissen wir's denn? Wie?"

„Ein Geheimnis zu dritt ist kein Geheimnis mehr."

„Geht schlafen. Weck mich nur nicht mehr, Karl. Komm, Moritz, ich geb' dir noch einen Kuß zum Abschied. Vor der Abreise seh' ich dich ja nicht mehr. Na also, leb' wohl, Kerl, und beschmuggle uns nicht."

Scherzhaft sagte er es und küßte Moritz herzlich. Trotz fortwährender Streitereien und Beschimpfungen hatten sie sich sehr gern.

„Als ob dich jemand beschmuggeln könnte!" brummte Moritz mit einer gewissen Trauer.

„Bist ein guter Kerl, Moritz, aber auf eine Meile weit sieht man dir den Schacherer an."

* *
*

Es war schon nach zwölf Uhr, als Karl aufwachte.

Die Sonne schien durch die Fenster und flutete mit hellen Strahlen ins Zimmer, das mit auserlesenem Geschmack eingerichtet war.

Leise trat Matthias ein, frisch gewaschen und sonntäglich aufgeputzt.

„Gibt's was?" fragte Karl. Oefters schickte nämlich Buchholz noch nachts verschiedene Aufträge.

„Aus der Fabrik ist nichts da, aber Leute aus Kurowo warten seit dem Morgen mit einem Brief."

„Laß sie warten und bring' mir den Brief. Gib ihnen Tee."

Er zog sich an und ging seine Freunde wecken. Es war aber niemand mehr da.

„Matthias, sind die Herren schon lange ausgegangen?"

„Ja, Herr Moritz ist um elf ausgegangen, seine Reisetasche sollt ich ihm richten und zum Nachtschnellzug bringen."

„Ruf die Leute rein. Es fehlt mir etwas, was kann es aber sein?" überlegte er und rieb sich die Stirn. Er fühlte sich unwohl, sein Kopf war schwer.

Schauer überliefen ihn. Er konnte nicht sitzen, und brachte es doch nicht über sich, eine Bewegung zu machen.

Die Ereignisse der gestrigen Nacht: das Theater, die Loge, Lucy, die Kneipe, das Telegramm, Moritz und Baum durchflogen in zerrissenen, nebelhaften Umrissen sein Gehirn und vergingen, Langeweile und Müdigkeit zurücklassend.

„Gelobt sei Jesus Christus."

„Ach, ihr seid's, aus Kurowo. Habt ihr einen Brief mit vom Fräulein?"

Er streckte die Hand aus und bemerkte, daß sie ganz gelb war.

„Da ist ein Schreiben. Mutter, gib's doch dem gnädigen Herren," sagte ernst der Bauer im weißen Kittel.

Die Frau wickelte den Brief aus mindestens zehn Hüllen heraus und übergab ihn, ehrfurchtsvoll Karls Beine umfassend.

Er durchflog ihn rasch und fragte: „Ihr heißt also Socha?"

„Ja, richtig, Socha, sag's doch, Mutter," flüsterte der Bauer, die Frau mit dem Ellenbogen anstoßend.

„Wirklich wahr ist es, das ist Socha, und ich bin seine Frau, und wir sind hergekommen, um den Herrn Inschinir um Arbeit in der Fabrik bitten, um . . ." sie hielt einen Augenblick inne und schaute nach ihrem Mann hin.

„Wirklich wahr, um Arbeit, erzähl's doch mal, Mutter, vom Anfang."

„Das schreibt mir grad der Vater und das Fräulein über euer Unglück. Ihr seid abgebrannt, was? Und jetzt möchtet ihr Arbeit haben in der Fabrik?"

„Wirklich wahr, gnädiger Herr. Bettelarm sind wir geworden, alles ist abgebrannt, und das Haus und der Stall und das ganze Lebentar."

Sie fing an krampfhaft zu weinen. Der Bauer stand andauernd ernst da, heftete seine Blicke auf Borowiecki und schob sich mit einer gewohnten Bewegung die Haare, die ihm immer wieder auf die Augen und das Gesicht fielen, von der Stirn zurück.

„Kennt ihr hier jemand in Lodz?"

„Es sind hier schon Leute aus unserer Gegend, der Michaels Anton ist da, der . . ., na sag's doch, Mutter, wie es sich gehört."

„Wirklich wahr, sie sind da, nur weiß man nicht, wo man sie suchen soll."

„Kommt also zu mir, Socha, Dienstag um ein Uhr, ich verschaff' euch schon Arbeit. Matthias," rief er zum Lakai, „besorg ihnen eine Wohnung und kümmere dich um sie. Na also, geht mit Gott, und kommt dann am Dienstag."

„Wir kommen sicher, na, sag's doch, Mutter."

Die Frau umfaßte wieder Karls Beine und bat innig: „Da hab' ich von dem letzten Huhn, das nicht verbrannt ist, eine Mandel Eierchen gesammelt, die sollen dem gnädigen Herren gut bekommen, vom aufrichtigen Herzen kommt's." Sie legte ein Bündel zu seinen Füßen nieder.

„Richtig, sie sollen gut bekommen." Der Bauer verneigte sich ebenfalls.

„Na, ist schon gut, ich dank' euch, kommt also am Dienstag."

Er ließ sie stehen und ging ins andere Zimmer.

„Was für Hinterwäldler! Fossilen!" brummte er etwas aufgebracht, im Zimmer herumgehend. Endlich setzte er sich und las den Brief seiner Braut.

„Mein teurer Herr Borowiecki!

Herzlichen Dank für den letzten Brief. Großpapa hat er eine große Freude gemacht, mich hat er einfach gerührt und fortgerissen. Wie gut Sie sind! Durch einen Boten gar die Blumen zu schicken."

Er lächelte höhnisch. Die Blumen hatte er nämlich von seiner Geliebten in solchen Mengen bekommen, daß er nicht wußte, was damit anfangen. Er schickte sie der Braut.

„Wie schön diese Rosen sind! Sie sind doch nicht aus Lodz! Vielleicht hat mein teurer Herr sie gar aus Nizza kommen lassen, wie damals? Das würde mich sehr freuen und zugleich sehr betrüben, weil ich mich mit nichts gleich Schönem revanchieren kann. Wissen Sie, heut nach zwei Wochen sind die Blumen noch ganz unverändert — das ist wunderlich. Ich pflege sie zwar sehr gut, jedem Blättchen habe ich, es mit den Lippen berührend, gesagt: ich liebe. Aber . . . Großpapa lacht über mich und sagt, er würde es

Ihnen mitteilen, drum sage ich Ihnen lieber selbst die Wahrheit. Sie sind mir doch nicht bös darum?"

„Die liebe Anka," flüsterte Karl, vom Gefühl überwältigt, und las mit glänzenden Augen weiter.

„Die Sache mit dem Geld ist schon erledigt. Es liegt in der Handelsbank zu Ihrer Verfügung. Ich habe es nämlich auf Ihren Namen eintragen lassen. Auf unseren Namen . . ."

„Ein Goldmädel!"

„Wann wird's denn die Fabrik geben? So ungeduldig warte ich schon drauf, so neugierig bin ich sie zu sehen, und meinen teuren Herrn als Fabrikanten! Und Großpapa hat sich sogar eine Pfeife angefertigt und weckt uns mit ihr und ruft uns zum Frühstück und Mittag zusammen.

Gestern war Herr Adam Stawski bei uns, können Sie sich noch an ihn erinnern? Die Herren sollen im Gymnasium zusammen gewesen sein? Sehr interessante und lustige Geschichten erzählte er aus eurem Leben. Von ihm erfuhr ich erst, daß mein lieber Herr Karl so ein Nichtsnutz war, und so viel Glück bei den Frauen hatte schon im Gymnasium. Aber Großpapa widerspricht dem energisch und behauptet, daß Herr Stawski ein berühmter Lügner ist. Wem soll ich glauben?

Herr Stawski hat alles verloren, weil ihm die Gesellschaft sein Gut verkauft hat. In nächster Zeit soll er nach Lodz fahren, er wird Sie auch besuchen."

„Noch ein Krüppel!" flüsterte Karl unwillig.

„Er hat irgendeine Idee, eine Erfindung, und verspricht sich damit in Lodz ein Vermögen zu machen."

„Idiot! Nicht der erste und nicht der letzte."

„Ich muß schließen, weil mir die Augen zufallen und Großpapa immer reinruft, ich soll schlafen gehen. Gut' Nacht, mein goldener König, gut' Nacht! Morgen schreib' ich ausführlicher. Gut' Nacht!

Anka."

In der Nachschrift würden die Ueberbringer des Briefes noch besonders warm empfohlen.

„Das Geld ist also da. Das ist gut, sehr gut. Zwanzigtausend Rubel, ein Goldmädel. Ohne sich zu besinnen, gibt sie ihre Mitgift her."

Er las den Brief noch einmal und schob ihn in den Schreibtisch.

„Ein goldiges, gutes, sich aufopferndes Mädel, aber . . . aber? Zum Teufel!" Er stampfte mit dem Fuß auf den Teppich und begann gedankenlos in den Papieren, die in Haufen auf dem Tisch lagen, herumzustöbern.

„Ja, gut ist sie, die beste vielleicht von denen, die ich kenne, aber . . . aber . . . was geht sie mich an? . . . Liebe ich sie denn? Habe ich sie je geliebt? Wenn ich die Frage offen stelle!" dachte er, sich alles ins Gedächtnis zurückrufend.

„Der Wagen des Herrn Buchholz wartet auf den Herrn Direktor," meldete Matthias.

Borowiecki stieg ein und fuhr zu Buchholz.

Der Fabrikant wohnte ganz am Ende der Stadt hinter seinen Fabriken. In einem großen Park stand das einstöckige Palais, im Lodzer-Berliner Renaissancestil, mit einer Reihe von zierlichen Fassaden und einer Terrasse auf dem Dach.

Auf dem Rasen vor der Auffahrt schimmerte eine Gruppe großer, trauriger Birken in weißen Farben. Die Wege waren mit Kohlenschlacke bestreut und liefen wie Streifen einer schwarzen Kreuzwebung zwischen den mit Stroh umwickelten Rosenstöcken und den südländischen Bäumen. Diese umgaben in einer langen und rechtwinklig abbiegenden Linie wie Schildwachen einen großen, viereckigen Rasenplatz, in dessen vier Ecken vier Statuen standen, die für den Winter mit vom Regen und Frost rostigen Barchentstücken umwickelt waren.

Am Ende des Parkes, an einer roten Fabrikmauer, glitzerten in der Sonne die Treibhausfenster durch die niedrigen Sträuche und Bäume herüber.

Traurig war der Park und schlecht erhalten.

Ein Lakai in schwarzer Livree öffnete vor Borowiecki die Tür zum Vorzimmer, das mit Teppichen ausgelegt und von oben bis unten mit Photographien von Fabriken, von Arbeitergruppen und mit Karten der Buchholzschen Besitzungen behängt war.

Vier Türen führten ins Innere des Hauses und eine eiserne Wendeltreppe ins obere Stockwerk.

„Wo ist der Herr Rat?"

„Oben, in seinem Arbeitszimmer."

Der Lakai ging voran, schlug die Portieren zurück, öffnete die Türen, und Borowiecki ging langsam durch die prachtvollen, mit ernsten und schweren Möbeln ausgestatteten Räume. Durch die herabgelassenen Stores drang fast gar kein Licht herein. Tiefste Stille umgab ihn, selbst den Laut seiner Schritte dämpften die Teppiche.

Ein feierlicher, kalter Ernst lag über der Wohnung. Die Möbel standen in dunkeln Ueberzügen da, die Spiegel, die Lüster, die Kandelaber, sogar die Bilder waren mit Ueberzügen verdeckt und verschwammen in der Dämmerung, in der nur die bronzenen Ornamente der Majolikaöfen und das Gold des Plafondstucks funkelten.

„Herr von Borowiecki!" meldete ernst der Lakai in einem Zimmer, wo am Fenster, in einem tiefen Fauteuil, den Strickstrumpf in der Hand, Frau Buchholz saß.

„Guten Morgen, Herr Borowiecki!" ließ sie sich zuerst vernehmen, nahm die Stricknadel heraus und reichte ihm die Hand mit einer automatischen Bewegung.

„Guten Morgen, Madame." Er küßte ihre Hand und ging weiter.

„Pudel! Pudel!" schrie ihm der Papagei nach, der mit den Pfoten am Geländer hing.

Herrn Buchholz traf Borowiecki im Eckzimmer an.

Er saß vor einem großen Ofen aus grünen, wunderbar verzierten Danziger Kacheln und stocherte mit dem von ihm unzertrennlichen Stock in dem brennenden Feuer.

„Guten Tag! Pudel, einen Stuhl für den Herrn," rief er mit lauter Stimme zum Lakai, der an der Tür stand, auf jeden leisesten Wink bereit.

Karl setzte sich dicht neben Buchholz, mit dem Rücken gegen die Wand.

Buchholz hob seine roten Habichtsaugen und heftete sie eine Zeitlang auf sein Gesicht.

„Krank bin ich," flüsterte er, auf seine Beine zeigend, die in weißen Flanell eingewickelt, wie zwei Ballen rohen Stoffes auf einem Taburett dicht am Feuer lagen.

„Immer dasselbe? Rheumatismus?"

„Ja, ja.“ Ein schmerzlicher Krampf verzerrte das graugelbe, runde Gesicht.

„Schade, daß der Herr Rat nicht für den Winter nach San Remo gefahren sind, oder überhaupt irgendwo nach dem Süden.“

„Das nützt doch nichts, und Schaja und alle, die nur darauf lauern, daß ich so schnell wie möglich krepiere, würden bloß eine Freude haben. Pudel, richten,“ schrie er zum Lakai, auf sein Bein zeigend, das vom Taburett herunterglitt. „Vorsichtig, vorsichtig!“

„Ich meine, daß es nur wenige gibt, die Ihren Tod herbeiwünschen, vielleicht sogar keiner in Lodz; ich bin sogar sicher, daß es keinen gibt.“

„Was erzählen Sie mir da, alle wollen, daß ich sterbe, alle, — deshalb werde ich gerade, allen zum Trotz, noch lange leben. Sie denken, ich habe keine Neider? Was?“

„Wer hätte sie nicht.“

„Wie viel würde Schaja für meinen Tod geben, was glauben Sie?“

„Ich vermute bloß, daß er für Ihren Ruin, wenn er möglich wäre, sehr viel geben würde, sehr viel, trotz seines Geizes.“

„Glauben Sie?“ Haß funkelte in seinen Augen.

„Ganz Lodz weiß es.“

„Selbst dann würde er noch jemand betrügen, mit falschem Geld würde er es bezahlen, oder mit wertlosen Wechseln. Pudel! . . .“ Er senkte den Kopf auf die Brust, auf den alten, wattierten, an den Aermeln geflickten Schlafrock, und starrte ins Feuer.

An die servile Zucht Millionären gegenüber schon gewöhnt, wagte Borowiecki nicht zu sprechen und wartete geduldig, bis jener anfing.

Er schaute an den mit dunklem, weichselrotem Seidendamast ausgeschlagenen und von einer breiten Goldborte umrahmten Wänden entlang. Ein paar ordinäre Oeldrucke hingen an den Wänden. Ein riesiger Mahagonischreibtisch stand in der Ecke zwischen zwei Fenstern.

„Ich höre,“ brummte Buchholz schroff.

„Wir sprachen von Schaja.“

„Lassen wir das. Pudel! Hammer soll herkommen. Was soll denn das heißen, in fünf Minuten soll ich die Pillen einnehmen, und der

Narr ist immer noch nicht da. Kennen Sie die gestrigen Neuigkeiten?"

„Ich habe verschiedenes gehört. Herr Knoll erzählte es mir im Theater."

„Sie besuchen das Theater?" Höhnische Bissigkeit leuchtete aus seinen Augen.

„Ich verstehe Ihre Frage nicht, Herr Rat."

„Richtig, Sie sind ja ein Pole, richtig, Sie sind ja ‚von'." Sein Gesicht verzerrte sich, als ob er lachen wollte.

„Herr Rat besuchen doch auch das Theater."

„Ich bin der Herr Buchholz, Herr von Borowiecki. Ich kann überall verkehren, wo es mir beliebt." Er erhob den Kopf und blickte stolz und niederschmetternd vor sich hin.

„Das Theater trägt doch keine Schuld daran, daß es, statt nur für einige da zu sein, allen, die sich ein Billett leisten können, offen steht." Borowiecki konnte sich eines bösartigen Lächelns nicht erwehren.

„Ihr Gerede interessiert mich nicht." Zornig schlug er mit dem Stock in die Holzscheite, daß die Funken im Zimmer umherflogen.

„Herr Rat werden entschuldigen, wenn ich mich empfehle." Borowiecki erhob sich vom Stuhl, durch die letzten Worte aufgebracht.

„Bleiben Sie sitzen. Das Mittagessen wird gleich serviert. Ist doch kein Grund zur Beleidigung. Sie wissen übrigens, wie ich Sie schätze. Sie sind ein exzeptioneller Pole. Hat Knoll Ihnen alles erzählt?"

„Von den letzten Bankrotten . . ."

„Ja, ja . . . Er ist in dringlichen Angelegenheiten weggefahren, und ich wollte Sie gerade bitten, ihn während seiner ganzen Abwesenheit zu vertreten. Morrys wird Sie in der Druckerei vertreten."

„Gut. Morrys ist befähigt."

„Und dumm. Setzen Sie sich doch. Ich hab' die Polen gern, aber mit euch kann man doch gar nicht reden. Jede Kleinigkeit beleidigt euch, und gleich ist es aus. Sachte, Herr Borowiecki, sachte, Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie mein Geschöpf sind."

„Herr Rat erinnern mich zu oft daran, als daß ich es vergessen könnte."

„Halten Sie es für überflüssig?" fragte er und schaute Borowiecki mit einem gutmütigen Lächeln an.

„Das hängt vom Menschen ab und auch vom Ort."

„Ich würde Ihnen Pferde schenken, aber Sie müßten ohne Peitsche und Zügel kutschieren."

„Der Vergleich ist als Vergleich nicht schlecht, doch paßt er nicht auf uns alle, die wir bei Ihnen arbeiten."

„Er gilt nicht Ihnen, auch nicht einigen, verstehen Sie, ich sage einigen Ihrer Kollegen, bloß der schwarzen Arbeitermasse . . ."

„Diese Arbeitermasse, das sind doch auch Menschen."

„Vieh sind sie, Vieh!" schrie er, mit dem Stock aus allen Kräften auf das Taburett schlagend. „Schauen Sie mich nicht so an, ich kann das sagen, weil ich sie alle ernähre."

„Ja, sie arbeiten ziemlich gut für dieses Ernähren, sie verdienen es sich!"

„Bei mir verdienen sie, ich gebe ihnen den Verdienst, meine Füße sollten sie küssen, denn wenn ich ihnen keine Arbeit geben würde, was dann?"

„Dann würden sie sie wo anders finden," erwiderte Borowiecki leise. Wut packte ihn.

„Krepieren würden sie vor Hunger, Herr Borowiecki, wie Hunde."

Borowiecki sprach nicht mehr. Er ärgerte sich über den dummen Dünkel dieses Buchholz, der doch unter den Lodzer Fabrikanten wegen seines Verstandes und seiner tiefen Bildung ganz einzig dastand, aber eine so einfache Frage nicht verstehen konnte.

„Herr Rat, ich wollte grade mit den Pillen zu Ihnen kommen, als August kam."

„Ruhig! Noch ganze zwei Minuten warten!" sagte er schroff zu seinem Leibarzt, den der eigentümliche Empfang etwas verwirrt hatte. Demütig stand er bei der Tür und wartete, mit verschüchterten, unruhigen Blicken das Gesicht des Fabrikanten beobachtend, der düster und schweigend dasaß und auf seine alte silberne Uhr starrte.

„Nimm du dich in acht, Hammer, ich zahl' dir dafür, ich zahl' dir gut," sagte er nach einer Weile, ohne aufzuschauen.

„Herr Rat!"

„Buchholz spricht, still!" sagte er mit Nachdruck und schaute ihn an, als ob er ihm einen Schlag versetzen wollte. „Ich bin pünktlich. Wenn mir gesagt wird, ich soll alle Stunden Pillen einnehmen, dann nehme ich sie auch alle Stunden ein. — Sie müssen sehr gesund sein, Herr Borowiecki, man sieht's Ihnen an."

„So gesund bin ich, daß ich sicher die Schwindsucht kriege, wenn ich noch zwei Jahre in der Fabrik und der Druckerei sitze. Die Aerzte haben mich schon gewarnt."

„Zwei Jahre. Da kann man noch viel Ware drucken in zwei Jahren. Hammer, gib's her!"

Andächtig zählte Hammer fünfzehn homöopathische Pillen ab und legte sie einzeln auf die ausgestreckte Hand des Fabrikanten.

„Schneller! Du kostest so viel wie eine gute Maschine und arbeitest so langsam," zischte er und schluckte die Pillen herunter.

Der Lakai reichte ihm auf einem silbernen Tablett ein Glas Wasser.

„Arsenik läßt er mich schlucken, das ist so eine neue Heilmethode. Na, wir werden's ja sehen, wir werden sehen . . ."

„Ich sehe schon eine große Besserung, Herr Rat."

„Still, Hammer, es hat dich niemand danach gefragt."

„Machen Sie die Arsenikkur schon lange durch, Herr Rat?" fragte Borowiecki.

„Den dritten Monat vergiftet er mich schon. Kannst gehn, Hammer!" warf er hochmütig hin.

Der Doktor verneigte sich und ging.

„Ein sanfter Mensch, dieser Doktor, wattierte Nerven hat er!" Borowiecki lachte.

„Ich wattiere sie ihm mit Geld. Ich zahl' ihm gut."

„Es wird telephonisch angefragt, ob Herr Borowiecki da ist. Was soll ich sagen?" meldete in der Tür der Beamte vom Dienst.

„Gestatten Herr Rat?" Buchholz nickte nachlässig mit dem Kopf.

Karl ging hinunter ins Kontor, wo das Telephon sich befand.

„Borowiecki, wer dort?" fragte er, den Hörer ans Ohr legend.

„Lucy! Ich liebe dich!" zitternd drangen ihm aus der Ferne die Worte ins Ohr.

Närrin! dachte er und lächelte ironisch.

„Guten Tag."

„Komm' abends acht Uhr. Du wirst niemand antreffen. Komm'. Ich warte. Ich liebe dich! Hör' mal, ich küsse dich. Auf Wiedersehen."

Das Telephon verstummte.

„Närrin! Das wird schwer werden mit ihr. Sie wird sich nicht leicht zufrieden geben," dachte er, nach oben zurückgehend, und war durch den originellen Liebesbeweis mehr beunruhigt, als erfreut.

Buchholz blätterte, im Fauteuil zusammengekauert, mit dem Stock auf den Knien, in einer dicken, von oben bis unten mit Ziffern bedruckten Broschüre. Er war so darin vertieft, daß er jeden Augenblick mit der Unterlippe nach dem kurz geschorenen Bart schnappte. In der Fabriksprache hieß das: er saugt an seiner Nase. Es war das bei ihm ein Zeichen größter Vertiefung. Auf einem niedrigen Tisch neben ihm lag ein ganzer Haufen von Briefen und verschiedenen Papieren, die ganze heutige, soeben eingetroffene Post, die er gewöhnlich selbst durchsah.

„Sie werden mir die Briefe sortieren helfen, Herr Borowiecki. Sie können jetzt gleich Knoll vertreten, und übrigens will ich Ihnen auch ein Vergnügen machen."

Borowiecki blickte fragend.

„Mit den Briefen. Da werden Sie sehen, was man mir für Briefe schreibt, und worum man sich an mich wendet."

Die Broschüre legte er weg.

„Pudel, her damit!"

Der Lakai schüttete ihm alle Papiere vom Tisch auf die Knie. Mit unglaublicher Schnelligkeit sah sich Buchholz die Kuverts an und warf sie mit einer entsprechenden Bemerkung hinter sich: „Kontor!"

Der Lakai fing die großen Kuverts mit Firmenaufschriften in der Luft auf.

„Knoll!" An den Schwiegersohn adressierte Briefe.

„Fabrik!"

Diese waren an die Firma adressiert, aber für die Angestellten der Fabrik bestimmt.

„Zentrale!" Bahnfakturen, Nachfragen, Rechnungen, Tratten.

„Druckerei!" Farbenprospekte, Farbenproben auf dünnen Kartons und bunte Mustervorlagen.

„Spital!" Briefe ans Fabrikspital und an die Aerzte.

„Meryenhof!" An die Gutsverwaltung, die sich neben der Hauptverwaltung der Fabriken befand.

„Gesondert!"

Diese waren zweifelhaft und wanderten auf Buchholz' Schreibtisch, oder Knoll nahm sie mit.

„Paß auf, Pudel," schrie er und schlug mit dem Stock hinter sich, als er hörte, daß ein Brief auf den Boden gefallen war, dann schleuderte er weiter und befahl, kurz und schroff.

Der Lakai konnte kaum so schnell alle Briefe auffangen und sie in die entsprechend bezeichneten Oeffnungen eines Schrankes werfen, durch die sie vermittelst Röhren nach unten flogen, in das Hauptkontor. Von da aus wurden sie sofort ausgefahren und ausgetragen.

„Und jetzt wollen wir uns amüsieren!" Er hörte mit dem Werfen auf und es blieben nur noch etliche zwanzig Briefe in verschiedenen Größen und Farben auf seinen Knien. „Hier, lesen Sie!"

Karl zerriß das Kuvert des ersten Briefes — es war mit einem Monogramm versehen — und nahm den Brief heraus. Er duftete nach Veilchen und war in einer vornehmen Damenhandschrift geschrieben.

„Lesen Sie, lesen Sie," sagte Buchholz, als er sah, daß Borowiecki aus Diskretion zögerte.

„Hochgeehrter Herr Rat!

Ermutigt durch die Ehrfurcht, mit der alle Unglücklichen Ihren Namen, Herr Rat, nennen, wende ich mich an Sie mit der flehentlichen Bitte um Unterstützung. Um so mutiger wende ich mich an Sie, hochverehrter Herr Rat, als ich weiß, daß Sie meine Bitte beantworten werden, wie Sie ja stets das menschliche Elend, die Tränen der Waisen, die Schmerzen und das Unglück wohlwollend gelindert haben. Ihr goldenes Herz ist im ganzen Lande bekannt, sehr bekannt! Gott weiß es, wem er Millionen geschenkt hat!"

„Ha, ha, ha!" Er lachte leise und so herzlich, daß ihm die Augen überliefen.

„Das Unglück verfolgt uns. Hagel, Viehseuchen, Dürre und Feuer haben uns in den Ruin gestürzt, und jetzt liegt mein Mann gelähmt im Sterben."

„Krepieren soll er, von mir aus," warf er hart hin.

„Mit meinen vier Kindern sterbe ich Hungers. Sie werden die Schrecklichkeit meiner Lage begreifen, Herr Rat, und auch die Schrecklichkeit des Schrittes, den ich hier unternehme, als Frau, die in einer anderen Sphäre erzogen wurde, als Frau aus der Gesellschaft. Ich muß mich demütigen, — aber es ist nicht für mich. Ich würde ja lieber Hungers sterben, — aber die vier unschuldigen Kindlein."

„Hören Sie auf, das ist langweilig. Was will Sie denn eigentlich?"

„Ein Darlehn von tausend Rubel, um einen Laden aufzumachen," sagte Karl, nachdem er rasch den Brief durchflogen hatte, der bis zum Schluß immer in demselben, künstlich weinerlichen Tone geschrieben war.

„Ins Feuer!" befahl er kurz. „Lesen Sie weiter."

Der nächste Brief war mühselig kalligraphiert. Eine Beamtenswitwe hatte sechs Kinder und hundertfünfzig Rubel Pension; sie bat, man möchte ihr die Fabriksreste zum Verkauf in Kommission geben, damit sie ihre Kinder zu anständigen Staatsbürgern erziehen könne.

„Ins Feuer! Ich werde viel dabei verlieren, wenn aus ihnen mal Diebe werden."

Dann folgte der Brief eines Edelmannes, nicht ganz orthographisch, der Briefbogen roch nach Heringen und Bier, anscheinend war er in einem kleinstädtischen Restaurant geschrieben; der Bittsteller erinnerte daran, daß er vor Jahren das Vergnügen hatte, Buchholz zu kennen, und daß er ihm damals ein paar Pferde verkauft hätte.

„Blind waren sie! . . . Ich kenne ihn, jedes Jahr schreibt er, wenn die Aprilzahlungen herannahen. Lesen Sie's nicht weiter, ich weiß, was drin steht. Bitten um Geld und Beschwörungen, ein Edelmann müsse seine Stammesgenossen unterstützen. Dummkopf! Ins Feuer!"

Und so ging's weiter. Es waren Briefe da von Witwen mit Kindern, ohne Kinder, mit kranken Männern und Müttern, von Waisen, von Leuten, die in der Fabrik verstümmelt wurden, von Leuten, die Anstellungen suchten, von Technikern, Ingenieuren, von

verschiedenen Erfindern, die Umwälzungen in der Baumwollindustrie versprachen und unterdessen um ein Darlehn nachsuchten zur Beendigung ihrer Studien und Ausführung ihrer Modelle; es war sogar ein Liebesbrief dabei, das Geständnis einer früheren Bekannten, die in ihrem augenblicklichen Elend das frühere Glück nicht vergessen konnte.

„Ins Feuer! Ins Feuer!" schrie er, sich vor Lachen schüttelnd; er wollte die schwulstigen, pathetischen Tiraden, die flehentlichen Bitten und Beschwörungen, die mit dem Ersuchen um ein Darlehn schlossen, nicht mehr anhören.

„Merken Sie, wie die Leute mich hochschätzen! Wie sie meine Rubel lieben."

Es waren auch Briefe drunter mit schmählichsten Beschimpfungen; Karl hielt inne, er wußte nicht, ob er sie lesen sollte.

„Lesen Sie, die beschimpfen mich, das hab' ich gern, das ist wenigstens aufrichtig, oft sogar amüsanter, wie das andere."

Karl las einen Brief, der mit den Worten anfing: „Du Rädelsführer der Lodzer Diebe," und eine ganze Skala von Flüchen und Beschimpfungen enthielt, von denen die sanftesten lauteten: „Schwein! Schurke! Verbrecher! Blutegel! Gemeiner Hund!" und mit dem Satz schloß: „Wenn dich Gottes Rache nicht erreicht, dann trifft dich sicher der Menschen Strafe, du elender Hund und Schinder!"

Der Brief trug keine Unterschrift.

„Der hat Humor. Ha, ha, ha! Ein lustiges Vieh."

„Wissen Sie, Herr Rat, ich hab' genug, es ist mir schon ekelhaft."

„Lesen Sie. Trinken Sie nur mit vollen Zügen dieses Spülwasser der Menschheit, und weiden Sie sich an dem Menschenpack, das ist gut zur Ernüchterung. Das gehört zur Lodzer Psychologie und zu eurer unbeholfenen Unfähigkeit."

„Nicht alle Briefe sind ja von Polen, es sind auch deutsche Briefe da, die Mehrzahl ist sogar deutsch geschrieben."

„Das beweist eben, daß sie alle von Polen stammen. Ihr habt ein Talent für fremde Sprachen und zur Bettelei, das macht ihr gut," sagte Buchholz mit Nachdruck.

Karl schaute ihn mit Augen an, in denen grüne Zornesfunken

sprühten und Haß aufflackerte, las aber weiter. Eine Denunziation gegen den ersten Lageraufseher, daß er Ware stehle.

„Geben Sie's mal her, das muß man feststellen."

Er schob den Brief in die Tasche.

Es waren noch Beschwerden über Meister, Drohungen Entlassener, auch solche Denunziationen: einer hätte von Buchholz gesagt, er sei „ein Schwein mit ausgebrannten Augen", „ein alter Dieb". Diese waren mit Bleistift auf Fetzen Packpapier geschrieben.

„Geben Sie den Brief her, der ist wichtig, ein teures Dokument, was von mir meine Leute reden." Er lächelte verächtlich. „Glauben Sie, daß ich jeden Tag solche Briefe lese? Ha, ha, ha! August macht Feuer damit, dazu allein sind sie gut, diese Witze."

„Und doch geben der Herr Rat einige tausend Rubel jährlich für verschiedene wohltätige Zwecke."

„Ich geb' sie, ich geb' sie, weil man sie mir rauswürgt, weil ich dem Gesindel, um Ruhe zu haben, einen Knochen vorwerfen muß."

„Das alte Prinzip: Noblesse oblige, heißt heute: die Millionen verpflichten."

„Ein dummes nihilistisches Prinzip; was schert es mich, daß sie Hungers sterben, mögen sie vor Hunger krepieren. Stets muß ein Teil der Menschen nichts haben. Mir hat kein Mensch einen Pfennig gegeben, alles mußte ich mir zusammenscharren, zusammenverdienen. Warum soll ich heut andern was geben, wofür? Es soll mir einer nachweisen, daß ich es tun muß. Wem soll ich denn geben? Den Herren, die ihre Vermögen verpraßt haben? Der Teufel hol' sie. Hier bei euch möchte jeder nehmen, aber keiner will arbeiten. Wäre doch einer von euch hergekommen nach Lodz, wie ich, hätte sich an die Arbeit gemacht, er hätte gerade so wie ich ein Vermögen gemacht. Und warum geschah das nicht? Weil ihr in dieser Zeit bei uns Revolution gemacht habt . . . Ho, ho, ho! Don Quichotten!" Verächtlich spuckte er aus, gerade auf seine Füße, und lachte lange, in glänzender Laune.

Karl ging im Zimmer auf und ab. Er wollte nicht mehr sprechen. Obwohl alles vor Zorn in ihm zitterte, schwieg er und tat gleichgültig. Buchholz würde er nicht überzeugen, das wußte er, und er wollte sich auch nicht mit ihm überwerfen.

Buchholz merkte die Drangsal, die er Borowiecki zufügte, und

ſagte ihm immer ſchmerzlichere Sachen. Mit Ueberlegung marterte er ihn. Ein ungewöhnliches Vergnügen machte es ihm, andere zu quälen und die menſchliche Seele anzuſpeien.

Er lag faſt ausgeſtreckt im Fauteuil. An dem ſtändig geſchürten Feuer, in dem er andauernd herumſcharrte, brannten die Beine beinahe an. Das graugelbe Geſicht, in dem die blutigen Augen biſſig und höhniſch leuchteten, ſah aus wie das einer in Fäulnis übergehenden Leiche. Der runde Schädel mit den Reſten weißer Haare hob ſich von dem dunklen Hintergrund des Fauteuils grell ab.

Ohne aufzuhören, ſpie er mit immer größerer Wut auf alles und zertrat alles. Wie ein Götze ſah er aus, der in Lumpen und Fetzen eingewickelt in der Tiefe ſeines goldenen Tempels auf Millionen kauert und ſcheinbar ſehr mächtig alle verhöhnt, der Schwäche ſpottet, den Gefühlen Hohn ſpricht und die Menſchheit verachtet, die ſich nicht zu Millionen erhoben hat.

Endlich unterbrach ihn der Lakai mit der Meldung, es ſei angerichtet.

Zwei Leute hoben ihn mit dem Fauteuil auf und trugen ihn ins Eßzimmer, das am anderen Ende des Hauſes gelegen war.

„Sie verſtehen zuzuhören; Sie ſind ein kluger Menſch," ſagte er zu Karl, der dicht neben ihm ging.

„Das war alles ſehr intereſſant, was Sie geſagt haben, es hat mich ſehr intereſſiert, als Materialien zur Pathologie der Millionäre," erwiderte er ernſt, ihm ſcharf in die Augen blickend.

„Herr Borowiecki! . . . Wackel nicht!" brüllte er den links neben ihm gehenden Lakai an und ſchlug ihn mit dem Stock auf den Kopf. „Herr Borowiecki, ich ſchätze Sie ſehr, geben Sie mir ihre Hand. Wir verſtehen uns, wir können gut miteinander auskommen. Sie können ſtets auf mich rechnen."

Im Eßzimmer ſtand ſchon Frau Buchholz; als man ihren Mann an den Tiſch geſchoben hatte, küßte ſie ihn auf die Stirn, reichte ihm die Hand zum Kuß und ſetzte ſich ihm gegenüber.

Der Doktor war auch da. Als erſter trat er an Borowiecki heran und ſtellte ſich vor.

„Hammerſtein, Dr. Julius Guſtav Hammerſtein," wiederholte er mit Nachdruck, ſich den großen, flachsblonden Bart glättend, der bis tief auf die Bruſt herabwallte.

„Dr. der Homöopathie und des Vegetarianismus. Der Pudel kost' mich viertausend Rubel jährlich, raucht meine teueren Zigarren und verspricht mir, mich entweder zu heilen, oder ich werde sterben."

Der Doktor wollte widersprechen, aber Frau Buchholz bat mit einer ganz leisen Stimme zu Tisch, und die Lakaien begannen die Speisen herumzureichen.

Das Gespräch wurde deutsch geführt.

„Sie sind nicht Vegetarianer?" fragte Hammerstein.

„Nein, Herr Doktor. Ich bin vollkommen Herr meiner Funktionen," erwiderte Borowiecki schroff. Unsympathisch erschien ihm diese Gestalt, die wie eine Masse hingegossen dasaß, mit einem mächtigen Bauch, einem mächtigen Gesicht und einem riesigen Schädel mit glänzender Glatze, wie ein blank geputzter Topf.

Hammerstein bewegte sich ungeduldig, warf einen verächtlichen Blick hinter der gewölbten blauen Brille hervor und sagte trocken: „Jede Wahrheit wird am Anfang belächelt."

„Haben Sie viele Anhänger in Lodz?"

„Sich und meine Hunde, die räudig sind, weil ihnen der Veterinär kein Fleisch geben läßt," spottete Buchholz, der nichts aß, außer Hafergrütze und Milch.

„Was ist denn Lodz, was ist denn ganz Polen? Barbarei!"

„Deshalb sind Sie auch wohl hergekommen. Für Apostel ein gutes Feld."

„Ich habe ein Buch über den Vegetarianismus geschrieben unter dem Titel: ‚Die natürliche Ernährung'. Ich kann es Ihnen zuschicken."

„Danke, ich werde es mit Interesse lesen, ich zweifle aber, daß Sie in mir einen Anhänger finden."

„Herr Rat sprach am Anfang genau so, und jetzt . . ."

„Und jetzt bist du ein Dummkopf, mein Hammer, weil du nicht begreifst, daß wenn einer krank ist und ihm die ganze blöde Medizin nicht hilft, dann entschließt sich der Mensch, den Schafhirt aufzusuchen, zu Pfarrer Kneipp zu fahren, ja endlich sogar auch zu deiner elektrisch-homöopathisch-vegetarianischen Arsenikmethode."

„Weil sie einzig und allein hilft, weil das Prinzip der Homöopathie: similia similibus curantur ein Prinzip ist, das der

menschlichen Natur am meisten entspricht, weil es eben das einzig wahre ist. Herr Rat sind das beste Beispiel dafür."

„Bis jetzt schon, aber wenn es sich verschlimmern sollte, dann kannst sicher sein, Doktor, daß ich dich verprügle und dich mit deiner ganzen Aufschneiderei die Treppe runter schmeißen lasse."

„Wer neue Wahrheiten bringt, wird zum Märtyrer; das ist sein Lohn," sagte er feierlich, in die Milch pustend.

„Laß mal gut sein mit dem Martyrium, du kriegst als Lohn viertausend Rubel und dein Gesicht glänzt vor Fett wie 'ne Laterne."

Der Doktor schaute nach oben, als ob er die Decke zum Zeugen anrufen wollte, was er leiden müsse, und aß seine Milchgrütze weiter.

Eine Schüssel mit Salat und eine zweite mit Kartoffeln standen vor ihm.

Sie schwiegen.

Die Lakaien huschten wie Schatten geräuschlos umher. Einer stand hinter Buchholz und reichte ihm sofort das, worauf sein Blick fiel.

„Pudel!" brüllte manchmal Buchholz, wenn er ihn nicht rasch genug oder schlecht bediente.

An der anderen Seite des Tisches saß Frau Buchholz und beteiligte sich gar nicht am Gespräch.

Sie aß sehr langsam, mit den Vorderzähnen kauend, und lächelte mit den blassen Lippen wie eine Wachsmaske. Wenn sie etwas brauchte, winkte sie dem Lakai und sprach zu ihm mit fast unhörbarem Flüstern, oder zeigte mit dem Finger. Wie eine Mumie saß sie da, die nur in den zurückgebliebenen automatischen, am längsten währenden Bewegungen lebte.

Das Mittagessen war sehr einfach, auf deutsche Art.

Bloß Borowiecki wurde ein Glas Kognak gereicht und verschiedene Weinsorten, die ihm Buchholz persönlich einschenkte, ihm zuredend: „Trinken Sie, Herr Borowiecki, das ist ein guter Wein."

Der Schluß der Mahlzeit verlief still und langweilig. Es herrschte eine erdrückende Stille, bloß ab und zu schrie der Papagei: „Pudel!" wenn er nichts vom Tisch fassen konnte.

Jedes Wort, jeder Laut hallte wider, brauste fast in diesem großen Eßsaal, in dem zweihundert Personen Platz finden konnten.

Ringsherum standen Kredenzen aus Eichenholz, im altdeutschen Stil geschnitzt, und altdeutsche Stühle.

Durch das große venezianische Fenster, das auf die Fabriksmauern ging, drang nur wenig Licht, bloß das Ende des Tisches, an dem sie saßen, war erhellt, das übrige Zimmer verschwamm in einer rostigen Dämmerung, aus der ab und zu die Lakaien wie schwarze Schatten hervortauchten.

Durch die Seitenflügel eines Fensters drang die Nachmittagssonne ein und ergoß einen rötlichen Strahl über einen Teil des Tisches.

„Vorhang zu!" schrie Buchholz. Er mochte das Sonnenlicht nicht und blickte mit Wohlbehagen auf den Lüster, der im Augenblick aufflammte.

Endlich war das Mittagessen beendet, zu Karls Erleichterung, den diese Stille und Langeweile schläfrig gemacht hatten.

Wiederum küßte die alte Buchholz ihren Mann auf die Stirn, reichte ihm ihre Hand zum Kuß und streckte sie dann mit einer automatischen Bewegung zu Borowiecki, der nicht mehr lange dablieb, ein paar Worte noch leise mit dem Doktor wechselte und hinausging, ohne sich von Buchholz, der im Fauteuil schlief, zu verabschieden.

Das Eßzimmer wurde ganz leer, nur der im Fauteuil schlafende Buchholz blieb zurück und ein Lakai, ein paar Schritte hinter ihm, regungslos vor sich hinstarrend, auf jeden Wink bereit.

Borowiecki atmete mit dem Gefühl einer großen Erleichterung auf, als er auf die Straße hinaus kam, in die frische Luft, in den hellen, sonnigen Tag.

Den Buchholzschen Wagen, der auf ihn wartete, schickte er weg und ging zu Fuß durch den Park. Bei den Fabriken bog er von der Piotrkower Straße in eine kleine, ungepflasterte Gasse ab, die in die Felder hinauslief und an der einen Seite mit langen, düsteren Arbeiterkasernen umstellt war.

Traurig sah es hier aus und häßlich.

Er schlich sich unter den Häusern durch, auf engen Stegen und Steinen, und trat in einen kleinen Garten ein, der an die weithin sich erstreckenden Felder grenzte, auf denen in der Ferne

Fabrikmauern rot schimmerten und hier und da einsame Häuser verstreut lagen.

Im Garten stand ein hohes einstöckiges Haus, in dem sein Hilfsarbeiter Murray wohnte. Auch Borowiecki hatte die Fabrik eine Wohnung hier angewiesen, ein ganzes Stockwerk oder das Parterre, nach Wahl.

Borowiecki mochte die Lodzer Landschaft nicht und zog es vor, in einer recht unbequemen Mietswohnung zu wohnen. So lebte er in der Stadt und mit seinen Freunden zusammen, mit denen ihn nicht so sehr Freundschaft, als langgewohnter, vertrauter Verkehr verband. Die ganze Studienzeit hindurch wohnten sie zusammen in Riga, zusammen fuhren sie ins Ausland und fanden sich vor ein paar Jahren in Lodz wieder.

Borowiecki war Farbenchemiker, Baum war Fachmann für Weberei und Spinnerei und Welt hatte die Handelsschule absolviert. In Lodz bezeichnete man sie mit Spitznamen: Welt und die zwei großen B.s, oder Baum und Kompagnie, oder die drei Lodzer Gebrüder.

Murray lief ihm bis in den Garten entgegen und wischte sich schon von weitem seine immer schwitzenden Hände mit einem mächtigen gelben Tuch ab.

„Ich dachte, Sie kämen nicht mehr."

„Ich hab's doch versprochen."

„Ein junger Warschauer ist bei mir, der kürzlich erst nach Lodz gekommen ist."

„Was für einer?" fragte Borowiecki gleichgültig, seinen Mantel im Vorzimmer ablegend, das bis zur Decke mit Stichen von nackten Frauenkörpern behängt war.

„Ein Kaufmann, macht hier eine Agentur auf."

„Teufel noch eins, von zehn Leuten, die man auf der Straße trifft, sind sechs soeben angekommen und machen Agenturen auf, und neun wollen Millionen machen."

„Deshalb wird's auch so eng in Lodz."

„Na, wenn die Neuen ‚Farbe' wären, aber sie sind ja gemeinste ‚Beize'."

Der Warschauer, Koslowski mit Namen, erhob sich zur Begrüßung lässig vom Sofa und fiel gleich wieder schwer zurück.

Ein lebhaftes Gespräch entwickelte sich. Murray war in der Früh in der Stadt gewesen und erzählte von den Folgen der Bankrotte.

„An die zwanzig Firmen wird gleich der Teufel holen, und wie vielen die Pleiten das Blut abzapfen werden, das wird sich noch zeigen. Auf alle Fälle wankt Wolkmann. Grünspans Schwiegersohn Großmann akkordiert; von Frischmann heißt's, daß er bloß auf eine Gelegenheit wartete und daß er heute auch gleich in großer Eile zusammengebrochen ist, er hatte Angst, man könnte ihn vielleicht darin stören, er muß was verdienen, dem Schwiegersohn muß er jetzt die Mitgift auszahlen. Man erzählt, daß auch Trawinski bei allen Banken umherlief; er steht nicht gut. Sie kennen ihn, Herr Borowiecki?"

„Ein Kollege von uns, aus Riga."

„Das ist ja das reinste Sodom und Gomorrha hier, wie ich sehe."

„Was hört man denn in Warschau, immer noch ‚Mikado'?" fragte Karl spöttisch.

„Das ist ja schon längst vorbei."

„Ich bin nicht au courant der Warschauer Angelegenheiten, ich gestehe es offen."

„Ich sehe es; denn bei uns herrscht jetzt ‚Der Vogelhändler': ‚Noch a Mal, noch a Mal!'."

Er trällerte unwillkürlich und wohlgefällig lächelnd vor sich hin.

„Herr Robert, zeigen Sie mir doch Ihre neue Einrichtung," bat Karl.

Sie begaben sich auf die andere Seite des Hauses.

„Das ist ja ein ganzer Laden von schönen Möbeln," rief er erstaunt.

„Schön, nicht wahr?" sagte Murray stolz.

Es war ein winzig kleiner Salon, elegant eingerichtet, mit gelb bezogenen Möbeln überfüllt, die auf einem blaßvioletten Teppich standen, und mit gleichfalls gelben Portieren drapiert.

„Das ist eine schöne Kombination!" rief Karl, mit Vergnügen die Farbenharmonie betrachtend.

„Schön, nicht wahr?" rief Murray beglückt und wischte sich die Hände ab, um die seidenen Vorhänge zu betasten.

Sein Buckel zitterte, und der Rock schob sich am Rücken immer wieder hinauf, und immer wieder zog er ihn zurecht.

„Das wird ihr Boudoir sein," flüsterte er leise, Borowiecki andächtig in ein winzig kleines Zimmer führend, das mit Miniaturgerät und einer Masse Nippessachen aus Porzellan vollgeräumt war.

„Sie haben aber auch nichts vergessen, wie ich sehe."

Er zeigte ihm noch das Schlafzimmer und ein kleines Hinterzimmer.

Alles war gleich elegant und mit Komfort eingerichtet, überall sah man die Hand des Kenners und eines Mannes, der seine künftige Frau sehr lieb hatte.

Sie kehrten dann in den Salon zurück; Karl setzte sich und schaute Murray mit einer gewissen Verwunderung an.

„Sie müssen sie innig lieben," sagte er.

„Ich liebe, ich liebe sie sehr! Wenn Sie wüßten, wie ich ständig an sie denke."

„Und sie?"

„Still! . . . Reden wir nicht davon," unterbrach er rasch, durch die Frage verwirrt.

Karl schwieg, rauchte eine Zigarette und fühlte, wie ihn Müdigkeit überfiel.

Eine schläfrige Stille umgab sie.

Murray wischte sich die Hände, zog seinen Rock zurecht, glättete mit der flachen Hand seine mächtigen, glattrasierten Kinnbacken und starrte auf den Teppich, auf die blassen Margueriten in dem mittleren Feld.

„Noch a Mal! Noch a Mal!"

Koslowskis Lied zitterte in gedämpften Tönen, und der leise Klang des Klaviers drang in den Salon.

Murray träumte von seinem künftigen Glück und lebte in den Gedanken an seine Heirat.

„Vielleicht singen Sie ein Liebeslied, so ein, na, warmes Lied," bat der Engländer.

„Aus welcher Operette?"

„Das weiß ich nicht, ich habe nur Liebeslieder so gern."

Willig sang ihm Koslowski verschiedene in Warschau populäre Lieder.

„Sehen Sie, das ist nicht das, ich kann es nicht sagen, ich kenne zu wenig eure Sprache, aber ich möchte gern so was Süßes und Schönes haben, das, was Sie singen, ist sehr ordinär."

Koslowski begann aus seinem unerschöpflichen Repertoire Lieder von Tosti zu trällern.

Murray war ganz vertieft, er vergaß den Tee einzuschenken, wischte sich die Hände nicht mehr ab, zog den Rock nicht mehr zurecht, trank bloß mit ganzer Seele diese süße, leidenschaftliche, brennende, dann wieder melancholische Musik; mit seinem ganzen Wesen hörte er zu, bis ihm vor Entzücken Tränen aus den Augen liefen und das lange Affengesicht vor Rührung zitterte.

VI

Moritz Welt war gegen elf ausgegangen, wie Matthias Borowiecki ausgerichtet hatte; er schleppte sich über den Bürgersteig, der ganz in Sonne gebadet war, und versank in eine so tiefe finanzielle Kombination, daß er die vorbeigehenden Bekannten, die ihn grüßten, gar nicht bemerkte. Stumpfen, nachdenklichen Blickes schaute er auf Stadt und Leute.

„Wie soll man's anfangen? Wie soll man's anfangen?" überlegte er immer von neuem.

Grell schien die Sonne über Lodz, über die tausend Schornsteine, die in der sonntäglichen Ruhe still dastanden und in der reinen, klaren, vom Rauch heute nicht geschwärzten Luft wie mächtige rostige Fichtenstämme emporragten, von einem bläulichen Frühlingsdunst umwoben.

Haufen von Arbeitern fluteten im Sonntagsstaat über die Piotrkower Straße, in hellen Sommeranzügen, mit schretend bunten Krawatten und Mützen, oder mit hohen, längst unmodernen Hüten und Schirmen in den Händen. In endlosen Reihen strömten sie aus den Seitenstraßen herbei. Wie eine dichte, schwere Masse sich teilnahmslos fortstoßen läßt, drängten auch sie sich auf dem Bürgersteig. Langsam trippelten die Arbeiterinnen in phantastischen, grellen

Hüten, auf Taille gearbeiteten Kleidern, oder mit karierten Tüchern um die Schultern, das Haar glatt gekämmt und von der aufgetragenen Pomade und den vielen Nadeln glänzend, oder auch mit künstlichen Blumen geschmückt. Sie drängten durch die Menge, sich mit den Armen Platz schaffend, um ihre steifen, frisch gestärkten Kleider und ihre aufgespannten Sonnenschirme zu schützen, die wie große Schmetterlinge in tausend Farben über dem grauen, dahinströmenden Menschenfluß wogten. Unterwegs schwoll der Fluß durch den Zustrom aus den Seitengassen immer mehr an.

Die Menge blickte zur Sonne, atmete den Frühling ein, mit dem die Luft wie durchsättigt war, und schritt träg weiter; der Sonntagsstaat, die eigentümliche Stille der Straße im Vergleich zum Werktag, die Freiheit und die Sonntagsruhe, mit der sie nichts anzufangen wußte, quälte sie. Die vom Licht geblendeten Augen starrten auf einen Punkt und die kreideweißen, gelben, grauen, erdfahlen, eingefallenen und blutlosen Gesichter — das Blut hatte die Fabrik ihnen ausgesogen — sahen heute noch elender aus. Sie blieben bei den mit Schundwaren ausgelegten Ladenfenstern stehen, oder fluteten in schmalen Reihen in die Kneipen ab.

Von den Dächern, aus alten Dachrinnen und von den Balkons floß das Wasser in Strömen auf die Köpfe der Vorbeigehenden und auf den schmutzigen Bürgersteig. Der gestrige Schnee taute und rann an den Fronten der Paläste und Häuser herab und grub auf den mit Kohlenstaub und Ruß bedeckten Wänden lange, schwarze Furchen ein.

Das holprige und grundlose Straßenpflaster bedeckte ein dicker, schlüpfriger Kot, der unter den Rädern vorbeifahrender Droschken und Equipagen auf den Bürgersteig und die Passanten spritzte.

Dichtgedrängt und massig standen an beiden Seiten der Straße, die sich in einer Riesenlinie bis nach Baluty hinzieht, Häuser und italienischen Kastellen ähnliche Paläste, in denen sich Baumwollläden befanden; einfache Mauerkästen mit drei Stockwerken, ohne Tünche; stilvolle Häuser mit Barockbalkons aus vergoldetem Eisen, verschnörkelt, übersät mit kleinen Amoretten am Fries und über den Fenstern, durch die im Inneren Weberwerkstätten zu sehen waren; kleine schiefe Holzhäuschen mit grünen, vermooften Dächern, hinter denen in den Höfen mächtige Schornsteine und Fabrikmassen em-

porragten, schmiegten sich an die Seite mächtiger Paläste im Berliner Renaissancestil aus roten, modellierten Ziegelsteinen, mit steinernen Türangeln und Fensterstöcken, mit einem großen Relief an der Frontseite, das die Industrie darstellte, mit zwei turmgeschmückten Seitenpavillons, die ein schönes Eisengitter, hinter dem man in der Tiefe kolossale Fabrikmauern erblickte, von dem Hauptgebäude trennte; mächtige, prachtvolle Häuser, die ‚wie Museen ausschauten und doch nur als Magazine für fertige Waren dienten; mit Ornamenten in allen Stilarten überladene Häuser, wo im Parterre Renaissancekaryatiden einen altdeutschen Gang stützten, das zweite Stockwerk im Stile Louis Quinze in den zierlichen Linien der Fensterrahmen emporschwebte, und vollen Spulen ähnliche, bauchige Verzierungen den Abschluß bildeten; Häuser, die mit ihren gewaltigen Mauern wie alte, würdige Tempel emporragten, majestätisch im ernsten Schmuck ihrer Ornamente. In goldenen Lettern standen da auf Marmortafeln: „Schaja Mendelsohn", „Hermann Buchholz", und andere Namen.

Ein richtiger Kehrichthaufen aller Stilarten, von groben Maurerhänden gefertigt, mit kleinen Türmen bespickt, mit ständig abfallendem Stuck beklebt, von tausend Fenstern durchschnitten, mit steinernen Balkonen, Karyatiden, protzigen Fassaden, Dachbalustraden und mächtigen Toren überladen, in denen Portiers in glänzenden Livreen auf Samtfauteuils schlummerten, und mit einfachen Eingängen, durch die der Straßenkot bis in die scheußlichen, mistgrubenähnlichen Höfe eindrang; voll von Läden, Kontors, Lagern, kleinen dreckigen Schundbuden, erstklassigen Hotels und Restaurants, gemeinsten Kneipen, vor denen sich das Elend sonnte, voll von den Millionen, die in glänzenden, mit Amerikanern — das Pferd zu zehntausend Rubel — bespannten Equipagen durch die Straßen rollten, voll des Elends, das sich durch die Straßen wälzte, Verzweiflung um die blassen Lippen und ewigen Hunger in den scharfen Blicken.

„Eine wunderbare Stadt," flüsterte Moritz, an der Ecke der Meyerpassage mit zugekniffenen Augen auf die endlosen Häuserdämme blickend, die die Straßen umklammerten. „Eine wunderbare Stadt, aber — was kann man dabei verdienen?" dachte er höhnisch

und trat in eine an der Straßenecke gelegene Konditorei, die ganz überfüllt war.

„Melange!" rief er den umherlaufenden Kellnern zu, wand sich zu einem freien Platz durch, blätterte mechanisch im letzten Börsenkurier und versank wieder in Gedanken. Er überlegte, wo er Geld auftreiben könnte, und weiter, wie er es anfangen sollte, um bei dem Baumwollgeschäft, das er vor ein paar Stunden mit seinen Freunden abgeschlossen hatte, möglichst viel zu verdienen. Moritz Welt war zu sehr ein Lodzer ‚Gründer', um irgendwelche Gewissensbisse zu verspüren, die ihn an einem guten Geschäft, selbst auf Kosten seiner Freunde, hätten hindern können. Das Geschäft flog ihm ja zu.

Er lebte in einer Welt, in der Schwindeleien, hinterlistige Bankrotte, Pleiten, alle erdenklichen Betrügereien und freche Ausnützung — zum täglichen Leben gehörten und Gemeingut aller waren. Man beneidete sich gegenseitig um geschickter ausgedachte Schurkereien. In den Konditoreien, den Kneipen und den Kontoren besprach man die am besten ausgeknobelten Streiche, die öffentlichen Betrüger wurden bewundert, bewundert und verehrt wurden die Millionen. Niemand kümmerte sich darum, woher sie kamen. Niemand scherte sich darum, woher sie einer hatte, ob er sie verdient oder gestohlen. Hauptsache war, daß er sie besaß.

Ungeschickten oder denen, die kein Glück hatten, begegnete man mit Hohn und Spott und urteilte scharf über sie, verweigerte ihnen Kredit und Vertrauen — den Glücklichen stand alles offen. Sie konnten heute Pleite machen und fünfundzwanzig für hundert zahlen, und morgen früh räumten ihnen die, die sie bestohlen, noch größeren Kredit ein, denn sie selbst konnten ihre Verluste doch auch bei anderen wettmachen und fünfzehn für hundert zahlen.

Moritz überlegte gerade, was er bei dem Kompagniegeschäft verdienen konnte, und was ohne das Kompagniegeschäft.

„Irgend etwas bloß auf gemeinsames Konto einkaufen, um jenen blauen Dunst vorzumachen, und so viel wie möglich auf eigenes Konto," das war die Idee, die seit dem Morgen ihm das Gehirn marterte. Er warf Ziffernreihen auf die Marmorplatte des Tisches hin, addierte, strich alles wieder durch, wischte es ab und schrieb es noch einmal von Anfang, unermüdlich, ohne auf das, was um ihn her vorging, zu achten.

Hände wurden ihm entgegengestreckt, über die Köpfe der daneben Sitzenden hinweg; er schüttelte sie, ohne zu ahnen, wer es war.

„Morgen!" warf er zur Begrüßung und zum Abschied denen hin, die er bemerkte, und versank in die unmöglichsten Kombinationen, fand aber keinen Ausweg und wußte nicht, wo er Geld auftreiben sollte.

Sein Kredit war erschöpft und von der Agentur in Anspruch genommen, Wechsel konnte er auch nicht mehr ausstellen, ohne ein gutes, solides Giro.

„Wem soll man ein Giro abknöpfen?" Jetzt peinigte das sein Gehirn.

Eine Kuckucksuhr rief eins.

Langsam flutete es aus der Konditorei heraus auf die Straße, zur Promenade.

Moritz saß immer noch da. Plötzlich blitzten ihm die Augen auf, er fuhr sich mit den Fingern durch den prachtvollen Samtbart, klemmte den Kneifer auf der Nase fest und begann schnell mit den Augen zu zwinkern.

Der alte Grünspan kam ihm in den Sinn, der Bruder seiner Mutter, Inhaber einer großen Wolltücherfabrik, unter der Firma: ‚Grünspan & Landsberg'.

Er beschloß, zu ihm hinzugehen und ihm, wenn's ging, ein Giro abzuknöpfen, wenn nicht, ihn in ein Kompagniegeschäft mit reinzuziehen.

Der Freudenrausch über die Entdeckung währte nicht lange, weil er sich plötzlich erinnerte, daß Grünspan schon zweimal seinen eigenen Bruder ruiniert und schon ein paarmal akkordiert hatte. Mit so einem Geschäfte zu machen war nicht ganz sicher.

„Pleitemacher, Betrüger, der!" brummte er aufgeregt und fühlte, daß er ihm sein Giro nicht würde abknöpfen können, beschloß aber, trotzdem hinzugehen.

Er schaute in der Konditorei herum, in dem engen, dunklen, langen Raum, der schon fast ganz leer war. Nur am Fenster saßen ein paar junge Leute, in riesige Tagesblätter vertieft.

„Herr Rubinroth!" rief er zu einem jungen Burschen, der, in der einen Hand ein Glas Wasser, in der anderen einen Kuchen, unter dem Spiegel saß, über eine ausgebreitete Zeitung gebeugt.

„Ich stehe zu Diensten," schrie jener und sprang auf.

„Is' was da?"

„Nein, nichts."

„Ich hätte es in der Früh wissen sollen."

„Es war nichts da, und deshalb habe ich Sie nicht benachrichtigt, ich dachte . . ."

„Zu gehorchen haben Sie, und nicht zu denken, das gehört nicht zu Ihrer Tätigkeit. Ein für allemal habe ich Ihnen gesagt, daß ich jeden Tag nach meiner Wohnung Nachrichten verlange. Ob was da ist oder nicht, geht Sie nichts an; Ihre Pflicht ist, es mir mitzuteilen. Dafür zahl' ich Ihnen. Zum Zeitungslesen und zu Ihrem Kuchen wären Sie immer noch früh genug gekommen."

Rubinroth begann sich eifrig zu entschuldigen.

„Schreien Sie nicht, hier ist keine Synagoge!" warf er seinem Kontorangestellten schroff hin, drehte ihm den Rücken und lief schnell auf die Straße hinaus.

Die Sonne brannte immer heißer.

Die Arbeitermassen waren verschwunden, andere Massen füllten jetzt die Bürgersteige. Eine elegant gekleidete Menge, Damen in modernen Hüten und kostbaren Umhängen, Herren in schwarzen Mänteln, Juden in langen, dreckigen Röcken, Jüdinnen — alles schöne Frauen — in Samt, mit dem sie die Straßen fegten. Getöse füllte die Straße, lachend drängte man sich vor und schlenderte die Straße aufwärts, bis zum Przejazd oder Nawrot und zurück.

An der Ecke der Dzielnastraße stand eine Gruppe junger Kontoristen und musterte die vorbeiflutende Frauenmenge. Laut machten sie Bemerkungen und zogen noch weniger höfliche als dumme Vergleiche. Jeden Augenblick ertönte lautes Gelächter über die gewöhnlichen Witze Leo Kohns, der selbst am meisten über sie lachte.

„Moritz, komm her zu uns!" rief Leo, als er den herannahenden Moritz erblickte.

„Laß mich, ich mag Narren auf der Straße nicht," erwiderte er mürrisch, ging vorbei und verschwand in der Menge, die gegen den Neuen Markt flutete. Hinter dem Markt wimmelte es von Juden und Arbeitern, die zur Altstadt eilten.

An dieser Stelle verändert die Piotrkower Straße zum dritten Male ihr Aussehen und ihren Charakter. Von dem Geyermarkt

bis zum Nawrot ist sie Fabrikstraße; vom Nawrot bis zum Neuen Markt — Handelsstraße, und vom Neuen Markt abwärts bis zur Altstadt jüdische Tandelstraße.

Der Straßenkot war hier schwärzer und schlüpfriger, die Bürgersteige vor jedem Haus ganz anders, einmal breit und aus Steinen, dann enge, ausgetretene Betonstreifen, manchmal waren es bloß kleine, schmutzige Pflastersteine, die in die Sohlen stachen.

In den Rinnsteinen flossen die Abwässer aus den Fabriken und schlängelten sich wie fahlgelbe, rote und blaue Bänder. Aus einzelnen Häusern und Fabriken war der Zustrom so mächtig, daß das Wasser aus dem Rinnstein austrat, den Bürgersteig mit farbigen Fluten übergoß und bis zu den ausgetretenen Schwellen der unzähligen kleinen Läden floß, aus deren schwarzem, kotigem Inneren Schmutz und Fäulnis, Geruch von Heringen, von faulendem Gemüse oder Fusel hervorquoll.

Wie Gespenster standen in scheußlichen Reihen alte, abgebröckelte, schmutzige Häuser, mit abgefallener Tünche oder aus rohen Ziegelsteinen, klaffend wie blutige Wunden, aus Holz oder aus rohem einfachen Mauerwerk, das überall platzte und Türen und Fenster überschüttete, mit schiefen Fensterrahmen, krumm, ausgedorrt und dreckig. Dazwischen drängten sich neue, dreistöckige Kolosse, mit unzähligen provisorischen Fenstern, noch nicht übertüncht und ohne Balkons, und doch schon von Menschen wimmelnd und vom Gepolter der Weberwerkstätten erfüllt, die selbst am Sonntag arbeiteten, widerhallend vom brausenden Gerassel der Maschinen, die Schundware für den Export anfertigten, und vom durchdringlichen Geknirsch der Spinnräder.

Vor dieser endlosen Häuserreihe, die mit ihren roten, düsteren Mauern über das Meer der absterbenden Ruinen und des Krämerlebens emporragte, lagen ganze Haufen Ziegel und Holz und engten die schmale Gasse noch mehr ein, die schon vollgestopft war mit Wagen, Pferden, Waren, mit Getümmel und Lärm, den Ausrufen der Händler und den tausend Stimmen der Arbeitermassen, die in Mengen zur Altstadt fluteten, mitten auf der Straße oder neben dem Bürgersteig. Die bunten Schals, die sie um den Hals gewickelt trugen, erhellten ein wenig den grauschmutzigen Ton der ganzen Straße.

Die Altstadt und alle umliegenden Gassen hallten von dem gewohnten Sonntagsbetrieb wider.

Der viereckige Platz war von alten, einstöckigen, nie renovierten Häusern umstellt, überfüllt mit kleinen Läden, Schenken und Bierhallen, und vollgestellt mit unzähligen abscheulichen Krambuden. Eine vieltausendköpfige Menge staute sich, Hunderte von Wagen und Pferden. Alles sprach und schrie und fluchte und prügelte sich ab und zu.

Wie eine Welle wälzte sich das brausende Chaos von der einen Seite des Marktes zur anderen. Ueber dem Gewimmel von Köpfen, flatternden Haaren, erhobenen Händen, Pferdeköpfen, riesigen Broten, die in dem Gedränge über den Köpfen getragen wurden, erglänzten plötzlich in der Sonne Metzgerbeile, die zum Hacken ausholten, und die gelben, grünen, roten und violetten Kopftücher flatterten wie Banner an den Kleiderbuden. Ueber dem Gewimmel von Mützen und Hüten, die auf Ständern hingen, von Schuhen und von in der Sonne glitzernden Blechnäpfen wehten im Winde die Baumwolltücher wie farbige Schlangen und schlugen an die Gesichter der sich drängenden Menge. Neben Massen von Speck, Haufen von Orangen, die in Prismen aufgestapelt waren, neben Kugeln, die auf dem schwarzen Hintergrund des Menschenschwarmes grell leuchteten, floß der Straßenkot und spritzte, von den Füßen zertreten, vermengt, gewalkt und verdünnt, auf Marktbuden und Gesichter und ergoß sich vom Marktplatz in die Rinnsteine und auf die Bürgersteige, die den Platz umgaben. Riesige Bierwagen mit aufgestapelten Fässern wälzten sich langsam vorwärts, und Wagen mit Fleisch, von schmutzigen Lumpen bedeckt; auf anderen leuchteten schon aus der Ferne rötlichgelbe, abgehäutete Rinderrippen, dazwischen Wagen mit aufgestapelten Mehlsäcken, mit gellend schnatterndem und krächzendem Geflügel.

Manchmal flog an den dichtgedrängten Wagenreihen eiligst eine elegante Equipage vorbei, Menschen, Wagen und Bürgersteige mit Kot bespritzend; auf den Bürgersteigen kauerten alte, abgezehrte Jüdinnen neben Körben mit gekochten Erbsen, Zuckerln, erfrorenen Aepfeln und Kinderspielzeug.

Vor den offenen Läden, in denen die Käufer sich drängten, standen Tische, Stühle und Bänke, überschüttet mit ganzen Bergen von

Galanteriewaren, Strümpfen, Socken, künſtlichen Blumen, wie Blech ſteifen Perkalſtoffen, Decken mit grellen Ueberzügen und Baumwollſpitzen. An einem Ende des Marktes ſtanden gelb angeſtrichene Betten, Kommoden, die nicht ſchloſſen und, braun gebeizt, Mahagoni imitieren wollten; in der Sonne blinkten Spiegel, in denen man ſich nicht ſehen konnte; lagen Wiegen, Haufen von Küchengerät, hinter denen, auf der Erde auf Strohbündeln, Bauernfrauen in roten, groben Wollröcken und Schürzen Milch und Butter verkauften. Und zwiſchen den Wagen und den Marktbuden zwängten ſich durch die Menge Frauen mit Körben voll weißer, geſtärkter Hauben, die gleich auf der Straße anprobiert wurden.

Auf der Pobrzecznaſtraße, gleich am Markt, ſtanden Tiſche mit Hüten. Die dürftigen Blumen, die verroſteten Schnallen und die bunt bemalten Federn ſchwankten traurig gegen die Häuſermauern.

Herrengarderobe wurde verkauft, gekauft und anprobiert, — auf der Straße, in den Hauseingängen und an der Wand hinter einem Vorhang, der meiſt nichts verdeckte.

Auch die Arbeiterinnen probierten Jacken, Schürzen und Röcke auf der Straße an.

Das Getöſe wuchs andauernd. Fortwährend fluteten von der oberen Stadt neue Wellen von Käufern heran, neue Schreie erhoben ſich, Ausrufe aus heiſeren Kehlen, von allen Seiten her ertönte der Schall kleiner Kindertrompeten, das Wagengepolter, das Gequietſch der Ferkel, das Schnattern der Gänſe; ein furchtbares Gewirr von Tönen und Stimmen brauſte aus dieſem Menſchengewimmel und ſchlug gegen den reinen, ſonnigen Himmel, der wie ein meergrüner Baldachin über der Stadt ſchwebte.

In einer Schenke wurde geſpielt und getanzt, immer wieder wanden ſich durch den Lärm und das Höllengetöſe Klänge eines Harmoniums und einer Violine und kräftige, feurige Juchzer der Tanzenden; aber bald verſtummten die Töne im Chaos einer Prügelei, die in der Mitte des Marktes an einer Wurſtbude ausbrach. Eine feſtverſchlungene Maſſe balgte ſich verbiſſen und ſchwankte brüllend nach allen Seiten, bis ſie endlich gegen die Marktbuden prallte und im Straßenkot ſich herumbiß und herumwälzte, wie ein Rieſenknäuel mit vielen Händen, Beinen, blutigen Geſichtern und vor Raſerei blutunterlaufenen Augen.

Mit Abscheu drängte sich Moritz über den Markt und betrat die Drewnoskastraße. Es war eine der ältesten Lodzer Straßen, still und ruhig, mit kleinen, absterbenden Häuschen der ersten Lodzer Weber, zwischen die sich noch ganz einfache Bauernhütten schmiegten, mit stark ausgebuchteten Winkeln, schief und halb in die Erde eingefallen. Gärtchen umgaben sie, wo alte, untersetzte Weichselbäume und Birnbäume abstarben, die einst geblüht und Früchte getragen hatten, und jetzt seit Jahren, zwischen Fabrikmauern eingezwängt, von der Sonne, den Feldern und Winden abgeschlossen, verstaubt, vermodert und durch die Abflüsse, die aus den Färbereien sickerten, zerfressen in der tragischen Melancholie der Verlassenheit und der Trauer langsam dahinsiechten.

Auch in dieser Straße stand der Kot bis über die Knöchel. Und weiter, am Ende der Straße, die in die Felder hinauslief, wälzten sich Schweine vor den Häusern und versuchten die harte Erde der Plätze aufzuwühlen, auf denen Schutt und Kehricht abgeladen wurden.

Ganz am Ende der Stadt stand die Fabrik von Grünspan & Landsberg, die ein mächtiger Zaun von der Straße abschloß.

An der einen Seite der Fabrik stand ein großes Parterrehaus in einem kleinen Gärtchen.

„Der Herr zu Hause?" fragte Moritz einen alten Arbeiter, der ihm die Tür öffnete.

„Freilich."

„Wer ist sonst noch da?"

„Alle sind sie da."

„Wer, alle?"

„Ja, nur die Judenverwandtschaft," brummte er verächtlich.

„Du hast Glück, Franz, daß ich heut gut gelaunt bin, sonst würd' ich dir deine Schnauze schön zerschlagen. Verstanden? Zieh mir die Gummischuh' aus!"

„Ich verstehe, ich hätte sozusagen eins in die Schnauze bekommen, aber weil der gnädige Herr gelaunt sind, so krieg' ich's nicht mehr," flüsterte er gutmütig, die Gummischuhe ausziehend.

„Na, dann trink einen Schnaps und merk' es dir," sagte Moritz befriedigt, gab ihm einen Zehner und trat ins Zimmer.

„Das räudige Luder! Das polnische Volk möchte er hauen!" Der Diener spuckte hinter ihm aus.

Moritz betrat ein großes Zimmer, in dem schon an die zehn Personen um einen großen Tisch saßen, auf dem noch das Geschirr vom Mittagessen stand.

Schweigend begrüßte er alle und setzte sich in eine Ecke auf ein rotes, von einer großen Fächerpalme überschattetes Sofa.

„Wozu streiten, man kann alles ruhig besprechen," sprach langsam Grünspan; er ging, ein Samtkäppchen auf den graumelierten Haaren, im Zimmer auf und ab.

Ein langer Bart umrahmte das weiße, fette Gesicht mit den kleinen Augen, die fortwährend mit einer blitzartigen Geschwindigkeit von einem Gegenstand zum anderen flogen.

In der mit einem Siegelring geschmückten Hand hielt er eine Zigarre, machte selten einen Zug, schob dann die schwulstigen roten Lippen vor und beroch sie aufmerksam.

„Franz," rief er ins Vorzimmer, „bringen Sie mir aus meinem Arbeitszimmer die Zigarrenkiste; die da ist ganz feucht. Ich lege sie auf den Ofen, passen Sie auf, Franz, daß sie nicht verloren geht."

„Wenn sie nicht verloren gehen soll, dann wird sie auch nicht verloren gehen," brummte Franz.

„Was ist denn das für ein Fest hier?" wandte sich Moritz an Felix Fischbein, der mit zur Familie gehörte; er saß auf einem Schaukelstuhl, Rauchwolken ausstoßend und sich eifrig schaukelnd.

„Groß-Familien-Pleiten-Fest," warf er hin.

„Ich bin zu dir gekommen, Vater, daß du mir einen Rat gibst, ich habe alle aufgefordert, daß sie auch kommen, sie sollen sich's ansehen, sie sollen meinem Mann sagen, wenn er auf mich nicht hören will, daß wir alles verlieren, wenn er das Geschäft so weiter führen wird," begann energisch eine junge, stattliche, elegant gekleidete Brünette, die älteste Tochter Grünspans.

„Wieviel habt ihr auf Lihatschewo?" warf kurz ein junger Student hin, mit einer ausgeprägt semitischen Nase und fast rotem Haar und Bart. Er kaute an einem Bleistift.

„Fünfzehntausend Rubel."

„Wo sind die Wechsel?" fragte der Alte, mit der Uhrkette spie-

lend, die über seinen dicken, von einer Samtweste umspannten Bauch hing; unter der Weste hervor flatterten zwei weiße Schnüre.

„Wo die Wechsel sind! Ueberall sind sie! Ich hab' mit ihnen bei Großglück gezahlt, Ware hab' ich mit bezahlt, Kolinski hab' ich mit bezahlt für die letzten Arbeiten. Was soll man da viel reden, jener hat Pleite gemacht, dann kommen sie an mich wieder zurück, und wir müssen sie bezahlen. Ich hab' sie giriert."

„Hör' doch mal zu, Vater! So red' er immer. Was soll das heißen? Das ist ein Geschäft! Das ist ein Kaufmann! Das ist ein anständiger Fabrikant, der sagt: ‚ich bin es schuldig und ich bezahle es'. So red' ein dummer Bauer, der nichts von Geschäften versteht," schrie sie, und Tränen traten ihr in die großen, dunkelolivfarbenen Augen, vor Kummer, Aerger und Entrüstung.

„Es wundert mich, Regina, es wundert mich sehr, daß du so klug bist und doch diese einfachen Sachen, auf die sich nicht nur der Handel, sondern auch das ganze Leben stützt, nicht verstehst . . ."

„Ich verstehe es, ich verstehe es nur zu gut, bloß kann ich es nicht verstehen, warum du die fünfzehntausend Rubel zahlen willst, Albert."

„Weil ich sie schuldig bin," flüsterte er und senkte das blasse, müde Gesicht auf die Brust. Ein eigentümlich ironisches, trauriges Lächeln huschte über die schmalen Lippen.

„Er bleibt dabei! Du nahmst rohe Ware auf Kredit, bist schuldig, gut; aber du gabst doch auch Ware auf Kredit und andere sind dir schuldig, und wenn die dir nichts zahlen, wenn sie Pleite machen, was sollst du da anfangen? Dann mußt du wohl zahlen? Du sollst also deshalb verlieren, weil Frumkin was verdienen will, was?" schrie sie, ganz rot im Gesicht.

„Unfähiger Krüppel!"

„Ae großer Kaufmann. Aj! Aj!"

„Du sollst akkordieren, du sollst dabei verdienen fünfzig Prozent!"

„Regina hat recht!"

„Spiel' dich nicht mit der dummen Anständigkeit auf, hier handelt sich's um schweres Geld."

Alle schrien auf einmal, mit den Händen umherfuchtelnd.

„Ruhig, Juden!" warf nachlässig Felusch Fischbein hin, auf dem Stuhle schaukelnd.

„Zahlen! Zahlen! Das kann jeder Dummkopf, jeder Pole kann das auch. Große Kunst!"

„Aber laßt uns doch zu einer Verständigung kommen, meine Herrschaften!" überschrie alle Sigismund Grünspan Sohn, der Student. Er klopfte mit dem Messer ans Glas, knöpfte seine Uniform auf der Brust auf und wollte unbedingt zu Worte kommen; aber niemand hörte auf ihn, alle sprachen und schrien durcheinander, bloß der alte Grünspan ging schweigend umher und blickte verächtlich auf den Schwiegersohn, der, auf die Ellenbogen gestützt, mit den Augen sich mit Moritz verständigte; dieser wartete ungeduldig auf den Schluß der Beratungen, musterte den Alten und überlegte, ob er ihm das Geschäft vorschlagen sollte oder nicht.

Er hatte große Lust dazu, aber je länger er wartete, um so kühler wurde er, besann sich, und eine gewisse unerklärliche Scham faßte ihn, als er an Karl und Max dachte. Uebrigens hatte er nicht den Mut, Grünspan Vertrauen zu schenken. Er prüfte sein rundes, listiges Gesicht und die kleinen, umherflatternden Augen; mit einem gewissen taxierenden Ausdruck musterten sie der Reihe nach alle Anwesenden, blieben auf der hellen Hose des im Fauteuil ausgestreckten Fischbein haften, schienen das Gewicht der goldenen Uhrkette Albert Großmanns eizuschätzen; endlich betasteten sie die dicke Brieftasche, in der Landau, ein alter Jude mit einem langen, rötlichen Bart und einem Seidenkäppchen, fieberhaft etwas suchte. Großmann saß jetzt mit zurückgeneigtem Haupt da und starrte in die Decke, als ob er den drohenden Lärm nicht beachtete, den seine Frau mit Hilfe der nächsten Verwandtschaft schlug; nur deshalb waren sie zusammengekommen, um ihn an der Einlösung der Wechsel zu verhindern und gewissermaßen zu einer Pleite zu zwingen.

Nein, immer weniger Vertrauen hatte Moritz zu Grünspan.

„Sch! sch! Herrschaften, wollen wir jetzt Tee trinken," rief dieser, als das Mädchen mit dem siedenden Samowar erschien. „Bitten Sie das gnädige Fräulein Mela herein," warf er hochmütig Franz zu.

Es wurde etwas ruhiger.

Mela erschien, nickte allen mit dem Kopf zu und schenkte den Tee ein.

„Ich werde noch krank von all dem, das Herz schmerzt mich schon, und da hat man noch keinen Augenblick Ruh'," flüsterte Regina, die verweinten Augen trocknend.

„Fährst ja jedes Jahr sowieso nach Ostende, jetzt wirst du wenigstens einen Grund haben."

„Großmann, red' du nicht so, das ist mein Kind!" rief Grünspan energisch.

„Du hast mich nicht begrüßt, Mela," flüsterte Moritz, neben der jüngsten Tochter der Firma Grünspan & Landsberg Platz nehmend.

„Ich habe allen zugenickt, hast du's nicht gesehen?"

„Ich hätt' es lieber gehabt, wenn du mich besonders begrüßt hättest," sagte er leise, seinen Tee umrührend.

„Was hättest du davon?" Sie erhob die graublauen, traurigen Augen zu ihm, und das schöne, wunderbar regelmäßig gezeichnete Gesicht.

„Was ich davon hätte? Ich hätte es sehr gern, wenn du mich beachten würdest; es ist mir übrigens eine große Freude, dich anzuschauen und mit dir zu sprechen, Mela."

Ein Lächeln flog über ihre vollen, schönen Lippen, die die Farbe blasser, sizilianischer Korallen hatten. Sie erwiderte nichts und goß Tee auf die Untertasse, die der Vater ihr abnahm und daraus trank, ohne sein Herumspazieren zu unterbrechen.

„Habe ich etwas Lächerliches gesagt," fragte Moritz, der dieses Lächeln aufgefangen hatte.

„Nein, ich erinnerte mich bloß daran, was Frau Stefanie heut früh gesagt hat. Gestern sollst du im Theater geäußert haben, daß du mit Jüdinnen nicht zu flirten verstehst, das sei eine Frauengattung, die auf dich nicht wirkt. Hast du das gesagt?" Sie blickte ihn scharf an.

„Ich hab's gesagt, aber erstens flirte ich mit dir nicht, und zweitens hast du gerade in dir absolut nichts Jüdisches. Ehrenwort!" warf er eiligst hinzu, denn wiederum flog ein Lächeln über ihre Lippen.

„Das soll also heißen, ich bin nach deinem Geschmack. Danke dir, Moritz, für deine Aufrichtigkeit."

„Aergert dich das, Mela?"

„Nein, es ist mir vollkommen gleichgültig." Streng klang ihre Stimme. Verwundert blickte er ihr in die Augen, fand in ihnen aber keine Erklärung, weil sie sie auf die Untertasse heftete, in die sie wiederum Tee goß.

„Reden wir doch ruhig, verständigen kann man sich immer," begann wiederum Sigismund, sich mit einem kleinen Kamm durch seinen kupferroten Bart fahrend.

„Was soll man da reden, Vater soll selbst Albert sagen, daß wir wirklich in einem Jahr Pleite machen, wenn er in dieser Art die Geschäfte weiter führt. Auf mich will er nicht hören, er hat seine Philosophie, wie er sagt. Sag' ihm doch, Vater, daß er ein Dummkopf ist, wenn er auch ist Doktor der Philosophie und Chemie, weil er das Geld in den Dreck schmeißt!"

„Und vielleicht sagst du ihr, Vater, sie soll sich in Geschäfte nicht reinmischen, weil sie sie nicht versteht, und sie soll mich mit ihrem Geschrei nicht langweilen, weil ich's endlich mal überbekommen könnte."

„Meine Gutmütigkeit, mein gutes Herz, und da red' der so, wie!"

„Still, Regina."

„Ich werd' nicht still sein, hier geht's doch um Geld, um mein Geld; ich langweile ihn, ich kann ihm über werden, so ein Lodzer Graf, der. O je! O je!" schrie sie wütend.

„Er soll mit fünfzig Prozent akkordieren," sagte ernst Landau.

„Wozu akkordieren? Nichts hergeben, wir kriegen von Frumkin für unser Geld keinen Groschen."

„Das verstehst du nicht, Regina. Zeig' mal die Aktiva und Passiva her, Großmann," meinte Sigismund.

„Höchstens fünfundzwanzig Prozent," flüsterte der Alte und blies auf die Untertasse.

„Es gibt noch ein besseres Mittel," sprach Fischbein halblaut.

Keiner erwiderte ihm, alle beugten sich eilig über den Tisch, über die mit Ziffern bedeckten Papiere. Sigismund addierte schnell.

„Fünfzigtausend Rubel Schulden!" rief er.

„Wieviel hat er?" fragte Moritz neugierig und stand auf, weil Mela das Zimmer verlassen hatte.

„Das wird sich später zeigen, wenn man weiß, mit wieviel Prozent er akkordiert."

„Da ist ein Geschäft zu machen."

„Das Geld hat er beinahe schon in der Tasche."

„Du brauchst dich nicht zu grämen, Regina."

„Ihr wollt also, daß ich Pleite mache? Fällt mir nicht ein, Menschen zu betrügen," sagte Großmann entschieden und stand vom Tisch auf.

„Du mußt akkordieren, sonst nehm' ich meine Mitgift aus dem Geschäft raus und lass' mich scheiden; wie soll ich leben mit so 'nem Graf, was soll ich mich grämen."

„Still, Regina, Großmann wird mit fünfundzwanzig Prozent akkordieren, du kannst ruhig sein, ich bin dabei, ich werde selbst das Geschäft durchführen," tröstete sie der alte Grünspan.

„Willst du die Mitgift haben — nimm sie; wenn du die Scheidung haben willst — kannst sie haben. Willst du das Geld haben, das ich noch besitze — nimm es. Das Leben ist mir schon zum Ekel geworden in dieser Spitzbubenhöhle. Ich werde nie mit dir fertig werden, Regina; Kinder waren nicht da, dann sagte sie immer, sie könnte sich vor Scham nicht auf der Straße zeigen. Jetzt hat sie vier, und ist wieder nicht zufrieden."

„Albert, red' nicht!"

„Sch, sch! Das sind eure Geschäfte!" schrie Grünspan und stellte rasch die Untertasse auf den Tisch.

„Sie war nie und mit nichts zufrieden, immer zankt sie mit mir."

„Ich soll nicht zanken! Ich soll nicht zanken, wenn er mich mit solchen halbkrepierten Pferden fahren läßt, über die sich alle lustig machen."

„Die sind gut genug, reichere Frauen als du gehen zu Fuß."

„Aber ich will fahren, ich kann mir anständige Pferde leisten."

„Dann kauf' sie dir, ich kann mir keine anderen Pferde leisten!"

„Still, Juden!" rief wiederum Feluſch, im Fauteuil schaukelnd. „Der ist schon ganz verrückt geworden! Muß man denn Geld haben, um was zu kaufen! Muß man haben, um was zu kaufen, wenn man's nötig hat? Wulff hat wohl was, weil er eine Fabrik baut, Bernstein hat wohl viel, weil er für ganze hunderttausend sich sein

Haus einrichtet? Was?" schrie sie und blickte erstaunt jeden einzelnen an.

Albert drehte allen den Rücken und blickte durchs Fenster. Der Zank brach von neuem los und steigerte sich immer mehr. Alle schrien auf einmal durcheinander, beugten sich über den Tisch, schlugen mit den Fäusten darauf, rissen sich die Papiere aus der Hand und zeichneten auf dem Wachstuch immer neue Ziffern auf, warfen mit immer scheußlicheren Projekten und Pleitemöglichkeiten herum, beschimpften sich gegenseitig, sprangen vom Tisch auf, setzten sich wieder und schrien; alle Gesichter, Lippen und Bärte zitterten und zuckten. Fortgerissen von den Summen, die verdient werden könnten, wüteten sie gegen diesen Dummkopf, der ihnen den Rücken zuwandte und von einer Pleite nichts wissen wollte.

Selbst der Alte äußerte sich mit lauter Stimme; Regina setzte sich in einen Fauteuil und weinte krampfhaft, ganz müd vor Erregung; Landau warf das Wachstuch beiseite und schrieb mit einem Stückchen Kreide Ziffern auf den Tisch, ab und zu ein ernstes Wort hinwerfend; am lautesten brüllte Sigismund Grünspan, ganz rot und schwitzend; er schrie, sie müßten sich verständigen, und prüfte die Ziffernreihen in dem großen Fabriksbuch, das Regina ihm gebracht hatte.

Bloß Moritz beteiligte sich nicht an dem Geschrei, saß unter der Palme neben Fischbein, der im Stuhl ausgestreckt eine Zigarre rauchte und von Zeit zu Zeit rief:

„Still, Juden!"

„Das ist keine lustige Operette," sagte Moritz ermüdet, gab das Geschäft mit Grünspan vollständig auf und ging Mela suchen.

Er traf sie bei der Großmutter an, die die ganze Familie mit besonderer Ehrerbietung und Pflege umgab.

Die Großmutter saß auf einem Rollstuhl am Fenster. Eine fast hundertjährige Greisin, gelähmt und ganz kindisch; das Gesicht war ausgetrocknet und so in Falten zusammengezogen, daß jeder Ausdruck verschwunden war — ein Stück gelbgrauer, faltiger Haut, aus der schwarze, glanzlose Augen wie Glaskorallen hervorstachen. Auf dem Kopf hatte sie eine schwarze Perücke, eine Art Haube aus bunten Samtstücken und Spitzen, wie sie die Jüdinnen in kleinen Städten tragen.

Mela goß mit einem Kinderlöffel Bouillon in den eingefallenen Mund; wie ein Fisch öffnete die Großmutter die Lippen und schloß sie . . .

Er verneigte sich vor ihr — sie hörte auf zu essen, schaute ihn leblos an und fragte mit einer dumpfen, wie aus der Erde dringenden Stimme:

„Wer ist das, Mela?"

Sie erkannte niemanden mehr wieder, außer ihren nächsten Angehörigen.

„Moritz Welt, der Neffe meiner Mutter, Welt," wiederholte sie mit Nachdruck.

„Welt, Welt!" sie kaute mit den zahnlosen Kiefern und öffnete breit die Lippen, zwischen die Mela wiederum Bouillon goß.

„Zanken sie noch?"

„Der reinste jüngste Tag."

„Der arme Albert."

„Tut er dir leid?"

„Wie soll er's nicht, seine eigene Frau und seine Familie verwehren es ihm, ein anständiger Mann zu sein. Regina entsetzt mich geradezu mit ihrem Krämertum." Sie seufzte traurig.

„Er sollte lieber ein guter Fabrikant sein. Er leidet bißchen an Idealismus, aber er wird nach der ersten Pleite schon wieder gesund, wenn er mal gut dabei verdient."

„Ich verstehe weder den Vater, noch die Onkels, noch dich, noch Lodz. Alles kocht in mir, wenn ich zusehe, was hier vor sich geht."

„Was geht vor? Es geht gut, Geld wird gemacht, und basta."

„Aber wie, mit welchen Mitteln!"

„Das ist gleichgültig; die Mittel, wie man zu einem Rubel kommt, verringern nicht seinen Wert."

„Du bist ein Zyniker," flüsterte sie, beinahe vorwurfsvoll.

„Bin nur ein Mensch, der sich nicht geniert, die Dinge mit ihrem richtigen Namen zu nennen."

„Lassen wir das, ich bin so nervös, daß ich nicht mehr Kraft zum Streiten habe."

Sie war mit dem Füttern der Großmutter fertig, richtete ihr die Kissen, von denen sie ganz umgeben war, und küßte ihr die Hand. Die Alte hielt sie leicht zurück, streichelte ihr Gesicht mit ihren aus-

getrockneten Skelettfingern und fragte wiederum, Moritz anstarrend.

„Wer ist das, Mela?"

„Welt, Welt! Komm doch für einen Augenblick mit mir, Moritz, wenn du Zeit hast."

„Für dich hätt' ich ja immer Zeit, Mela, wenn du es nur wolltest."

„Welt, Welt!" wiederholte dumpf die Alte, öffnete breit den Mund und starrte mit leblosen Blicken ins Fenster, hinter dem die Fabrikmauern lagen.

„Moritz, ich hab' dich doch schon gebeten, mach' keine solchen Redensarten."

„Glaube es mir, Mela, ich red' offen, ich geb' dir mein Ehrenwort als anständiger Mensch, daß ich, wenn ich mit dir zusammen bin, wenn ich dich höre, wenn ich dich anblicke, dann muß ich nicht nur anders reden, wie zu anderen Frauen, aber ich fange sogar an, anders zu fühlen und zu denken. Du hast eine so eigentümliche Weichheit in dir, du bist wirklich eine Frau, Mela; solcher gibt's wenig in Lodz." Er sprach ernst und folgte ihr auf ihr Zimmer.

„Begleitest du mich zu Rosa?" fragte sie, ohne ihm zu erwidern.

„Ich hätte dich darum gebeten, wenn du es nicht selbst wolltest."

Sie lehnte ihre Stirn an die Scheibe und schaute den Sperlingen zu, die an diesem ersten frühlinglichen Märztag wie toll im Garten sich jagten.

„Woran denkst du?" fragte er leise nach einer Weile.

„An Albert. Ob er es so macht, wie er es beschlossen, oder so, wie jene es haben wollen."

„Ja, er wird sicher Konkurs anmelden und sich mit seinen Gläubigern vergleichen."

„Nein, ich kenne ihn und bin sicher, daß er alles bezahlen wird."

„Ich wette mit dir, daß er sich vergleichen wird."

„Ich könnte schwören, daß er es nicht tut."

„Weißt, Mela, Großmann hat manchmal seinen philosophischen Rappel, den hat er, aber sonst ist er ein kluger Mann. Ich würde mein ganzes Vermögen einsetzen, daß er nicht mehr zahlen wird, wie fünfundzwanzig Prozent."

„Ich würde ja sehr, sehr wünschen, daß es anders kommt."

„Da fällt mir grad ein, du hättest ihn heiraten sollen. Ihr wür-

det zueinander passen, Mela. Ihr hättet zwar nichts zu beißen, aber ihr würdet so anständig sein, daß man euch im Panoptikum zeigen könnte."

„Ich hab' ihn gern, aber heiraten würde ich ihn nicht, er ist nicht mein Typ."

„Wer ist denn dein Typ?"

„Denke nach und rate."

Sie lächelte wiederum jenes blasse, subtile Lächeln.

„Borowiecki, ja, ganz sicher. Alle Lodzer Frauen sind in ihn verliebt."

„Nein, nein; er schien mir trocken und unempfindlich, stolz und ein Streber. Nein, übrigens ist er euch allen viel zu ähnlich."

„Oskar Meyer, der Baron, Millionär und ein schöner Mann, freilich, so ein Baron von der Mecklenburger Rasse, dafür aber ein richtiggehender Millionär."

„Einmal hab' ich ihn gesehen, und er kam mir wie ein verkleideter Knecht vor. Das muß ein furchtbarer Mensch sein. Ich hab' viel von ihm gehört."

„Das ist ein wilder Kerl, ein Wüterich," sagte er mit Haß.

„So, so? Das ist ja interessant."

„Reden wir nicht mehr von diesem Lump. Und Bernhard Endelmann, vielleicht gefällt dir der?"

„Ein Judenbengel," flüsterte sie verächtlich.

„Ach, wie konnt' ich nur nicht draufkommen. Du bist ja in Warschau aufgewachsen, lebtest da in der polnischen Sphäre und hast in allen Warschauer Kreisen und Salons verkehrt, wie können dir da Juden gefallen, oder Lodzermenschen!" rief er ironisch. „Du hast dich an die langhaarigen zerzausten Studenten gewöhnt, an diese deklamierenden Umstürzler, die auf eine Erbschaft und Bureausinekuren warten, an diese vornehme Atmosphäre der Großsprecher und des gegenseitigen Sich-Belügens auf eine erhabene, edle Art. Ha, ha, ha! Ich hab' das durchgemacht, und jedesmal, wenn ich mich an jene Zeiten erinnere, sterb' ich vor Lachen."

„Laß das, Moritz. Bitterkeit spricht aus dir, bist also nicht objektiv. Ich will es nicht hören," rief sie schnell, unangenehm berührt, denn wirklich lebte sie mit ihrem ganzen Herzen in jener Sphäre, obwohl sie seit zwei Jahren schon bei ihrem Vater in Lodz wohnte.

Sie ging hinaus und erschien nach einer Weile schon fertig zum Ausgehen. Sie gingen gleich fort.

Ein sehr eleganter, kleiner offener Wagen wartete vor dem Tore.

„Fahre nur bis zum Neuen Markt, da ist es nicht mehr so schmutzig, ich geh' dann zu Fuß."

Die Pferde zogen scharf an.

„Trotz allem wunderst du mich, Mela!"

„Warum?"

„Darum, daß du so bist — keine Jüdin. Ich kenne unsere Frauen gut, ich verstehe sie zu schätzen und schätze sie. Aber ich kenne sie gut, derartige Bücherweisheiten nehmen sie nicht ernst, wie du es tust. Kennst du die Ada Wassereng? Sie lebte auch in Warschau und verkehrte in denselben Kreisen wie du; sie begeisterte sich für alles, gradso wie du. Sie war in allem tätig, sie stritt mit mir über Gleichheit, Freiheit, Ehre und Ideale."

„Ich streite doch nicht mit dir über all dies," unterbrach sie ihn kurz.

„Ja, richtig, aber laß mich doch ausreden; sie war also die idealste Idealistin, wie sie aber ihren Rosenblatt geheiratet hat, vergaß sie all diese Dummheiten, der Idealismus war nicht ihre Spezialität."

„Gefällt dir das?"

„Das gefällt mir grad. Solange sie Zeit hatte, spielte sie mit Poesie, warum sollte sie auch nicht, das wird in polnischen Häusern gern gesehen, gibt einen gewissen modernen Ton, na, und ist nicht so langweilig wie Theater- und Ballbesuche."

„Du bist überzeugt, daß das nur ein Spiel war?"

„Ich beziehe es nicht auf die Polinnen und nicht auf dich, das ist eine andere Gattung, aber auf die Jüdinnen — ja, das weiß ich gewiß. Ueberleg' doch mal, was kann sie das alles angehen? Mela, ich bin Jude, ich habe mich dessen nie und nirgends geniert, ich hab' es nicht geleugnet — was für ein Geschäft, es zu leugnen! Mich geht außer meinem eigenen Geschäft ebenso nichts an, als alle unsere Leute, ich hab' das einfach nicht im Blut. Schau, so ein Borowiecki, das ist ein eigentümlicher Mensch, das ist mein Kollege aus dem Gymnasium in Warschau, mein Kollege aus Riga, mein Freund, seit Jahren wohnen wir zusammen, ich habe mir eingebildet, ich kenne ihn, das ist unser Mensch. Er hat scharfe Krallen,

er ist ganz und gar Lodzermensch, er ist ein besserer Macher wie ich, und manchmal tut er Dinge, die ich absolut nicht verstehe, die keiner von unseren Leuten getan hätte; er ist ein Lodzermensch, und er hat trotzdem seine verrückten Ideen, seine utopischen Träume, für die er eventuell einen Rubel hergibt, wenn er zwei bei sich hat, und für die ich einen Zehner geben würde, wenn es schon gar nicht anders ginge, ich . . ."

„Wo willst du hinaus?" unterbrach sie ihn wiederum und berührte mit ihrem Sonnenschirm den Kutscher; er sollte halten.

„Daß du grade so etwas in dir hast, was jene haben, die Polen."

„Heißt das nicht vielleicht Seele," sagte sie lustig, aus dem Wagen herausspringend.

„Das ist ein zu großes Schema."

„Gehen wir durch die Mittelstraße, ich möchte bissel herumgehen."

„Am nächsten wird es sein: bis zur Widzewskastraße und von da zur Ziegeleistraße."

„Du wählst den kürzeren Weg, um dich möglichst bald des Frondienstes zu entledigen!"

„Du weißt doch, Mela, daß ich dich mit großem Vergnügen begleite."

„Deshalb vielleicht, weil ich so geduldig zuhöre?"

„Ja, und auch deshalb, weil du sehr schön bist mit dieser Ironie auf den Lippen, sehr schön."

„Dein Kompliment ist weniger schön, du reichst es so en gros dar."

„Du ziehst die Warschauer Komplimente vor, so en détail, kurzfristig und mit einem guten Giro."

„Es genügt die gute Erziehung und die Anständigkeit."

„Trotzdem schadet es nichts, sich mit einem Ehevertrag zu verschanzen," warf er ironisch hin und klemmte den Kneifer fest.

„Ah, hier wolltest du hinaus!" flüsterte sie ärgerlich.

„Du wolltest es!"

„Ich wollte, daß du mich zu Rosa begleitest." Sie sagte es mit Nachdruck.

„Ich würde dich überall hinbegleiten, wenn du es nur wolltest!" rief er, die eigentümliche Rührung, die ihn überfiel, in einem scharfen Lächeln verbergend.

„Ich danke dir, Moritz, aber dorthin wird mich schon ein anderer begleiten," erwiderte sie scharf, verstummte und blickte traurig auf die furchtbar schmutzige Straße und an den schmutzigen Häusern entlang.

Auch Moritz schwieg, denn er war wütend auf sich, und mehr noch auf sie. Ironisch fing er ihre mitleidsvollen Blicke auf, die sie den lumpigen, abgezehrten, in den Hauseingängen und auf dem Bürgersteig herumspielenden Kindern zuwarf. Er verstand sie ein wenig, und sie erschien ihm gerade deshalb sehr naiv, sehr. Sie regte ihn mit ihrem dummen polnischen Idealismus auf, wie er in Gedanken ihren Charakter nannte, und zugleich wurde seine harte, trockene Seele durch das bißchen Gefühl angezogen und durch die eigentümliche Poesie ihres Wesens und ihrer Güte, die sich in dem blassen Gesicht offenbarte.

„Hab' ich dich gelangweilt, daß du verstummt bist?" meinte sie nach einer Weile.

„Ich wollte dein Schweigen nicht stören, du hättest an sehr wichtige Sachen denken können."

„Ich kann dir versichern, daß ich an viel wichtigere gedacht habe, als deine Ironie erreichen kann."

„Auf einmal hast du da zwei Geschäfte gemacht, Mela, — mir hast du einen Rüffel gegeben und dich selbst belobt."

„Und doch wollt' ich bloß eines," sagte sie lächelnd.

„Mich treffen, nicht wahr?"

„Ja, und ich habe es mit Vergnügen getan."

„Du magst mich gar nicht leiden, Mela?" fragte er, unangenehm berührt.

„Nein, Moritz!" — sie schüttelte den Kopf und lachte boshaft.

„Auch lieb hast du mich nicht?"

„Nein, Moritz."

„Einen schönen Flirt treiben wir hier," sagte er, durch den Ton ihrer Antwort aufgeregt.

„Unter Verwandten kann man sich das erlauben, weil es doch zu nichts verpflichtet."

Sie blieb stehen, um einer Bettlerin ein paar Groschen zu geben, die mit einem Kind auf dem Arm an einem Gartenzaun stand und laut bettelte.

Moritz schaute höhnisch zu, nahm aber selbst rasch ein Geldstück heraus und gab es der Frau.

„Du gibst auch den Armen?" Sie war ganz verwundert.

„Ich habe mir diese barmherzige Operation erlaubt, weil ich zufällig ein falsches Geldstück hatte." Er begann herzlich über Melas Entsetzen zu lachen.

„Von deinem Zynismus wirst du nie geheilt werden!"

„Ich hab' ja noch Zeit, und wenn ich noch Gelegenheit dazu hätte und so einen Arzt wie dich . . ."

„Auf Wiedersehen, Moritz."

„Schade, daß du schon gehst."

„Mir tut's gar nicht leid. Bist du heut abend in der ‚Kolonie'?"

„Ich weiß nicht, heut nacht fahr' ich weg."

„Geh mal vorbei, grüße die Damen von mir und sage Frau Stephanie, daß ich morgen vormittag zu ihr ins Geschäft kommen werde."

„Schon gut, dafür grüß' du von mir Fräulein Rosa und sage auch dem Müller von mir, daß er ein Idiot ist."

Sie schüttelten sich die Hände und trennten sich.

„Verrückt! Ich würde sie heiraten. Grünspan, Landsberg & Welt, das wäre eine solide Gesellschaft; muß man sich überlegen," dachte Moritz und freute sich über die Idee.

VII

„Was hat Moritz nur heut?" dachte Mela, in ein großes, zweistöckiges Eckhaus eintretend, das allgemein Palais Schaja genannt wurde. „Richtig, ich habe hunderttausend Rubel Mi'gift. Es muß schlecht mit ihm stehen, und daher die plötzliche Zärtlichkeit."

Sie konnte ihre Gedanken nicht weiter ausspinnen, weil ihre beste Freundin, Rosa Mendelsohn, ihr entgegenlief, mit dem rechten Bein unmerklich hinkend.

„Ich wollte schon den Wagen nach dir schicken, ich konnte es nicht mehr erwarten."

„Moritz Welt hat mich herbegleitet, wir gingen ganz langsam, er sagte mir Komplimente, na und so weiter."

„Judenbengel," warf Rosa verächtlich hin.

„Er läßt dich höflichst grüßen."

„Dummkopf! Er denkt wohl, ich werde ihn auf der Straße wiedererkennen, wenn er mich grüßen wird."

„Magst du ihn nicht?" fragte Mela, das zerzauste Haar vor einem großen Spiegel ordnend, der zwischen zwei riesigen künstlichen Palmen stand.

„Ich kann ihn nicht ausstehen, weil Vater ihn eines Tages gelobt hat. Uebrigens mag ihn auch Will nicht. Eine schöne Puppe!"

„Ist Wilhelm da?"

„Alle sind da, und alle langweilen sich, dich erwartend."

„Und Wysocki?" fragte sie leise und etwas unsicher.

„Ist auch da, und schwört, daß er sich grad bevor er herkam ganz gewaschen hat. Hörst du, ganz."

„Wir werden's doch nicht feststellen . . ."

Sie faßten sich bei der Hand und gingen durch die Zimmerflucht, die ganz im Dämmerlicht versunken und mit einer außergewöhnlichen Pracht eingerichtet war.

„Was treibst du, Rosa?"

„Ich langweile mich und mache den Gästen vor, daß sie mich amüsieren, und du?"

„Ich mache niemand was vor und langweile mich ebenfalls."

„Ein furchtbares Leben," sagte Rosa mit einem Seufzer. „Und wie lange soll das so weiter gehen?"

„Du weißt es am besten, wie lang, wohl bis zum Tod."

„Ach, was gäb' ich dafür, wenn ich mich verlieben könnte, was gäb' ich dafür."

„Dich und die Millionen als Zugabe."

„Du wolltest sagen: die Millionen und mich als Zugabe," sagte Rosa schroff und höhnisch.

Sie betraten jetzt ein nicht allzu großes, ganz schwarzes Zimmer. Alles war hier aus schwarzem Plüsch und mit schwarzen, matten Farben bedeckt, die Möbel, die Bespannung der Wände, die Portieren.

Der Raum machte den Eindruck einer Begräbniskapelle. Zwei ganz nackte, nach rückwärts gebeugte Riesen aus dunkler Bronze erhoben mit ihren Herkulesarmen über ihre Köpfe große, wunder-

sam verschränkte Orchideenzweige mit weißen, kristallenen Blüten, aus denen elektrisches Licht ins Zimmer rieselte.

Auf den schwarzen Sofas und niedrigen Fauteuils saßen einige Personen, schweigend und in den lässigsten Stellungen, ein Mann lag sogar auf dem Teppich, der den ganzen Boden bedeckte. Der Teppich war ebenfalls schwarz, nur in der Mitte war ein großer Strauß roter Orchideen eingewebt, die wie ungeheuerliche, wundersam verschränkte Würmer im Zimmer umherzuschleichen schienen.

Wilhelm Müller, ein blonder Riese in einem anliegenden Radfahrerkostüm, erhob sich vom Fauteuil, warf sich auf den Teppich und drehte sich dreimal in der Luft um.

„Bravo, Müller!" rief einer, der auf dem Teppich am Fenster lag.

„Mela, komm, küß mich," rief ein stark gebautes Mädchen, das auf einem niedrigen Schaukelstuhl lag, und beugte sich träg zu ihr herüber. Mela küßte sie und setzte sich aufs Sofa neben Wysocki, der über eine kleine, schmale, rosige Blondine gebeugt, leise etwas flüsterte und immer wieder die Aufschläge seines Rockes abstäubte, die schmutzigen Manschetten in die Aermel steckte, den kleinen blonden Bart energisch drehte und behauptete:

„Gerade vom feministischen Standpunkt aus sollte man gar keine rechtlichen Unterschiede zwischen Mann und Frau machen."

„Na ja, aber du bist ja langweilig, Mjetschek!" klagte wehmütig die Blondine.

„Rosa, was hab' ich denn nötig mich zu langweilen?" seufzte Toni vom Schaukelstuhl herüber.

„Will, unterhalt doch Toni, hörst du, du Faulpelz!"

„Ich mag nicht, ich muß mich strecken, ich habe solche Kreuzschmerzen."

„Warum hast du Kreuzschmerzen?"

„Weißt, Toni, er hat aus demselben Grund Kreuzschmerzen, wie du," lachte Fela.

„Man muß ihn massieren."

„Ich möchte deine Photographie haben, Will, du siehst heut so stark aus," meinte Rosa. In ihren großen, grauen Augen begannen grüne Feuer zu blitzen. Sie biß ihre langgezogenen schmalen Lippen, die wie ein roter Riß ihr langes, durchsichtig weißes Gesicht durch-

schnitten, das ein Schein reinsten Kupfers umrahmte. Das Haar war in der Mitte des Kopfes gescheitelt und über Stirn und Ohren so gekämmt, daß nur unten an den rosigen Ohren riesige, in Brillanten gefaßte Saphire schillerten.

„Er ist wirklich ganz schön, heute," meinte Toni und beugte sich über sein helles, junges, typisch deutsches Gesicht.

„Er ist jung," rief Fela.

„Magst du lieber den Wysocki?"

„Der hat ja so dünne Beine." —

„Still, Fela, red' doch nicht so dummes Zeug!"

„Warum?"

„Na, einfach darum, weil es sich nicht schickt."

„Liebe Rosa, warum soll es sich nicht schicken? Ich weiß, was die Männer von uns erzählen, Bernhard wiederholt mir das alles. Einen so komischen Witz hat er mir mal erzählt, daß ich fast vor Lachen platzte."

„Erzähl's doch," sagte Toni und gähnte vor Langeweile.

„Du, Kleine, wenn du es in meiner Anwesenheit erzählst, dann erzähl' ich dir nie wieder was," — widersetzte sich Bernhard, der auf dem Teppich lag.

„Er schämt sich, ha, ha, ha!" sie sprang vom Sofa auf, lief wie verrückt im Zimmer herum, stürzte alles um und fiel über Toni her.

„Fela, was stellst du denn an?"

„Ich langweile mich. Rosa, ich werde toll vor Langeweile."

„Wo hast du den Schmiß her, Will?" fragte Rosa, mit ihrem langen, dünnen Finger über den roten Streifen fahrend, der vom Ohr bis zum Schnurrbart das Gesicht durchschnitt.

„Vom Säbel," antwortete er und versuchte, mit den Zähnen den Finger zu fangen.

„Um eine Frau?"

„Ja, Bernhard soll's erzählen, er war mein Sekundant."

„Erzähl's, Bernhard."

„Laßt mich in Ruh', ich habe keine Zeit," brummte dieser.

„Will, wir haben doch verabredet, als wir unseren Verein gründeten, daß wir uns alles erzählen werden, alles," sagte Toni und rückte ihren Stuhl näher an ihn heran.

„Erzähl's, Wilhelm, ich heirat' dich zur Belohnung," Rosa lachte eigentümlich.

„Ich würde dich nehmen, Rosa, in dir steckt ein toller Teufel."

„Und eine noch tollere Mitgift," warf sie spöttisch hin.

„Rosa, Mjetschek will gehen, halt ihn doch zurück."

„Mjetschek, bleib doch! Was hast denn? Warum?"

„Weil ich keine Zeit habe, ich habe mich verabredet," entschuldigte er sich höflich.

„Mjetschek, bleib doch, ich bitt' dich sehr, du hast doch versprochen, mich nach Hause zu begleiten," flüsterte Mela warm und innig, und eine Röte der Erregung bedeckte ihr blasses Gesicht.

Er blieb, saß aber finster da und antwortete nicht einmal auf die spöttischen Bemerkungen Bernhards und die burschikosen Witze Müllers, der zu Rosas Füßen lag.

Es wurde ganz still.

Das elektrische Licht zitterte in den kristallenen Blüten und zerstäubte einen bläulichen Lichtschimmer im Raum. Durch die geschlossenen Innenläden und die vorgeschobenen schwarzen schweren Portieren drang kein Laut aus der Stadt herein.

„Rosa, ich langweile mich, ich langweile mich tödlich," stöhnte Toni.

„François, laß den Tee hereinbringen!" rief Rosa.

„Rosa, geh nicht weg, ich erzähl' dir den Witz zu Ende."

Will erhob sich auf die Ellenbogen und flüsterte, ihr rosiges Ohr küssend.

„Beiß mir den Ohrring nicht ab! Nicht so fest! Du hast so warme Lippen!" sagte sie leise, sich zu ihm niederbeugend. Sie biß die Lippen zusammen, und unter den halbgeschlossenen, schweren, bläulichen Lidern begannen grüne Blitze zu funkeln.

„Also, er begann aus Furcht sich zu bekreuzen," erzählte Will etwas lauter.

„Warum denn — ist er katholisch?"

„Nein, aber was schadet das, sich zu versichern?"

Sie hörte ihn zu Ende an und lachte nicht, so gelangweilt war sie.

„Wilhelm, du bist ein guter, lieber Junge," sagte sie, ihm das Gesicht streichelnd, „aber deine Witze sind zu berlinerisch, langwei-

lig und dumm. Ich komm' gleich wieder, unterdessen spielt euch Bernhard vielleicht etwas vor."

Bernhard erhob sich, stieß ein Taburett ans Klavier und begann mit wütender Bravour die dritte Figur einer Quadrille zu spielen.

Alle rafften sich aus dem Schweigen und der Langeweile auf. Wilhelm erhob sich und begann die dritte Figur mit Fela zu tanzen.

Toni lag im Fauteuil und spähte mit trägen Blicken nach Wills Bewegungen.

Der Lakai stellte an der Seite kleine, mit Perlmasse inkrustierte Ebenholztische auf und richtete zum Tee an. Rosa streckte sich träg, ging hinkend, sich in den breiten Hüften wiegend, zur Tür und blieb einen Augenblick bei Wysocki stehen, der halblaut sagte:

„Mein Wort, das ist keine Dekadenz, das ist etwas ganz anderes."

„Was ist es denn?" fragte Mela, Wysocki an den Händen festhaltend, damit er nicht seine Aufschläge abstäube und die Manschetten hineinschiebe.

„Ich möchte dekadent sein, Mjetschek, weil ich mich langweile," rief Toni.

„Das ist bloß Müßiggang, der vom Ueberfluß an Zeit und Ueberfluß an Geld stammt. Langeweile ist Krankheit der Reichen. Du langweilst dich, Mela, Rosa langweilt sich, Toni und Fela auch, na, und mit euch langweilen sich diese zwei Tollpatsche und außer euch langweilt sich die Hälfte der Millionärstöchter und -frauen. Alles langweilt euch, weil ihr alles haben könnt. Nichts interessiert euch, ihr wollt euch bloß amüsieren, doch das tollste Vergnügen endet ebenfalls mit der Langeweile. Vom sozialen Standpunkt aus . . ."

„Mjetschek, du denkst aber nicht schlecht von mir?" unterbrach ihn Mela, ihm die Hände streichelnd.

„Ich mache keine Ausnahmen, übrigens gehörst du auch zu dieser degenerierten Rasse, zu der Rasse, die sich am meisten von der Natur entfernt hat, und das rächt sich an euch selbst."

„Hör' nur auf ihn, Mela, er wird dir noch aus allen ihm bekannten Standpunkten beweisen, daß das größte Verbrechen auf der Welt der Reichtum ist."

„Komm, Rosa, setz' dich zu uns."

„Ich komm' gleich, will nur zum Vater reinschauen."

Sie entfernte sich und ging aus dem mit elektrischen Lüstern beleuchteten Vorraum nach oben, ins Arbeitszimmer des Vaters, das fast ganz dunkel war.

In der Mitte des Zimmers saß Schaja Mendelsohn, in rituelle Gewänder gehüllt, den linken Arm entblößt und mit Riemen umwickelt. Er betete halblaut und verneigte sich ernst.

In zwei Fenstern standen zwei alte, weißbärtige Synagogensänger, in ebensolchen rituellen, schwarz-weiß gestreiften Umhüllungen, und verneigten sich fortwährend, in den letzten rosigen Schein der Abenddämmerung, der den grauen Hintergrund des Himmels färbte, vertieft und sangen eine wundersam leidenschaftliche und wundersam traurige Psalmodie.

Die Stimmen schwollen an in Klagen und Schmerz und tönten wie die Stimmen kupferner Posaunen in schreiender Wehmut, dann heulten sie in dumpfer Verzweiflung und brachen in hoffnungsloses Stöhnen aus, und erhoben sich in scharfen, durchdringlichen Schreien, die lange in der Stille des Raumes anhielten und zitterten; dann dämpften sie die Stimmen bis zu einem Geflüster, und es ergoß sich eine lange, süße Melodie. Es klang wie der Sang von Flöten in der großen Stille blühender Gärten, zwischen Ambraduft atmenden Schatten, in einem von ekstatischen Liebesträumen erfüllten Halbschlaf, und Seufzer und Sehnsucht ertönten nach den Palmengärten Jerusalems, nach den traurigen unendlichen Wüsten, nach den sengenden Sonnengluten, nach dem verlorenen und so geliebten Vaterland.

Immer rhythmischer verneigten sie sich, in den Augen glühte Ekstase, und die langen, weißen Bärte zitterten vor Erregung. Ihre eigenen Stimmen rissen sie fort und die Rhythmen der Gesänge, die aus ihrer Brust in den leeren, stillen, dämmrigen Raum sich ergossen und schluchzten und baten und flehten und über das Mißgeschick wehmütig klagten und die Güte und die Macht des Herrn der Heerscharen rühmten.

Hinter den Fenstern breitete sich tiefe Stille aus.

Die großen Arbeiterkasernen auf der anderen Seite der Straße, dem Arbeitszimmer gerade gegenüber, begannen in allen Stockwerken aufzuleuchten, und durch die Fenster an der anderen Seite —

es war ein Eckzimmer — ragte das Dickicht der Tannen des Parkes schwarz empor.

Schaja saß in der Mitte des Zimmers; ihm gegenüber lag ein großes Eckfenster, durch das seine Blicke flogen und an die riesigen Fabriksmauern sich klammerten. Wie mittelalterliche Basteien sahen sie aus, mit ihren unzähligen Schornsteinen und Vorsprüngen.

Schaja betete innig, konnte aber auch nicht für eine Weile seine Blicke von diesen mächtigen Mauern wenden, die immer mehr mit der einbrechenden Nacht verschwammen.

Der Gesang hielt an, bis es völlig Nacht wurde.

Die Sänger packten ihre Betgewänder in Samtsäcke ein, auf denen goldgestickte hebräische Zeichen schimmerten.

„Hier hast du einen Rubel, Mendel."

Er gab dem Mann ein silbernes Geldstück, das der Sänger sorgfältig am Fenster prüfte.

„Sieh's dir nur an, das ist ein echter Rubel! Und dir, Abraham, dir zahl' ich heute nur fünfundsiebzig Kopeken, du hattest keine rechte Lust heute, du simuliertest das Singen. Wolltest du mich und Gott betrügen?"

Mit Augen voller Tränen und Ekstase blickte jener Schaja an, nahm die Rolle Kupfermünzen, sagte leise den Gruß und verschwand geräuschlos.

Rosa stand die ganze Zeit über an der Tür. Sobald die Sänger fortgegangen waren, drückte sie auf den Knopf, und das elektrische Licht überflutete das Zimmer.

„Rosa!"

„Brauchst du etwas?" fragte sie, sich zum Vater setzend.

„Nein. Deine Gäste, sind sie gekommen?"

„Alle sind da."

„Unterhalten sie dich gut?"

Er streichelte ihr das Haar.

„Nicht besonders, selbst Müller ist heute langweilig."

„Warum behältst du sie, wir können uns doch lustige Gäste leisten. Wenn du willst, so geb' ich Stanislaw den Auftrag, er soll welche suchen; in Lodz mangelt's doch nicht an lustigen Menschen.

Wozu sollst du dich für dein eigenes Geld langweilen? Und der Wysocki, was ist das für ein Mensch?"

„Ein Arzt, so ganz anders, gar nicht Lodzermensch, er hat eine aristokratische Familie, seine Mutter ist eine geborene Gräfin, er hat Wappen."

„Nur hat er nichts, worauf er sie tragen könnte. Gefällt er dir?"

„So ziemlich, weil er den unsrigen gar nicht ähnlich und sehr gelehrt ist."

„Gelehrt?"

Er glättete mit einer wunderbaren Bewegung seinen Bart und hörte aufmerksamer zu.

„Er hat ein Buch geschrieben, für das ihm eine Universität in Deutschland eine goldene Medaille gegeben hat."

„Eine große Medaille?"

„Ich weiß nicht."

Sie zuckte verächtlich die Achseln.

„Wir werden einen Arzt fürs Spital brauchen, ich würde ihn nehmen, wenn er so gelehrt ist."

„Zahlst du viel?"

„Ich zahle. Aber darum handelt es sich hier nicht. Er würde eine große Praxis haben und in meiner Firma dienen, das allein ist schon Geld wert. Sag' ihm, er soll morgen ins Kontor kommen. Ich unterstütze gern gelehrte Menschen."

„Hast du Stanislaw aufgetragen, Borowiecki zu uns zu bitten?"

„Ich habe dir gesagt, Rosa, daß Borowiecki ein Mann von Buchholz ist, und Buchholz und allem, was ihm gehört, wünsche ich alles Unglück. Er soll Bankrott machen und dienen gehen. Dieser Dieb, dieser Schwab', der da in einem Hundewagen nach Polen gekommen ist und aus uns Geld gemacht hat, — er soll bis zum zehnten Geschlecht verkommen! — wegen ihm bin ich immer krank, das Herz schmerzt mich, er bestiehlt mich andauernd. Und dieser Borowiecki, das ist sein schlimmster Schwab'!" schrie er mit Haß.

„Er ist doch Pole."

„Ein Pole, schöner Pole! Als er seine Waren zu drucken angefangen hat, hat man mir die Hälfte meiner Waren aus Rußland zurückgeschickt, sie haben gesagt, daß es ein Dreck ist, daß die Buch-

holzschen besser sind. Macht das ein Pole! Er verdirbt den Handel, er gibt den dummen Bauern solche Muster und Farben, daß sie nehmen könnte jede Gräfin, was soll das? Wozu das? Was hab' ich durch ihn verloren! Was hab' ich verloren, was haben unsere Leute verloren! Was haben durch ihn die armen Weber verloren! Den alten Fischbein hat er aufgefressen, dreißig andere Firmen hat er aufgefressen. Du red' mir nicht von ihm, mir tut gleich alles im Innern weh, wenn ich an ihn denke. Er ist schlimmer wie jeder schlimmste Deutsche, mit einem Deutschen kann man noch handeln, er aber ist ein Herr, ein großer Besitzer ist er!" Er spuckte haßerfüllt und verächtlich aus.

„Soll ich dir Tee raufschicken?"

„Ich werde zu Stanislaw zum Tee fahren und werde Julchen die Spielsachen hinbringen, die man mir heut' aus Paris geschickt hat."

Rosa küßte den Vater auf die Wange und ging hinaus.

Schaja erhob sich und drehte das Licht aus. Er liebte es, in allem zu sparen, und ging jetzt in dem ganz dunklen Zimmer auf und ab.

Ruhelos ging er und dachte an seinen ewigen Alp — an Buchholz. Mit der ganzen Macht des jüdischen Fanatismus haßte er ihn; er haßte ihn als Fabrikanten und Konkurrenten, den er in nichts übertreffen konnte.

Immer und überall war Buchholz der erste, und das gerade konnte ihm Schaja nicht verzeihen, er, der sich für die erste Lodzer Firma hielt. Er, der Führer dieser jüdischen Masse, die ihn mit abgöttischer Verehrung umgab, mit jener Liebe und Achtung der Elenden, die von den Millionen hypnotisiert wurden, welche in Schajas Händen mit der Geschwindigkeit einer Lawine wuchsen.

Vor vierzig Jahren, — er erinnerte sich genau an jene Zeit, — als Buchholz schon auf dem Wege zu den Millionen war, begann er seine Karriere als Handlungsgehilfe in einer jämmerlichen Krämerbude der Altstadt; er mußte sich speziell mit dem Herbeirufen und Hereinzerren der Käufer, dem Austragen der Pakete, dem Fegen der Bude und des Bürgersteiges vor ihr abgeben. Ganze Monate lang mußte er auf dem Bürgersteig stehen, vom Froste verzehrt, vom Regen durchnäßt, von der sengenden Hitze verbrannt, von den

Vorbeigehenden gestoßen, fast immer hungrig und zerlumpt, immer heiser vom Ausrufen, ohne Geld, für einen Rubel monatlich in einem schrecklichen Schlupfwinkel des jüdischen Elendes schlafend, von dem es in den Städten wimmelt.

Dann verschwand er plötzlich von dem Bürgersteig, auf dem er lebte.

Nach ein paar Jahren Abwesenheit erschien er wieder auf dem Lodzer Pflaster, und niemand erkannte ihn.

Er kam mit etwas Geld und begann ein Geschäft auf eigene Rechnung.

Mitleidsvoll lächelte er jetzt über jene Zeiten. Er erinnerte sich an den elenden Wagen, mit dem er in den benachbarten Dörfern herumfuhr, an jenes Pferd, das er an den Wegen fütterte oder im Korn der Bauern, an jenes ständige, fürchterliche Elend, das an ihm stets nagte, weil er von fünfzig Rubel Kapital, den Wagen und das Pferd einbegriffen, sich, das Pferd, Frau und Kinder ernähren mußte.

Und dann die ersten Weberwerkstätten, die er aufmachte, die tausend kleinen Schwindeleien beim Abwägen des Rohmaterials, das er den Webern, die die Arbeit nach Hause mitnahmen, austeilte, beim Abmessen, bei seinem eigenen Magen und dem seiner Familie, bei allem — bis er es riskierte, eine kleine, verlassene Fabrik zu pachten.

Als erster führte er, als es ihm anfing besser zu gehen, Agenten in den kleinen Städtchen ein. Er selbst schlief nicht, aß nicht, lebte nicht, er arbeitete bloß und sparte.

Als erster gab er jedem, der es nur haben wollte, Kredit und fing selbst mit Kredit zu operieren an, denn Buchholz und die deutschen Lodzer Fabrikanten bedienten sich nach alter Gewohnheit — des Bargeldes.

Als erster begann er mit der Anfertigung von Schundware, setzte die Qualität der Lodzer Produktion herab, die bis zu seinen Zeiten in gutem Rufe stand.

Als erster führte er das System der Ausbeutung aller und von allem ein, baute es aus und vervollkommnete es.

Nach dem Brand, der ihn heimsuchte, erbaute er eine eigene Fabrik für tausend Arbeiter.

Das Fundament war gelegt.

Und das Glück folgte ihm unabläſſig; Zehntauſende, Hunderttauſende, Millionen begannen von allen Seiten in ſeine Kaſſen zu ſtrömen; ſie kamen aus den Häuſern der Reichen und den Hütten der Bauern, aus den von Schmutz ſtarrenden Städtchen und aus den Hauptſtädten, aus den Steppen und von den fernen Bergen, ſie floſſen in immer breiteren Strömen, und Schaja wuchs und wurde immer mächtiger.

Andere verloren, ſtarben, ſie brachen unter Unglücksfällen und Kalamitäten zuſammen, Schaja ſtand feſt und hart da, immer brannten die alten Pavillons ab, und neue und gewaltigere erſtanden und ſogen immer mächtiger die Erde aus, das Material, Menſchen, Gehirne und Konkurrenten, und verarbeiteten das alles zu Millionen für Schaja.

Buchholz aber war immer noch größer, und Schaja konnte ihn nicht überholen.

Schaja wuchs, und immer kräftiger wurde ſein Gier, Buchholz zu bewältigen. Um jeden Rubel, den jener verdiente, hielt er ſich beſtohlen und betrogen, er lebte in der eingebildeten Hoffnung, daß er Buchholz über den Kopf wachſen werde, daß er allen über den Kopf wachſen werde, daß er einmal ſo hoch über Lodz emporragen werde wie jener mächtige Schornſtein der Hauptmaſchinen, der jetzt in der Nacht in unklaren, ungeheuerlichen Umriſſen verſchwamm, daß er einmal über dieſes Lodz als ſein König herrſchen werde.

Buchholz aber blieb der erſte, mit ihm rechnete die öffentliche Meinung des Landes, ſein Wort galt ſo viel wie klingendes Gold, bei ihm holte man ſich Rat und Initiative in vielen allgemeinen Fragen, ſeine Waren hatten die beſte Marke, Achtung umgab ihn, während Schaja ſelbſt von Schwindlern ſeinesgleichen mit Verachtung und Haß beworfen wurde.

Schaja konnte das nicht begreifen. Er glaubte, Buchholz beraube ihn nicht nur ſeines Geldes und nehme ihm alles weg, was er für ſich wünſche, ſondern beraube ihn auch der Ehre, Herrſcher über dieſes Meer von Schornſteinen zu ſein.

Dafür haßte er ihn noch mehr.

Immer noch ging er in dem dunklen Zimmer auf und ab, blickte

durch die Fenster auf die Fabriken, auf die erleuchteten Arbeiterhäuser, und blieb dann stehen. Er setzte die Brille auf und blickte zum dritten Stockwerk eines Hauses hinauf, das dem Palais gegenüberstand, in drei hellbeleuchtete Fenster, hinter denen schwarze Silhouetten von Menschen herumhuschten; er machte das Fenster auf und horchte.

Eine Violine sang zitternd einen sentimentalen Walzer; seufzend begleitete sie ein Cello. Dann verstummte die Musik, das Gemurmel mehrerer Stimmen wurde hörbar, und ein Gelächter ergoß sich wie eine üppige Kaskade auf die stille Straße. Man vergnügte sich lustig.

Schaja klingelte auf den Lakai.

„Wer wohnt da?" fragte er scharf, auf die Fenster zeigend.

„Ich werde mich gleich erkundigen, gnädiger Herr."

„Ich bin krank, und die amüsieren sich da! Wofür amüsieren sie sich? Wo haben sie's her zu solchem Vergnügen?" dachte er erregt und konnte seine Blicke von den Fenstern nicht losreißen.

„Haus E, dritter Stock, Nr. 56, Ernst Ramisch wohnt da, der Meister des fünften Webersaales," berichtete rasch der Lakai.

„Gut. Du gehst hin und sagst ihm, daß sie mit dem Spielen aufhören sollen, weil ich nicht schlafen kann, daß ich es nicht wünsche, sie sollen sich amüsieren. Laß anspannen. Ernst Ramisch! Er muß wohl zuviel kriegen, daß er sich solche Unterhaltungen leisten kann," wiederholte er, sich den Namen einprägend.

VIII

„Ich komme sofort. Auf Wiedersehen!" rief Borowiecki wütend ins Telephon. Lucy bat ihn, er möchte sofort nach Milsch in den Wald kommen, sie hätte ein furchtbar wichtiges Anliegen.

„Jetzt noch da raus zu fahren! verrückt ist sie, weiß Gott," sagte er wütend.

Seit sechs Uhr saß er schon im Kontor, hatte keinen Augenblick freie Zeit. In der Fabrik mußte er den Druck von neuen Mustern überwachen, er mußte ins Zentralbureau fahren, wegen Mißbräuchen, die Buchholz im Hauptmagazin aufgedeckt hatte, er lief herum,

schrieb, gab tausend Aufträge, tausend Sachen wirbelten ihm durchs Gehirn, tausend Leute warteten auf seine Dispositionen, die Maschinen warteten auf Befehle; er stritt mit Buchholz, war nervös, weil er seit mehreren Tagen das Telegramm von Moritz erwartete, wie es mit der Baumwolle stehe, war ermüdet von der Arbeit, von dem täglichen furchtbaren Joch, das er als Vertreter Knolls sich aufgeladen hatte, betäubt von dem Umfang und der Menge der Geschäfte, die er durchführen mußte, — und da verlangte diese verrückte Frau, er solle sich mit ihr hinter der Stadt treffen.

Er regte sich immer mehr auf.

Heute hatte er nicht einmal Zeit, seinen Tee auszutrinken, weil Buchholz sich trotz seiner Krankheit ins Kontor hatte herübertragen lassen und sich in alles hineinmischte, alle anschrie und nur Schrecken um sich verbreitete und Verwirrung unter den Beamten hervorrief.

„Herr Borowiecki," rief er, mit den umwickelten Beinen im Fauteuil sitzend, eine ausgewetzte Pelzmütze auf dem Kopfe und den Stock über den Knien. „Telephonieren Sie zu Marx, man solle Millner in Warschau nicht für einen Rubel Ware liefern. Er hatte Kredit bei uns und ist schon zu viel schuldig, und da hab' ich grad' ein Auskunft über ihn, daß er sich der Pleite rapid nähert."

Borowiecki telephonierte hin und prüfte dann einige riesige Ziffernreihen.

„Herr Horn! Lassen Sie die Fracht kommen, da ist ein Versehen, die Bahn hat zu viel berechnet, Sie müssen da nach einem anderen Tarif gerechnet haben," rief er zu Horn, der schon seit einigen Tagen, auf Buchholz' Wunsch, aus dem Nebenkontor der Druckerei in sein Privatkontor versetzt worden war.

Ganz blaß, mit vor Müdigkeit und Schlaflosigkeit geröteten Augen, rechnete Horn mechanisch, irrte sich fortwährend und konnte sich nicht konzentrieren. Die Ziffernreihen tanzten ihm vor den Augen, wie aufgewirbelter Ruß. Er gähnte fortwährend und schaute mit gelangweilten Blicken auf die Uhr; sehnsüchtig erwartete er die Mittagspause.

„Dem Weib, das Sie protegieren, sollen zweihundert Rubel ausgezahlt werden, und sie soll sich totsaufen. Sie ist zusammen mit ihrer Brut nicht fünfzig wert!"

„Hat die juriſtiſche Abteilung alſo die Sache erledigt?"

„Ja, ſie ſoll das vor der Behörde quittieren. Bauer, ſorge für die Erledigung, das ſoll mal ein Ende haben, ſonſt wird noch jemand das Weib bereden, daß ſie uns verklagt."

Horn ſenkte den Kopf tiefer, um ein bösartiges, triumphierendes Lächeln zu verdecken."

„Haben der Herr Rat ſeinen Wagen zu Hauſe?"

„Brauchen Sie ihn? Nehmen Sie ihn nur, nehmen Sie, ſo oft Sie ihn brauchen. Ich werde gleich den Stall anrufen, Pudel, rück' mich an," rief er zum Lakai, der den Stuhl ans Fabrikstelephon ſchob.

„Den Stall!" ſchrie er, heftig läutend. „Gleich vorfahren. So oft Herr Borowiecki den Wagen verlangt — vorfahren! Buchholz ſpricht, Pudel!" ſchrie er der Telephoniſtin zu, die fragte, wer ſpreche.

Der Lakai ſchob ihn wieder an den Schreibtiſch und ſtellte ſich neben ihn.

„Horn, ſetzen Sie ſich neben mich, ich werde diktieren. Raſcher, bitte, wenn ich zu Ihnen ſpreche," ſchrie er wütend.

Horn biß die Lippen zuſammen, ſetzte ſich hin und ſchrieb nach dem Diktat, das ihm Buchholz raſch hinwarf; nebenher erledigte er noch andere Sachen und ab und zu ſchrie er:

„Schlafen Sie nicht! Fürs Schlafen zahle ich Ihnen nicht;" er klopfte mit dem Stock auf den Boden.

Horn regte das ſo auf, und übrigens war er heute ſo nervös, daß er ſich nur mit Mühe beherrſchen konnte; es kochte in ihm.

Das Telephon klingelte.

„Baron Oskar Meyer frägt an, ob er den Herrn Rat in einer halben Stunde antrifft."

„Herr Borowiecki, ſagen Sie ihm, daß ich niemand empfange. Ich liege zu Bett."

Karl richtete es ſofort aus und hörte weiter zu.

„Was will er denn noch?"

„Er hätte ein wichtiges, perſönliches Anliegen."

„Ich empfange nicht!" ſchrie Buchholz. „Baron Oskar Meyer kann ein wichtiges Anliegen an meinen Hund, aber nicht an mich haben, Pudel! Bauer!" brummte er, weiter diktierend.

Meyer konnte er nämlich nicht ausstehen und spottete in Lodz über seinen Barontitel, den er, sein früherer Weber und heute großer Wollwarenfabrikant und Millionär, sich irgendwo gekauft hatte.

„Beeilen Sie sich!" rief er wütend zu Horn.

„Mit beiden Händen kann ich doch nicht schreiben."

„Was heißt das?"

„Ich kann nicht rascher schreiben, als ich schreibe."

Buchholz diktierte weiter und etwas langsamer, weil Horn wie aus Trotz furchtbar langsam schrieb und immer mehr die Brauen ärgerlich zusammenzog.

Im Kontor wurde es still.

Borowiecki stand im Ueberzieher schon am Fenster und wartete ungeduldig auf den Wagen.

Die Beamten arbeiteten fieberhaft, die Gesichter an die Pulte gefesselt. Sie wagten nicht laut zu atmen oder ein Wort miteinander zu wechseln, weil Buchholz anwesend war, der allen Schrecken einjagte, außer Bauer, seinem alten Freund und Vertrauten, demselben, der, — wie Karl annahm, — jenes Telegramm Zucker heimlich verkauft haben mußte.

Endlich fuhr der Wagen vor. Buchholz rief Borowiecki nach: „Kommen Sie mittags noch mal vorbei!"

Jener antwortete nichts, fluchte bloß leise.

Er ließ sich nach Milsch fahren.

Vor einer alten Brauerei, einem riesigen, halb eingestürzten Gebäude, ließ er halten und befahl zu warten.

Er schritt um die verlassenen Mauern mit den eingeschlagenen Fenstern, ohne Türen, ohne Tore und mit eingestürzten Dächern und gelangte in den Wald.

„Der Teufel hole die hysterischen Weiber!" Er fluchte immer energischer, weil die lehmige, aufgeweichte Erde so an den Sohlen klebte, daß er nur mit Mühe weitergehen konnte. „Jerusalemer Romantik!" fügte er wütend hinzu. Er fühlte sich lächerlich in der Rolle eines Liebhabers, der im März zu einem Rendezvous bis ans andere Ende der Stadt, bis zum Wald, durch den Schmutz waten muß!

Der Tag war düster, die Wolken zogen ganz niedrig über der

Erde dahin und sickerten langsam als feiner, durchdringlicher Regen herab.

Borowiecki glitt über den Schmutz und den Schnee, stolperte über Baumwurzeln, ging immer weiter und konnte nirgends Lucy entdecken.

Durch das fruchtlose Suchen, die Kälte und die durchdringliche Feuchtigkeit aufgereizt, wollte er schon zum Wagen zurückkehren, als hinter einem dicken Baumstamm Lucy, die ihm dort aufgelauert hatte, die Hände um seinen Hals schlang, mit solcher Heftigkeit, daß ihm der Hut herabfiel.

„Ich liebe dich, Karl!" flüsterte sie, ihn leidenschaftlich küssend.

Er erwiderte den Kuß, sagte aber nichts; eigentlich hatte er Lust, vor Wut zu fluchen.

Sie nahm seinen Arm, und so gingen sie zwischen den Bäumen über die schlüpfrige Erde. Der Wald brauste traurig und dumpf und überschüttete sie mit den Nadeln trockener Fichten und Regentropfen, die mit immer lauterem Geräusch auf die Zweige plätscherten.

Lucy sprach unermüdlich. Wie ein Kind plapperte sie über alles, sprang von einem Gegenstand zum andern über und begann, ohne einen Satz zu Ende gesprochen zu haben, den nächsten mit einem Kuß.

Sie sah reizend aus in dem englischen Frühjahrskostüm und dem großen, schwarzen Pelzumhang mit einem Mediciskragen aus Straußfedern und dem großen, schwarzen Hut, unter dem ihre wunderbaren Augen wie zwei Saphire hervorleuchteten.

Diese romantische Begegnung mit dem Geliebten berauschte sie.

Sie wollte ihn nicht in der Stadt treffen, denn sie wollte etwas Außergewöhnliches haben und sie lechzte nach einer schauernden Erregung. Deshalb hatte sie Borowiecki nach dem Wald bestellt und ergötzte sich jetzt mit ihrer ganzen von Langweile erfüllten Seele und achtete gar nicht darauf, daß Karl schwieg, nur einsilbig antwortete und oft auf die Uhr schaute.

Was ging sie das alles an, war er doch bei ihr und gab ihr manchmal einen Kuß so leidenschaftlich zurück, daß es sich wie weiße Nebel vor ihre Augen legte. Sie konnte ihm von ihrer Liebe sprechen,

sie konnte sich ihm in die Arme werfen und diese süße Erregung spüren, in die sich Angst mischte, jemand könnte sie sehen.

Er wollte seiner Stimme einen weicheren Klang und seinem Gesicht den Ausdruck eines großen Glückes verleihen, aber es gelang ihm nicht recht, denn seine Schuhe waren ganz durchnäßt, die Gummischuhe voll Wasser und Schmutz, und übrigens hatte er heute noch sehr viel zu tun.

Eine Stunde blieben sie beisammen. Sie entschloß sich erst zur Umkehr, als ihr Gesicht und ihre Hände so durchfroren waren, daß Karl sie mit Küssen erwärmen mußte. Als er Lucy beim Abschied fragte, ob sie wirklich ein so wichtiges Anliegen gehabt hätte, wie sie es telephonisch behauptete, warf sie sich ihm stürmisch um den Hals.

„Ich liebe dich, ich wollte es dir bloß sagen, ich wollte dich bloß sehen."

Endlich ging sie, kehrte aber ein paar Mal zurück, um sich nochmals zu verabschieden, ihn nochmals ihrer Liebe zu versichern und ihn zu bitten, er möchte den Wald erst verlassen, wenn sie in den Wagen gestiegen sei, der auf sie in einer von allen Seiten umzäunten Gasse wartete.

Die Mittagspfeifen begannen schon die Luft von allen Seiten zu zerreißen, als Borowiecki zu seinem Wagen gelangt war und fast im Galopp ins Kontor fuhr.

Er traf bloß Buchholz und Horn, die andern waren schon zum Mittagessen gegangen.

„Sie akzentieren Ihre Worte zu scharf," sprach Buchholz leise, sich im Fauteuil streckend.

„Ich verstehe nicht anders zu sprechen," knurrte Horn.

„Dann müssen Sie's lernen, ich dulde das nicht."

„Das ist mir schnuppe, Herr Rat," erwiderte jener fast ruhig, bloß die Lippen zuckten ihm nervös, und die blauen Augen verdunkelten sich plötzlich.

„Zu wem sprechen Sie so?" Er erhob die Stimme.

„Zum Herrn Rat."

„Herr Horn, ich warne Sie, ich habe nicht zu viel Geduld, ich werde Sie . . ."

„Es interessiert mich nicht, ob Sie Geduld haben oder nicht."

„Unterbrechen Sie mich nicht, wenn ich spreche, wenn Buchholz spricht!"

„Ich sehe den Grund nicht ein, warum nicht Buchholz schweigen soll, wenn Horn spricht."

Buchholz wollte aufspringen, zischte aber vor Schmerz auf, streichelte eine Weile die umwickelten Beine und atmete tief. Die Augen bedeckte er mit den Lidern. Wut schüttelte ihn, aber er schwieg, er wollte sich beherrschen.

Horn, der ihn mit vollem Bewußtsein und sogar mit einer gewissen Methode immer mehr reizte, schloß die Bücher, nahm mit größter Ruhe seine Bleistifte, Radiergummi und Federhalter, wikkelte sie in ein Stück Papier und steckte sie in die Tasche.

Er tat das alles ganz langsam und blickte auf Borowiecki, der über sein Benehmen und diesen unglaublichen Streit bestürzt nicht wußte, was er mit sich anfangen sollte. Horns Partei konnte er nicht ergreifen, weil er nicht wußte, worum es sich handelte, übrigens hätte er es sowieso nicht getan, denn Buchholz ging ihn mehr an. Verärgert blickte er auf Horn, der ganz ruhig die Gummischuhe anzog und mit den vor Erregung blauen Lippen lächelte.

„Sie sind nicht mehr bei mir angestellt, ich schmeiße Sie raus," flüsterte Buchholz.

„Ich pfeif' auf Sie und Ihre Stelle."

Horn zog den zweiten Gumischuh an.

„Außerdem laß ich dich zur Tür rausschmeißen."

„Versuch's mal, Rüpel!" schrie jener, den Mantel anziehend.

„Pudel, raus mit ihm!" flüsterte Buchholz noch leiser, nervös den Stock festhaltend.

„Laß es bleiben, August, versuch' es nicht, sonst brech' ich dir und deinem Herrn paar Rippen."

„Verflucht! Raus mit ihm!"

„Schweig, Dieb!" brüllte Horn, nach einem schweren Hocker greifend. Er hätte zugeschlagen, sobald ihn jemand berührt hätte. „Schweig, halt's Maul, du Schwab'! Du Schakal!" Er warf den Hocker unter den Schreibtisch und ging hinaus, die Tür hinter sich so fest zuwerfend, daß die Scheiben zersprangen.

Borowiecki hatte sich schon vorher hinausgeschlichen.

Stöhnend fiel Buchholz in den Fauteuil zurück, fast bewußtlos vor

Wut. Er hatte bloß so viel Kraft, daß er auf den elektrischen Knopf drücken und mit erstickter, heiserer Stimme flüstern konnte „Polizei."

Eine tiefe Stille breitete sich in dem leeren Kontor aus.

Der erschreckte Lakai stand bewegungslos da und wußte nicht, was er tun sollte. Er blickte auf das blaue Gesicht seines Herrn und auf die vor Schmerz verzerrten Lippen. Endlich kam jener zur Besinnung, machte die Augen auf, schaute sich in dem leeren Kontor um, setzte sich in dem Fauteuil zurecht und rief nach einer Weile mit sanfter Stimme:

„August!"

Angstvoll trat der Lakai heran, denn am fürchterlichsten war Buchholz dann, wenn er seinen Diener bloß mit dem Vornamen rief und den Sanften spielte.

„Wo ist Herr Horn?"

„Der gnädige Herr haben ihn rausgeschmissen, da ist er halt gegangen."

„Gut, und wo ist Herr Borowiecki?"

„Er war bloß einen Augenblick da und ging gleich wieder, wohl zum Essen, es ist schon nach zwölf, schon lange haben die Fabrikspfeifen zu Mittag gerufen." Absichtlich dehnte er die Antwort.

„Gut, stell' dich neben mich."

Der Lakai zuckte zusammen, kam aber dem Befehl nach.

„Zu Diensten!" sagte er mit sehr demütiger Stimme.

„Ich hab' dir befohlen, diesen Hund rauszuschmeißen, warum hast du nicht gehorcht, was?"

„Gnädiger Herr, er ist ja selbst rausgegangen." Er enschuldigte sich mit Tränen in den Augen.

„Schweig!" schrie Buchholz und schlug ihn kräftig mit dem Stock übers Gesicht.

August taumelte zurück.

„Bleib stehen, komm näher!"

Und als der Lakai aus lauter Angst wieder nähergetreten war, hielt er ihn an der Hand fest und schlug mächtig zu.

August versuchte nicht einmal, sich loszureißen, wandte bloß das Gesicht ab, um die Tränen zu verbergen, die über die glattrasierten Wangen in Strömen herabflossen. Als Buchholz mit dem Schlagen aufhörte und tödlich ermüdet und stöhnend im Fauteuil

lag, wickelte der Lakai ihm den Flanell um die Beine, der bei diesen heftigen Bewegungen herabgerutscht war.

Unterdessen hatte sich Borowiecki, der nicht Zeuge dieser Szene sein wollte, herausgeschlichen und war zum Mittagessen gefahren.

Er aß gewöhnlich in der sogenannten ‚Kolonie' in der Promenadenstraße.

Die ‚Kolonie' bestand aus einigen Frauen, Polinnen, die das Geschick aus verschiedenen Gegenden des Landes auf das Lodzer Pflaster verschlagen hatte.

Meist waren es solche, die im Leben Schiffbruch gelitten hatten: Witwen, gewesene Gutsbesitzerinnen, gewesene Rentieren, gewesene Damen, alte Jungfern und junge Mädchen, die hier Arbeit finden wollten. Die Armut hatte sie vereint und die Armut hatte die verschiedenen gesellschaftlichen Unterschiede ausgeglichen.

Sie bewohnten an der Promenadenstraße eine ganze Etage, die hotelmäßig eingerichtet war.

Karl und Moritz aßen dort zu Mittag zusammen mit einigen Kollegen.

Heute kam Borowiecki etwas später, der große runde Tisch war schon besetzt.

Man aß rasch und schweigend, keiner hatte Zeit zum Plaudern, alle erhoben jeden Augenblick die Köpfe und horchten, ob die Pfeifen sie nicht schon riefen.

Karl schüttelte schweigend ein paar Hände, nickte den weiter ab Sitzenden mit dem Kopfe zu und begann zu essen.

„War Horn noch nicht da?" fragte jemand über den Tisch herüber.

„Er verspätet sich heute etwas."

„Er kommt erst abends," berichtete ein junges Mädchen mit kurzgeschnittenem Haar, das sie sich fortwährend aus der Stirn schob.

„Warum, Kama?"

„Er wollte heute Buchholz einen Krach machen und ihm kündigen."

„Hat er es Ihnen gesagt, Kama?" fragte Karl lebhaft.

„Es war sein Plan."

„Er tut nie etwas ohne Plan, wie ich sehe — die personifizierte Methode."

„Ein hitziger Deutscher!" meinte Sierpinski, „ich habe ihn mal gesehen, wie er bei uns im Kontor sich mit Müller raufte."

„Und ich habe ihn soeben in einer ähnlichen Situation bei Buchholz verlassen."

„Was ist denn passiert, Herr Karl?" fragte Kama lebhaft, lief zu Borowiecki, vergrub ihre kleine, noch fast kindliche Hand in sein Haar und rief mit verzärtelter Stimme, seinen Kopf schüttelnd: „Tantchen, Herr Karl soll es sagen!"

Die Köpfe hoben sich von den Tellern.

„In meiner Gegenwart ist noch nichts passiert, was nachher, — weiß ich nicht. Es ging scharf zu. Mit aller Herzlichkeit versuchte Horn, Buchholz zu überzeugen, er sei ein Dieb und ein Lump!"

„Ha, ha, bravo, Horn, ein tüchtiger Junge."

„Adliges Blut, Verehrtester, so oder so, einmal kommt's immer zum Vorschein," brummte Sierpinski befriedigt und wischte sich seinen mächtigen, geschwärzten Schnurrbart ab.

„Nicht so sehr ist es Tüchtigkeit bei Horn, als einfach sinnlose Händelsucht," sagte Karl unwillig.

„Wir verbieten, so von Horn zu sprechen," riefen die Frauen, auf Kama blickend, die Karl losgelassen hatte, plötzlich von ihm weggetreten war und ganz rot, mit glühenden Augen ihn ärgerlich maß.

„Ich nehme nicht zurück, was ich gesagt habe, und werde es auch weiterhin behaupten. Die Stelle hat er aufgeben wollen — er hätt's tun können; wenn er Forderungen an Buchholz hatte, hätte er sie vorbringen können; mit Buchholz kann man sich viel leichter verständigen, wie mit anderen, weil Buchholz vernünftig ist. Wozu aber gleich so einen Krach schlagen? Doch wohl nur, um sich zu brüsten, damit alle in Lodz von ihm sprechen. Ja, kleine Jungens werden seine Kühnheit und seinen Mut bewundern. Ein großer Held — einen kranken Mann zu beschimpfen. Das wird ihm Buchholz nie verzeihen, er wird sich an ihm bis zu seinem Tode rächen, er hat ein gutes Gedächtnis."

„Oh, dann wird's ja nicht lange dauern, er soll ja sehr krank sein," rief Kama erregt.

„Kama, was redest du da?"

„Uebrigens, einen Schmarren kann er ihm antun. Horn wird

nach Warschau fahren, nach Hause, und Buchholz auslachen. Nicht wahr, Tantchen?"

„Buchholz hat lange Arme, er wird ihn auch in Warschau erreichen. Er wird schon ein Mittel ausfindig machen, um die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken, er wird es so machen wie Müller mit Obremski, und Horn kann sich einen tüchtigen Schnupfen holen, Zeit wird er ja haben."

Irgendwo ganz nahe ertönte entsetzlich schrill eine Fabrikspfeife.

„Krzeczkowski, deine Nachtigall lockt dich." Einer lachte.

„Stumm soll sie werden," meinte ein hoher, magerer blonder Mann mit einer Brille auf der Nase. Er erhob sich und ging rasch hinaus.

„Ging es wirklich so scharf zu, Herr Karl?" fragte Frau Stephanie, sich zu ihm setzend. Heute war sie wieder so ganz in lila Farben, wie Sonnabend im Theater.

„Mehr als scharf. Horn hätte sich beinahe auf Buchholz geworfen."

„Ein kecker Junge, Verehrteste, er hätte ihn nur am Haar packen und von beiden Seiten verdreschen sollen."

„Herr Sierpinski, er hatte es nicht mit einem Ackerknecht zu tun."

„Ja, was denn, bekanntlich behandelt Buchholz alle wie Hunde, Verehrteste. Verflucht noch eins!" er hielt sich heftig den Mund zu. „Verzeihung, Verehrteste, hab' mich vergessen, da brüllt ja schon mein Vieh nach mir," sprach er rasch und küßte eiligst allen Damen die Hände. Ein voller, heulender Pfiff drang durch die Scheiben und rief ihn zur Arbeit.

Und so sprangen alle der Reihe nach rasch vom Tisch auf, ließen das Essen stehen, nickten mit den Köpfen, liefen hinaus, auf der Treppe die Mäntel anziehend, und eilten in die Fabriken.

Die Pfiffe, die knatternd über der Stadt erschollen und zur Arbeit riefen, rissen sie mit. Jeder kannte den Ton seiner Pfeife. Jeder warf alles hin, wenn er die verhaßte Stimme hörte, und lief, um ja nicht zu spät zu kommen.

Bloß Borowiecki beachtete es nicht und Malinowski, ein junger Techniker von Schaja, der stets schwieg, bedächtig aß und in den Pausen rasch etwas in sein Notizbuch schrieb.

Auch die Frauen, die am Tisch saßen, begannen langsam sich zu erheben und hinauszugehen. Jede von ihnen arbeitete ebenfalls in einem Geschäft.

Heftig ertönte die Glocke im Vorzimmer.

„Das ist mein Matthias, das Telegramm!" rief Karl, der seinen Diener am Klingeln erkannte.

„Grad' ist das gekommen, und da bin ich auch gleich da," meldete Matthias.

„Na, dann wische er sich auch gleich die Füße im Vorzimmer ab, wenn er schmutzige Schuhe hat," befahl Kama energisch.

Ohne auf die neugierigen Blicke zu achten, zog sich Borowiecki ans Fenster zurück und las:

„Gut. Knoll, Zucker, J. Mendelsohn — kaufen. Erste Partie heut früh abgeschickt. Bei mir abladen. Fünfzehn Prozent höher. Vorräte gering. In einer Woche zurück."

Gierig verschlang Karl das Telegramm und konnte seine Befriedigung nicht verhehlen.

„Gute Nachrichten, Herr Karl?" fragte Frau Stephanie und blickte mit ihren lila Augen in sein leuchtendes Gesicht.

„Sehr gute!"

„Von der Braut!" rief Kama.

„Bloß von Moritz aus Hamburg. Eine schöne Braut. Wenn Kama artig sein wird, dann werde ich sie mit Moritz zusammenbringen."

Kama verschwand aus dem Zimmer.

Borowiecki verabschiedete sich von den noch Anwesenden.

„Die Pfeifen rufen Sie ja nicht mehr," sagte Frau Stephanie.

„Trotzdem hab' ich es eiliger heute wie irgendwann."

„Ja, für uns haben Sie nie Zeit. Schon drei Sonntage hintereinander waren Sie abends nicht hier." Ein leiser Vorwurf klang in ihrer Stimme.

„Ich wage es nicht einmal zu glauben, Frau Stephanie, daß man meine Abwesenheit bemerkt hat, bin nicht so eingebildet, bin aber sicher, daß ich an diesen Abenden mehr verloren habe, als Sie, viel mehr."

„Wer kann das wissen," flüsterte sie leise und reichte ihm die Hand zum Abschied, die er sehr kräftig küßte. Er ging hinaus.

Im Vorzimmer vertrat ihm Kama den Weg.

„Ich habe eine sehr große Bitte an Sie, Herr Karl, eine sehr große, eine sehr . . ."

„Ich höre und verspreche Ihnen ohne weiteres, daß ich alles erfüllen werde, das Kind soll nur bitten."

Kama blickte ihn nicht an, die kurzen, schwarzen, lockigen Haare bedeckten ihre ganze Stirn; sie schob sie nicht zurück; mit dem Rükken an die Tür gelehnt, mit zusammengeballten Fäusten, rang sie lange nach Mut.

„Tun Sie Horn nichts an, helfen Sie ihm. Er ist es wert. Er ist so gut, so edel, und es geht ihm so schlecht in Lodz, so schlecht. Keiner mag ihn, und alle lachen ihn aus, und ich will das nicht, mich schmerzt das sehr, ich möchte ja so, Jesus Maria . . . Ich will das nicht!" schrie sie, brach in Schluchzen aus und lief in den Salon.

Borowiecki eilte in das Kontor von Moritz, um die Lager zu prüfen, wo die Baumwolle abgeladen werden sollte.

Auf dem Rückwege fiel es ihm ein, der ‚Kolonie' eine Freude zu bereiten. Er kaufte ein ganzes Tablett mit Kuchen und eine Bonbonniere und schickte alles in die Promenadenstraße an Kama.

„Die sollen auch etwas bei meinem Geschäft verdienen," dachte er, auf die Straße tretend.

Er war so mit sich und der ganzen Welt zufrieden, daß er nach rechts und nach links die vielen Bekannten grüßte, die nach dem Mittagessen in die Fabriken und die Kontors eilten.

Die Bürgersteige waren direkt vollgestopft mit Arbeitern, die eiligst dem Rufe der unzähligen, die Luft zerreißenden Pfeifen in die Fabriken folgten; einige aßen noch unterwegs im Laufen. Das Klopfen der hölzernen Sohlen erfüllte die ganze Straße mit einem Geklapper, das zusammen mit der Welle verrußter, schwarzer, abgezehrter und zerlumpter Arbeiter in den Toren der Fabriken und in den Seitengassen zerschellte.

Auf einer Seite der Straße zog ein armseliges Begräbnis vorbei. Vier schwarz gekleidete Burschen trugen ein weißes Särglein, mit einem blauen Kreuz in der Mitte; sie schritten hinter dem Kir-

chendiener, der in einer blauen Pelerine, gebückt, mit schiefgeneigtem, kahlem Kopf das Kreuz vorantrug, schläfrig durch den furchtbaren Schmutz watend. Hinter dem Särglein schritten einige Kinder mit Schirmen, dicht am Bürgersteig, denn jeden Augenblick verjagten sie vorbeifahrende Droschken, Equipagen und riesige, mit Waren beladene Lastwagen von der Mitte der Straße und bespritzten mit dem schwarzen, schlüpfrigen Kot das Särglein, das eine alte Frau immer wieder mit ihrer Schürze abwischte.

Niemand hatte Zeit, auf das Begräbnis zu achten, ab und zu zog bloß ein Arbeiter die Mütze herunter, oder eine Arbeiterin bekreuzte sich andächtig und seufzte — und alle liefen weiter, von den Pfeifen mit fortgerissen, die wie eine kalte Schneide die schwere, graue, von Rauch gesättigte Luft durchschnitten.

Borowiecki blieb stehen, sich nach einer Droschke umschauend, um schneller ins Kontor zu gelangen. Da bemerkte er, daß er von einer vorbeifahrenden Equipage aus gegrüßt wurde. Mada Müller war es mit ihrem Bruder, der in einer roten Studentenmütze, das grün-rote Band über der Brust und mit einem großen Pudel auf den Knien im Wagen hingegossen dasaß.

Der Wagen hielt ein paar Schritte weiter am Bürgersteig. Lächelnd wandte sich Mada zu Borowiecki.

„Herr Borowiecki, und die versprochenen Büchertitel! Halten Sie so Ihr Wort?" begann sie, als sie sich begrüßt hatten.

Borowiecki blickte in ihre goldschimmernden Augen.

„Ich gestehe offen, ich habe es vergessen, aber ich werde mich bessern und schicke sie Ihnen heute noch. Ich verspreche es feierlich."

„Ich glaub' Ihnen nicht, ich muß eine mehr solide Versicherung haben," plapperte sie lustig.

„Ich bin bereit, es zu unterschreiben."

„Ist wenig! Die Unterschrift kost't nicht viel," lachte sie.

„Dann werde ich meine Unterschrift mit dem Giro irgendeiner großen Firma versehen."

„Höchstens dem der Frau Lickert," rief sie rasch und verbarg ihr Gesicht in dem Seidenmuff. Sie erschrak bei ihren eigenen Worten, die ihr unwillkürlich entschlüpft waren.

„So oft wiederhole ich ihr, daß sie dumm ist, und sie will es nicht glauben," brummte Wilhelm.

„Wo gehen Sie hin?" begann sie zuerst, um den schlechten Eindruck zu verwischen, und erhob ihr Gesicht, das eine tiefdunkle Röte bedeckte.

„Zur Arbeit," erwiderte er leichthin, obwohl ihm Frau Lickerts Erwähnung sehr weh getan hatte.

„Wir fahren Sie hin, recht, Mada?"

„Aber mit Vergnügen. Sie sind doch einverstanden?"

„Statt aller Antwort, steige ich ein."

„Setz' dich mit dem Hund rüber, Wilhelm, und mach' Herrn Borowiecki Platz," rief sie energisch.

„Wo fahren die Herrschaften hin?"

„Mada sah sich was im Kunstsalon an, sie will wohl wieder irgendein blödes Bild kaufen. Und ich wollte meinen Zäsar etwas spazieren fahren, weil er sich zu Haus langweilt, genau wie ich."

„Wann fahren Sie wieder nach Berlin zurück?"

Mada begann sehr laut und sehr herzlich zu lachen.

„Seit einem Monat fährt er schon weg und zankt sich jeden Tag deshalb mit Papa."

„Still, Mada, wenn du nun schon mal so dumm bist, dann rede nicht über Sachen, die du nicht verstehst."

Er richtete seinen riesigen Körper auf und schaute düster drein.

„Ich bitte Sie, Herr Borowiecki, komm' ich Ihnen auch so dumm vor? Alle wiederholen es mir zu Hause, so oft, daß ich schließlich selbst dran glauben werde. Trotzdem weiß ich zum Beispiel, daß Wilhelm Schulden in Berlin gemacht hat, daß Papa sie nicht zahlen will, und daß er deshalb in Lodz sitzt," sprach sie bösartig und schaute ihren Bruder an. „Ha, ha, ha! Was macht der für eine komische Miene."

„Mada, ich steige aus und gehe direkt zum Vater und werde ihm sagen, was du alles ausplapperst."

„Na, dann steig aus, für mich und Herrn Borowiecki wird es dann um so bequemer sein. Aber Sie haben mir gar nicht geantwortet."

„Weil solch eine Frage unbeantwortet bleiben muß."

„Sie wollen mir nicht die Wahrheit sagen."

„Weil ich in diesem Fall die Wahrheit nicht kenne."

„Also wann werde ich die Büchertitel erhalten?"

„Ich werde sie Ihnen noch heute schicken."

„Ich glaube es nicht. Lieber wär's mir, Sie brächten sie zur Strafe selbst."

„Wenn das eine Strafe sein soll, wie prachtvoll muß dann eine Belohnung sein!"

„Sie bekommen einen guten Kaffee!" sagte sie naiv.

Wilhelm brach in lautes Gelächter aus, so daß Zäsar zu bellen begann.

„Habe ich eine Dummheit gesagt?" fragte Mada unruhig und wurde rot.

„Herr Wilhelm lacht über den Hund, sehen Sie, wie komisch der ist."

„Sie sind ein guter Junge, das sagt sogar Papa und alle bei uns zu Haus."

„Mada!"

„Ich fühle mich hier so wohl mit Ihnen, und es tut mir wirklich leid, daß wir schon bei der Fabrik angelangt sind. Vielen Dank, und auf Wiedersehen."

„Wir erwarten Sie Sonntag nachmittag."

„Ich werde es nicht vergessen, schade, daß nicht schon morgen Sonntag ist."

Mada lachte lustig und warf ihm einen sehr herzlichen Blick zu.

Eine Weile blieb er auf dem Bürgersteig stehen und sah, wie sie sich ein paar Mal nach ihm umschaute.

„Warum die Anka keine Millionen hat! Schade . . ." dachte er und lief in die Fabrik, die nach der Mittagspause schon wieder in vollem, wahnsinnigem Gang war.

Hinter den Seitengebäuden erschien eine Abteilung der Freiwilligen Feuerwehr. Wägen, Spritzen und Fässer fuhren in großer Ordnung auf und eilten fort. Unter der Last der Räder und der Pferdehufe teilte sich der Kot bis zum Grund. Auf den Plattformen zogen die zu Feuerwehrleuten verwandelten Arbeiter schleunigst ihre Uniformen an.

„Wo brennt's, Herr Richter?" fragte Karl den Brandmeister,

einen der Spinnereidirektoren, dem der Fabriksportier in seiner Kammer den Gürtel festschnallte und den Rock zuknöpfte.

„Albert Großmann brennt! Schnallen Sie doch fester," schrie er dem Portier zu, der den mächtigen Bauch nicht in die Feuerwehruniform, die etwas zu eng war, einzwängen konnte. Die Knöpfe flogen ab.

„Schon lange?"

„Seit einer halben Stunde, aber es soll schon alles brennen. Fester, Herr Schmidt."

„Und deshalb diese Eile?"

„Großglück hat den Alten angerufen, ihn beschwörend, er möchte Grünspan zum Trotz den Schwiegersohn nicht abbrennen lassen."

„Warum? Aha, sie wollen ihn ruinieren."

„Das ist schon der dritte Brand heute."

„Fabriken?"

„Ja."

„Die werden ihre letzten Verluste bei den Bankrotten wieder wettmachen."

„Der Blitz soll sie treffen, diese Zuchthäusler, Verfluchten, die verdienen, und wir müssen wie Hunde mit raushängenden Zungen von einer Feuersbrunst zur anderen rennen."

„Was wollen Sie, das brauchen sie zum Abschluß ihrer Bilanz."

„Auf Wiedersehen! Uff, ich platz' ja, meiner Treu!" schrie der Brandmeister, setzte sich in die vor dem Tor auf ihn wartende Droschke und fuhr im Galopp hinter der Feuerwehr davon.

„Ho, ho! Die Saison wird warm," flüsterte Borowiecki und lief ans Telephon, um Max Baum von dem Telegramm zu berichten.

Kaum hatte er zu Ende gesprochen, da klingelte es schon wieder.

Trawinski sagte, er käme gleich mit einem sehr dringlichen Geschäft.

„Ich erwarte dich in der Druckerei," antwortete Borowiecki und lief ins Innere der Fabrik.

Er stürzte sich zwischen die unablässig herumfahrenden Wägelchen, zwischen die rasenden Maschinen, die Haufen von Stoffen, die sich wie nie endende farbige Bänder nach allen Richtungen der

Säle wanden, zwischen den Wall von Transmissionen, Riemen, Rädern, Menschen, zwischen das hölliſche Gepolter und die Dämpfe, die wie Wolken über der Wäſcherei aufſtiegen; in die verſchlungenen ſauſenden Töne, Zuckungen, Schreie, in das Geraſſel, in die vibrierenden und raſenden Energien, die alles und alle fortriſſen und in furchtbarer Anſpannung die mächtigen Fabriksmauern zu zerſprengen drohten; er verſank ganz in dieſem wilden, mitreißenden Leben der Fabrik.

Er beſuchte alle Säle und kehrte in die ‚Küche' zurück.
eilte weiter, alles vergeſſend, was nicht mit der Fabrik zuſammenhing.

Nach der ſchrecklichen, nervöſen Erſchöpfung der letzten Tage fühlte er jetzt eine Erleichterung und ließ ſich von der furchtbaren Maſſe der rings um ihn aufgeſpeicherten Kraft wollüſtig tragen.

Die Erſchöpfung ließ nach, er fühlte ſich immer ruhiger und gewann inmitten dieſer Fabrikshölle immer mehr ſein Gleichgewicht wieder, als ob er die unzähligen Ströme der Energie von Menſchen und Maſchinen in ſich einſog, die von allen Seiten auf ihn eindrangen.

Er beſuchte alle Säle und kehrte in die ‚Küche' zurück.

In einem kleinen, abgeſonderten Laboratorium fertigte Murray auf einer kleinen Druckmaſchine Proben an. Die Probe wollte nicht gelingen, die Farbe ergoß ſich auf den Stoff und verſchmierte das Muſter. Der Engländer war wütend, doch lächelte er ſüß, aber ſein Geſicht war grau vor Erregung, er fletſchte die langen gelben Zähne wie eine Bulldogge, wiſchte ſich die Hände mit der ihn umhüllenden Schürze ab und fluchte immer leiſer.

„Seit Mittag ſchinde ich mich ab und kann den Farbſtoff nicht rauskriegen!"

Borowiecki machte ſich energiſch an die Arbeit, aber Trawinski unterbrach ihn. Er war ſo verlegen, daß er vergaß, Karl zu begrüßen, und gleich auf der Schwelle um einige Minuten einer perſönlichen Unterredung bat.

„Gehen wir in das Walzenmagazin, dort iſt niemand."

Wie geiſtesabweſend folgte ihm Trawinski. Seine blauen Augen irrten in der Fabrik herum, ohne etwas zu ſehen; ſein mageres, ſchönes Geſicht trug den Stempel des Kummers und war vor Bit-

terkeit, die aus den eingefallenen Augen und Mundwinkeln sprach, wie erstarrt.

Ein früherer Kollege und Freund Karls war er und jetzt Besitzer einer ziemlich großen Baumwollspinnerei.

„Sag' doch was," sprach Karl leise und führte ihn in einen großen, hohen Saal, der mit Reihen hoher Eisenregale angefüllt war, in denen kupferne Druckwalzen glänzten. Wie mächtige Papyrusrollen sahen sie aus, mit erhabenen Mustern, die die Stoffe bedruckten, wie mit Hieroglyphen bedeckt.

„Ich sag's dir gleich," flüsterte jener und setzte sich auf eine große Kiste.

Er nahm den Hut ab, lehnte den Kopf gegen die Wand und saß so eine Weile schweigend da, nach Kräften ringend, um ein Wort aus sich herauszupressen.

„Bist du krank? Siehst sehr blaß aus."

„Wie soll ein bankrotter Mensch anders aussehen," erwiderte er bitter.

„Was ist denn los? Hat dich wieder jemand reingelegt?"

„Noch schlimmer, jetzt liege ich schon wieder, und diesmal wird's wohl mit dem Aufstehen nichts sein."

„Was redst du da!" schrie Borowiecki und tat erstaunt. Er wußte nämlich schon, daß es mit Trawinski schlecht stand.

„Dieser Krach, der Stärkere wie mich weggefegt hat, der in diesem Moment Großmann brennen läßt, hat auch mich nicht verschont. Ich habe Wechsel, die am Sonnabend fällig sind, und zur Deckung habe ich Wechsel, die jene Bankrotten ausgestellt haben, das heißt also mit anderen Worten, ich habe gar nichts. Sonnabend sind sie fällig. Wenn ich sie nicht einlöse — na, dann ist es eben aus. Der Teufel hole so ein Glück. Zum dritten Mal stehe ich nun am Rande des Ruins, aber wenn ich jetzt stürze, dann stehe ich nicht mehr auf."

„Wieviel hast du zu zahlen?"

„Fünfzehntausend Rubel."

„Wegen so einer jämmerlichen Summe zu stürzen!"

„Jämmerlich ist sie, aber ich habe sie nicht. Ich wollte es mir leihen — es ging nicht; jetzt hat niemand in Lodz bares Geld, so eine Panik ist ausgebrochen, daß Großglück gestern dem Rosenberg

zwanzigtausend abgeschlagen hat. Das sagt ja alles. Niemand, keine Bank will die solidesten Wechsel diskontieren, alle haben Angst. Lodz wankt, und jeden Moment stürzt einer ein! Wie soll das enden! Und diese furchtbare Saison dazu! Für zehntausend habe ich fertiges Stopfgarn auf Lager, und kein Hund frägt danach. Die ständigen Abnehmer haben ihre Produktion auf die Hälfte herabgesetzt, ich aber muß weiterarbeiten, die Leute auszahlen, ich muß leben und die Maschine weiterschieben, denn wenn sie für einen Augenblick stehen bleibt — dann ist es aus mit mir. Schlimm steht's, und da kommen noch Bankrotte und schnüren einem die Kehle ganz zu. Was für Zeiten! Keine fünfzehntausend Rubel kann ich auf meine Fabrik kriegen, auf meine Maschinen und auf meine persönliche Anständigkeit dazu."

„Hast du bei Buchholz versucht, er hat gestern Wolkmann gestützt."

„Weil er es Schaja zum Trotz tun konnte. Uebrigens kann ich unmöglich zu ihm hingehen und ihn um Hilfe bitten. Er ekelt mich an, das würde mich direkt verletzen."

„Was macht's, wenn es dich aber sicher retten könnte."

„Nein, nein, er weiß, was ich von ihm denke."

„Ich könnte bei ihm für dich einstehen."

„Ich danke dir, ich kann es nicht, das wäre nicht nur direkt gegen meine Prinzipien, aber das wäre direkt eine Schweinerei und Erniedrigung, einen Mann um Hilfe zu ersuchen, den man haßt und bei dem man sich nicht geniert, es ihm ins Gesicht zu sagen."

„Logik der Herren Adligen," sagte Karl ungeduldig, sich eine Zigarette ansteckend.

„Ich habe nur eine Logik, und das ist keine Logik der Herren Adligen, sondern die der gewöhnlichen Ethik eines anständigen Menschen."

„Vergiß nicht, daß du in Lodz bist. Du vermeinst Geschäfte unter zivilisierten Menschen Mitteleuropas zu führen. Lodz aber, das ist ein Wald, eine Wüste, — hast du scharfe Krallen, dann geh' mutig vorwärts und erwürge rücksichtslos deine Nächsten, sonst erwürgen sie dich, saugen dich aus und werfen dich dann beiseite."

So sprach Borowiecki lange; das Mißgeschick seines Freundes hatte ihn berührt. Er kannte ihn gut, schätzte ihn als Menschen,

spürte aber einen gewissen verächtlichen Aerger über diese polnische Unbeholfenheit, mit der er in Lodz Geschäfte führen wollte, über diese Anständigkeit, die er wohl anerkannte, die er in Beziehungen von Mensch zu Mensch für nötig hielt — aber außerhalb dieser Stadt, in der kein Platz für sie war und in der — das war das Wichtigste — selten einer sie sich leisten konnte. In diesem Strudel von Schwindeleien und Diebereien konnte einer, der nicht so handelte, wie alle andern, — nicht einmal von der bloßen Existenz träumen, auch wenn er sich zu Tode schinden und große Kapitalien ins Geschäft hineinstecken wollte; zum Schluß wurde er doch herausgeschmissen, weil er es nicht verstand, der Konkurrenz standzuhalten.

Trawinski schwieg lange, bog den Kopf nach hinten, lehnte ihn auf eine große Walze und folgte Karl mit den Blicken, der aufgeregt schnell in dem engen Gang zwischen den Regalen auf und ab ging.

„Was willst du anfangen?" brach Borowiecki das Schweigen.

„Ich wollte dich um ein Darlehen bitten, ich weiß, daß du Geld hast. glaub's mir, ich hätte es nicht gewagt, wenn nicht diese äußerste Notwendigkeit da wäre."

„Ich kann's nicht, ich kann's absolut nicht. Geld hab' ich, aber ich gründe, wie du wohl gehört haben wirst, selbst eine Fabrik und bin außerdem im Moment wo anders sehr engagiert."

„Leih' es mir auf einen Monat, ich werde dir die Summe sicherstellen, mit der Fabrik, mit allem, was ich habe. Schlimmsten Falles wird es doch sicher als Deckung reichen."

„Ich glaub' es dir, aber ich mach' es nicht. Du bist ein Mann, der kein Glück hat; ich hätte einfach Angst, mit dir in geschäftliche Verbindung zu treten. Vielleicht wirst du dich halten können, vielleicht fällst du aber — wer kann das wissen! Ich aber muß leben und die Fabrik haben. Deine Existenz würde ich um ein Jahr verlängern, selbst aber zugrunde gehen."

„Wenigstens aufrichtig bist du," flüsterte jener bitter.

„Wozu soll ich dich belügen, mein Lieber! Ich hasse das sinnlose Lügen, wie ich die sentimentalen Rührungen über jedes Unglück hasse. Gerade so viel hilft's einem, daß er ruhig krepieren kann, mit Tränen der Teilnahme begossen. Ich würde helfen,

wenn ich's könnte, weil ich es aber nicht kann — tue ich es nicht. Ich kann doch nicht einem Nackten meinen eigenen Rock geben, wenn ich selbst ohne ihn erfriere!"

„Du hast recht! Was soll man da weiter reden. Entschuldige, daß ich dich gelangweilt habe."

„Du bist mir bös?" rief Borowiecki, durch den Ton seiner Stimme berührt.

„Nein. Du hast die Sache so klar hingestellt, daß ich deine abschlägige Antwort verstehe Sie kann mir wohl weh tun, das ist eine Sache für sich, ich verstehe sie aber gut."

Er erhob sich, um wegzugehen.

„Willst du dich nicht vergleichen?"

„Nein, eine Pleite mach' ich nicht, ich kann nur anständig Bankrott machen."

„Es würden sich noch andere Mittel finden, um dich zu retten."

„Nenne sie, ich werde sie mit Vergnügen ergreifen."

„Bist du fest versichert?"

„Ziemlich, weil ich mich erst im Herbst neu versichert habe, nach dieser mißglückten Brandstiftung."

„Schade, daß du damals nicht abgebrannt bist. Jener Arbeiter, der es aus Rache getan hat, hätte dir wirklich einen großen Dienst erwiesen."

„Sprichst du ernst?"

„Ganz ernst, wie ich dich ganz ernst darauf aufmerksam mache, daß in diesem Moment Großmann brennt, daß nachts Goldstand abgebrannt ist, morgen sicher Feluſch Fischbein abbrennen wird, A. Richter, B. Fuchs und andere. Was sagst du dazu?"

„Daß ich kein Brandstifter und Dieb bin und es nie sein werde."

„Ich berede dich doch nicht dazu, ich weise dich nur auf die Konkurrenten hin und ihre Mittel, sich an der Oberfläche zu halten; mit diesen kommst du nicht mit."

„Ha. dann geh' ich eben unter. Wenn ich keine Kraft mehr zum Kämpfen haben werde, dann jage ich mir eine Kugel durch den Kopf."

„Und deine Frau!" warf Borowiecki rasch hin, als er in seinen Augen einen stählernen Schein der Resignation erblickte.

Trawinski zuckte zusammen.

„Da, ich hab' einen Gedanken. Kennst du den alten Baum?"

„Wir sind Nachbarn, wir verkehren miteinander."

„Geh hin zu ihm, sag' es ihm ganz offen. Das ist so ein eigentümlicher Fabrikant, daß er dir sicher hilft. Ich wette meinen Kopf, daß er dir helfen wird, da er dich doch kennt."

„In der Tat, eine gute Idee; übrigens, was verliere ich, wenn er es mir abschlägt!"

„Freilich nichts, und es verlohnt sich, den Versuch zu machen. Er ist ganz einzigartig unter den Lodzer Fabrikanten! Ein Mann, der Millionen hätte haben können und sich nach Ihnen nicht bükken wollte, ein Mann, der Hunderttausende von Rubeln für andere gezahlt hat, Feind der großen Industrie, routiniert, ein Snob oder ein ganz Pfiffiger, in Wirklichkeit wohl bloß verrückt und ein alter Ueberrest aus den Zeiten der Handfabrikation."

Sie verabschiedeten sich schweigend.

Karl verspürte beim Abschied eine gewisse Kühle in Trawinski. Mit einem eigentümlichen Mitleidsgefühl schaute er ihm durchs Fenster nach.

„Ein unbeholfener Krüppel, ein adliger Ueberrest," dachte er fast laut, um den stillen Vorwurf in sich zu verdrängen, der in ihm aufstieg und rasch wuchs.

Er wollte ihm nicht helfen und entschuldigte sich vollkommen vor sich selbst. Trotzdem war er mit sich nicht zufrieden. Immer hatte er den hellen, schönen Kopf vor Augen, der den Stempel ewigen Kummers und ewiger Unruhe wie ein Brandmal trug. Er fühlte, daß er ihm das Geld hätte leihen sollen, daß er dabei nichts verloren, Trawinski aber einen großen Dienst erwiesen hätte. Und das nagte an ihm immer mehr.

„Was geht es mich an, daß einer mehr vom Teufel geholt wird," dachte er, die Tuchschererwerkstätte durchlaufend, in der Haufen Weißwaren bis zur Decke aufgestapelt waren, die zwischen zwei Schneiden der Maschinen geschoben wurden. Mit mathematischer Genauigkeit schnitten diese an beiden Seiten der Stoffe den Baumwollflaum, der beim Weben entstand, dicht an der Faser ab.

Mehrere Frauen arbeiteten in diesem weißen, kühlen und fast stillen Saal. Eine fast unsichtbare Wolke von Baumwollstaub erfüllte ihn, der bei dem Scheren der Stoffe entstand, über den

Schererwerkstätten hing, mit weißer Hülle Menschen und Maschinen bedeckte und als grauer, dichter Flaum auf den Transmissionen zitterte, die die Maschinen drehten und sich in der Decke verloren.

Borowiecki schaute sich im Saale bloß um und ging zum Aufzug, um herunterzufahren; da erklang ein kurzes, furchtbares Aufbrüllen.

Eines der Räder, die die Maschinen in Bewegung setzen, hatte einen unvorsichtig vorgebeugten Arbeiter an der Jacke erfaßt, mitgezogen, auf die Maschine geworfen, herumgedreht, zerquetscht, zermalmt und als breiige Masse herausgeworfen, ohne auch nur für einen Augenblick den Gang zu unterbrechen. Das Blut spritzte bis zur Decke und übergoß die Maschine und einen Teil der daneben-liegenden Ware und die am nächsten stehenden Arbeiterinnen mit einem roten Strom.

Ein furchtbarer Schrei erscholl, die Maschine wurde angehalten, aber es war schon zu spät; eine blutige Masse hing von der Achse des Rades und von verschiedenen Teilen der Maschine herab und fiel, noch zuckend, schwer zu Boden.

Rettung war nicht mehr möglich, der Arbeiter war völlig zermalmt. Er lag wie ein Haufen Fleisch, ein blutiger Fleck auf den weißen, rohen Perkalen.

Leises Weinen der Frauen erhob sich, einige ältere knieten bei der Leiche nieder und begannen laut die Sterbelitanei zu beten, die Arbeiter zogen die Mützen ab, einzelne bekreuzten sich andächtig, und alle drängten sich in einem Kreis um den Getöteten. Keine Trauer leuchtete in den Augen, bloß eine wilde, ernste Apathie.

Der Saal verstummte. In der Stille erklang bloß das Weinen der Frauen und das Gepolter der Nachbarsäle, die ohne Unterbrechung weiterarbeiteten.

Als der diensthabende Feldscher erschien, ging Borowiecki.

Auch der erste Meister der Abteilung kam angelaufen und schrie, als er den untätigen Saal und die um die Leiche zusammengedrängten Menschen erblickte, schon von der Tür aus:

„An die Maschinen!"

Alle flogen auseinander, wie die vom Habicht verscheuchten Vögel, und bald arbeitete der Saal wieder, alle Maschinen waren im

Gang, außer der einen, die bei dem Mord sich mit Blut befleckt hatte. Man begann sie sofort zu reinigen.

„Verflucht! So viel Stoff kaput!" fluchte der Meister beim Anblick des blutbefleckten Perkals, schimpfte auf die Arbeiter, wegen der Unvorsichtigkeit, und drohte, daß er allen im Saal für diesen Stoff vom Lohn abziehen werde.

Borowiecki hörte ihn nicht mehr. Blitzartig versank der Aufzug mit ihm und warf ihn in der Färberei heraus.

Der Vorfall hatte auf ihn keinen Eindruck gemacht, er war daran gewöhnt.

IX

Trawinski entfernte sich ganz niedergeschlagen.

Auf dem Wege zu Borowiecki war er des Erfolges seiner Bitte fast sicher gewesen. Wie jeder Mensch in einer Lage ohne Ausweg, hielt auch er Wünsche für Wirklichkeit, für eine Tatsache, die unbedingt eintreten mußte.

Er bestieg eine Droschke und ließ sich direkt in die Piotrkowerstraße fahren. An nichts denken konnte er, ganz zerschlagen fühlte er sich und unfähig zu jeder Aktion, zu jeder Bewegung. Mit der Passivität der Erschöpfung gab er sich der scharfen, durchdringlichen Bitternis hin, die sein Herz erfüllte.

Er schaute auf die schmutzige, nasse Stadt, auf die dreckigen Bürgersteige, die mit Menschen vollgestopft waren, auf die unzähligen Schornsteine, die wie hohe Pappeln sich über die Flächen der Dächer erhoben.

Fast verzweiflungsvoll schaute er hin. Er fühlte seine Ohnmacht, er fühlte, im nächsten Augenblick mußte er aus diesem riesigen Strudel, aus dieser Maschine, aus diesem Lodz herausgeschleudert werden, wie ein Abfall, wie eine ausgesogene und zu nichts mehr taugliche Masse, die dieses Ungeheuer nicht mehr braucht. In ohnmächtigem Haß schaute er auf die in der Dämmerung mit tausend Fenstern leuchtenden Fabriken, auf diese riesige Straße, die wie ein von Rauch und dem schmutzigen Himmel bedeckter Kanal dalag, aus der Energie hervorheulte, die Ströme Lichts weithin ergoß

und in der eine mächtige Lebenskraft pulsierte. Mit den Augen glitt er an den scharfen Umrissen der Fabriken entlang; das dumpfe, in seiner Unablässigkeit mächtige Sausen, das sich von den Fabriken und Werkstätten ergoß, tat ihm weh, weh tat ihm das so stark pulsierende Leben, und weh tat ihm das furchtbare Bewußtsein des Absterbens, das mit dem letzten Blick noch merkt, wie viele noch am Leben bleiben! Dieses Bewußtsein durchbohrte ihm die Seele mit unaussprechlichem Neid.

Er verstand es nicht, in dieser Welt zu leben.

Er verstand es nicht, sich der Umgebung anzupassen.

So viele Kräfte hatte er aufgebraucht, soviel Gehirn, so viele Mühen, so viel eigene und fremde Kapitalien; so viele gramvolle Jahre hatte er durchlebt, und wozu das alles? . . . um wieder von Anfang an dasselbe zu beginnen, wieder das Gebäude aufzubauen, das schließlich doch über seinem Kopf zusammenstürzen würde.

Furchtbar quälte er sich, konnte es nicht mehr in der Droschke aushalten, stieg aus und ging die Piotrkowerstraße entlang zu Fuß weiter. Er wollte zu Baum gehen, wie Borowiecki es ihm geraten hatte, zog es aber vor, den Augenblick der letzten Enttäuschung noch etwas hinauszuschieben; übrigens konnte er sich von der Straße nicht losreißen.

Er versank in der Menge, die über den Bürgersteig flutete, ließ sich von ihr stoßen und tragen. Gedankenlos schaute er sich die Auslagen an, kaufte sogar in der Konditorei etwas für seine Frau, begrüßte da einige Bekannte und ging weiter, in den Anblick der Fabriken vertieft, der beleuchteten Fenster, hinter denen die Silhouetten von Maschinen und Menschen herumhuschten; langsam betäubte er sich mit diesem Getöse und wurde immer gleichgültiger.

Den Regen, der andauernd herunterrieselte, beachtete er nicht, er vergaß sogar den Schirm aufzuspannen. Nichts sah er außer den mit Menschen und Waren angefüllten Kontors und den hastig arbeitenden Fabriken.

„Guten Abend, Herr Trawinski."

„Guten Abend, Herr Halpern!"

Er drückte die ausgestreckte Hand des hohen, recht nachlässig gekleideten Mannes.

„Gehn Sie in der Stadt spazieren?"

„Ja, ich wollte etwas herumgehen. Lodz ist sehr schön in der Dämmerung. Ich gehe jeden Tag nach dem Kontor bißchen spazieren und mir die Stadt anschauen."

„Sie sind ein Genießer, Herr Halpern."

„Was wollen Sie, wenn man sechsundfünfzig Jahre in einer Stadt zubringt, sie immer sieht, alle Menschen kennt, dann kann man's werden."

„Was hört man Neues in der Stadt?"

„Was man hört? Nur Schlechtes, einen schönen Regen von protestierten Wechseln haben wir jetzt, man kann sie pfundweise kaufen. Aber das macht nichts."

„Wieso denn?"

„Die Lumpe holt der Teufel, und Lodz bleibt. Ich habe schon schlimmere Zeiten in Lodz erlebt, Herr Trawinski. Da aber auf die schlimmen immer bessere folgen, wird's auch diesmal so sein, was soll man da so viel Aufhebens machen. Für die Klugen ist es immer eine gute Zeit."

„Und wann kommt sie für die Anständigen?" fragte Trawinski ironisch.

„Pst, Herr Trawinski, die Anständigen kommen in den Himmel, wozu also gute Zeiten für sie?"

„Großmann ist angeblich abgebrannt."

„Sehr ordentlich, sehr ordentlich; die zweihundertfünfzigtausend von der Versicherung hat er beinahe in der Kasse. Aber Goldstand, der heut' nacht abgebrannt ist, der hat 'ne kleine Mißhelligkeit mit der Polizei. Recht so, wenn einer keine guten Geschäfte zu machen versteht, dann soll er erst gar nicht anfangen."

„Wer ist denn jetzt an der Reihe?"

„Von den besseren A. Richter und F. Fischbein."

„Borowiecki sagte mir dasselbe."

„Herr Borowiecki, ho, ho, ho! Er kennt Lodz, er weiß, was einer nötig hat."

„Na, aber Sie kennen doch Lodz auch gut."

„Ich? Ich hab' ganz Lodz im Kopf. Seit fünfzig Jahren seh' ich jeder Firma zu, die aufgemacht wird. Ich kann heute fast mit Sicherheit von allen, die Geschäfte aufmachen, sagen, ob sie leben werden. Glauben Sie mir, Herr Trawinski, mein Wort ist kein

Wind, mein Wort ist ein Dokument. Ein Wechsel mit dem besten Giro."

Trawinski erwiderte nichts; schweigend gingen sie nebeneinander.

Halpern hielt den Schirm vor und schaute liebevoll auf Häuser und Fabriken; in seinem blassen, mageren Gesicht, das ein weißer Bart umrahmte, schimmerten große, schwarze Augen wie Phosphor. Er sah aus wie ein Patriarch. Der Kopf saß auf einem hageren, gebückten Skelett, das in einen langen, fleckigen Mantel gekleidet war; er hing wie an einem Stock an ihm herunter.

„Ich kenne hier jedes Haus, jede Firma," begann er mit Innigkeit.

„Ich kannte Lodz, als es zwanzigtausend Menschen hatte, und heute hat's vierhunderttausend! Ich werde es noch erleben, wenn es über eine halbe Million haben wird, früher sterb' ich nicht! Ich muß das mit meinen eigenen Augen sehen, ich muß meine Freude haben."

„Wenn es nicht vorher eingeht," flüsterte Trawinski gehässig.

„Ha, ha, ha! reden Sie doch nicht so komische Sachen, Herr Trawinski! Lodz ist, Lodz bleibt! Sie kennen es nicht! Wissen Sie, wie hoch der Umlauf im vorigen Jahre war? Fünfhundert Millionen Rubel!" rief Halpern enthusiastisch und blieb auf dem Bürgersteig stehen. „Das ist ein schönes Geld. Zeigen Sie mir doch eine zweite solche Stadt!"

„Man braucht nicht so viel Aufhebens davon zu machen; und übrigens haben Sie recht, so eine zweite diebische Stadt gibt's in ganz Europa nicht." Er sprach ärgerlich.

„Diebisch oder nicht diebisch, das ist für mich Papier! Mir geht's um ganz was anderes, ich will, daß Häuser gebaut werden, daß Fabriken gebaut werden, Straßen angelegt, die Verkehrsmittel erweitert, Wege angelegt werden! Ich will, daß mein Lodz wächst, daß es prachtvolle Paläste besitzt, schöne Gärten, daß großer Betrieb herrscht, großer Handel und großes Geld!"

„Für den Anfang gibt's ja schon großen Schwindel und große Schundwaren."

„Das ist kein Fehler, daraus wird das große Lodz erstehen."

„Und unterdessen soll der Blitz es versengen. Gute Nacht, Herr Halpern."

„Gut' Nacht, Herr Trawinski. Das ist nicht Ihr letztes Wort über Lodz."

„Mein letztes und ganz aufrichtiges. Droschke!" rief er.

„Der arme Schlucker!" flüsterte Halpern verächtlich und kehrte um. Langsam schleppte er sich zurück und schaute wieder zu den Häusern empor, zu den Fabriken, und bestaunte mit den von der Macht dieser Stadt bezauberten Augen alles, die Läden, die Lager und die Leute.

Trawinski fuhr nach Hause.

Er wohnte ziemlich weit ab. Fast am Ende der Konstantinstraße ließ er in eine dunkle und so dreckige Gasse einbiegen, daß der Kutscher gar nicht hineinfahren wollte.

So ging er denn zu Fuß auf der Spur eines Bürgersteiges, der sich etwas über das Niveau der ungepflasterten Straße erhob.

Die Häuser waren von Handwebern bewohnt. In jedem Fenster huschten die Silhouetten von Werkstätten und Menschen vorbei, Gepolter und Geknatter erfüllte die ganze Straße. Selbst die niedrigen, schiefen kleinen Stockwerke, die sich hier und da erhoben, erklangen und erzitterten von dem Widerhall der Arbeit.

Diese völlig verlassene Gegend, die in Kot schwamm und ganz verschieden war von dem andern Lodz, beherrschte die Müllersche Fabrik mit ihren vierstöckigen Gebäuden, die aus dem Meer der niedrigen Häuschen und Gärten emporwuchsen und mit ihren tausend Fenstern und ihren elektrischen Sonnen triumphierend leuchteten.

Wie ein mächtiges Kräftereservoir erhob sich die Fabrik. Der Atem ihrer Kraft schien die Reihen der elenden, schiefen Häuser zu Boden zu drücken. Man fühlte, wie die großen, in unzähligen Maschinen aufheulenden Bauten langsam die ganze Lebenskraft dieser alten, vom Schwarm der Handweber bewohnten Gegend aussogen, wie sie die winzige Handindustrie, die hier einst blühte, und die sich immer noch mit Verzweiflung, ohne Hoffnung auf Sieg verteidigte, auffraßen und den letzten Rest noch zermalmten.

Bescheiden neben der Müllerschen Fabrik stand die Fabrik Trawinskis, nur durch einen schmalen Garten von ihr getrennt.

Trawinski schritt durch das Tor, das ein alter, einbeiniger Veteran bewachte. Sein Gesicht war geflickt wie ein alter Lumpen.

Beim Anblick Trawinskis richtete er sich militärisch auf und war-

tete auf seine Befehle, aber Trawinski lächelte bloß dieser archäologischen Erbschaft seiner Väter zu und ging ins Kontor, wo einige Leute über Büchern schlummerten; dann warf er einen Blick in die Spinnerei, über den Wall von Transmissionen und im wahnsinnigen Trieb surrenden Riemen, auf die schweren, schrägen Bewegungen der Selfaktoren, die wie Ungeheuer lauerten, ihr weißes Rückgrat krümmend, von den sie bewachenden Arbeitern schwerfällig wegliefen und ebenso wieder zurückfielen, unabläßig Hunderte von Baumwollfasern wie Schleimstreifen hinter sich herschleppend, die sich dann auf die schnarrenden, weißen Spulen aufwickelten.

Er trat zurück und ging über einen langen, von gelben Gasflammen erhellten Hof, die neben den elektrischen Lichtern der Müllerschen Fabrik wie Trauerkerzen brannten.

Rückwärts im Garten stand ein einstöckiges Haus, mit der Front gegen den Fabrikshof und der Seite gegen eine verlassene Gasse.

Hinter den verhängten Fenstern brannte Licht.

Trawinski durchschritt einige schön möblierte, warme und sehr stille Zimmer, in denen es leicht nach Hyazinthen duftete, und betrat ein kleines Boudoir.

Die Teppiche bedeckten so dicht das Parkett, daß seine Frau ihn nicht hörte. Sie saß bei der Lampe und las.

„So allein sitzt du hier, Nina?" fragte er und setzte sich neben sie.

„Wen sollte ich denn bei mir haben?" erwiderte sie traurig.

„Hast du geweint?"

„Nein, nein," leugnete sie und wandte den Kopf vom Licht weg.

„Tränen hab' ich gesehen."

„Ich war so traurig hier allein!" flüsterte sie, rückte an ihn heran und zog mit einer weichen, wunderbaren Bewegung seinen Kopf an ihre Brust. Tränen stiegen ihr wieder in die Augen. „Ich habe auf dich gewartet, dieser Regen fiel immer so eintönig herab und klopfte gegen die Scheiben und auf die Dächer und lallte so eigentümlich in den Rinnsteinen; ich hatte Angst, Angst um dich."

„Warum um mich?"

„Ich weiß nicht, warum, aber ich hatte so böse Vorahnungen. Aber dir fehlt doch nichts, nicht wahr? Bist gesund und ruhig, nicht

wahr?" flüsterte sie, ihn umschlingend. „Doch warum bist du so traurig?"

„Dies furchtbare Wetter, wie soll man da gut gelaunt sein."

Er löste sich aus ihrer Umarmung und begann im Boudoir auf und ab zu gehen. In seinem Herzen wühlte ein Sturm. Er fühlte, wenn er ihr alles sagen könnte, wenn er sie in alles einweihen könnte, dann würde ihm diese Beichte eine große Erleichterung schaffen; aber als er auf ihr schönes Gesicht blickte, das sich unter der Lampe neigte, in dem milden Lichtschimmer über ihrem vollen, kastanienbraunen, an den Schläfen goldig leuchtenden Haar, da fühlte er auch, um nichts in der Welt würde er es ihr sagen.

Immer langsamer ging er im Zimmer herum und labte sich mit einem Gefühl grimmiger Erleichterung an dem stillen Frieden der Wohnung; mit fremdem Blick schaute er auf die vornehmen Möbel und die unzähligen Kleinigkeiten, wirkliche Kunstwerke von großem Wert, die er in einer Reihe von Jahren aus allen Enden der Welt für Nina zusammengetragen hatte, denn ihre aristokratische, empfängliche Künstlernatur, ihre mimosenhaft zarte Seele fühlte sich erst wohl, wenn Schönheit sie umgab.

Aber jetzt vor dem Ruin, der ihn erwartete, zerwühlte ihn ein furchtbarer Schmerz, die Angst vor dem morgigen Tag, der nun kommen sollte und ihm alle diese Schätze und die Ruhe und sein Glück nehmen sollte.

„Was anfangen?" dachte er dumpf. Als Antwort kam ihm immer wieder nur ein Gedanke in den Sinn: den Vater nochmals um Hilfe zu bitten. Für einen Augenblick riß ihn dieser Gedanke fort, freudig und triumphierend blickte er umher, aber bald erloschen die Blicke, und wieder schaute er mit düsteren, angstvollen Augen auf seine Frau.

„Ich muß weg, Nina," sagte er leise. Er erinnerte sich nämlich an den alten Baum.

„Auf lange? Komm' bald zurück, mein Liebster, mein Einziger!" bat sie, sich an ihn schmiegend, und küßte ihn auf die Lippen.

„Spätestens in einer Stunde. Ich gehe nur über die Straße, zu Baum."

„Ich warte auf dich mit dem Tee."

„Gut."

Er küßte sie und ging, blieb aber auf der Schwelle noch einmal stehen und flüsterte: „Küss' mich, Nina, und wünsch' mir Glück."

Sie küßte ihn herzlich und sah ihn fragend an. Sie verstand nicht, was er meinte.

„Beim Tee sag' ich's dir."

Sie begleitete ihn bis ins Vorzimmer und schaute ihm noch durch die Glastür nach, bis er im Dunkel der Nacht verschwand, und kehrte dann ins Boudoir zurück.

Die Eingangstür krachte plötzlich.

„Ich hab' vergessen, dir zu sagen, daß mein alter Kollege von der Universität, den du im letzten Jahr in der Schweiz kennen gelernt hast, — daß Großmann heute abgebrannt ist."

„Wie denn?"

„Na ja, seine Fabrik ist gänzlich abgebrannt, nichts konnte gerettet werden."

„Der arme Mann!" rief sie teilnahmsvoll.

„Man braucht ihn nicht bemitleiden, dieser Brand hat ihn gerade aufgerichtet."

„Ich verstehe nicht."

„Es stand schlecht mit ihm, er wackelte, wie man es bei uns nennt; um sich also aufzuhelfen, veranstaltete er einen Brand seiner Fabrik und des Lagers, die in verschiedenen Gesellschaften hoch versichert waren. Er kriegt die Versicherung, die ihm vierfach den Verlust decken wird, und kann sich eins lachen!"

„Wie denn? Er hat es absichtlich angesteckt?! Das ist ja ein Verbrechen!" rief sie entrüstet.

„Das Gesetz nennt es so und straft es auch entsprechend, aber in der geläufigen Sprache nennt man das ein gutes Geschäft." Er sprach rasch, ohne ihr in die Augen zu schauen. Sein Gesicht hatte einen unruhigen, fieberhaften Ausdruck.

„Und das hat Großmann gemacht, der mir als so ein besonders edelmütiger Mensch erschienen ist? Ich kann einfach daran nicht glauben. Ich entsinne mich, seine Gespräche waren immer von höchster Ethik und Gerechtigkeit erfüllt."

„Was willst du, als ihm der Ruin entgegenblickte, ließ er die Ethik in Ruh. Er hob sie sich für später auf. Ohne Ethik kann man leben, ohne Geld aber nicht." Er sprach hart.

„Nein, nein, nie, lieber sterben!" rief sie leidenschaftlich, und ihre ganze Natur schauderte vor dem Gedanken an ein Verbrechen.

„Wie gut, daß du nicht so denkst, daß du nie, nie etwas Böses getan hast! Weißt du, selbst wenn ich dich nicht lieb hätte, müßte ich dich trotzdem für deine Güte und deinen Edelmut bewundern."

Trawinski antwortete nichts, küßte sie bloß auf die vor Erregung glühenden Augen und die vollen, purpurnen Lippen, die jetzt Menschen ohne Moral, Menschen ohne Ethik in den Bann taten und die Schlechtigkeit und Scheußlichkeit des Lebens verdammten, — er küßte sie so leidenschaftlich, als ob er mit diesen Küssen seine eigene, tiefe Demütigung verdecken wollte, die er nach ihren Worten verspürte, als ob er mit ihnen den Gedanken verscheuchen wollte, der ihm plötzlich im Gehirn aufleuchtete und ihn blendete.

Er ging gleich hinaus und direkt in die Baumsche Fabrik, die gegenüber lag, an der anderen Seite der Straße, rückwärts in großen Gärten.

Im Kontor traf er nur Max an, der ohne Rock am Pult saß.

„Vater ist in der Fabrik. Ich kann ihn rufen."

„Ich gehe hin. Ich habe eure Fabrik noch nie gesehen."

„Ist nichts zu sehen, Elend," sagte Max wegwerfend und arbeitete weiter.

Ein glasgedeckter Korridor führte von dem Kontor in den ersten Fabrikspavillon.

Der große, von drei Seiten mit drei zweistöckigen Fabrikspavillons umgebene Hof lag in Dämmerung und Stille. Durch die Fensterreihen schimmerte ein blasses Licht, einzelne Stockwerke waren ganz dunkel, bloß unten qualmten an den Eingangstüren traurig Petroleumlaternen und beleuchteten die roten, feuchtschlüpfrigen Mauern.

In den Fabrikssälen war es leer, düster und schläfrig. Große Rechtecke waren es, in der Mitte durch eine Reihe eiserner Pfeiler gestützt, mit Jacquardschen Handwebstühlen vollgestopft, die in zwei Reihen vor den Fenstern standen. Die Hälfte davon stand untätig da und war mit Baumwollstaub wie mit einem weißen Moos bewachsen.

Einige an den Pfeilern befestigte Lampen beleuchteten den Mittelgang und die Arbeiterinnen, die mit der Hand Garn auf Spulen aufwickelten. Schläfrig ratterten die Winden, schläfrig beugten

sich die Arbeiterinnen über sie, und schläfrig kreischten die tätigen Webstühle. In dem gelblichen, blassen Licht der über ihnen brennenden Lämpchen glichen sie riesigen Kokons, von tausend Fasern in allen Farben, von unzähligen Schichten nach allen Richtungen gespannten Garns phantastisch umwickelt; in der Mitte dieser Kokons bewegten sich die Arbeiter wie Seidenraupen und woben gemusterte Stoffe und beugten sich automatisch vor, mit der einen Hand den Weberkamm festklemmend, mit der anderen die Schnur von oben ziehend, und traten mit den Füßen auf die Pedale; zischend flogen die Schiffchen wie gelbe lange Mistkäfer mitten durch die Garnstränge und flogen denselben Weg wieder zurück, mit ermüdender Gleichmäßigkeit.

Alle Arbeiter waren alt. Mit verblaßten Augen schauten sie apathisch auf die Vorbeigehenden und woben weiter, schläfrig und automatisch.

Mit einem gewissen Leid durchschritt Trawinski die halbtoten Säle, mit Leid blickte er auf die Agonie des Handgewerbes, das hier, eigensinnig wie ein Wahnsinniger, den Kampf aufnahm mit jenen Ungeheuern, deren riesige, vor Energie zitternde, mit unbändiger Kraft heulende Leiber durch die Fenster dieser Säle sichtbar waren.

Er fragte nach Baum; sie wiesen ihn mit einer Hand- oder Kopfbewegung hin, schauten von der Arbeit nicht auf, erhoben nicht einmal die Stimme, wenn sie sprachen; wie Schlafende bewegten sich alle, wie Halbtote, gleichgültig und traurig, — mit der Traurigkeit dieser erblindeten, stillen, absterbenden Säle, die er durchschritt, in der Dunkelheit sich an den Pfeilern stoßend und über die untätigen Webstühle und über Menschen stolpernd.

Das ganze Stockwerk der beiden Pavillons durchschritt er, und überall herrschte dieselbe leere Langeweile und Schläfrigkeit.

Beim Gedanken an seine eigene Lage überkam Trawinski eine immer größere Traurigkeit, er verlor vollständig den Glauben an die Hilfe Baums und schleppte sich weiter mit einem Gefühl, als ob er zu einem Sterbenden ginge — denn die Fabrik, die einst fünfhundert Leute beschäftigte, hatte jetzt nur noch hundert Arbeiter und erschien ihm wie ein kranker, absterbender Organismus, und selbst die riesigen Bäume, die hinter den Fenstern rauschten, schienen ihm eine Todeshymne zu singen.

Den alten Baum fand er im dritten Pavillon, der auf die Straße ging. Er saß in einem kleinen Zimmer vor dem Schreibtisch, auf dem in lange Streifen geschnittene Warenproben aufgeschichtet lagen.

Sie begrüßten sich schweigend. Der Alte drückte ihm fest die Hand und schob einen Stuhl vor.

„Ich habe Sie lange nicht mehr gesehen," begann er.

Trawinski entschuldigte sich mit Sorgen und vieler Arbeit, er sprach lange, hatte aber keinen Mut, von dem Zweck seines Besuches zu reden. Die Traurigkeit der Fabrik hielt ihn ab, die auch auf dem Gesicht des Fabrikanten eingegraben war; unwillkürlich hatte der Alte die blassen Augen aufs Fenster gerichtet, durch welches man sehr gut die aus allen Fenstern leuchtende Müllersche Fabrik sehen konnte.

Er gab kurze Antworten und wartete auf die Aufklärung des Besuchers.

Trawinski fühlte es, unterbrach sich mitten in einer Erzählung und sagte kurz:

„Ich bin mit einer Bitte zu Ihnen gekommen!" Er atmete auf.

„Bitte sehr . . . Ich höre . . ."

Rasch erzählte ihm Trawinski seine ganze Lage, traute sich aber nicht, ihn um Hilfe zu bitten, als er die streng zusammengezogenen Brauen sah und einen gewissen unwilligen Ausdruck in den Augen.

„Wir alle fahren auf diesem Karren, die fressen uns auf! . . ."

Baum sprach langsam und zeigte auf die großen Fabriken hinter dem Fenster.

„Womit kann ich Ihnen helfen?" fügte er hinzu.

„Mit einem Darlehn oder einem Wechselgiro."

„Wieviel?"

„Kurz und gut, ohne zehntausend Rubel muß ich fallen," erwiderte Trawinski leise und ausweichend, als befürchtete er, mit einem lauteren Klang das Wohlwollen, das er in Baums Augen bemerkte, zu verscheuchen.

„Bargeld habe ich nicht, aber was ich werde tun können, werde ich tun. Geben Sie mir Wechsel über diese Summe, und ich werde bis zu dieser Höhe Ihre Verpflichtungen decken."

Trawinski sprang vom Stuhl auf und begann in einer heißen Aufwallung sich zu bedanken.

„Nichts zu danken, Herr Trawinski, ich riskiere ja nicht einmal etwas, ich kenne Sie und Ihr Geschäft doch gut. Hier haben Sie die Formulare, füllen Sie sie gleich aus."

Trawinski war berauscht. Diese fast unvorhergesehene Rettung brachte ihn aus dem Gleichgewicht. Fieberhaft füllte er die Wechselformulare aus, hob aber jeden Augenblick den Kopf und schaute zu Baum hinüber, der im Kontor umherging, am Fenster stehen blieb und mit einem dumpfen, drohenden Blick auf Lodz herabsah. Dann wieder spazierte er im Zimmer herum, das trockene, knochige Gesicht vornübergebeugt. Er war auch groß, wie sein Sohn, aber viel magerer und lebendiger in den Bewegungen. Er sprach wenig und erledigte die wichtigsten Geschäfte mit wenigen Worten. Ruhig, ja still, seiner Frau und den Kindern gegenüber manchmal bis zur Schwäche nachgiebig, gab es doch für ihn Dinge, bei denen er unbeugsam war; seine Gefälligkeit war in Lodz sprichwörtlich geworden und unerschöpflich, zugleich war er aber zu Hause geizig bis zur Wunderlichkeit.

„Welche Frist wollen Sie haben?"

„Die Ihnen am bequemsten ist," erwiderte Baum, die Tür nach dem Nachbarsaal öffnend, in dem alle Webstühle in Tätigkeit waren.

Er schloß die Tür gleich wieder, steckte die Hände in die Taschen der grauen, mit Krempelwolle gefütterten Joppe und sah sich wieder die Stadt an.

Das Telephon klingelte. Es war die einzige moderne Einrichtung in seiner Fabrik.

„Das ist für Sie. Borowiecki ruft an," sagte Baum.

Erstaunt ging Trawinski an den Apparat.

„Von deiner Frau habe ich erfahren, wo du bist, mein Lieber, also, ich habe abgerechnet, ich kann dir fünftausend Rubel leihen. Aber nur auf zwei Monate. Wenn du also willst?" sprach Borowiecki.

„Ich nehme es freudig an," rief er glücklich. „Woher telephonierst du?"

„Von deinem Arbeitszimmer, unter Aufsicht deiner Frau," lautete die Antwort.

„Warte auf mich, ich komm' gleich."

„Gut."

„Borowiecki war es, er möchte mich sprechen. Kennen Sie ihn?"

„Bloß vom Sehen. Ich verkehre ja nicht in der großen Lodzer Welt, bei diesen verschiedenen Mendelsohns, Buchholzens, Salzmanns, Meyers und dem anderen Gewürm. Ich kenne sie alle, die Jungen vom Sehen, die Alten von Michel her, wo wir manchmal zusammenkommen; wir kannten uns alle mal näher, aber das ist schon lange her, als in Lodz noch Anständigkeit herrschte und es keine Millionäre gab. Das waren Zeiten, von welchen ihr Jungen keine Ahnung habt. Ich und der alte Geyer, wir waren damals die größten Lodzer Firmen. Dampf, Maschinen, Elektrizität, Wechsel, Schundwaren, Pleiten, Brandstiftungen, das kannte man nicht mal vom Hörensagen."

„Und doch mußte das, was jetzt hier herrscht, kommen."

„Ich weiß, daß es kommen mußte, daß die alte Ordnung der neuen immer weichen muß, was sollen wir übrigens darüber reden." Er machte eine verächtliche Handbewegung und sah die Wechsel durch.

Eine ohnmächtige Wut erfaßte sein Herz so heftig, daß ihm die Stimme versagte. Er unterschrieb die Wechsel und schwieg lange.

„Haben Sie's eilig?"

„Ja, doch ich möchte noch einmal Ihnen aus ganzer Seele für Ihre Hilfe danken."

„Schad' um die Zeit! Mir tut nur eines leid, daß Sie vor fünfzig Jahren nicht schon in Lodz waren, damals hätten Sie hier eine Fabrik haben sollen. Sie passen auch nicht zum heutigen Lodz. Hier ist kein Platz für anständige Fabrikanten, Herr Trawinski."

Jener erwiderte nichts. Er hatte es eilig, nach Hause zu kommen. Sie besprachen nur noch einige Fragen wegen der Wechselfristen und trennten sich.

Gleich begannen auch die Pfeifen die Luft zu zerreißen, zum Zeichen des Arbeitsschlusses, und die Fabriken erloschen eine nach der anderen und entschwanden in der Nacht.

Als die Arbeiter fort waren, ging Baum nach seinem Hause; es stand in einem Garten vor den Fabrikspavillons, mit der Front zur Straße.

In seinem Zimmer zog er sich um, zog seine gestickten Pantoffeln

an, bedeckte das noch volle, weiße Haar mit einer kleinen, mit weißen Glasperlen bestickten Mütze, und ging ins Eßzimmer, in dem zum Abendessen gedeckt wurde.

Max saß am Tisch und baute seinen Nichten, die an seinem Halse hingen, kleine Häuser aus Holzklötzen. Die Mädchen lachten laut und zwitscherten wie Vögel.

Die Mutter saß in einem tiefen Fauteuil und strickte. Sie mochte an die sechzig Jahre alt sein; ihr Gesicht war sehr angenehm, sah aber krank aus; auf der langen Nase trug sie eine silberne Brille; das weiße Haar war glatt über die niedrige, vorspringende Stirn gekämmt. Die Augen waren verschwommen, die Lippen blaß. In der Tasche ihrer weißen Schürze lag ein Baumwollknäuel, mit dem sie einen Strumpf strickte. Eine große, süße Milde lag in ihrer Stimme und in ihrem Lächeln. Ohne Unterbrechung zählte sie die Maschen und lächelte ihrem Sohne zu und ihren Enkelinnen, der Tochter Berta, die in einer Ecke des Zimmers las, Frau Auguste, der Wirtschafterin, den zwei Kredenzen, die nebeneinander standen, dem Ofen, dem alten Glasschrank, der mit kleinen Hunden aus Porzellan, Statuetten und kleinen Tellern vollgestopft war, den zwei grauen Katzen von Frau Auguste, die immer hinter ihr hergingen und schnurrend sich an ihren Kleidern rieben — sie lächelte immer und lächelte allen zu mit einem wie an den Lippen festgefrorenen Lächeln, mit dem glatten Lächeln einer Leiche.

Der warme Frieden eines alten Patrizierhauses herrschte in der Wohnung. Alle waren so vertraut miteinander, so einander angepaßt, daß sie sich mit Blicken verständigten, daß sie ineinander aufgingen.

Der Alte ließ seine Sorgen immer im Kontor und brachte in die Wohnung ein ruhiges, lächelndes Gesicht. Von einzelnen Angelegenheiten erzählte er seiner Frau, zankte manchmal mit Max, neckte sich seit zwanzig Jahren regelmäßig jeden Abend mit Frau Auguste, spielte mit den Enkelinnen, deren es immer eine Menge im Hause gab — alle vier Töchter waren schon längst verheiratet —, las ständig die Kölnische Zeitung und ein polnisches Blatt. Jeden Abend hörte er sich auch irgendeinen sentimentalen Roman aus den verschiedenen Familienblättern an, von denen Frau und Töchter lebten, und verbrachte so den Abend.

Heute ging es wieder so an; er setzte sich an den Tisch und winkte dem Enkel zu, der in einem großen Schaukelstuhl am Ofen schaukelte.

„Jaschiu, komm zum Großpapa, komm! Sieh her, was ist das?" er zeigte ihm eine Trompete, die er aus der Tasche herausnahm.

„Tompete! Gib dem Jaschiu die Tompete!" bat der Kleine, die Händchen ausstreckend.

Weinend kamen die Mädchen angestürzt.

„Wandia will's auch haben."

„Januschia auch!"

Sie baten mit weinerlichen Stimmchen und krabbelten auf Großpapas Beinen hinauf.

Er befreite sich rasch von ihnen und lief ihnen weg. Die Mädchen wußten schon, was das heißen sollte, und liefen, aus allen Kräften schreiend, dem Großpapa nach, der sich hinter Stühlen versteckte, hinter Kredenzen, und ihnen immer entschlüpfte, bis er sich schließlich in einer Ecke einfangen ließ, sie hoch hob und an den Tisch zurückbrachte. Dann ließ er sich untersuchen und die Puppen aus den Taschen herausnehmen, die er für sie mitgebracht hatte.

Das Großelternpaar amüsierte sich glänzend, bloß Berta stopfte sich die Ohren zu und versank in ihrem Buch, und Max pfiff laut, um diesen wilden Lärm zu übertönen. Uebrigens war er dem Vater böse; er merkte es nämlich an seinem Wesen, daß er wiederum einem Geld geliehen oder für einen gebürgt hatte; jedesmal nämlich, wenn das der Fall war, brachte der Alte den Kindern und Enkelinnen Spielzeug mit, mied seinen Sohn, war sehr süß und herzlich mit allen und beteiligte sich lebhaft an jedem Gespräch; auf diese Weise wollte er eine Interpellation des Sohnes verhindern.

Heute war's geradeso.

Beim Abendessen sprach er fortwährend, setzte selbst die Kinder an den Tisch und paßte auf sie sorgfältigst auf, scherzte beständig mit Frau Auguste, die ihm immer dasselbe zur Antwort gab und sinnlos mit den langen, gelben, schiefen Zähnen lächelte.

Nach dem Abendessen kam der junge Josef Jaskulski.

Er war sozusagen Kontorspraktikant, ein ganz armer Bursche, dessen Baum sich seit ein paar Jahren angenommen hatte. Josef war achtzehn Jahre alt, furchtbar groß, seine Beine und Hände

waren zu lang, der Kopf groß und stets zerzaust, das runde Gesicht schwitzte immer, zu alledem war er auch noch sehr schüchtern und ungeschickt und kam ständig mit allen Türen und Möbeln in Konflikt.

Trotz seiner achtzehn Jahre und der Absolvierung der Handwerksschule war er naiv wie ein Kind. So demütig, nachgiebig und gut war er, daß er alle immer mit den Augen um Verzeihung zu bitten schien, weil er es wagte, unter ihnen zu leben. Vor Max hatte er große Angst, weil der ihn beständig aufzog und auch jetzt wieder, als er sah, daß Josef beim Essen alles aus der Hand fiel, zu lachen begann und sagte:

„Ich muß ihn Ihnen schon wegnehmen, Frau Auguste, und in meine Obhut nehmen."

„Laß nur gut sein, Max, es wird ihm schon besser gehen in meiner Obhut."

„Einen Tolpatsch macht ihr aus ihm."

„Und was würdest du aus ihm machen?"

„Einen Menschen, einen Mann."

„In Kneipen würdest du ihn führen, zum Bummeln verleiten, und so weiter. Fritz erzählte mir schon manchmal mit Abscheu von eurem Junggesellenleben."

„Ha, ha, ha! Berta, das ist ein prachtvoller Witz. Fritz und der Abscheu vor dem lustigen Leben! Du bist ausgezeichnet, du scheinst aber von deinem Mann nicht viel zu wissen."

„Wozu willst du ihr die Illusionen rauben, Max?" fragte leise der Alte.

„Hast recht, Vater, aber das irritiert mich, daß jeder erste beste ihr was vorlügt, und sie dann daran glaubt und sich in Stücke reißen ließe für diese Wahrheit."

„Vergiß nicht, Max, daß du von meinem Mann sprichst."

„Leider! Der Vater und ich, wir merken es nur zu oft, daß Fritz dein Mann ist, daß er zu unserer Familie gehört, sonst . . ."

„Sonst was?" rief sie mit Tränen in den Augen und war bereit, sich auf ihn zu stürzen, um ihren Mann in Schutz zu nehmen.

„Sonst würden wir ihn zur Tür rausschmeißen," brummte er ärgerlich. „Du hast es gewollt, da hab' ich's dir auch gesagt, jetzt kannst

du weinen, soviel du willst; vergiß nur nicht, daß du nach dem Weinen immer sehr häßlich ausschaust. Du kriegst geschwollene Augen und eine rote Nase."

Und wirklich fing Berta laut zu weinen an und ging aus dem Zimmer.

Die Mutter begann ihm mild seine Brutalität vorzuwerfen.

„Laß doch, Mama, ich weiß, was ich tue. Fritz ist einfach ein Vieh, das seine Fabrik nicht behütet, bloß immer herumkneipt, und vor Berta spielt er den Unglücklichen, dem nichts gelingt, der sich für Frau und Kinder zu Tode schindet, als hätte der Vater nicht vom ersten Tage der Hochzeit an ihr ganzes Haus mit seinem Gelde erhalten."

„Still, Max, wozu bringst du das vor?"

„Deshalb, weil man damit endlich Schluß machen muß, weil das einfach eine kriminelle Lumpigkeit ist, dich ewig auszunützen, Vater. Wir alle arbeiten hier, nur damit unsere Schwäger sich amüsieren können."

Er unterbrach sich; im Vorzimmer erklang die Glocke. Er ging hinaus, um aufzumachen, und führte gleich danach Borowiecki herein.

Baum war etwas verlegen und steif. Aber die Alte empfing ihn mit großer Herzlichkeit und stellte ihn Berta vor, die auf den Schall der Glocke hereingekommen war und neugierig den einzigen Lodzer Don Juan musterte, von dem man sich in der Stadt so viel erzählte.

Man lud ihn herzlich zum Tee ein, er bedankte sich aber.

„Ich war bei Trawinskis zum Abendessen, unterwegs kam ich auf einen Sprung zu Max, geschäftlich, und muß gleich wieder gehen," entschuldigte er sich, mußte sich aber an den Tisch setzen, weil Frau Auguste mit ihrem schönsten Lächeln ihm schon den Tee reichte, Berta mit noch weinerlicher Stimme ihn zum Trinken nötigte und die Alte ihm lächelnd die Kuchen hinschob.

Er nahm an, und bald zwang er sie, glänzend gelaunt, alle in seinen Bann. Er war so liebenswürdig, so höflich und elegant, daß nach zwanzig Minuten alle von ihm bezaubert waren; selbst der Alte, der ihn gut kannte und nicht sehr mochte, begann sich am Gespräch zu beteiligen. Bloß Max schwieg, die Szene mit einem bösartigen

Lächeln beobachtend. Endlich erhob er sich, gelangweilt, und als er sah, daß auch Karl genug hatte, nahm er ihn mit sich auf sein Zimmer.

Am Tisch herrschte jetzt Stille.

Die Kinder saßen beim Großpapa und untersuchten ihre Spielsachen. Josef Jaskulski begann laut vorzulesen, wie er es gewöhnlich jeden Abend tat. Die Mutter strickte, Berta hörte zu und ließ ihre Blicke jeden Augenblick ins Nebenzimmer schweifen, wo man durch die offene Tür Max und Karl sehen konnte.

„Großpapa, tut der Puppe der Fuß nicht weh?" fragten die Mädchen, die die Puppen in ihre Bestandteile zerlegten.

„Nein, tut nicht weh," erwiderte er, die hellen, lockigen Köpfchen streichelnd.

„Großpapa, tut der Puppe das Köpfchen nicht weh?" fragten sie, den Kopf der Puppe gegen den Boden schlagend.

„Das Püppchen lebt ja nicht. Wanda ist dumm."

Die Kinder verstummten, bloß Josefs Stimme klang durch den Raum, von Frau Augustes Seufzer unterbrochen und den Ausrufen Bertas, die der Roman so rührte, daß sie leise zu weinen anfing und anhaltend seufzte.

„Eine wunderbar angenehme Stimmung herrscht hier; gut hat man's bei euch," flüsterte Karl.

Er streckte sich im Fauteuil aus und blickte mit Vergnügen auf die ganze Familie, die im Eßzimmer versammelt war.

„Einmal im Jahr sehr schön; aber nicht öfters."

„Das ist schon viel, einen Tag im Jahr zu haben, an dem man die Geschäfte der ganzen Welt vergessen kann, alle Lebenssorgen, und sich vom Familienglück umgeben fühlen kann."

„Du heiratest ja, dann wirst du das Glück genießen können bis zum Abscheu."

„Weißt du, ich werde doch paar Tage aufs Land fahren, nach Hause."

„Zur Braut?"

„Das ist dasselbe, weil Anka bei meinem Vater wohnt."

„Ich möchte sie kennen lernen."

„Ich fahr' dich mal hin, wenn auch nur für paar Stunden."

„Warum nur für paar Stunden?"

„Weil du's länger nicht aushalten würdeſt, würdeſt ſterben vor Langeweile. Ach, iſt es da langweilig, grau, leer, haſt ja keine Ahnung. Wäre Anka nicht da, würde ich's keine zwei Stunden im Hauſe meiner Väter aushalten."

„Und dein Vater?"

„Mein Vater, das iſt der mumifizierte Adelſtand aus den Zeiten der Demokratie. Ein verbiſſener Demokrat ſogar, aber ein adliger Demokrat, wie unſere ganze Demokratie. Ein ſehr intereſſanter Typ." Karl verſtummte und lächelte ſpöttiſch, aber ſeine Augen ſchimmerten feucht vor Rührung. Er liebte ſeinen Vater aus ganzer Seele.

„Wann fährſt du hin?"

„Sobald Moritz zurück iſt, ja wenn nur ſchon Knoll wieder da iſt. Heut hat man nach ihm telegraphiert. Buchholz iſt ſehr krank, das alte Herzleiden tritt wieder auf. In meiner Gegenwart hatte er einen ſo fürchterlichen Anfall, daß man ihn kaum retten konnte, was ihn übrigens nicht hinderte, als er wieder zu ſich kam mich in ſo angenehmer Form zu beſchimpfen, daß ich ihm kündigen mußte."

„So ruhig ſprichſt du davon?" ſchrie Max, als er ſah, daß Karl ſich erhob und ſich die gehäkelten, rotgelben Deckchen anſah, auf denen die Lampen und die Leuchter ſtanden.

„Früher oder ſpäter hätte ich's doch tun müſſen. Ich habe nur die ausgezeichnete Gelegenheit ergriffen, weil mein Vertrag nämlich erſt im Oktober abläuft."

„Das heißt alſo, du hatteſt mal Gelegenheit, die Brutalitäten mit Empörung und deiner Demiſſion als Zugabe zu beantworten."

Karl lachte auf, ging im Zimmer herum und ſah ſich die Kreideporträts an, die in Reihen an den Wänden hingen.

„Die ganze Lebensweisheit beruht eben darauf, daß man ſich zur richtigen Zeit empört, zur richtigen Zeit lacht, amüſiert, ſich ärgert und arbeitet, ja, ſich ſogar zur richtigen Zeit von Geſchäften zurückzieht. Was ſind das für Porträts?"

„Das iſt unſere Familienmenagerie. Ich begreife wohl den Wert von dem, was du ſagſt, aber ich habe es nie verſtanden, dieſen Augenblick zu erfaſſen, nie konnte ich mich ihm anpaſſen, immer reißt er mich mit."

Karl las laut einen Bibelſpruch, der mit roter Seide auf Stra-

min gestickt war und in einem Eichenrahmen zwischen den Fenstern hing.

„Ach, du liest diese heiligen protestantischen Maximen. Nach alter deutscher Sitte hat man es gestickt und hingehängt."

„Weißt du, das gefällt mir, diese Bibelsprüche geben dem Haus einen originellen Anstrich."

„Hast recht. Trawinski war bei uns."

„Ich weiß es, ich komm' nämlich grad' von ihm, dein Alter hat ihm geholfen."

„Ich habe es geahnt, er sprach nämlich nichts mit mir, mied meinen Blick. Weißt du nicht, wie hoch?"

„Zehntausend."

„Verflucht! Diese deutschen Sentimentalitäten!" schimpfte Max leise.

„Das Geld ist sicher," beruhigte ihn Karl.

„Ich weiß es, dieser Trawinski, der Idiot, wäre ja nicht fähig, zehn Groschen unanständig zu verdienen. Aber es geht mir darum, daß der Alte allen hilft, an die er nur glaubt, und daß selbstverständlich alle ihn ausnützen. Die Fabrik kann kaum noch atmen, alle Lager sind mit fertiger Ware so vollgestopft, daß man nirgends mehr was hintun kann; wie die Saison sein wird, weiß man auch nicht, und da leistet er sich freundschaftliche Philanthropie, rettet andere."

„Das stimmt, den Trawinski hat er gerettet."

„Aber sich richtet er zugrunde, mich richtet er zugrunde."

„Tröste dich, dafür hast du den anständigsten Menschen in Lodz zum Vater."

„Spotte nicht, ich hätte es lieber, wenn er bissel klüger wäre."

„Du fängst ja an wie Moritz zu sprechen."

„Denkst du etwa besser?"

„Bloß anders; besser — schlechter, anständiger — unanständiger, das ist Dialektik und nichts mehr."

„Wie hat dir denn die legendäre Trawinska gefallen?"

„Einfach märchenhaft."

„Du übertreibst wohl, wo hätte Trawinski so eine hergenommen!"

„Gar nichts übertreibe ich. Ich kann sogar noch zufügen, daß sie

schön und vornehm ist; und daß Trawinski sich so eine Frau leisten konnte, da darfst du nicht vergessen, Max, daß Trawinski ein schöner und sehr gebildeter Mann ist. Du darfst ihn nicht als Fabrikanten anschauen, dem nichts gelingt, bloß als Menschen. Als Mensch ist er eine außergewöhnliche Erscheinung. Durch alte Familienkultur verfeinert. Er erzählte mir einmal, sein Vater, ein sehr reicher Gutsbesitzer aus Wolhynien, habe ihn sozusagen zur Gründung der Fabrik gezwungen. Die große Industrie hatte dem Alten den Kopf verdreht und er hielt es für nationale Pflicht, daß der Adel in den Bestrebungen zu ihrer Hebung mit beitrüge. Er erhofft sogar die Wiedergeburt dieser Kaste durch die Industrie. Trawinski taugt aber dazu grade so wie du zum Beispiel zum Tanzen. Aber er folgte dem Vater, na, und schmilzt allmählich in seiner Spinnerei die väterlichen Kapitalien ein, verspinnt ihm die Wälder und den Boden. Er sieht es selbst und fühlt es sehr gut, daß dieses unser Lodzer ‚gelobte Land' für ihn zum verfluchten Land wird, aber er kämpft trotzdem eigensinnig gegen den Mißerfolg und gegen den Mangel an Glück. Er versteift sich und will durchdringen."

„Manchmal machen solche Leute mit ihrem Eigensinn gute Geschäfte. Kennt sie seine Lage?"

„Ich glaube nicht, denn er gehört zu den Menschen, die sich lieber aufopfern und sterben, als es zulassen, daß irgendeine unangenehme Nachricht, irgendeine Sorge zu ihren Liebsten dringt."

„Mit anderen Worten, er liebt seine Frau . . ."

„Da ist noch etwas Größeres als Liebe: Achtung und gegenseitige Verehrung beinahe, das habe ich aus ihren Blicken genau herausgelesen."

„Warum zeigt sie sich nirgends?"

„Weiß ich nicht. Du hast keinen Begriff, welche reizvolle Anmut sie im Gespräch entfaltet, in den Bewegungen, wie wunderbar weich sie ihren Kopf erhebt."

„Du sprichst ja sehr warm von ihr."

„Du lächelst ahnungsvoll dumm, aber das nützt dir nichts, ich bin in sie nicht verliebt, ich könnte sie auch gar nicht lieben. Sie gefällt mir bloß als Typ einer schönen Frau mit sehr vergeistigten Gesichtszügen, aber das ist nicht mein Typ, obwohl, mit ihr ver-

glichen, alle unsere Lodzer Schönheiten sich wie gemeiner Perkal neben reiner Seide ausnehmen."

„Trage doch diesem Perkal deine Farbe auf."

„Laß doch diese Färberwitze."

„Gehst du schon? Dann können wir ja zusammen gehen."

„Ja, aber ich muß noch etwas in der Stadt erledigen."

„Das heißt also, ich soll dich nicht stören."

„Gut gesagt. Kurowski läßt dich grüßen, er ist Sonnabend wieder hier und bittet uns zum Abendessen, wie gewöhnlich. Unterdessen fragt er brieflich an, ob der dicke Schwab, das bist du, nicht abgenommen hat, und der dünne Jud, das ist Moritz, nicht zugenommen hat."

„Er macht immer Witze. Hat ihm Buchholz seine Chemikalien abgenommen?"

„Wir verwenden sie schon seit einem Monat."

„Dann wird er ja schön auf die Beine kommen; gehört hab' ich, daß auch Keßler und Endelmann mit ihm einen Vertrag abgeschlossen haben."

„Ja, er schrieb es mir, er ist schon auf dem besten Wege zum Vermögen, er macht es schon sogar."

„Laß es ihn machen, wir werden's auch machen."

„Glaubst du dran, Max?"

„Wozu soll ich dran glauben, ich weiß, daß wir es machen werden, machen kann man's doch, was?"

„O ja, hast recht, und wir machen's auch. Hör' mal, wenn du Horn zu Hause antriffst — er sollte zu mir kommen —, sag' ihm bitte, er möchte unbedingt warten, ich wäre in spätestens zwei Stunden zurück."

Sie besprachen noch das Telegramm von Moritz, dann verabschiedete sich Karl von allen. Er ging zusammen mit Josef fort, der sich gleich vor dem Hause von ihm verabschiedete und in der dunklen Gasse verschwand.

X

Josef ging seine Eltern besuchen. Er wohnte nämlich ständig bei Baums.

Jaskulskis wohnten weit ab, hinter der alten Kirche, in einer namenlosen Gasse, die rückwärts bis zu dem kleinen Lokalflüßchen reichte, das als Rinnstein für alle Abwässer der Fabriken diente.

Die Gasse sah aus wie ein Kehrichthaufen, voll von Abfällen einer Großstadt.

Josef wand sich schnell hindurch und trat in ein ungetünchtes Haus, das mit allen Fenstern vom Souterrain bis zum Dachboden wie eine Laterne leuchtete und von dem Menschenschwarm brauste, der sich hier eingenistet hatte.

In dem dunklen, mit furchtbaren Gerüchen und hereingetragenem Schmutz angefüllten Flur tastete er sich bis zu dem dreckigen, klebrigen Geländer und lief schnell die Treppe zum Souterrain herab; ein langer Korridor ohne Dielen, mit Kehricht und Hausgerät angehäuft, voll von Dreck, Stimmengewirr und Gestank wurde von einer kleinen, qualmenden, an der Decke angebrachten Oelfunzel beleuchtet.

Er wand sich durch die hier herumstehenden Hindernisse durch und gelangte ans Ende des Korridors.

Eine warme, mit Fäulnis und mit der in rötlichen Streifen an den weißen Mauern herabfließenden Feuchtigkeit gesättigte Kellerluft stürzte ihm entgegen.

Lärmend lief ein Haufen Kinder heraus, um ihn zu begrüßen.

„Ich dachte, du kommst heute nicht mehr!" flüsterte eine große, magere, gebückte Frau mit einem grünlichen, eingefallenen Gesicht und großen, schwarzen Augen.

„Ich habe mich etwas verspätet, Muttchen, Herr Borowiecki war bei uns, der Direktor von Buchholz, und ich traute mich deshalb nicht, früher rauszugehen. War Vater noch nicht da?"

„Nein," erwiderte sie dumpf und ging zum Kamin, der mit einem an Drähten hängenden Stück Stoff von der Kammer getrennt war, um Tee einzuschenken.

Josef folgte ihr hinter den Vorhang und legte die mitgebrachten Eßsachen auf den Tisch.

„Mein Wochengeld hab' ich heut vom Alten verlangt, vielleicht kannst du es aufheben, Mutter."

Er legte vier Rubel und einige Kopeken hin; fünf Rubel bekam er wöchentlich.

„Behältst du nichts für dich zurück?"

„Ich brauch' ja nichts, Muttchen. Es tut mir bloß leid, daß ich nicht so viel verdienen kann, als du brauchst," sagte er einfach; seine Schüchternheit war plötzlich verschwunden. Er schnitt Brot herunter und wollte dann in die Kammer zurückkehren.

„Jusiu, mein teurer Sohn, mein liebes Kind," flüsterte die Mutter mit weinerlicher Stimme, und dicke Tränen flossen über ihre abgezehrten Wangen und fielen auf den Kopf des Sohnes, den sie an ihre Brust drückte.

Der Junge küßte ihr die Hände und kehrte mit freudigem Gesicht zu den übrigen Geschwistern zurück, die unter einem kleinen, vergitterten Fenster, das auf den Bürgersteig ging, am Boden saßen; vier waren es, im Alter von zwei bis zu zehn Jahren. Ganz still spielten sie, weil der Aeltere, ein dreizehnjähriger schwindsüchtiger Knabe, im Bett lag; das Bett war etwas von der Wand abgerückt, wegen der Feuchtigkeit, die auf die Bettwäsche herunterssickerte.

„Antosch!" Er beugte sich über das Kissen zu dem blassen, grünlichen Gesicht, das aus der bunten Bettwäsche mit gläsernen, unbeweglichen Augen zu ihm aufschaute, mit der tragischen Ruhe des Absterbens.

Der Kranke erwiderte nichts, bewegte bloß den Mund und heftete die grauen, glänzenden Augen auf ihn; dann berührte er mit den abgemagerten Fingern sein Gesicht mit kindlicher Zärtlichkeit, und ein blasses Lächeln, wie das Lächeln welkender Blumen, glitt über die blauen Lippen und belebte die starren Blicke.

Jusiu setzte sich neben ihn, schüttelte ihm die Kissen auf, kämmte mit seinem Kamm das wirre und wie Seide so weiche helle Haar und fragte:

„Antosch, geht's dir heut gut?"

„Gut," flüsterte er leise, zwinkerte bejahend mit den Augen und lächelte.

„Bald bist du ganz gesund!"

Befriedigt schnalzte er mit den Fingern. Sein gesunder, kräftiger Organismus konnte die Grauenhaftigkeit der Krankheit seines Bruders gar nicht nachfühlen.

Antosch starb langsam an Schwindsucht dahin. Aus einer starken Influenza hatte sie sich entwickelt, und das Elend, das seit zwei Jahren, seit jener Zeit, als sie vom Land aufs Lodzer Pflaster übergesiedelt waren, an der ganzen Familie fraß, förderte die Krankheit; das Gesicht der Mutter, das jeden Tag trauriger wurde, rieb ihn völlig auf; die jüngeren Geschwister, die immer stiller wurden, rieben ihn auf, und das ewige Gepolter der Werkstätten, die fast ohne Unterlaß Tag und Nacht die Decke über seinem Kopf erschütterten, die Feuchtigkeit, die an den Wänden herunterfloß, das Lärmen der Nachbarn und die Prügeleien, die oft in den Nachbarsouterrains und oben ausbrachen; am meisten aber das Bewußtsein ihres gemeinsamen Elends, das jeden Tag wuchs.

Der Junge war sehr entwickelt. Das Unglück, das die Familie betroffen, und die lang sich hinziehende Krankheit hatten ihn noch mehr entwickelt. Dabei war er eine stille und träumerische Natur.

„Jusiu, ist es noch nicht grün auf den Feldern?" fragte er leise.

„Nein, heut ist ja erst der fünfzehnte März."

„Schade." Leid verdunkelte ihm die Augen.

„In einem Monat wird's grün sein; dann bist du auch schon gesund, wir nehmen dann paar Freunde mit und gehen zum Maifest."

„Ihr werdet allein gehen, und Mama geht mit, Vater und Soschka geht mit und Adasch geht mit, alle werden hingehen, alle, ich gehe aber nicht mit, nein." Er schüttelte den Kopf.

„Ja, wenn alle hingehen, dann kommst du doch auch mit."

„Nein, Jusiu, ich werde dann nicht mehr unter euch sein." Er sprach langsam, Tränen hoben seine Brust; er wollte sie zurückhalten, aber es ging nicht; wie große Perlen liefen sie, und er schaute durch diese Tränen in irgendeine entsetzliche Tiefe. Der Mund begann zu zucken, und eine große Todesangst packte ihn so mächtig, daß er aufsprang, als ob er fliehen wollte.

„Jusiu, ich will nicht sterben, ich will nicht, Jusiu," flüsterte er, und ein furchtbares Leid zerriß sein Herz.

Jusiu umarmte ihn zärtlich und stellte sich vor ihn hin, aus Angst, daß es die Mutter sähe, und begann ihn zu trösten.

„Du brauchst nicht zu sterben; der Doktor sagte gestern Mama, daß du spätestens im Mai wieder ganz gesund bist. Weine nicht, sonst hört es Mama," flüsterte er ihm leiser ins Ohr.

Antosch beruhigte sich etwas, wischte schnell die Tränen ab und blickte lange auf den Vorhang, hinter dem die Mutter stand.

„Wenn ich wieder gesund bin, dann fahre ich zu Onkel Kasiu für den ganzen Sommer, nicht wahr?"

„Ja, ja, Mama hat schon an Onkel geschrieben."

„Weißt du, im Juni, da gibt's schon junge Wildenten im Sumpf. Weißt du, gestern hab' ich geträumt, daß ich im Kahn auf unserm Teich gefahren bin und du und der Herr Walicki, ihr jagtet auf Wasserenten. So schön war es auf dem Wasser! Dann war ich ganz allein und ganz genau hörte ich, wie die Sensen auf den Wiesen gedengelt wurden. Unsere Wiesen möchte ich mal sehen."

„Du wirst sie sehen."

„Aber sie gehören ja uns nicht mehr." Er summte ein Lied vor sich hin.

Jusiu blickte auf die Mutter, die sich verstohlen die Tränen abwischte, sich an den Tisch lehnte und für einen Augenblick in die nahe Vergangenheit versank, die noch so ganz in ihrem Herzen weiterlebte. Mit seiner ganzen Seele gab Antosch sich diesen Erinnerungen hin.

Er hörte auf zu singen, verlor das Gefühl der Wirklichkeit; seine Seele trug ihn zu dem geliebten Dorf, um das er in Sehnsucht verging, wie eine Pflanze, die auf einen schlechten Boden verpflanzt wird.

„Kinder, kommt zum Tee!" rief die Mutter nach einer Weile.

Antosch wachte sofort auf und wußte nicht, wo er sich befand. Erstaunt blickte er in der Kammer herum, an den von Feuchtigkeit grünen Wänden entlang, auf denen zusammen mit der ganzen Familie die Porträts der Ahnen in verrußten Rahmen faulten, — das einzige, was aus dem Schiffbruch gerettet wurde, — und Tränen stie-

gen ihm in die Augen. Stumm lag er da und schaute leblos auf die graurötlichen Feuchtigkeitstropfen, die an der Wand glänzten.

Jusiu schob den Tisch in die Mitte der Kammer, und bald setzte sich die ganze Familie heran; gierig warfen sich die Kinder auf das Brot und den Tee, bloß Jusiu aß nicht, schaute mit ernstem, väterlichem Blick auf diese hellen Köpfe und auf die Augen, beobachtete unruhig das Verschwinden des Brotes und die Mutter, die gebückt und abgezehrt, mit dem Gesicht einer Märtyrerin, in der Kammer wie ein leiser Schatten herumhuschte und alle mit dem kräftigen Blick der grenzenlosen Liebe umfing. Ihr aristokratisches Gesicht mit den sehr feinen und vornehmen Zügen trug das Brandmal des erstarrten Schmerzes. Immer wieder wandte sie sich zu dem Kranken.

Niemand sprach etwas beim Tee.

Ohne Unterlaß krachten über ihren Köpfen die Webstühle und dumpf ratterten die Spinnräder; das ganze Haus zitterte beständig; manchmal drang durch das kleine Fenster von der Straße her ein dumpfer Lärm herein und erfüllte die Kammer, oder der Schall der durch den Kot watenden Schritte, oder das Klatschen vorbeifahrender Wagen und das Klirren der Gespanne.

Durch den grünen Lampenschirm ergoß sich ein gedämpftes Licht in die Kammer und beleuchtete bloß die Köpfe der Kinder.

Die Tür wurde plötzlich aufgerissen, und herein stürzte ein junges Mädchen, lärmend den Schmutz von ihren Schuhen an der Schwelle abstreifend, küßte schwungvoll Frau Jaskulska, umarmte die Kinder, die schreiend auf sie zustürzten, reichte Jusiu die Hand und beugte sich über den Kranken.

„Guten Abend, Antosch! Hier hast du Veilchen," rief sie und warf ihm einen kleinen Strauß auf die Brust.

„Danke schön. Gut, daß du gekommen bist, Soschka. Danke." Gierig sog er den zarten Blumenduft ein.

„Kommst du grad' von zu Hause?"

„Nein, bei Frau Schulz war ich, Felek spielte auf dem Harmonium, hab' bissel zugehört und bin dann zu Mania gerannt, und bin jetzt unterwegs vorbeigekommen."

„Wie geht's der Mama?"

„Danke Ihnen, sehr gut, sie hat so mit uns gezankt, daß Va-

ter ausgegangen ist, und ich bin für den ganzen Abend fortgerannt. Weißt, Jusiu, dein junger Baum, das ist ein sehr fescher Bursch."

„Hast ihn kennen gelernt?"

„Heut mittag hat eine Wollkämmerin ihn mir gezeigt."

„Ein sehr guter Mensch," erwiderte er innig und blickte auf Soschka, die nicht auf einem Fleck stillsitzen konnte, bald Frau Jaskulska beim Teeeinschenken half, bald sich die auf der alten Kommode herumliegenden Bücher besah, die Lampe hochschraubte, die Häkeldecke prüfte, mit der die Nähmaschine bedeckt war, den Kindern die Haare glättete und sich wie ein Kreisel im Zimmer herumdrehte.

Die traurige und wie ein Grab so düstere Wohnung erfüllte sie mit dem Frohsinn ihrer üppigen Jugend und der Gesundheit, die aus ihrem dunkelbraunen, schönen Gesicht und den lebhaften schwarzen Augen hervorsprühte.

In ihren Bewegungen und in der Entschlossenheit ihrer Sprache lag viel Männliches. Das kam von ihrer Arbeit in der Fabrik und dem ständigen Verkehr mit Männern.

„Du wirst aber immer schöner, Sophie!"

„Das glaub' ich! Gestern hat mir der junge Keßler dasselbe gesagt, der jetzt bei uns in der Spinnerei Direktor ist." Sie lachte ungezwungen auf.

„Das freut dich?"

„Mir ist das ganz gleichgültig. Alle Burschen sagen's mir, aber ich lach' drüber." Sie verzog ihre tiefroten Lippen verächtlich, aber man sah es ihrem vor Befriedigung leuchtenden Gesicht an, daß ihr diese Bemerkungen Freude machten.

Sie sprach unablässig, erzählte verschiedene Details über die Arbeiterinnen aus ihrer Fabrik, über die Meister und die Direktoren; später half sie Frau Jaskulska beim Ausziehen der Kinder, die sich sehr dagegen wehrten, weil sie Sosia furchtbar gern hatten, so gut verstand sie es, die Kinder zu beschäftigen und mit ihnen zu spielen.

„Wissen Sie, ich habe die gehäkelten Bettdecken und zwei Nachtjacken verkauft. Das Geld kriegen Sie am Sonnabend nach der Lohnzahlung."

„Gott lohne es dir, Sosia!"

„Ach was! Machen Sie nur mehr solche Nachtjacken, nur bissel reicher garniert, ich werde sie schon bei uns anbringen."

„Wer hat denn die Bettdecken gekauft?"

„Der junge Keßler, er hat's gesehen, wie ich sie in der Nachmittagspause im Kontor herumzeigte, nahm sie mit nach Hause und sagte, die Mutter hätte sie gekauft. Er hat nicht einmal gehandelt, das ist ein feiner Bursch! Antosch, weißt du noch, wie wir im vorigen Jahr zusammen getanzt haben?"

„Ja, ich weiß," erwiderte er lebhaft.

„In diesem Jahr soll die Fabrik für alle ein Maifest veranstalten; wir werden nach Ruda fahren. Ich muß hin, wenn Mama sich auch auf den Kopf stellt, so fahre ich doch mit dem Vater hin. Habt ihr Sonntag gespielt, Jusiu?"

„Ja, aber Adasch war nicht da. War er zu Haus?"

„Ach was, Adasch; schon einen Monat war er wohl nicht mehr zu Haus, angeblich sitzt er immer bei den Damen in der Promenadestraße, und das sollen so leichtfertige Weiber sein."

„Sag' das nicht, ich kenne die Frau Lapinska und die Frau Stezka sehr gut, das sind sehr anständige Frauen, sie haben grad' wie wir alles verloren und arbeiten jetzt hart wie alle."

„Ich weiß das nicht, Mama hat's gesagt, aber Mama lügt ja manchmal so, daß die Wände wackeln, und auf diese Frauen da schimpft sie andauernd, vielleicht deshalb, weil Adam da immer rumsitzt."

„Geht Vater zur Nachtarbeit?"

„Freilich, von zehn bis sechs in der Früh schuftet er."

„Weißt, Mama," unterbrach sie Jusiu, heut mittag hab' ich in der Piotrkowerstraße Stach Wilczek getroffen, den, der mir in der sechsten Klasse Nachhilfestunden gegeben hat, der Sohn vom Organisten aus Kurowo. Entsinnst du dich seiner, Mama? Er war mal bei uns während der Ferien."

„Was macht er in Lodz?"

„Ich weiß nicht, er erzählte, daß er alles macht, er dient in der Bahnexpedition und hat nebenbei verschiedene Unternehmungen: Pferde hält er, mit denen er Kohle von der Station in die Fabriken fährt, eine Holzhandlung hat er in der Nikolaistraße, und in

Warschau soll er einen Laden mit Fabrikresten aufmachen. Er wollte mich bereden, in seinem Laden eine Stelle anzunehmen."

„Was hast du ihm geantwortet?"

„Entschieden abgelehnt hab' ich's. Wenn er mir auch mehr zahlen würde, aber wer weiß, wie lange er sich halten wird."

„Recht hast du getan, und außerdem, weißt du, von irgendeinem Organistenjungen abhängig zu sein! Ich entsinne mich noch gut an ihn, wie er uns zu Weihnachten immer die geweihten Oblaten rüberbrachte."

„Ein fescher Bursch?" fragte Soschka.

„Ja, sehr fesch, und ist immer so elegant angezogen, als ob er mindestens Fabrikbesitzer wäre. Er ließ dich grüßen, Mama, und sagte, er wolle uns mal besuchen."

„Mag er lieber nicht kommen, wozu soll er es wissen, wo und wie wir wohnen, nein, nein, nein! Der Besuch wäre mir zu unangenehm. Gott helfe ihm in seinen Geschäften, aber wozu soll er unsere Lage kennen lernen."

„Ja, aber sehen Sie mal, so einer kann manchmal nützlich sein."

„An solche werden wir uns nicht um Unterstützung wenden, meine liebe Soschka," unterbrach Frau Jaskulska sie recht herb. Ihr ganzer Stolz bäumte sich auf bei dem Gedanken, daß sie irgend etwas annehmen könnte von einem Jungen, dem sie in besseren Zeiten selbst zum Gymnasium verholfen hatte, vom Sohn irgendeines Organisten, den man im Vorzimmer empfing und mit Eßsachen beschenkte.

Die bloße Annahme, daß solches möglich wäre, erschien ihrem Familienstolz ungeheuerlich.

„Vater kommt mit dem Doktor," flüsterte Antosch, als er Schritte im Korridor vernahm.

Wirklich trat Jaskulski ein und vor ihm Wysocki, von dem man erzählte, er hätte die meisten Patienten in Lodz, müßte aber von seiner Mutter erhalten werden, weil er bloß die ganz Armen behandelte.

Freundlich begrüßte er alle, blickte länger auf Soschka, die vortrat, um besser gesehen zu werden, und ging dann zum Kranken, um ihn zu untersuchen.

Soschka half ihm so eifrig beim Aufrichten des kranken Antosch,

sie machte sich so viel am Bett zu schaffen, daß er ungeduldig sagte: „Lassen Sie uns bitte allein."

Beleidigt verschwand sie hinter dem Vorhang, wo Jaskulski, auf einer Kohlenkiste sitzend, sich fast weinend vor seiner Frau entschuldigte.

„Bei meiner Ehre, betrunken bin ich nicht. Stawski hab' ich getroffen, entsinnst du dich seiner? Nach Lodz ist dieser Waisenknabe gekommen, ihm haben die Schwaben grad' so wie uns sein Gut weggeschnappt. Ins Polnische Hotel sind wir gegangen und geweint haben wir über unser Unglück, wir haben ein Glas getrunken, und das war das ganze Fest. Dann hab' ich einem Juden ein Pferd vermittelt, na, und da haben wir das Angeld vertrunken, und sonst gar nichts weiter. Bei Schwarz war ich, die Stelle ist schon besetzt, aber in den Bahnmagazinen soll eine Stelle bald frei werden, morgen gehe ich zum Direktor, vielleicht gelingt's mir, sie zu kriegen."

„Wie's dir immer gelingt," flüsterte sie leise und verbittert und schaute unruhig zu Antosch und dem Doktor rüber.

Jaskulski heftete seine geröteten Augen auf die Lampe und schwieg. Auf seinem geschwollenen Gesicht mit dem dichten, hellen Schnurrbart lag eine verzweifelte Ratlosigkeit und eine fast tragische Unbeholfenheit.

Er war wirklich der Typ der Unfähigkeit.

Durch seine Unfähigkeit hatte er sein und seiner Frau Vermögen verloren, wegen seiner Unfähigkeit konnte er seit zwei Jahren keine Stelle bekommen, und wenn er durch Vermittlung seiner Freunde eine Stelle bekam, verlor er sie gleich, natürlich wegen seiner Unfähigkeit.

Eine verweichlichte Empfindsamkeit steckte in ihm, von Ausdauer keine Spur, bei dem leisesten Anlaß weinte er und verbrachte sein Leben mit der Hoffnung auf Erbschaften und eine Wandlung zum Besseren. Unterdessen suchte er nach einer Stelle, vermittelte bei Pferdekäufen, wurde allmählich zum Trinker, auch aus Unfähigkeit, weil er keine Kraft hatte, um dieser Neigung bei irgendeiner sich bietenden Gelegenheit zu widerstehen, und ließ seine Familie im Elend verkommen. Er selbst vermochte dem nicht abzuhelfen, übrigens konnte er auch nichts und war zu nichts fähig.

Frau Jaskulska nähte Nachtjacken, Schürzen und Hauben und

verkaufte sie am Sonntag in der Altstadt; sie wusch die Wäsche von Arbeitern, die in ihrem Hause wohnten, aber bald versagten ihr die Kräfte; sie verabreichte einen Mittagstisch für dieselben Arbeiter, aber auch das reichte nicht. Sie begann also, obwohl sie wußte, daß sie nichts konnte, den Töchtern der verschiedenen Fabrikmeister und Fabrikbeamten Unterricht zu geben in Polnisch, Französisch und auf dem Klavier.

Alle diese verschiedenen Erwerbsarten, die angestrengte Arbeit, achtzehn Stunden täglich, brachten ihr zusammen monatlich zehn Rubel ein. Aber mit diesem Gelde bewahrte sie doch alle vor dem Hungertode.

Seit einiger Zeit besserte sich ihre Lage, seit Jusiu zwanzig Rubel monatlich zu verdienen anfing und diese bis zur letzten Kopeke der Mutter abgab.

„Wie steht's, Herr Doktor?" fragte sie, an Wysocki herantretend, sobald er die Untersuchung beendet hatte.

„Keine Aenderung. Geben Sie ihm dieselbe Medizin, der Milch können Sie etwas Kognak zusetzen."

Er zog eine Flasche und eine Schachtel mit Pulvern aus der Manteltasche heraus.

„Wie steht's also?" fragte sie so leise, daß er die Frage mehr erriet, als hörte.

„Man kann noch nichts sagen. Aufs Land muß er halt, sobald es wärmer wird. Ich habe an die Sommerkolonie gedacht, das ist aber nichts für ihn. Ich werde mich jedenfalls bemühen, daß dann auch die zwei Aelteren mit ihm rauskommen, paar Wochen auf dem Lande werden ihnen sehr gut tun."

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor," flüsterte sie.

„Na, Bub, im Sommer fahren wir ins Grüne, was?"

„Gut, Herr Doktor."

„Liest du gern?"

„Sehr, aber ich habe schon alle Bücher, selbst die alten Kalender, ausgelesen."

„Ich schick' dir morgen welche, mußt mir aber alles erzählen, was du gelesen hast."

Antosch drückte ihm fest die Hand, ohne vor Freude ein Wort aussprechen zu können.

„Na, leb' wohl, in paar Tagen komme ich wieder nach dir sehen."

Gütig streichelte er ihm die schweißbedeckte, kalte Stirn und zog den Mantel an.

„Herr Doktor," flüsterte er schüchtern. „Die riechen so gut, die Veilchen. Mein lieber, goldiger Doktor, nehmen Sie. Sie sind so gut zu mir, wie Mama, nehmen Sie doch, Soschka hat sie mir gegeben, nehmen Sie," bat er ganz leise und so herzlich, daß Wysocki mit einem gerührten Lächeln die Veilchen an dem Aufschlag seines Mantels befestigte.

Beim Abschied wollte ihm Frau Jaskulska einen Rubel in die Hand drücken.

Er trat zurück, als hätte ihn jemand mit siedendem Wasser übergossen.

„Keine Dummheiten, ich bitte Sie," rief er aufgebracht.

„Aber ich kann doch nicht verlangen, daß Sie uns soviel Zeit und Mühe opfern, Doktor . . . Nein."

„Uebrigens hat mich schon der Kleine bezahlt. Gute Nacht."

Er verschwand im Korridor mit Jaskulski, der ihn durch die Gäßchen bis zur Piotrkowerstraße begleiten wollte.

„Dumme vornehme Großtuerei," brummte Wysocki und lief so schnell, daß Jaskulski kaum nachkommen konnte.

„Haben Sie nichts für mich, Doktor?" fragte er schüchtern, als er ihn eingeholt hatte.

„Stellen gibt's schon, bloß arbeiten muß man da."

„Ich will also nicht arbeiten?"

„Vielleicht wollen Sie's auch, aber das genügt nicht in Lodz. Hier muß man zu arbeiten verstehen. Warum sind Sie nicht bei Weißblatt geblieben. Die Stelle war doch nicht schlecht?"

„Mein Ehrenwort, ich bin nicht schuld dran. Der Direktor verfolgte mich dermaßen, daß ich's nicht mehr aushalten konnte, andauernd beleidigte er mich . . ."

„Denen, die einen beleidigen, haut man eine runter, vor allem soll man aber andern keinen Anlaß zu Scherzen und Beleidigungen geben. Ich mußte mich schämen für Sie."

„Warum denn, ich hab' doch anständig gearbeitet."

„Ich weiß, aber wegen Ihrer Unfähigkeit mußte ich mich schämen."

„So gearbeitet habe ich, wie ich es kann und es verstehe," flüsterte jener mit Tränen in der Stimme.

„Weinen Sie mir nur hier nichts vor, zum Teufel. Sie verschachern mir doch kein blindes Pferd, ich glaub' Ihnen also aufs Wort."

„Mein Ehrenwort, Sie beleidigen mich . . ."

„Dann gehen Sie mit Gott nach Haus. Ich find' schon selbst die Piotrkowerstraße."

„Empfehle mich," warf Jaskulski kurz hin und kehrte um.

Wysocki schämte sich seiner eigenen Brutalität gegen diesen unbeholfenen Krüppel, aber er regte ihn so auf, daß er nicht an sich halten konnte.

„Herr Jaskulski," rief er ihm nach.

„Bitte."

„Vielleicht brauchen Sie etwas Geld, paar Rubel kann ich Ihnen leihen."

„O nein, Ehrenwort, danke," wehrte er sich, wurde wieder weich und vergaß die Beleidigung.

„Nehmen Sie's nur. Sie geben mir dann alles zusammen zurück, wenn Sie diese Erbschaft von der Tante kriegen." Er drückte ihm drei Rubel in die Hand und ging.

Mit Tränen in den Augen besah sich Jaskulski an einer Laterne das Geld, seufzte auf und schleppte sich nach Hause.

Wysocki gelangte schließlich in die Piotrkowerstraße und ging langsam hinauf, tief erschüttert von dem Elend, das er jeden Tag wieder sehen mußte.

Er fühlte sich eigentümlich nervös und unruhig, seine Seele war von einer unerklärlichen, beklemmenden Angst und dieser eigentümlichen Unruhe erfüllt, die oft den Menschen ohne jeden Anlaß von außen anfällt, sich an der Seele festsaugt und sie so ängstigt, daß dann ein nervöser Mensch mit Furcht auf die Häuser schaut, ob sie nicht auf ihn einstürzen, auf schlimme Nachrichten wartet und sie erwartet, an jedes Unglück denkt, das nur die Menschen befallen kann.

In solcher Stimmung befand sich heute Wysocki.

Er hatte keine Lust, nach Hause zu gehen, er hatte nicht einmal Lust, in die Konditorei reinzugehen, um Zeitungen zu lesen; alles

war ihm im Augenblick gleichgültig, immer fester verbiß sich der Alp der Unruhe in seine Seele.

„Ein dummes Leben führe ich," dachte er. „Ein ganz dummes!"

Vor dem Theater begegnete er Mela, die mit Rosa aus der Vorstellung heimkehrte; der Wagen fuhr hinter ihnen her.

Sie begrüßten sich recht gleichgültig, und er wollte sich auch gleich verabschieden.

„Begleitest du uns nicht?"

„Ich will euch nicht stören."

„Komm zum Tee, Bernhard wartet sicher schon zu Hause."

Schweigend ging er mit, er hatte keine Lust zum Sprechen.

„Was hast du, Wysocki?"

„Nichts, außer einer gewöhnlichen Nervosität und so einer scharfen Apathie."

„Hat dich was Schlimmes betroffen?"

„Nein, aber ich warte auf eine böse Nachricht, und meine Ahnung hat mich noch nie getäuscht. Außerdem war ich heute bei so viel Elend, ich habe mich mit dem Anblick menschlichen Unglücks so vollgesogen, daß ich trunken davon bin."

Er schauerte nervös.

„Du hast die Mitleidskrankheit, wie Bernhard sagt."

„Bernhard!" rief er lauter, „er hat das ständige Delirium tremens des Bespeiens aller Dinge, er ist wie ein Blinder, der allen einreden will, daß nichts existiert, weil er selbst nichts sieht."

„Wer sind das, diese Armen? Vielleicht könnte man ihnen helfen," fragte Mela.

Er erzählte ihnen die Lage Jaskulskis und noch einiger anderer Arbeiterfamilien.

Teilnahmsvoll hörte sie zu und versuchte die Adressen im Gedächtnis zu behalten.

„Jetzt frage ich dich, Mela, was hast du? Ich höre Tränen in deiner Stimme."

„Frage nicht, verlange es nicht einmal zu wissen." Sie senkte den Kopf auf die Brust.

Er fragte nicht, schaute auf ihr Gesicht und versank wieder in Gedanken.

„Was hat sie?" dachte er, mit einem glühenden Blick ihren Kopf

umfassend, und fühlte, daß ihre Trauer ihn zu schmerzen und zu drücken anfing.

„Ihr müßt euch im Theater nicht besonders gut unterhalten haben?"

„Im Gegenteil! Aber fürchterlich ist doch die Macht der Liebe," sagte Rosa, als ob sie ihre Gedanken zu Ende sprach. „Wie die Sappho gelitten hat. Ich kann alle ihre Schreie, ihr Flehen, all ihre Schmerzen nicht vergessen, ich spüre sie noch in mir. Entsetzt hat mich diese Liebe, ich verstehe sie nicht, ich zweifle sogar, ob man soviel empfinden kann, ob man sich so ganz dem hingeben kann, so ganz darin versinken."

„Man kann es . . . Man kann es . . ." sagte Mela leise, die Augen erhebend.

„Komm zu mir rüber, Wysocki! Gib mir deine Hand."

Als er es tat, nahm Rosa seine magere Hand und drückte sie sich an die Stirn und an das glühende Gesicht.

„Fühlst du, wie ich fiebere?"

„Fürchterlich. Weshalb geht ihr auch in so aufregende Stücke?"

„Was soll ich denn sonst überhaupt noch tun?" schrie sie schmerzlich; ihre weitgeöffneten Augen hafteten an seinem Gesicht. „Du gibst mir keinen Rat für meine Langeweile, und alles langweilt mich schon, alle Routs, die Spazierfahrten in der Stadt, die Reisen ins Ausland langweilen mich, weil ich das Hotelleben hasse, bloß das Theater interessiert mich noch manchmal, es zerrt an den Nerven, manchmal, regt auf, und ich habe es gern, wenn etwas mich bis ins Tiefste erschüttert."

„Was hat Mela?" unterbrach er sie, ohne zu hören, was sie sagte.

„Du wirst es gleich erfahren."

„Nein, nein, nein!" wehrte sich Mela, als sie Frage und Antwort hörte.

Sie traten in das beleuchtete Vorzimmer des Mendelsohnschen Palais.

„Herr Endelmann da?" fragte Rosa den Lakai und warf ihm Hut und Umhang zu.

„Im Jagdzimmer, läßt bitten, daß die gnädigen Herrschaften rüberkommen."

„Gehen wir also ins Jagdzimmer, da ist es auch wärmer wie in meinem Boudoir, auch wärmer wie hier," sagte sie und führte ihre Gäste durch eine Reihe von Zimmern. Der Lakai leuchtete ihnen, mit einem sechsarmigen Kandelaber voranschreitend.

Es war das Zimmer des jungen Stanislaw Mendelsohn und wurde Jagdzimmer genannt, weil ein großer Teppich aus Tigerfellen den Boden bedeckte, die Türen mit Tigerfellen behängt waren, die Möbel aus Büffelhörnern geschnitzt und mit langhaarigen, hellgrauen Fellen belegt. An der Wand hing eine Waffensammlung, um den riesigen Kopf eines Elentiers mit mächtigem, schaufelartigem Geweih gruppiert.

„Eine ganze Stunde warte ich schon," sagte Bernhard, ohne sich zur Begrüßung der Eintretenden zu erheben; er saß unter dem Elentier und trank Tee.

„Warum hast du uns nicht vom Theater abgeholt?"

„Weil ich in solchen Blödsinn nie reingehe, du weißt es doch. Das ist gut genug für euch!" Er machte ein verächtliches Gesicht.

„Poseur!" flüsterte Rosa wegwerfend.

Sie versammelten sich um den kleinen Tisch, aber keiner hatte Lust zu sprechen.

Der Lakai bot den Tee an.

Eine schwere und langweilige Stille herrschte im Raum, bloß die Zündhölzer krachten, mit denen Bernhard fortwährend seine Zigarette ansteckte, und ein dumpfer Schall von gegeneinanderprallenden Billardkugeln drang herein.

„Wer spielt denn?"

„Stanislaw mit Keßler."

„Hast du sie gesehen?"

„Sie wurden mir rasch langweilig, und noch rascher habe ich verloren. Vielleicht fangt ihr doch endlich mal zu sprechen an!"

Niemand fing an.

Mela quälten traurige Gedanken, sie blickte düster auf Rosa und wischte sich fortwährend die feuchten Augen ab.

„Du bist heut häßlich, Mela! Weinerliche Frauen sind nassen Regenschirmen ähnlich, ob man sie zumacht, oder aufmacht — tröpfeln tun sie immer. Ich hasse Weibertränen, entweder sind sie falsch

oder dumm. Sie täuschen einen oder fließen beim geringsten Anlaß."

„Laß es, Bernhard, heute machen sogar deine Vergleiche keinen Eindruck."

„Laß ihn nur reden, das ist seine Spezialität."

„Na, du siehst ja auch nicht besonders gut aus, Rosa. Eine Miene machst du, als ob dich jemand im Vorzimmer fest umarmt und abgeküßt hätte, und als ob dieser süße Akt im besten Moment plötzlich unterbrochen worden wäre . . ."

„Besonders geistreich bist du heut nicht."

„Will ich auch gar nicht sein."

„Wozu redst du dann dummes Zeug!"

„Deshalb red' ich, weil ihr alle einschlaft, weil du, Wysocki, wie eine Talgkerze aussiehst, die auf einem Schabbestisch qualmt und Traurigkeit auf berückende Sulamitinnen herabträufelt."

„Ich fühle mich halt nicht so wohl auf der Welt wie du."

„Hast recht, ich fühle mich sehr wohl." Er lachte nervös auf und steckte sich gleichzeitig die Zigarette an.

„Wieder eine Pose," rief Rosa, weil er sie ärgerte.

Bernhard sprang auf, wie von einem Peitschenhieb getroffen.

„Rosa, entweder du läßt mich reden, was ich will, oder du siehst mich nie mehr bei dir."

„Du regst dich auf, und ich wollte dich doch gar nicht beleidigen."

„Deine Definitionen regen mich auf. Du nennst mich Poseur und kennst mich doch gar nicht. Was kannst du von mir wissen, von meinem Leben; was können überhaupt junge Mädchen wissen, die über den Bannkreis ihrer Kleidersorgen und die Langeweile der Jungfrauen noch nicht hinaus sind — was können sie vom Mann wissen! Nichts, absolut nichts, außer wie er sich kleidet, was er für Haar und Augen hat, in wen er verliebt ist, ob er gut tanzt und so weiter; du kennst höchstens meine Garderobe und willst mich als ganzen Menschen definieren. Du rufst mir zu: Poseur! Warum? Weil ich manchmal ein Paradox über die Schalheit des Lebens, der Arbeit und des Geldes hinwerfe. Wenn es Wysocki sagte, würdest du ihm glauben, weil er nichts hat und hart arbeiten muß; wenn ich auf das alles spucke, dann posiere ich, meinst du; denn wie könnte auch ein junges Mädchen begreifen, daß ich es ernst meine, ich, ein rei-

cher Mensch, Aktionär der Fabrik ‚Keßler und Endelmann'! Grad so sprichst du von Müller: Narr! Weil du bloß siehst, wie er bei dir Purzelbäume schlägt, Witze und Liebesabenteuer erzählt und lustig ist; aber in diesem närrischen Müller steckt noch ein anderer Müller, ein Mensch, der denkt, lernt, beobachtet, kombiniert; — freilich kommen weder er noch ich zu dir mit unseren Erkenntnissen, mit unserem inneren Ich, wir erzählen dir nicht, was uns quält, was an uns nagt und was uns entzückt, weil du das nicht brauchst; du langweilst dich und verlangst, daß wir dich unterhalten, wir werden denn also auch wirklich zu Narren für euch, weil es uns beliebt, eine Zeitlang Narren zu spielen und auf alle möglichen Arten Purzelbäume vor den gelangweilten Lodzer Gänsen zu schlagen! Ihr beguckt uns wie eine Ware im Kontor und schätzt uns danach ein, ob wir euch zu Gesichte stehen oder nicht. Uebrigens, mit Frauen vernünftig zu reden ist ebenso zwecklos, wie wenn man Wasser in ein Sieb schöpfte."

„Wir sind vielleicht dumm, aber du bist furchtbar eingebildet."

„Und wenn wir das nicht bemerken, was ihr uns vorwerft, dann ist das deine Schuld, dann ist es eure Schuld, weil ihr uns wie Kinder behandelt," begann Mela.

„Wenn ihr auf mich böse seid, dann gehe ich, gut' Nacht!" Er ging zur Tür.

„Bleib doch da, Bernhard, ich bitte dich!" rief Rosa, sich ihm in den Weg stellend.

Er blieb, ging aber in ein anderes Zimmer und setzte sich ans Klavier.

Erregt durch seine Worte, ging Rosa im Zimmer auf und ab. Wysocki schwieg. Wie ein Summen klangen ihm Bernhards Worte in den Ohren, er blickte auf Mela, die den Kopf auf den Tisch gelehnt dumpf vor sich hinschaute.

„Setz' dich zu mir," sagte sie leise, seinen warmen Blick fühlend.

„Was hast du?" fragte er, über sie gebeugt.

So ein weicher Klang lag in der gedämpften Stimme, daß eine eigentümlich süße Freude in ihrer Seele entbrannte und ihr Gesicht und Hände mit dunkler Glut übergoß.

Sie erwiderte aber nichts, denn die Stimme versagte ihr, und eine solche Wehmut ergriff sie nach der momentanen wonnigen Er-

regung, daß Tränen in ihren grauen Augen aufleuchteten. Ihr Gesicht legte sie auf seine Hand, und die lange zurückgehaltenen Tränen rollten wie große Perlen über ihre Wangen und ergossen sich wie ein glühender Strom.

Die Tränen griffen ihm so ans Herz, daß er mit einer unwillkürlichen Bewegung ihr volles Haar zu streicheln anfing und ihr mit einer leisen, zärtlichen und von Rührung erfüllten Stimme fast zusammenhangslose Worte zuraunte.

Immer näher schob sie den Kopf zu ihm, denn jede Berührung seiner Hand durchzuckte sie und ließ sie vor wunderbarer, unsagbar süßer Wonne erschauern. Eine furchtbare Lust packte sie, ihre Arme um seinen Hals zu schlingen, den Kopf an seine Brust zu lehnen, ihn an sich zu drücken und ihm alles zu sagen, alles, was sie quälte.

Sie sah auf ihn durch die Tränen, die ihm die Seele umstrickten und eine so sonderbare Erregung hervorriefen, daß er Angst hatte, der Versuchung zu unterliegen und die vom Weinen glühenden Lippen zu küssen. Liebte er sie doch nicht. Das, was er im Augenblick empfand, war nur großes Mitleid mit ihrem Schmerz. Nicht einmal ihre Liebe merkte er, erblickte nur Freundschaft, weil er selbst nur Freundschaft wünschte.

Bernhard spielte mit immer größerer Wut, hieb aufs Klavier ein, die Klänge eines wahnsinnigen Scherzos brachen sich und heulten lärmend in den einsamen Zimmern und zitterten in einem fürchterlichen spöttischen Gelächter, das sich auf den Teppichen herumzuwälzen schien.

Rosa ging in der Zimmerflucht auf und ab, ohne auf irgend etwas zu achten, sie trat jeden Augenblick aus dem Schatten hervor, durchschritt das Jagdzimmer und verschwand wieder, sich schwer in den Hüften wiegend.

Scheinbar war sie in Gedanken versunken, in Wirklichkeit wollte sie aber nur Mela und Wysocki Zeit lassen, daß sie sich verständigen konnten, und wurde unruhig, als sie sah, daß sie regungslos und schweigend beieinander saßen. Sie wollte es sehen, wie sie, Liebesworte stammelnd, sich in die Arme fallen, wie sie sich in Küssen verzehren würden; so schön hatte sie sich das alles schon vorgestellt und so gierig begehrte sie, eine ähnliche Szene zu erleben, daß sie sich

bei ihrem Spaziergang jeden Augenblick umwandte, um sie zu ertappen.

„Stümper," dachte sie wütend, blieb vor der Tür stehen und musterte aus dem Dunkel seinen Kopf und sein Gesicht.

Unwillig wandte sie sich dann zu Bernhard, der aufgehört hatte zu spielen.

„Ein Uhr! Gute Nacht, Rosa, ich geh' nach Hause."

„Wir gehen zusammen," rief Mela. „Wenn du willst, kannst du ein Stück mit mir fahren. Mein Wagen wartet vor dem Tor." Sie wandte sich zu Wysocki, der wie schlaftrunken die immer wieder aufgehenden Knöpfe seines Rockes zuknöpfte.

„Ja, gut."

„Vergiß nicht, Mela, daß die Endelmann Sonnabend Geburtstag hat," sagte Rosa zum Abschied.

„Die Schwägerin bat mich heut, ich möchte euch daran erinnern, daß ihr freudig erwartet werdet."

„Gestern habe ich die Einladung bekommen, ob ich aber hingehe — weiß ich noch nicht!"

„Kommt doch unbedingt hin, ihr werdet viel Außergewöhnliches sehen, wir werden zusammen über die Schwägerin uns lustig machen. Eine Ueberraschung wird für die willkommenen Gäste vorbereitet: ein Konzert, ein neues Bild und die geheimnisvolle Trawinska."

„Wir kommen hin, es verlohnt sich, sie sich mal anzuschauen."

Wysocki führte Mela zum Wagen.

„Steigst du nicht ein?" fragte sie erstaunt, als er ihr die Hand zum Abschied bot.

„Nein, Sie verzeihen: ich muß etwas gehen . . . ich bin so aufgeregt," entschuldigte er sich ziemlich ungeschickt.

„So . . . dann gute Nacht, Herr Wysocki!" sagte sie mit Nachdruck, durch sein Ablehnen unangenehm berührt. Er aber küßte ihr, ohne darauf zu achten, die Hand. Ihre Schärfe tat ihr plötzlich leid und sie wandte sich deshalb aus dem Wagen noch einmal nach ihm um.

„Gehen wir noch in irgendeine Kneipe," sagte Bernhard.

„Nein, danke, bin heut nicht aufgelegt."

„Gehen wir ins Chateau."

„Ich muß gleich nach Haus, meine Mutter wartet auf mich."

„Dein Gerede gefällt mir nicht. Du bist ganz anders seit einiger Zeit, siehst aus, als ob du den Liebesbazillus verschluckt hättest."

„Nein, ich geb' dir mein Ehrenwort, daß ich nicht verliebt bin."

„Du bist es, bloß legst du dir keine Rechenschaft darüber ab."

„Dann weißt du mehr, als ich selbst; und in wen denn, wenn ich bitten darf?"

„In Mela."

Wysocki begann recht unaufrichtig zu lachen.

„Du hast mächtig daneben getroffen."

„Nein, in diesen Dingen irre ich mich nie."

„Aber selbst angenommen, wozu sagst du es mir eigentlich?" fragte er unwillig.

„Weil du mir leid tust, daß du in eine Jüdin verliebt bist."

„Warum?"

„Weil die Jüdinnen gut zum Flirten sind, aber eine Jüdin für dich zur Frau — nie. Dann ersauf' dich schon lieber."

„Ach, vielleicht störe ich dich da? Seien wir doch offen," rief Wysocki hastig und blieb stehen.

„Nein, Ehrenwort, nein. Was für ein Gedanke!" Er lachte trocken. „Ich warnte dich nur aus Freundschaft. Zwischen euch sind zu große Rassenunterschiede, als daß selbst die wahnsinnigste Liebe sie überbrücken könnte. Verdirb dir doch die Rasse nicht. Heirate keine Jüdin. Leb' wohl!"

Er stieg in eine Droschke und fuhr nach Hause. Wysocki ging wieder die Piotrkowerstraße entlang, wie vor zwei Stunden. Er ging aber rasch und in ganz anderer Stimmung.

Bernhards Worte gaben ihm viel zu denken. Er begann die Gefühle zu prüfen, die Mela in ihm erweckte.

XI

Mela schloß sich in ihrem Zimmer ein und sann über sich nach.

Mit offenen Augen lag sie da und horchte auf die Stille der Nacht und auf die Stimmen, die in ihr erklangen, auf die Stimmen eines entschiedenen Protestes gegen die Pläne ihres Vaters,

der ihr gestern früh ganz entschlossen eine Heirat vorgeschlagen hatte. Es war eine einfache Handelsofferte von der großen Sosnowicer Firma Wollfisch & Landau, die einen Sohn hatte und ihn mit der Tochter der Firma Grünspan & Landsberger zu verheiraten wünschte.

Die Angelegenheit stellte sich für beide Teile günstig dar.

Der junge Leopold Landau war einverstanden, es war ihm gleichgültig, wen er heiratete, wenn nur die Frau eine Mitgift in bar und in anständiger Höhe hatte; das Geld benötigte er zur Eröffnung eines eigenen Geschäfts, und weil Mela diese Mitgift hatte und ihm außerdem nach der Photographie, die ihm die Brautwerber im geheimen verschafft hatten, gefiel, war er bereit, sie zu heiraten.

Ob sie ihn liebte, ob sie klug oder dumm war, gesund oder krank, gut oder schlecht — das war ihm schnuppe! Das hatte er auch den Vermittlern gesagt.

Gestern war er nach Lodz gekommen, um seine zukünftige Frau zu begutachten.

Der Papa gefiel ihm sehr, Mela blendete ihn, und die Fabrik machte auf ihn den Eindruck eines glänzenden Geschäfts. Das letztere verriet er aber dem Alten nicht, sondern machte im Gegenteil, als er sich die Fabrik besah, ein ganz gleichgültiges Gesicht und schaute sich recht verächtlich die schon fertigen Tücher an.

„Lodzer Ware!" flüsterte er, mit den Augen zwinkernd.

„Seien Sie nicht dumm, das ist ein glänzendes Geschäft," sagte Grünspan hastig.

Leopold ließ sich durch die große Offenheit nicht beleidigen, — beim Geschäft gibt's keine Empfindlichkeiten, — klopfte dem Papa auf die Schulter, und sie kehrten in größter Eintracht zum Mittagessen zurück.

Mela war sehr müde bei Tisch; sie hörte mit haßerfülltem Herzen die Sosnowicer Komplimente Landaus an und flüchtete, sobald es ging, zu Rosa.

„Einen halben Tag habe ich gewonnen, aber was morgen sein wird, was später?" dachte sie jetzt, im Dunkeln liegend und auf den Vorhang blickend, durch den der Mond grünliches Licht ins Zimmer goß, das wie ein zitternder Staub auf dem hellen Teppich und auf dem dunklen Majolikaofen glänzte; „sie werden mich doch nicht

zwingen? Nein," fügte sie entschieden hinzu und dachte mit Abscheu an Leopold und an sein Eichhörnchen-Gesicht: mit geradezu physischem Ekel erfüllte sie seine schrille Stimme und die wulstigen, schleimigen Negerlippen.

Sie schloß die Augen und verbarg ihr Gesicht in den Kissen, um sich dieser Bilder zu entledigen. Nervös schauerte sie zusammen, wie bei der abscheulichen Berührung seiner kalten, schwitzenden Hände, die sie immer noch spürte; unwillkürlich wischte sie sich die Hand an der Bettdecke ab und schaute sie sich lange im Schimmer des Mondes an, voll Angst, ob diese Berührung nicht ihre Hände besudelt hätte.

Sie fühlte, daß sie Wysocki mit der ganzen Macht ihrer Seele liebte, daß sie in ihm die ganze Welt, in der sie in Warschau aufgewachsen war, liebte, die von ihrer heutigen Umgebung so ganz verschiedene Welt.

Sie wußte es, niemals durfte sie Leopold heiraten, sie mußte sich allem Drängen des Vaters und der Familie widersetzen; für diesen Entschluß brauchte sie ihre ganze Energie auf. Später dachte sie nur noch an Wysocki, fragte sich nicht einmal, ob er sie liebte; zu sehr liebte sie ihn selbst, um seine Gleichgültigkeit zu merken und sich von ihr überzeugen zu lassen.

Nichts hatte sie ihm heute von ihren Leiden erzählt, weil er so nervös und traurig war. Uebrigens fühlte sie sich sonderbar schüchtern in seiner Gegenwart, wie ein Kind, das Angst hat, Aelteren sein Leid zu klagen. Schmerzlich hatte es sie berührt, daß er nicht mit ihr fahren wollte, aber sein fester Händedruck und der Kuß, den er beim Abschied auf ihre Hand gedrückt, erfüllten sie mit einem wonnigen Schauer.

Regungslos lag sie so, lange Stunden, und rief sich die ganze Zeit ihrer Bekanntschaft und den gestrigen Abend in die Erinnerung zurück; ihr Körper straffte sich und sie vergrub fester den Kopf in die Kissen, als sie sich an die Berührung seiner Hände und an das Streicheln ihres Haares erinnerte. Ein nervöser, süßer Schauer durchlief sie.

Und später, als schon die graue Dämmerung das Innere des Zimmers immer mehr erhellte, da dachte sie an die ihr bekannten Aerzte und an ihre Erfolge.

Zwei Freundinnen hatten Aerzte geheiratet und führten ein großes Haus, wie Frauen von Fabrikanten. Das beruhigte sie gänzlich, und mit den Gedanken, wie sie selbst ein Haus führen würde, in dem die ganze Lodzer Intelligenz sich versammeln sollte — schlief sie ein.

Sie wachte sehr spät auf, mit großen Kopfschmerzen.

Die ganze Familie war schon beim zweiten Frühstück versammelt, als sie ins Eßzimmer trat.

Sie fütterte zuerst die Großmutter und setzte sich an den Tisch, ohne auf die erhobene Stimme Sigismunds zu achten, der laut etwas schrie.

Grünspan ging wie gewöhnlich mit der mit Tee gefüllten Untertasse im Zimmer auf und ab. Sein Gesicht strahlte. Laut schlürfte er den Tee und sprach zu Sigismund, der sich mit dem Essen sehr beeilte, weil er nach Warschau fuhr.

„Ich sag' dir, Vater," begann Sigismund, „Zuwarten ist unnütz, Großmann soll nur gleich rausfahren, er ist wirklich krank. Du nimmst dich mit Regina der Geschäfte an."

„Was fehlt denn Albert?" fragte Mela, die seit dem Fabriksbrand ihre frühere Neigung zu dem Schwager verloren hatte.

„Er hat einen Herzfehler, der Brand hat ihn sehr betrübt."

„Das war ein großes Feuer, ich hatte selbst Angst." Grünspan hielt die Untertasse hin, daß Mela ihm einschenke, und jetzt sah er erst ihre schwarz umränderten Augen und das graue, wie angeschwollene Gesicht.

„Was bist denn heut so blaß, bist du krank? Unser Doktor kommt gleich zu einer Arbeiterfamilie, dann kann er auch dich untersuchen."

„Mir fehlt nichts, bloß schlafen konnte ich gar nicht."

„Die liebe Mela, ich weiß, warum du nicht schlafen konntest," rief er freudig und streichelte ihr zärtlich das Gesicht. „Du hast an ihn bissel denken müssen, ich versteh' das."

„An wen?" fragte sie schroff.

„An deinen Zukünftigen. Er läßt grüßen durch mich, nachmittags kommt er her."

„Ich habe keinen Zukünftigen, und wenn er kommt, dann kannst du ihn empfangen, Sigismund."

„Hörst du, Vater, was die Dumme da erzählt?" schrie er wütend.

„Still, Sigismund, vor der Hochzeit reden alle Mädchen so."

„Wie heißt denn eigentlich der . . . Herr?" fragte sie, von einem neuen Gedanken erfaßt.

„Sie weiß es nicht! Was ist denn das für ein neuer Witz?"

„Ich rede nicht zu dir, Sigismund, dann laß du mich auch bitte in Ruh."

„Aber ich red' zu dir und du hast mich auch anzuhören!" schrie er und machte seine Uniform auf, was er immer tat, wenn er erregt war.

„Still . . . still . . . Kinder. Ich werd's dir sagen, Mela, er heißt Leopold Landau, er ist aus Czenstochau, wie willst du da, daß er anders heißt? In Sosnowice haben sie eine Fabrik. Wollfisch & Landau, das ist eine solide Firma, der Name allein hat 'n Gewicht!"

„Aber nicht für mich!" erwiderte sie deutlich.

Sigismund verabschiedete sich hastig und rief schon bei der Tür: „Erst zu deiner Hochzeit komm' ich wieder, Mela." Er lachte bösartig und verschwand.

Grünspan begann, sich ohne alle Umstände mit Hilfe des Dieners umzuziehen. Obwohl er ein prachtvoll eingerichtetes eigenes Zimmer hatte, konnte er sich nicht daran gewöhnen, ein schmutziges Zimmer war ihm lieber und Gedränge lieber als Einsamkeit. Mela schwieg, und die Tante, eine gelbe, magere, etwas bucklige Frau in einer roten Perücke, die eine weiße Schnur in der Mitte des Kopfes scheitelte, mit einem eingefallenen, wie verstaubten Gesicht ging im Zimmer herum, räumte Gläser und Teller vom Tisch ab und stellte sie auf die Kredenz, wo sie sie gleich in einer großen Schüssel abwusch.

„Nehmen Sie das für Ihre Kinder mit, Franz!" brummte sie, Brotreste und abgeknabberte Knochen von den Tellern auf ein Wachstuch sammelnd.

„Das können Hunde fressen und nicht meine Kinder!" antwortete der Diener frech, ohne sich zu genieren.

„Bist ein dummer Bauer, davon kann man sich eine Suppe kochen."

„Dann geben Sie's doch der Köchin, mag sie eine kochen."

„Ruhig, schimpf' nicht, Franek! Gib mir Wasser zum Waschen."

„Was hast du, Mela, gegen Leopold Landau?"

„Gar nichts, ich kenne ihn doch gar nicht, ich habe ihn jetzt zum ersten Mal gesehen."

„Wozu willst du ihn mehr sehen? Wenn das Geschäft gemacht sein wird, dann werdet ihr Zeit genug haben, um euch besser kennen zu lernen."

„Ich sage es dir nochmal entschieden, Vater, daß ich ihn nicht heiraten werde!"

„Warum willst du ihn nicht heiraten?"

„Ich liebe ihn nicht und er ist mir ekelhaft, und zweitens . . ."

„Ha, ha! Meine liebe Mela hat 'n kleinen Vogel im Kopf."

„Möglich, aber heiraten werde ich ihn trotzdem nicht," rief sie mit großer Entschlossenheit.

„Mela! Ich will nichts sagen, weil ich ein sehr liberaler Vater bin. Ich könnt' es dir befehlen, ich könnt' alles ohne dich erledigen, ich tu' es aber nicht, warum? weil ich dich liebe, Mela, und dir Zeit zum Ueberlegen geben will. Du wirst dir's überlegen, du bist ein kluges Mädel und wirst ein so glänzendes Geschäft nicht kaput machen, du wirst die erste Person in ganz Sosnowice sein, Mela. Ich werde es dir kurz erklären."

Aber Mela wollte es nicht hören, rückte heftig den Stuhl ab und verließ das Zimmer.

„Die Frauen, die haben doch immer ihre Launen!" brummte er und ließ sich durch ihre Absage und ihr plötzliches Verschwinden nicht abschrecken. Er trank den kalten Tee und ging in die Stadt.

Einige Tage lang war von der Heirat nicht mehr die Rede. Landau war weggefahren und Mela verbrachte fast den ganzen Tag bei Rosa, um so wenig wie möglich mit dem Vater zusammenzukommen, der sie, wenn er sie zufällig mal traf, nachgiebig anlächelte, ihr das Gesicht streichelte und fragte:

„Willst du noch immer Leopold Landau nicht, Mela?"

Meist antwortete sie gar nicht, aber dieser Zustand brachte sie zur Verzweiflung und regte sie furchtbar auf. Sie wußte nicht, was sie anfangen sollte und wie das alles enden würde. Zudem begann Unruhe sie zu plagen, ob Wysocki sie liebte? Wie eine Nadel steckte in ihrem Gehirn die Frage, und die dunklen, schmerzli-

chen Zweifel stachen sie immer mehr. Es gab Augenblicke, wo sie trotz ihres recht stark entwickelten Stolzes ihm offen ihre Liebe erklären wollte, um nur dies ersehnte Wort zu hören: ich liebe! Aber Wysocki zeigte sich bei Rosa nicht, nur einmal traf sie ihn auf der Straße mit seiner Mutter am Arm; er grüßte sie und mußte wohl der Mutter erklärt haben, wen er gegrüßt hatte, denn Mela merkte ihren prüfenden Blick.

Sie beschloß, mit Rosa die Endelmanns aufzusuchen, bloß in der Hoffnung, ihn dort anzutreffen. Sie wußte gar nicht, ob er da verkehrte, sie hoffte es bloß.

Langsam fuhren sie durch die Stadt, der Tag war so schön. Schaja fuhr mit ihnen auf dem Vordersitz und deckte sie fortwährend sorgfältig mit dem Plaid zu.

„Weißt, Rosa, ich hätte Lust, rauszufahren, rate wohin? Wenn du's errätst, nehme ich dich mit."

Unwillkürlich blickte sie zu dem blauen Himmel empor und sagte ohne sich zu besinnen:

„Nach Italien."

„Richtig, in paar Tagen können wir hinfahren."

„Ich fahr' mit dir, aber unter der Bedingung, daß Mela mit uns kommt."

„Sie kann mitkommen, 's wird lustig werden unterwegs."

„Ich danke dir, Rosa, aber du weißt ja selbst, daß ich nicht kann, Vater geht drauf nicht ein."

„Warum wird er drauf nicht eingehen? Wenn ich es will, dann soll Grünspan drauf nicht eingehen? Morgen geh' ich hin zu ihm in diesem Geschäft und nächsten Sonnabend werden wir schon an den Orangenblüten riechen."

Rosa kannte Italien schon, sie war mit ihrem Bruder und der Schwägerin dort gewesen, jetzt wollte sie aber hinfahren, um es der Freundin zu zeigen. Der alte Mendelsohn kannte es auch schon, aber nur sehr oberflächlich. Er hatte nämlich eine Manie: sobald der Frost die Erde zusammenzog und Schnee das ganze Land bedeckte, erwachte in ihm eine dumpfe, unbezwingliche Sehnsucht nach Sonne und Wärme und quälte ihn so lange, bis er die Koffer packen ließ, einen der Söhne mitnahm und schleunigst, ohne den geringsten Aufenthalt, nach Italien fuhr, nach Nizza oder nach Spa-

nien. Aber längstens nach zwei Wochen war er wieder zurück. Er konnte und verstand es nicht, ohne diese Stadt zu leben; die sechs Stunden gingen ihm ab, die er jeden Tag im Kontor sitzen mußte, es fehlte ihm das Geknatter der Maschinen, der wahnsinnige Betrieb, das angespannte Leben der Fabrik, Lodz fehlte ihm — sobald er es also aus den Augen verlor, kehrte er schleunigst sehnsüchtig wieder. Wie ein großer Magnet Eisenspäne anzieht, so zog ihn die Stadt an.

„Papa! Wir kommen aber doch nicht wieder gleich zurück?"

„Nein, ich will diesmal auch länger da bleiben, Lodz ermüdet mich schon."

Sie fuhren bei einem zweistöckigen Haus vor, das recht gelungen ein schweres Palais im Florentiner Stil nachahmte. Es stand in einem Garten an einer Seitenstraße und war von dieser durch ein mit Efeu bedecktes Eisengitter getrennt, aus dem die vergoldeten Staketenspitzen und die blauen, auf Säulen aufgestellten Majolikavasen hervorleuchteten. In den Vasen blühten rosig schimmernde Azaleen.

Die Fabriken der Aktiengesellschaft Keßler & Endelmann schlossen den Garten mit einer riesigen roten Mauer ab, deren unzählige Fenster in der Sonne glänzten.

Der Kutscher fuhr um ein großes, mit Treibhausblumen und Büschen besetztes Beet herum und auf die Rampe, deren Säulen, mit Efeu umrankt, eine Terrasse trugen, die von einer hölzernen, Marmor imitierenden Balustrade umgeben war.

Der lange Flur war mit einem roten Teppich ausgelegt, in der Mitte stand ein großes Beet blühender Rhododendren. Eine breite Treppe führte in den ersten Stock; sie war gleichfalls mit einem roten Teppich bedeckt, an den Seiten schmückten sie Reihen von Azaleenbüschen, die sich von den mit dunkelrotem Damast beschlagenen Wänden wie Schneebänder abhoben.

Das elektrische Licht überflutete das Vorzimmer und die Treppe und funkelte in den großen Spiegeln des Vorraums.

Lakaien in schwarzen Livreen, mit goldenen Tressen an den Kragen, halfen den Ankommenden beim Ausziehen.

„Es ist ja sehr schön hier!" sagte Mela, mit Rosa die Treppe emporsteigend.

„Schön," erwiderte Schaja verächtlich, pflückte nachläſſig im Vorbeigehen Blumen ab, warf ſie auf den Teppich und zertrat ſie mit ſeinen knarrenden Stiefeln.

Endelmann kam ihnen bis vor die Tür entgegen, begrüßte ſie entzückt und führte ſie oſtentativ in den Salon ein.

„Herr Rat ſind ſehr gütig, Herr Rat, was?" Er ſchloß jeden Satz immer mit einer Frage, das Ohr hinhaltend, weil er etwas ſchwerhörig war.

„Ich wollt' dich mal ſehen, Endelmann, na, und wie geht's dir denn?" Er klopfte ihm freundſchaftlich auf die Schulter.

„Danke ſehr, mir geht's gut und meiner Frau auch, was?"

Das Stimmengebrauſe im Salon ließ bei ihrem Erſcheinen etwas nach, viele ſtanden auf, um den Baumwollkönig zu begrüßen, der in ſeinem langen, ſchwarzen Kaftan und hohen Lackſtiefeln von den Frackanzügen der anderen Gäſte ſehr abſtach.

Er durchſchritt den Salon mit einem ſehr gnädigen Lächeln, reichte einigen die Hand, anderen klopfte er auf die Schulter, den Frauen nickte er mit dem Kopf zu und ſchaute mit zugekniffenen Augen im Salon herum.

Der junge Keßler ſchob ihm einen Fauteuil vor; er ſank ſchwer zurück, und ſofort umgab ihn ein Menſchengedränge.

„Der Herr Rat ſind müd? Ein Glas Champagner vielleicht, ausgezeichnete Marke, was?"

„Gut," ſagte er feierlich, wiſchte ſich mit einem bunten Tuch die Brille ab, und erſt als er ſie ſich wieder aufgeſetzt hatte, begann er die vielen Fragen, die an ihn gerichtet wurden, zu beantworten.

„Wie ſteht's mit der Geſundheit, Herr Rat?"

„Sind Herr Rat wieder bei gutem Appetit?"

„Wann fahren der Herr Rat ins Bad?"

„Der Herr Rat ſehen glänzend aus!"

„Warum ſollte ich ſchlecht ausſchauen," erwiderte er lächelnd und hörte mit einer gewiſſen wegwerfenden Müdigkeit den Chor der Stimmen weiter an, folgte dabei Roſa mit den Augen, die einige junge, hellgekleidete Frauen umgeben hatten.

Ein etwas zu lauter Lärm brach in den Boudoirs neben dem Salon und in dem Büfettſaal und in einer großen Gruppe von Frauen und Mädchen aus, die in der Mitte des Salons ſaßen.

Zwei Sprachen herrschten vor: fast alle Jüdinnen, alte und junge, und eine kleine Anzahl Polinnen sprachen französisch; des Deutschen bedienten sich Juden, Deutsche und Polen.

Bloß hier und da klang leise die polnische Sprache, in der sich eine Gruppe von Ingenieuren, Aerzten und anderen Spezialisten verständigten, die angesehen genug waren, um bei Endelmanns eingeladen zu werden, aber im Vergleich zu den Millionären eine zu geringe Rolle spielten, um im Salon irgendwie hervortreten zu können.

Endelmann kehrte bald zurück, ihm voran schritt ein Lakai, ein silbernes Tablett in den Händen, auf dem ein Glas, ein silberner Kühler und eine eisgekühlte Flasche Champagner standen.

Endelmann zwickte die Kapseldrähte durch, schenkte selbst das perlende Getränk ein und reichte es.

Mendelsohn trank langsam und schlürfte mit Kennermiene.

„Nicht schlecht, ich danke dir, Endelmann."

„Das glaub' ich, elf Rubel die Flasche."

Mehrere Stühle, Taburetts und niedrige Fauteuils formten einen Halbkreis um Schaja, der wie ein König, von seinem Hof und seinen Vasallen umgeben, in der Mitte saß; er öffnete den Rock, die Schöße fielen auf den Boden, und eine Atlasweste wurde sichtbar, unter der zwei weiße Schnüre heraushingen; ein Bein schlug er über das andere, so hoch, daß die Spitze seines Stiefels in der Höhe der Köpfe der um ihn Herumsitzenden war.

Nach jedem seiner Worte verneigten sich alle demütig, mitten im Wort verstummten die Lippen, wenn er sprach, und alle folgten jedem Aufleuchten seiner großen, schwarzen, von geröteten Lidern umrandeten Augen, jeder Bewegung seiner mageren, gelben Hand mit den abgebissenen Nägeln und den gekrümmten Fingern; er glättete seinen langen, weißen Bart und das kurzgeschorene Haar, durch das die Kopfhaut rosig durchschimmerte.

Sein Gesicht hatte die Farbe von Safran und war sehr mager und unglaublich beweglich, die Nase krumm und so lang, daß sie über den Mund herabhing.

Er sprach langsam, betonte jedes Wort und zog die weiße, stark gewölbte Stirn zusammen, die an den Schläfen eingefallen und von dicken, erstarrten Runzeln bedeckt war.

Seinen unzähligen Millionen brachten die einzelnen Millionen und die jämmerlichen Hunderttausende Huldigung und Ehrerbietung dar; ein einträchtiger, harmonischer Kreis von Juden, Deutschen und Polen umgab ihn; vor seiner alle erdrückenden und selbst die Nüchternsten hypnotisierenden Macht verstummten die Rassenantagonismen, verschwand der Konkurrenzneid, die persönlichen Feindschaften — gegen diesen Hecht fühlten sich alle als Gründlinge und warteten unruhig, daß er sie verschlucke; aber Schaja war heut gut gelaunt, wollte von Geschäften nicht sprechen und scherzte sogar.

„Kippmann, einen Bauch hast du, als ob du ein ganzes Stück Perkal da versteckt hättest."

„Wozu sollt' ich ein ganzes Stück Perkal verstecken, ich bin krank, ich muß gleich nach Karlsbad fahren."

So unterhielten sich die Lodzer Millionäre; im Salon wurde es immer lebhafter, denn jeden Augenblick erschien noch jemand.

Frau Endelmann machte die Honneurs mit großer Geschicklichkeit und Würde, ihr Mann half ihr dabei energisch, und immer hörte man wieder sein durchdringliches: Was?

Das Rauschen der Seidenkleider, das Flüstern der Sprechenden und der Duft von Parfüms und Blumen füllten langsam den riesigen Salon, einen der prachtvollsten in Lodz.

Fortwährend teilte sich die Gesellschaft in Gruppen, die in dem ungeheuren Raum fast verschwanden, in der Masse der herumstehenden Möbel und in den Seitenboudoirs.

Durch die gelben Seidenstores drang die Sonne nicht herein. Undeutlich zeichneten sich in der goldschimmernden Halbdämmerung die Bilderrahmen an den Wänden ab, die Bronzeverzierungen an den Möbeln, der funkelnde, mit blaßgrünen, feingezeichneten Blumen und Aestchen bestickte Seidenstoff, mit dem die Wände bespannt waren; blaßgrüne, mit goldgestickten Blumen überhäufte Borten umspannten die Wände wie ein Rahmen und grenzten zugleich die Decke ab, deren Wölbung eine wunderbare Schäferszene à la Watteau krönte.

In einer Ecke des Salons erhob die schmucke Diana von Fontainebleau ihre bronzenen Glieder, zwischen weißen und purpurnen Rosen, die mit ihren zarten Trieben den marmornen Sockel um-

rankten und auf den graugrünen Ton der Bronze bunte Flecken warfen. Vor diesem Hintergrund saß Mendelsohn und eine Gruppe von Fabrikanten.

An den Wänden standen Möbel im reinsten Louis-Quatorze-Stil, weiß mit Gold, unter einer Reihe von meist sehr wertvollen Bildern. Endelmanns hatten eine ganze Sammlung, die sie zwar mit wenig Verständnis, dafür aber mit großer Leidenschaft zusammengebracht hatten; außer diesen Möbeln standen noch andere in verschiedenen Stilarten herum, dazwischen vergoldete, mit Blumen angefüllte Jardinieren. In einem Marmorkamin brannte ein großes Feuer und warf einen blutig-goldenen Schein auf einige junge Mädchen, zwischen denen Rosa und Mela saßen.

Frau Endelmann, in einer prachtvollen, dunkel-weichselroten Toilette, ging auf Rosa zu.

„Wenn ihr euch nicht gut unterhaltet, dann schicke ich euch den Bernhard her."

„Vielleicht hätten Sie einen amüsanteren?"

„Langweilt er Sie schon?"

„Für den Werktag genügt er, aber bei dem heutigen Fest hätte ich schon gern eine Abwechslung."

„Ich bring' euch Keßler oder Borowiecki her."

„Ist Herr Borowiecki auch da?" fragte Rosa neugierig. Vor einem Augenblick hatte sie nämlich Frau Lickert erblickt.

„Ganz Lodz ist bei uns!" sagte Frau Endelmann mit Befriedigung, und auf ihren schwulstigen Lippen erblühte ein Lächeln, mit dem sie prachtvoll majestätischen Schrittes wegging, in der Aureole ihres frisierten, weißgrauen Haares, das Brillantnadeln zusammenhielten; das breite, weiche Gesicht mit der dünnen, feinen Nase und kleinen, schwarzen, stark umränderten Augen glänzte vor Stolz.

Sie sprach mit allen, war überall, schaute aber von Zeit zu Zeit auf eine große Staffelei, die mit einem Vorhang verdeckt und einem Lorbeerkranz umgeben vor einem der Fenster stand. Auf alle Fragen, was denn das wäre, antwortete sie geheimnisvoll:

„Eine Ueberraschung! Ein Wunder! Herr Endelmann!" rief sie mit erhobener Stimme zu ihrem Mann, der sofort herbeilief, mit der Hand am Ohr die Befehle seiner Frau anhörte und sie sofort ausführte.

In einem der Seitenzimmer war ein Büfett hergerichtet. Mehrere befrackte Herren ſtanden hier, unter ihnen Borowiecki mit Trawinski und dem alten Müller, der, noch röter wie gewöhnlich, laut ſprach, verächtlich auf den Boden ſpuckte und auf die Juden ſchimpfte. Die Pracht der Endelmannſchen Wohnung und ihre hochherrſchaftlichen Manieren reizten ihn. Borowiecki drehte ſeinen Schnurrbart und lächelte ſtumm. Trawinski blickte auf ſeine Frau, die heut zum erſten Mal in Lodz in einer ſo großen Geſellſchaft erſchien. Sie ſaß inmitten einer Gruppe von Frauen und verdunkelte alle durch ihre ariſtokratiſche Schönheit und die vornehme Einfachheit ihrer Toilette.

Das banale Geplapper der Frauen ſchien ſie zu langweilen, ſie antwortete kurz und ihre Augen ſchweiften über die Bilder und die vielen Kunſtwerke im Salon; die Unmengen von Seidenſtoffen, Spitzen, Samt, mit Maſſen von Edelſteinen behängt, aus denen ſich die Köpfe der Frauen ſteif erhoben, bildeten einen glänzenden Rahmen für ſie, aus dem ihr einfaches, weißes, mit einem goldenen Gürtel zuſammengerafftes Kleid ſcharf hervortrat.

„Wer iſt dieſe ſchöne Frau?“ fragte Großglück.

„Meine Frau, Herr Großglück.“

„So, dann gratulier' ich, das iſt ja ein Engel, das iſt ja viermal ein Engel und keine Frau!“ rief der Bankier und zwang Trawinski, ihn vorzuſtellen.

„Kennen Sie einige Damen nicht, Herr Borowiecki?“ fragte Bernhard.

„Verſchiedene kenn' ich nicht. Vielleicht ſtellen Sie mich vor.“

„Das gehört ja zu meiner heutigen Funktion.“

Er nahm Borowieckis Arm. Sie traten in den Salon, wo ein langhaariger Meiſter am Klavier ſaß, das aus einem der Boudoirs hereingeſchoben worden war.

„Gibt's auch Muſik?“

„Fragen Sie lieber, was es nicht geben wird, dann fällt mir die Antwort leichter. Sind Sie das erſte Mal beim Empfang meiner Schwägerin?“

„Ja, ich kam noch nie dazu.“

„Da tun Sie mir aber leid.“

„Warum? Weil ich nicht ſchon früher hier geweſen bin?“

„Ja, sonst hätten Sie diese langweiligen Geschichten schon hinter sich," spottete Bernhard.

„Oh, im Gegenteil . . ."

„Also Achtung, wir fangen an! Rund zwei Millionen!" sagte er leise, ihn Fräulein Müller vorstellend.

„Oh, wir kennen uns schon gut!" rief Mada freudig, ihm die Hand entgegenstreckend.

„Sagen Sie sich irgend was Angenehmes, meine Herrschaften, ich bin gleich wieder da."

„Ich habe es soeben gehört," sagte Borowiecki, an sie herantretend.

„Zählt das?" rief sie naiv.

„Das zählt, und ich werde es mir wohl merken."

„Ach, wie gut Sie sind!" rief sie und verdeckte ihr Gesicht mit dem Fächer.

Er umfing sie mit einem Blick. Sie wurde ganz rot. Sehr schön sah sie heute aus in dem rosa Seidenkleid mit weißen Maiglöckchen; das in einen griechischen Knoten gewundene strohgelbe Haar ließ den weißen Nacken frei, der mit Sommersprossen wie mit einem goldigen Flaum bedeckt war; goldene Wimpern umrandeten die himmelblauen Porzellanaugen, verschleierten die Augäpfel und wagten nicht, sich zu ihm zu erheben.

„Amüsieren Sie sich gut?" fragte er ernst, um ihr über die Verlegenheit hinwegzuhelfen.

„Nein . . . ja . . . Bitte, setzen Sie sich doch zu mir."

„Ist Ihre Mutter auch hier?"

„Ach nein; Mama mag solche Versammlungen nicht, denn, sehen Sie, Mama fühlt sich da unbehaglich, vor allem aber will sie nicht mit Jüdinnen zusammentreffen," sagte sie leise und lächelte hinter ihrem Fächer aus Straußfedern.

„Und Sie?"

„Mir ist es ganz gleichgültig, bloß gelangweilt hab' ich mich fürchterlich am Anfang."

„Und jetzt?"

„Und jetzt nicht mehr. Sobald ich Sie sah, fühlte ich mich wohl."

„Ich danke Ihnen." Er lächelte.

„Also auf, zum Frondienst!" rief Bernhard zurückkehrend.

Borowiecki verneigte sich und sie gingen fort; Madas Blicke folgten ihnen. Sie wagte nicht, ihn zu bitten, er möchte zu ihr zurückkehren.

„Vierhunderttausend in aussortierter Ware oder in unsicheren Wechseln," sagte wiederum Bernhard, ihn einem häßlichen Mädchen vorstellend, dessen Gesicht Sommersprossen ganz verdunkelten; ihr Kopf und die hagere Büste waren mit Puder und Brillanten überschüttet.

„Ob sie eigene Zähne hat, weiß ich nicht, — für die Brillanten garantier' ich aber."

„Sie sind ein unvergleichlicher Cicerone."

„Weiß man in ganz Lodz. Ich führe Sie gleich zu den Ruinen. Hunderttausend bares Geld auf den Tisch — aber der Vater kann ja noch mal abbrennen, dann steigt die Mitgift ums Vierfache."

Das nicht mehr junge, blasse Mädchen mit anemischem Blick, grünlichem Gesicht und einem grünen Kleid lächelte ein schmerzliches Lächeln und zeigte ihre langen, spärlichen Zähne und das grünlich-blaue Zahnfleisch.

Borowiecki verneigte sich und ging schleunigst weg. Einen unangenehmen, fast schmerzlichen Eindruck machte auf ihn dieses verloschene Gesicht, das einer angehaltenen Uhr aus altem, verstaubtem und abgeschlagenem Meißner Porzellan ähnlich war.

„Zweihunderttausend, Launen für vierhundert, Verstand für drei Groschen," sagte er leise, ihm Fela, Rosas Freundin, vorstellend, die ganz in Bewegung war. Ihr Haar flatterte, die Augen liefen hin und her, sie bewegte die Beine, die Schultern, die Lippen, die Brauen, platzte jeden Augenblick mit einem lustigen, kindlichen Lachen heraus und war so anmutig, strahlend und vergnügt, so nett faltete sie die Hände, plapperte mit einem so naiven Stimmchen, daß Borowiecki flüsterte:

„Ein reizendes Kind!"

„Ja, aber in diesem reizenden Kind steckt eine künftige Messalina."

Borowiecki konnte nicht dagegen protestieren; sie näherten sich Rosa.

„Rosa Mendelsohn! Der Name allein sagt: wie viel! Die

zweite, die Taubengraue, ist Mela Grünspan, die Mitgift geb' ich nicht in Ziffern an, aber ich kann Sie versichern, daß sie das beste und klügste Mädchen in Lodz ist," sagte er und stellte ihn den Freundinnen vor, die ihn neugierig anschauten.

„Zu mager!" flüsterte Rosa mit einer so komischen Miene, daß Mela das Lachen kaum verbeißen konnte.

Noch einigen anderen Frauen, alten und jungen, stellte ihn Bernhard vor, informierte ihn jedesmal entsprechend und ließ ihn nach getaner Arbeit mitten im Salon stehen.

Borowiecki stellte sich an die Wand und musterte neugierig die Anwesenden. Ihm gegenüber war eine mit grüngoldenen Portieren verhängte Tür. Sie führte in ein Boudoir, in dem Frau Lickert einsam saß und zu ihm herüberschaute. Er merkte ihren Blick nicht, weil er in den Anblick bunter Frauengruppen versunken war, die zwischen Möbeln, Blumen und grünen Büschen mit ihren Edelsteinen wie die Schaukästen von Juwelieren funkelten, und die Gruppen befrackter Herren musterte, die auf dem Hintergrund der farbenprächtigen Wände und Toiletten wie schwarze, häßliche Krabben auf dem Grund eines Gobelins zerstreut waren. Einige ältere Damen, die die Last ihrer Spitzen, ihres Goldes und ihrer Brillanten fast erdrückte, saßen neben ihm und sprachen so laut, daß er sich etwas von ihnen entfernte.

„Das ist doch prachtvoll, nicht wahr? Das könnte man malen," sagte die an ihm vorbeieilende Frau Endelmann und zog ihn mit sich fort.

„Unvergleichlich schön!"

„Ich nehme Sie mit, es ist jemand da, der Sie kennen lernen möchte; ich warne Sie bloß, dieser Jemand ist sehr schön und sehr gefährlich."

„Um so schlimmer für mich," sagte er so bescheiden, daß Frau Endelmann auflachte, ihn mit dem Fächer anstieß und süß flüsterte: „Sie sind ein gefährlicher Mensch."

„Für mich selbst am meisten," erwiderte er ganz ernst und folgte ihr in ein winzig kleines, chinesisches Boudoir.

Sie stellte ihn einer berühmten Lodzer Schönheit vor, die nachlässig auf einem gelben chinesischen Sofa saß mit einer Tasse Tee in der Hand.

„Ich habe einen Groll auf Sie!"

„Obwohl ich nicht weiß weshalb, bedauere ich es lebhaft."

„Meinen Mann haben Sie bezaubert."

„Hat er sich beklagt, daß er sich damals mit uns schlecht unterhalten hat?"

„Im Gegenteil, er behauptet, er hätte zum ersten Mal in seinem Leben sich so gut unterhalten."

„Statt zu grollen, sollten Sie mir dankbar sein, und zwar doppelt dankbar."

„Warum doppelt?"

„Daß Ihr Mann sich gut unterhalten hat, und daß er Ihnen Ihre Fahrt nach Pabianice nicht durch seine Anwesenheit verdorben hat," fügte er mit Nachdruck hinzu und blickte ihr scharf in die Augen, deren Brauen vor Unruhe gespannt waren.

Sie war wirklich sehr schön, aber eine trockene, klassische, kalte Schönheit; die stahlgrauen Augen blickten glanzlos wie eine zugefrorene Scheibe unter den stark geschwärzten Brauen hervor. Sie schaute lang auf Karl und sagte endlich ganz leise:

„Warum ist Lucy nicht gekommen?" Leichte Ironie leuchtete in ihren Augen.

„Ich weiß nicht, ich weiß auch nicht, wen Sie meinen," sagte er scheinbar ruhig.

„Frau Zucker."

„Ich wußte nicht, daß Frau Zucker Lucy heißt."

„Haben Sie sich lange nicht mehr gesehen?"

„Fragen Sie mich etwa aus?" fragte er hastig, weil ihre Blicke ihn aufregten.

„Nein, Herr Borowiecki, ich frage bloß nach Lucy, nach unserer teueren Freundin. Ich liebe sie nicht weniger als Sie, vielleicht bloß etwas anders," fügte sie sanft hinzu.

„Ich muß Ihnen glauben, daß Frau Zucker diese Liebe verdient."

„Und sie ist es wert, daß man diese Liebe nicht verleugnet, Herr Borowiecki. Wir leben wie zwei Schwestern miteinander und verheimlichen uns nichts," sagte sie mit Nachdruck.

„Also?" fragte er mit einer vom Zorn gedämpften Stimme. Wütend war er, daß Lucy dieser klassischen Puppe ihr Geheimnis ausgeplappert hatte.

„Also fassen Sie Vertrauen zu mir und versuchen Sie, sich meine Freundschaft zu verdienen, die Ihnen manchmal sehr nützlich sein kann."

„Gut, ich fange sofort damit an."

Er setzte sich zu ihr aufs Sofa und küßte sie auf den nackten Arm.

„Das ist nicht der Weg, auf dem man zu einer treuen, schwesterlichen Freundschaft gelangt," flüsterte sie lächelnd und rückte etwas weg.

„Die Freundschaft darf aber auch nicht so wunderbare Arme haben und so berückend sein."

„Und Lucy, Herr Karl! Sie sind ein Menschenfresser. Ich empfange Donnerstags. Kommen Sie recht früh, bitte." Sie nickte ihm zu und ging, die leichte Verlegenheit unter einem Lächeln verbergend.

„Herr Borowiecki, Frau Trawinska verlangt nach Ihnen!" rief Bernhard. „Wo ist denn die schöne Frau Direktor?"

„Tod und Verderben sät sie mit ihren Augen."

„Langweiliges Frauenzimmer!"

„Besuchen Sie ihre Donnerstage?"

„Was soll ich da! Nur ihre Verehrer und Liebhaber verkehren da: die früheren, die jetzigen und die zukünftigen . . . Wir erwarten Sie!"

Borowiecki fühlte sich so gelangweilt, daß er vorhatte, statt zu Frau Trawinska zu gehen, unauffällig zu verschwinden; als er aber an den Portieren des nächsten Boudoirs vorbeiging, stieß er auf Frau Lickert, seine frühere Geliebte.

Sie trat zurück, und er folgte ihr, von ihren unwiderstehlichen Blicken fortgezogen.

Seit einem Jahre hatten sie sich nicht mehr gesprochen; sie hatten sich plötzlich getrennt, ohne ein Wort der Erklärung. Sie begegneten einander manchmal auf der Straße, im Theater, begrüßten sich von weitem. wie ganz Fremde, und doch sah er oft ihr stolzes und trauriges Gesicht vor sich wie einen leisen und schmerzlichen Vorwurf.

Schon öfters wollte er mit ihr sprechen, aber er hatte nie den Mut; es quälte ihn der Gedanke, daß er ihr nichts zu sagen hatte; er liebte sie nicht. Aber dieses unerwartete Zusammentreffen berauschte ihn und durchdrang ihn mit einer schmerzlichen Qual.

„Ich habe Sie lange nicht mehr gesehen," sagte sie ruhig.

„Emma! Emma!" flüsterte er unbewußt, in das blasse Gesicht blickend.

„Das Konzert beginnt, meine Herrschaften!" rief Frau Endelmann, sie mit einem Blick umfangend.

Gleich darauf ertönte eine reine, klangvolle Sopranstimme und überflutete den Saal mit der Melodie eines Liedes.

Der Lärm verstummte, und aller Augen starrten auf die Sängerin. Bloß die beiden hörten nichts außer dem unruhigen, bangenden Pochen ihrer Herzen.

Frau Lickert ließ sich auf einen von Drachen getragenen, niedrigen Fauteuil nieder. Vom Kamin ergoß sich ein goldiger Schein über ihr blasses, sehr trauriges Gesicht und färbte es mit einem rosigen Ton.

Borowiecki blieb etwas abseits stehen und blickte mit halbgesenkten Lidern auf ihr schönes, aber von den Jahren schon gezeichnetes Gesicht. Unter den Augen lagen dunkle Flecken, sie schimmerten under der zarten Puderschicht hervor. Die hohe, schöne Stirn war frei, das schwarze Haar, in dem viele Silberfäden glänzten, war über die Ohren gekämmt, von denen zwei große Brillanten herabhingen. Um die tief purpurroten, vollen Lippen lag ein Schmerz; die Mundwinkel senkten sich zu den scharf umrissenen Kiefern. Ueber dem ganzen Gesicht und über dem leicht gesenkten Haupt lag Müdigkeit, wie sie einen nach langen, schmerzhaften Krankheiten befällt; selbst die noch frischen Lippen sahen aus wie eine welkende Granatblüte, und ihr Gesicht umspielte die herbe, melancholische Milde der von Liebe verzehrten Frauen.

Ihre zarten Züge, die jedes Gefühl sofort widerspiegelten, das in ihrem Herzen oder ihrem Hirn auftauchte, zogen sich nervös zusammen und zuckten beim leisesten Gefühlseindruck.

Still saß sie da, sich leicht fächelnd, und blickte nicht auf ihn, blickte auf niemand, obwohl ihre strahlenden Augen den ganzen Saal umfingen; denn sie fühlte seine Blicke auf ihrem Gesicht. Diese verzehrenden Blicke durchdrangen ihr verbittertes und trauriges Herz mit der Qual eines sonderbar brennenden Schmerzes.

Er stand so nahe bei ihr, daß sie seinen Atem hörte und das Knistern der Hemdbrust, wenn er sich vorneigte; sie sah seine Hand, mit

der er sich auf eine Blumenjardiniere stützte, sie hätte die Augen erheben und sich an dem so sehr Geliebten und so sehr Erwarteten weiden können. Sie tat es aber nicht und saß regungslos da.

„Was soll ich ihr sagen?" dachte er wieder.

„Die Dame singt schön, nicht wahr?" Sie unterbrach das Schweigen, ohne zu ihm aufzublicken.

„Ja, ja!" erwiderte er rasch.

Das Klavier verstummte, und mit noch größerer Kraft brach der Lärm im Saal wieder los.

Lakaien reichten Eis, Konfitüren, Kuchen, Bonbons und Champagner.

„Arbeitet Ihre Fabrik schon?"

„Nein, noch nicht, erst im Herbst," antwortete er erstaunt. Er hatte eine ganz andere Frage erwartet.

Sie blickten sich in die Augen und sahen bis in die Tiefen ihrer Seelen. Emma senkte zuerst den Blick, denn ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie sagte leise:

„Aus ganzer Seele wünsche ich Ihnen Glück, bei . . . allem . . . Sie . . . glauben mir . . . hoffentlich . . ., daß ich es aufrichtig . . . meine . . ."

„Gewiß."

„Und immer gleich herzlich . . . unverändert . . ." Tiefes Leid klang aus ihrer Stimme.

„Danke . . ." Er senkte den Kopf.

„Leben Sie wohl," sagte sie, sich erhebend, aber mit einer Stimme, daß er zusammenzuckte und, von einer plötzlichen Furcht gepackt, fieberhaft zu flüstern begann:

„Emma, geh nicht so fort! Ich muß dich sprechen. Wenn du mich nicht ganz vergessen hast, wenn du mich nicht für einen Schurken hältst, dann gestatte mir, daß ich zu dir komme, ich muß zu dir kommen, ich muß dir sagen . . . Antworte mir doch, ich beschwöre dich."

„Wir werden beobachtet. Leben Sie wohl. Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen. Die Vergangenheit ist in meinem Herzen so abgestorben, daß ich mich gar nicht mehr daran erinnere, und wenn ich manchmal daran denke, dann tue ich es voll Scham."

Mit einem tränenfeuchten Blick umfing sie sein blasses Gesicht und ging.

Ihre letzten Worte waren nicht aufrichtig. Aber sie legte ihre ganze Rache in sie hinein. Doch schon jetzt, als sie durch den Saal schritt, tat es ihr so leid, daß sie eine unwiderstehliche Lust verspürte, zu ihm umzukehren, sich ihm zu Füßen zu werfen und um Verzeihung zu flehen, — sie kehrte aber nicht zurück, ging langsam weiter, zu den Bekannten herüberlächelnd und Worte und Blicke mit ihnen wechselnd, — und sah doch niemand.

Nur wegen Karl war sie zu Endelmanns gekommen. Nach langen Monaten des Schmerzes, nach furchtbarem Ringen mit der Sehnsucht und der Liebe, die sie ganz verzehrte, hatte sie sich zu diesem Schritt entschlossen.

Sie wollte ihn sehen und ihn sprechen, denn auf dem Grund ihres stolzen Herzens, unter den Trümmern des Schmerzes und der Enttäuschung glühte ein letzter Funke der Hoffnung, daß er sie noch liebe, daß nur irgendein unerklärlicher Anlaß sie für einen Augenblick getrennt habe, nach dessen Aufklärung und Beseitigung . . .

Und jetzt ging sie zurück wie in ein Grab, in dem die letzten Spuren des Lebens verfault und zerfallen waren, das die große, tote Stille der ewigen Nacht bedeckte.

Borowiecki ging ans Büfett, um sich zu erfrischen. Ihre letzten Worte hatte er verschluckt, wie ein Wolf die von gestocktem Fett zusammengehaltene Sprungfeder verschluckt, und jetzt dehnte sie sich langsam in ihm aus und zerriß ihm mit einem scharfen, undurchdringlichen Schmerz die Eingeweide.

Alles hätte er ertragen, Tränen und Verzweiflung und Vorwürfe, aber die Verachtung, die sie ihm ins Gesicht warf, konnte er nicht ertragen; und doch mußte er sich beherrschen, da ihn Frau Endelmann jetzt fortzog, um ihm die in den Zimmern herumhängenden und herumliegenden Gemälde und Kunstsammlungen zu zeigen; bald mußte sie ihn aber an Großglück abtreten, der ein Anliegen an ihn hatte.

Nach den Vorträgen zerstreute sich die ganze Gesellschaft wieder. Schaja ging mit seinem Hof ins Büfett, und im Salon herrschte jetzt Frau Trawinska, von einer Gruppe junger Frauen umgeben, unter denen sich auch Mela und Rosa befanden.

Fortwährend trat Frau Endelmann an irgendeinen heran und sagte triumphierend:

„Ganz Lodz ist heut bei uns! Wie gut sie sich amüsieren, nicht wahr?"

„Ausgezeichnet!" erwiderte man ihr und gähnte verstohlen. In Wirklichkeit amüsierte sich kein Mensch.

„Herr Endelmann!" rief sie zu ihrem Mann. Sofort lief er im Ballettschritt zu ihr, was bei seinen dünnen Beinen und seinem großen Bauch einen lächerlichen Eindruck machte. „Herr Endelmann, lassen Sie in das chinesische Boudoir Eis bringen!"

„Gleich laß ich Eis hinbringen, was?" erwiderte er, sein Ohr vorhaltend.

„Und Champagner für die Herren."

„Sofort Champagner für die Herren."

„Wie sie sich gut amüsieren, nicht wahr?" fragte sie leise.

„Was? Schön, sehr schön, den ganzen Champagner haben sie beinahe schon ausgetrunken."

Sie trennten sich, und Endelmann lief ins Büfett, um die Gäste zu bewirten und mit einem gewissen erhabenen Leid festzustellen, daß die Gäste den Champagner anderen Weinen vorzogen.

„Den Champagner trinken diese Bauern, als ob das Münchner Bier wäre, was?" sagte er leise zu Bernhard.

„Hast ja noch genug im Keller."

„Ich hab' den Wein, aber die haben keine Erziehung. So zu trinken! So zu trinken! Als ob das nichts kosten würde."

Bernhard hörte nicht mehr zu und erzählte es lachend Rosa, neben die er sich setzte.

„Die Damen langweilen sich, meine Herren!" rief Endelmann zu der im Büfett versammelten Jugend, um sie vom Trinken abzulenken. Es rührte sich aber niemand.

Bernhard allein unterhielt die Damen. Er saß Frau Trawinska gegenüber und sprach mit ihr.

Der Rest der Gesellschaft langweilte sich fürchterlich.

Mada ging schläfrig herum und tat, als ob sie die Bilder besähe, in Wirklichkeit aber versuchte sie, sich Borowiecki immer mehr zu nähern. Die älteren Damen schlummerten in den Fauteuils, die jüngeren hörten dem Gespräch Bernhards mit Frau Trawinska zu und blickten schweren Herzens zum Büfett hinüber, wo die vom

Champagner angeheiterten Stimmen ihrer Männer und Väter lärmten.

Man hatte schon die Toiletten begutachtet, die Juwelen abgeschätzt, mit denen alle Frauen beladen waren, den Salon und die Wirte kritisiert. Sie hatten keine anderen gemeinsamen Berührungspunkte, sie waren nur zusammengekommen, weil der gute Ton des Lodzer Lebens den Verkehr bei Endelmanns vorschrieb, wie er auch das Entzücken über deren Gemäldesammlung und deren Kunstschätze vorschrieb, wie er das Theater vorschrieb, die Reisen ins Ausland und so weiter. Mit Mühe zwangen sie sich zu diesen von der Welt vorgezeichneten Umgangsformen, obwohl sie ihnen fremd und gleichgültig waren.

Darüber sprach auch ungefähr Bernhard.

„Lieben Sie Lodz nicht?" unterbrach ihn Frau Trawinska, um seine lange Rede abzukürzen.

„Nein, aber ich würde es nicht verstehen, ohne Lodz zu leben, weil ich mich nirgends so langweile, wie hier, und nirgends so viele Lächerlichkeiten zu sehen bekomme."

„Sie beschäftigen sich also mit dem Sammeln dieser Lächerlichkeiten? Ich würde gern den Zweck dieser Sammlung erfahren."

„Und ich dachte, Sie würden gern etwas aus der Sammlung hören."

„Sie irren sich, ich bin nicht neugierig."

„Nie?" fragte er etwas spöttisch.

„Wenigstens nie, wenn es meine Nächsten betrifft."

„Interessieren Sie selbst Frauen nicht?"

„Nur gerade so viel, wie andere Menschen."

„Und wenn ich zum Beispiel etwas sehr Interessantes von der Frau Direktor Smolinska erzählen würde, die eben rausgeht?" fragte er leise.

„Von Abwesenden und Toten spreche ich nie."

„Da haben Sie recht, die einen und die anderen sind meist langweilig."

„Und am meisten die, die auf Gelangweilte posieren," rief Rosa mit Nachdruck, ihn ironisch anblickend.

Er erhob sich und führte gleich darauf Keßler herein, einen jun-

gen, hageren Deutschen mit gelbem Haar, blauen, hervortretenden Augen und gelbem Bart.

„Robert Keßler!" stellte er vor, wies ihm seinen Platz an und ging zu einer Herrengruppe, die unter Endelmanns Führung in einem langen Raum, der speziell als Bildergalerie diente, sich die Gemälde ansah.

„Herr Großglück, schaun's mal her auf diese Madonna, das ist die Madonna aus Dresden."

„Schönes Bild!" sprach der alte Liebermann gedehnt, steckte die Hände in die Taschen, schob den Bauch vor, senkte den Kopf auf die Brust und sah sich die Bilderrahmen an.

„Das ist ein medailliertes Bild, sehen Sie, hier steht's ‚Medaille d'or', das ist ein massives Bild und kost' schönes Geld, was?"

„Wieviel?" warf Großglück leise hin und glättete mit dem Zeigefinger seiner linken Hand, an dem ein in Gold gefaßter Blutstein funkelte, seinen harten, schwarzen Backenbart.

„Wieviel?" wiederholte er leise. Er sprach immer leise und zog mit großem Ernst die tiefschwarzen Brauen hoch, die sich in scharfen Halbkreisen von seiner vorspringenden Stirn abhoben und einen kräftigen Kontrast zu seinem weißen Haar und der rosigen Gesichtsfarbe bildeten.

„Das weiß ich nicht, das erledigt mein Sekretär," erwiderte Endelmann nachlässig.

„Sehen Sie sich diese Landschaft hier an, das lebt ja alles, das bewegt sich."

„Sehr schöne Farben!" brummte einer.

„Und noch schöneres Kapital, was?"

„Ja, ja! So'n Rahmen zu so'ner Landschaft kost' schon schön was," sprach ernst der dicke Knaabe und klopfte mit Kennersinn mit seiner Zigarrenspitze auf den Bronzerahmen.

„Sie könnten sich doch sogar goldene leisten, Herr Knaabe; denn wer sich einen Hut leisten kann, der muß sich doch auch den Kopf dazu leisten können," lachte Großglück, der seine Behauptungen immer mit Vergleichen bekräftigte.

„Das ist ein genialer Satz, Herr Großglück," sagte Bernhard, das Lachen zurückhaltend.

„Auch das kann ich mir leisten," flüsterte bescheiden der Bankier.

„Meine Herren, bitte, hier noch eine Madonna, eine Kopie nach Cimabue, aber besser wie's Original, mein Wort drauf, daß sie besser ist, ganze tausend Rubel kostet sie, was?" rief Endelmann, als er ein zweifelndes Lächeln auf den Lippen des Bankiers erblickte.

„Wollen wir mal sehen, ich liebe sehr Madonnen. Meiner Marry habe ich eine Murillo Madonna gekauft, es macht ihr Spaß, so ein Bild in ihrem Zimmer zu haben, warum sollt' ich ihr da keins kaufen?"

So sahen sie sich eine ganze Reihe von Gemälden an und gelangten vor ein großes, mythologisches Bild, das die Hälfte der Wand einnahm und den Eingang zum Hades darstellte.

„Das ist ein großes Stück!" rief Knaabe erstaunt.

Endelmann begann das Bild zu erklären, aber Großglück unterbrach ihn lebhaft.

„Ach was, das ist ein einfacher Totengräber und das ist ein ganz dummes Bild, wozu soll man so traurige Sachen malen! Wenn ich ein Begräbnis sehe, dann muß ich mich gleich kurieren, paar Tage habe ich dann Schmerzen im Herz. Wer sterben soll, soll sich doch ertränken!"

„Die zweite Nummer des Konzertprogramms! Bitte in den Salon, meine Herren!" bat Frau Endelmann.

„Zu dieser Galerie muß man Ihnen gratulieren, gratulieren muß man," rief der Bankier.

„Was werden die da im Salon anstellen?"

„Hier ist das Programm bitte, da steht's gedruckt."

Bernhard reichte ihm einen langen Streifen aus Rohseide mit Handmalerei verziert, auf dem das Programm in französischer Sprache gedruckt war.

Sie kehrten in den Salon zurück, als es drüben schon etwas ruhiger wurde. Ein Herr und eine Dame trugen einen französischen Dialog vor.

„Ah mon Dieu, mon Dieu, très joli, très joli!" schrie entzückt und ganz laut die mit Edelsteinen beladene Frau Kohn.

„Was kosten sie dich, Endelmann," fragte leise Großglück.

„Hundert Rubel und das Abendessen, aber tausend sind sie wert, weil sich die Gäste so glänzend amüsieren."

„Das ist eine gute Idee, ich werde sie mir zum Namenstag meiner Frau bestellen."

„Bestellen Sie sie gleich, dann bekommen Sie einen guten Rabatt," flüsterte ihm Bernhard zu und ging zu Mela, die jetzt ganz einsam dasaß; Rosa hatte sich in die erste Reihe gesetzt, um ja kein Wort vom Dialog zu verlieren.

„Wovon träumst du, Mela?"

„An dich hab' ich in diesem Augenblick gedacht," sagte sie leise und erhob die grauen Augen zu ihm.

„Nein, an Wysocki hast du gedacht!" zischte er und pflückte ärgerlich die Hyazinthenblüten, die auf dem Tischchen standen, an das er sich gesetzt hatte.

Erstaunt und wie verschüchtert blickte sie ihn an.

„Geradesogut hätte ich auch an L. Landau denken können, oder an irgendeinen Bekannten, deren Namen du mit gleichem Scharfsinn hättest nennen können, wenn du meinen Worten keinen Glauben schenktest."

„Entschuldige, Mela, hab' ich dir weh getan?"

„Ja, du weißt doch, daß ich nie etwas sage, was ich nicht denke."

„Gib mir deine Hand."

Sie streckte ihm die Hand entgegen; er küßte sie innig.

„Wenn Wysocki es tun darf, darf ich's doch auch!" erklärte er, als sie ziemlich heftig die Hand zurückzog. „Aber, à propos Landau. In der Stadt erzählte man mir, daß du ihn heiratest, ist das wahr?"

„Und was hast du denen geantwortet, die dir von meiner Heirat erzählten?"

„Es ist ein Gerücht, das nie in Erfüllung gehen wird."

„Ich danke dir, es wird wirklich nicht in Erfüllung gehen. Mein Wort geb' ich dir darauf, daß ich ihn nie heiraten werde," fügte sie kräftiger hinzu, als sie Unglauben in seinen Augen erblickte.

Befriedigung strahlte aus seinem Gesicht.

„Ich glaub's dir, nicht für einen Moment habe ich angenommen, du könntest ihn heiraten. Du und so ein ordinärer Ladenschwengel,

ein einfacher Macher ohne Erziehung, ein dreckiger Jud'. Schlimmsten Falles wäre mir schon Wysocki für dich lieber."

Ihre Augen funkelten auf, leichte Röte bedeckte ihr Gesicht, sie senkte die Lider unter seinem prüfenden Blick, machte sich an ihrem Armband zu schaffen und flüsterte:

„Du hast Wysocki nicht sehr gern?"

„Ich schätze ihn als Mensch, weil er anständig und ziemlich verständig ist, aber als deinen Verehrer kann ich ihn nicht ausstehen."

„Du sprichst so, bloß um was zu sagen, du weißt doch sehr gut, daß er es am wenigsten ist," sagte sie scheinbar aufrichtig; sie wollte von Bernhard Näheres über Wysocki erfahren, falls er etwas wußte.

Sie nahm an, daß sie als Freunde auch vertraulich miteinander sprachen.

„Ich weiß genau, was ich sage. Er gibt sich keine richtige Rechenschaft darüber, daß er dich liebt, aber er liebt dich."

„Was tut's, er ist ja doch katholisch!" rief sie unwillkürlich und verriet so ihr Geheimnis.

„Ach so steht's! Ich gratuliere dir, gratuliere!" flüsterte er langsam, und ein bissiges, böses Lächeln umspielte seine schmalen Lippen. Mit einer nachlässigen Bewegung fuhr er sich durch das schwarze, lockige Haar, drehte seinen kleinen Schnurrbart und stand auf; über sein zartes, ausgeprägt semitisches Gesicht fiel der Schatten einer leichten Gereiztheit. Er drehte sich um und ging, ohne noch ein Wort zu sagen.

„Bernhard!" rief sie ihm schnell nach.

„Ich komm' gleich wieder," sagte er und wandte sich zu ihr um. Sein Gesicht war schon ruhig, und das gewohnte verächtliche Lächeln lag um seinen Mund.

Mela beachtete seine Gereiztheit nicht, denn das, was er gesagt hatte, umhüllte ihr Herz mit einer eigentümlichen, wonnigen Wärme.

Sie saß mit gesenkten Augen, den starken Duft der Hyazinthen einatmend, und flüsterte, von großer Freude und Glück berauscht:

„Es ist also wahr?"

Lautes Beifallsklatschen, das die Vortragenden überschüttete, unterbrach ihre Freude.

„Très joli, mon cher Bernhard!" schrie immer noch Frau

Kohn und wischte sich die tränenden Augen und das fetttriefende Gesicht.

„Die Herrschaften sollen bleiben sitzen, bitte sehr, was?" rief mit erhobener Stimme Endelmann.

Im selben Augenblick schoben die Lakaien die Staffelei zum Fenster, so daß das Licht darauf fiel, und entfernten auf ein Zeichen von Frau Endelmann die Hüllen.

„Bitte sehr, meine Herrschaften, zum Bild! Zum neuen Kunstwerk! Bitte es sich anzusehen."

Alle versammelten sich vor der mit einem Lorbeerkranz umwundenen Leinwand, aus der sich eine Meeresszene heraushob. Es war ein Bild von Kray. Nymphen ruhten auf einem Felsen, der aus den blauen, stillen Wassern einer südlichen Bucht hervortauchte, von Mandel- und Magnolienbäumen beugten sich große, mit rotem Haar bewachsene Zentaurenkörper herab; ihre Gesichter leuchteten vor Gier.

Ueber der ganzen Landschaft lag die große, süße Stille eines glühenden Tags, übersättigt vom Duft der Blumen, dem Rauschen des Meeres und den Farben des türkisblauen Himmels, der sich über die große Meeresfläche ergoß und im Hintergrund mit dem Meer zusammenfloß.

„Warum haben die keine Kleider?"

„Weil's ihnen heiß ist."

„Wie wollen Sie denn, Herr Großglück, daß sie baden!"

„Das ist eine mythologische Szene, Herr Großglück."

„Das ist vor allem eine nackte Szene."

„Ein wunderbares Bild, prachtvoll!" riefen die Damen.

„Nu, und wo liegen ihre Kleider, warum, ich frage, sind die Kleider nicht drauf gemalt; das ist ein Pfuscher, dieser Maler."

„Herr Kohn, wenn Kray ein Pfuscher wäre, dann hinge sein Bild nicht bei mir, verstehen Sie," sagte Frau Endelmann erhaben und mitleidsvoll.

„Ach, mein Mann, der versteht das nicht, er versteht nur was von Barchent," entschuldigte ihn Frau Kohn so innig, daß viele mit einem Lachen herausplatzten.

„Wie ist das schön! Wie echt sieht das Meer aus, grad' so eins haben wir vor unserer Villa in Genua."

„Aber sehen Sie nur her, meine Herrschaften, das Meer, das hört man ja fast, oh! Und diese Blumen, sind ja so schön, wie richtig gemachte, und die riechen auch echt," flüsterte Frau Endelmann, die bemüht war, die Aufmerksamkeit aller auf das Bild zu lenken. Verschiedene waren nämlich schon weggetreten.

„Die Farbe riecht man," sagte Knaabe, sich über das Bild beugend.

„Ach ja, sehen Sie, meine Herrschaften, ich habe das Bild firnissen lassen."

„Dadurch haben die Farben ihre Frische verloren und sind dunkel geworden, und dann glänzt ja diese Firnisschicht so, daß es schwer ist, was hindurchzusehen," erklärte ihr mit leiser Stimme Frau Trawinska, die etwas von Malerei verstand.

„Ich habe es gern, daß es glänzt! Es ist mir ganz gleich, ob's 'ne Landschaft, ein Stilleben, ein mythologisches oder historisches Bild ist. Ich kaufe alles, wir können's uns leisten, aber ich liebe es, daß meine Bilder glänzen! Das sieht anständiger aus!" entschuldigte sie sich laut und so aufrichtig, daß Nina ihr Gesicht mit dem Fächer verdecken mußte, um ihr Lachen zu verbergen.

„Bernhard, hab' ich etwa nicht recht?"

„Vollständig recht. Das erhöht den Wert des Bildes. Welche anständige Hausfrau duldet Töpfe in der Küche, die nicht gereinigt sind und nicht glänzen?"

„Mon chéri, du lachst mich aus. Ich gestehe es offen ein, daß ich es gern habe, wenn alles anständig, neu ausschaut . . ."

„Ich weiß es, deshalb hast du ja auch die alten Waffen und die chinesischen Bronzefiguren mit Putzpaste reinigen lassen."

Rosa lachte bei diesen Erklärungen laut auf und rief, um es zu verbergen:

„Ich werde meinen Vater auch herbringen."

Sie ging auch gleich ins Büfett, wo Schaja mit Müller saß, und bat ihn, er möchte mitkommen.

„Was soll ich mit dieser Schaustellung! Ich fühle mich hier wohl mit Herrn Müller. Ich kenne das Meer. Was ist denn da dabei? Ein bissel größerer Teich wie mein Teich, den ich auf meinen Gütern habe anlegen lassen. Kippmann, ich werde dich mal auf meine Güter einladen." Er wandte sich zu seinem alten Freund, der am Büfett saß.

„Wie hat Ihnen denn meine Schwägerin gefallen, Herr Borowiecki?" fragte Bernhard.

„Immerhin, eine außergewöhnliche Frau. Sie kauft Bilder, legt sich eine Sammlung an."

„Um mit ihr zu protzen. In ihrer Einbildung erhebt diese Galerie sie über die ordinäre, finstere Masse der Millionen. Bei ihr ist es nicht die Frage eines Bedürfnisses, einer Liebhaberei, eine Frage der Kunst, bloß eine Frage des Ehrgeizes."

„Die Motive sind ja gleichgültig, was sie auch dazu treiben mag, jedenfalls hat sie eine beträchtliche Zahl von wirklichen Kunstwerken gesammelt."

„Ja, da hat meine Schwägerin ein System. Wenn ihr ein Bild gefällt, dann geht sie erst lange um das betreffende Bild herum, forscht Fachleute nach dessen Wert aus und fängt erst dann mit Ausdauer zu handeln an, wenn sie weiß, daß sie beim Ankauf nichts verliert."

„Kommen Sie ins Hotel? Kurowski soll heute da sein."

„Ich komme hin, schon beinahe zwei Monate habe ich ihn ja nicht mehr gesehn."

„Entschuldigen Sie mich bitte bei Ihrem Bruder und Ihrer Schwägerin. Ich muß nämlich sofort weg." Er drückte ihm die Hand und ging unbemerkt hinaus.

In Dämmerung war schon die ganze Stadt gehüllt, die brennenden Laternen und die Auslagen, als Borowiecki die Piotrkowerstraße betrat.

In der frischen Luft atmete er erleichtert auf.

Absichtlich verließ er die Endelmannsche Wohnung nicht gleich nach Frau Lickert, um keinen Anlaß zu Bemerkungen und neuem Klatsch zu geben, der sie schon genug herumgezerrt hatte.

Er hatte sich höllisch gelangweilt; was ging ihn die Gesellschaft an, die Vorträge, das neue Bild? Er war noch von dem sonderbaren Gespräch mit Emma und von ihren letzten Worten ganz betäubt.

Er konnte seinen eigenen Zustand gar nicht verstehen, denn noch nie hatte er sich so aufgeregt und sich so peinlich berührt gefühlt.

„Sie verachtet mich und haßt mich!" dachte er, und diese Verachtung und der Haß schmerzten ihn immer tiefer.

XII

Auf dem Bürgersteig, vor der Tür seiner Wohnung, erwartete ihn eine Frau mit vier Kindern, dieselbe, die sich schon lange bei Buchholz um die Entschädigung für den Tod ihres Mannes bemühte.

„Gnädiger Herr! Mit einer demütigsten Bitte komm' ich da," flehte sie und warf sich ihm zu Füßen.

„Was wollt Ihr?" fragte er schroff.

„Von wegen dem, daß der gnädige Herr mir versprochen haben, daß die Fabrik mir zahlen wird, von wegen, daß die Maschine meinen Alten auseinandergerissen hat."

„Ach, Ihr seid die Michalak?" fragte er freundlicher und blickte auf ihre geröteten Augen und das abgezehrte, vom Elend zerfressene Gesicht. „Zweihundert Rubel sollt Ihr kriegen. Ihr müßt also zu Herrn Bauer gehn, der zahlt's Euch aus. Er hat die Sache unter sich."

„Ich war ja schon heut bei ihm, aber diese Pest, der hat mich die Treppe runtergeschmissen und durch den Lakai sagen lassen, daß er mich ins Kriminal steckt, wenn ich ihn so überlaufe, wenn er seinen Feiertag hat. Verrecken soll er, der Hund, um uns arme, elende Waisen!"

„Kommt Montag ins Kontor des Herrn Buchholz, dann werdet Ihr ausbezahlt. Wartet noch diesen einen Tag."

Leise begann sie zu weinen und blickte ihm mit einer verzweiflungsvollen Ratlosigkeit in die Augen.

„Kommt also Montag, wie ich's Euch gesagt habe," sprach er und ging in die Wohnung. Durch Matthias ließ er ihr einen Rubel geben.

Max lag, mit der Pfeife zwischen den Zähnen, auf der Ottomane und neben ihm saß Murray, schwarz gekleidet, mit sehr gerührtem Gesicht, und blickte süß in seinen Hut, den er in der Hand hielt.

Seine Kiefer liefen heut schneller wie gewöhnlich, er kaute ständig und schubste seinen Buckel so oft vor, daß der Rock ihm bis auf den Nacken rutschte.

Karl nickte ihnen mit dem Kopf zu und ging in sein Zimmer.

Die Papiere auf dem Schreibtisch brachte er in Ordnung, richtete die Blumen in den Vasen, blickte lange auf eine Photographie Ankas, öffnete einen Brief, las ihn aber nicht, legte ihn beiseite und begann auf und ab zu gehen, setzte sich auf alle Stühle, blickte durchs Fenster.

Wie ein Mensch, der direkt ins Herz getroffen wird und sich über seinen eigenen Zustand keine Rechenschaft ablegen kann und nach allen Seiten schwankt, suchte er unbewußt, sein Gleichgewicht wieder zu bekommen und sich mit seinen Gedanken an irgend etwas zu klammern.

Er konnte die nagende Erinnerung an Emmas Worte nicht los werden.

Endlich setzte er sich ans Fenster und starrte gedankenlos in den schwindenden Tag, der mit dem letzten Schein der Abendröte über der Stadt verlosch.

Er ließ die Lampen nicht anstecken, saß im Dunkeln und horchte auf das Rauschen der einschlafenden Straße.

Baums Stimme klang selten herüber, dafür aber hörte er immer deutlicher das gedämpfte, dumpfe Flüstern des Engländers:

„Was wollen Sie! Ein Hund gewöhnt sich an seine eigene Hütte. Wissen Sie, wenn ich bei Smolinskis bin, dann erfaßt mich so eine sonderbare Wärme, so eine Ruhe, so gut ist's mir da, hell und lustig, daß ich dann angstvoll daran denke, daß ich wieder in meine Wohnung zurück muß, zu den leeren Wänden und in die finsteren, kahlen Räume. Das Junggesellentum ist mir schon so ekelhaft geworden, daß ich heute grade beschlossen habe, mich . . ."

„Zu erklären . . . Das wievieltemal ist es eigentlich schon?" brummte Max.

„Ja, ich werde mich erklären, gleich nach Ostern wird die Hochzeit stattfinden, im Juni nehme ich Urlaub und bringe meine Frau nach England zu meiner Familie. Ach, wie schön sie heut in der Kirche war!" rief er.

„Wer ist es denn, die Erkorene?"

„Sie erfahren's morgen."

„Eine Deutsche? Eine Jüdin, eine Polin?" forschte Max neugierig.

„Eine Polin."

„Wenn sie katholisch ist, dann wird sie Sie doch nicht heiraten, die halten an ihrer Religion mit dem Eigensinn Trunkener."

„Schad' nichts, ich muß Ihnen im geheimen verraten, daß ich, sobald sie meine Braut wird, zum Katholizismus übertreten werde. Mir ist das ja gleich, meine einzige Religion ist doch die Liebe."

Borowiecki unterbrach ihr Gespräch.

„Kommst du zu Kurowski, Max?"

„Ja. Gehst du schon?"

„Ja. Auf Wiedersehn, Murray!"

„Ich komm' mit Ihnen."

Rasch schob er seinen Rock zurecht, verabschiedete sich, und beide gingen hinaus.

Borowiecki mengte sich unter die Arbeitermassen, die aus den Seitenstraßen herbeifluteten und die Bürgersteige der Piotrkowerstraße anfüllten, und ließ sich gedankenlos von ihnen tragen.

Es war noch zu früh, um zu Kurowski zu gehen, aus der Wohnung hatte ihn die Langeweile vertrieben, und so schleppte er sich die Straße entlang. Er wußte nicht, was er mit sich und den paar freien Stunden anfangen sollte.

Er bog in die Benediktstraße ein und dann in die Promenadestraße, weil sie dunkler und finsterer war. Er schritt die Alleen auf und ab. Er wollte sich ermüden, um durch die physische Anstrengung die sonderbaren Stimmen zu betäuben, die in seinem Gewissen erwachten, ihn immer schmerzhafter erregten und dann in ein noch dumpfes, noch unbewußtes Leid um Emma ausklangen.

Wieder von neuem begann er über das Verhältnis nachzugrübeln, das er so brutal und unmenschlich gelöst hatte, und das sie heute mit einer haßerfüllten Verachtung aus ihrem Leben strich. Er war kein unerfahrener oder sentimentaler Jüngling mehr, er war nicht immer fähig, menschliches Elend nachzufühlen, trotzdem drückte ihn jetzt das Bewußtsein des großen Leids, das er ihr zugefügt.

Und außerdem, als er sich jetzt an ihre Küsse, an ihre Liebe und ihr edles Wesen erinnerte, an all das, was die Erinnerung in ihrer Gegenwart, dort bei Endelmanns, nicht zu einem heißeren Aufwallen des Blutes bringen konnte — da durchglühte es ihn jetzt, in dieser Erregung, mit einer eigensinnigen, festen Begierde.

Ihre Liebe begehrte er wieder.

Er konnte den Gedanken nicht mehr ruhig ertragen, daß sie sich für immer getrennt hätten. Und dieser Gedanke betäubte ihn so, daß er ein paarmal bis zu ihrer Wohnung ging, aber nicht eintrat, jedesmal wieder umkehrte.

Er hätte sich entschuldigen müssen, und er hatte nichts, womit er sich hätte entschuldigen können.

Und dann wühlte auch in ihm die Scham. Er entsann sich genau an die Schwüre und die Versicherungen ewiger Liebe vor noch so kurzer Zeit . . . Auch schämte er sich der Rührung, die er in diesem Augenblick spürte.

Er hatte sich doch stets von seinem Verstand und von der kalten, nüchternen Vernunft eines Geschäftsmannes leiten lassen, hatte mit Absicht Schlechtes getan, sich jeder guten Regung verschlossen und sein Herz absichtlich mit egoistischen Trugschlüssen bepanzert.

Stets warf er alles aus dem Budget seines Lebens hinaus, was nur die Spur irgendeines Gefühles, einer unbewußten Aufwallung, irgendeines Interesses allgemeinerer Natur zeigte — alles, was ihn an dem Erwerb eines Vermögens und an einem ruhigen Lebensgenuß hindern konnte.

Kaltblütig spekulierte er, kaltblütig verführte er Frauen, weil sie ihm billiger kamen, als bezahlte Liebe, fast kaltblütig wollte er heiraten, alles berechnete er und trainierte sich so gut, daß er sich manchmal als ein ganz neuer und anderer Mensch fühlte, daß alle in der Schule, in der Gesellschaft und zu Hause anerzogenen und eingeimpften Triebe, Bestrebungen und Glaubenssätze — ganz in ihm verloschen.

Er bildete es sich aber bloß ein. Denn da kam jetzt etwas, — bloß die Verachtung einer früher geliebten Frau, ein Nichts —, und erweckte mit der unerklärlichen Macht des Zusammenhangs alles Geschehens die so sorgfältig begrabene Welt zu neuem Leben.

Angstvoll sah er es jetzt, daß es ihm doch nicht gelungen war, seine ganze Seele mit Geschäften, mit der Fabrik, mit der rein egoistischen Existenz zu erfüllen, daß die Seele voll von Traumbildern war, die wieder aufwachten und mächtiger als früher nach ihrem Recht verlangten.

Als wäre die Jugend wieder in ihm erwacht unter der Asche dieses mechanischen Lodzer Lebens, die frühe Jugend mit all ihrem Glauben und ihren Trugbildern. Er spürte ein mächtiges Verlangen nach neuen Erlebnissen.

Die Einsamkeit drückte ihn.

Rasch ging er in die „Kolonie", traf aber außer dem Zimmermädchen niemanden an. Er überlegte nicht mehr und ging direkt ins Hotel zu Kurowski, den er seit Wochen nicht mehr gesehen hatte.

„Herr Kurowski?" fragte er einen Diener im ersten Stock.

„Ich werde gleich nachschauen, ob er schon auf ist."

Nach einer Weile kehrte er wieder und bat, ihm zu folgen.

„Karl?" fragte eine kräftige, klangvolle Stimme aus dem zweiten Zimmer.

„Ja, schläfst du noch?"

„Nicht ganz. Geh bitte in den Salon, in zwei Minuten bin ich fertig."

Außer der Wohnung bei seiner Fabrik, in einem unweit der Stadt gelegenen Dorfe, hatte Kurowski in diesem Hotel eine zweite, Lodzer Wohnung, für „diskrete Funktionen", wie er sich ausdrückte.

Jeden Sonnabend kam er herüber und empfing gewöhnlich abends einen Kreis von guten Bekannten, trank mit ihnen, unterhielt sich und spielte; den ganzen Sonntag über schlief er und fuhr abends nach Hause, um sich erst wieder nach einer Woche zu zeigen.

Ein seltsamer Typ eines Entgleisten. Er hatte sich an die Oberfläche dieses „gelobten Landes" geklammert und so weit eingewöhnt, daß er Geld machte und mit der Welt, aus der er emporgekommen war, gebrochen hatte.

Man wußte nicht viel von ihm.

Vor zehn Jahren erschien er auf dem Lodzer Pflaster mit den Resten eines großen Vermögens, das er lustig, wie es hieß, durchgebracht hatte. Er gründete eine Fabrik mit einem dunklen Spekulanten und flog nach einem Jahr ohne einen Groschen heraus. Dann versuchte er, etwas selbst zu unternehmen, gleichfalls ohne Erfolg. Und dann lernte er „arbeiten", wie er sein schweres Leben in jenen Jahren bezeichnete, die er in einer untergeordneten Stellung in der Buchholzschen Fabrik verbrachte.

Endlich gründete er wieder mit einem Teilhaber eine kleine Fabrik chemischer Präparate — es hieß, er hätte diese Fakultät in Deutschland absolviert — und machte nicht mehr Bankrott, im Gegenteil, diesmal blieb er da, und sein Teilhaber, irgendein gewesener Gutsbesitzer, fuhr nach Warschau, um sich bei der Trambahngesellschaft um eine Stellung zu bewerben.

Die Fabrik entwickelte sich in jenem wahnsinnigen amerikanischen Tempo, das man nur in Lodz sehen kann. Seine Energie, die unglaubliche Ausdauer in dem geschickten Ausbau und die gründlichen fachmännischen Kenntnisse brachten sie rasch vorwärts. Er machte keine Pleite, er brannte kein einziges Mal ab, er betrog nicht und war doch auf dem besten Wege, rasch Vermögen zu machen. Angespannte Arbeit und Ausdauer sollten ihm dazu verhelfen.

Im übrigen war er ein seltsamer Mensch.

Ein verknöcherter Aristokrat, der die Aristokratie haßte; ein Konservativer, der fanatisch an die Fortschritte der Wissenschaft glaubte; ein Liberaler und zugleich ein verbissener Verehrer des Absolutismus; ein aufrichtiger Katholik, der mit der größten Offenheit über alle Religionen spottete; ein vornehmer, jede Mühe verachtender Sybarit, und zugleich ein leidenschaftlicher Arbeiter.

Er spottete über alle und über alles und hatte doch ein empfindsames Herz für jedes Unglück und verständige Nachsicht für alle menschlichen Fehler.

Eine paradoxale Gegensätzlichkeit war es, die ein sehr einheitliches, originelles Individuum verhüllte.

„Das ist ein polnisches Mischmasch, dieser Kurowski!" urteilte einmal Buchholz über ihn, der ihn sonst sehr hoch schätzte.

Borowiecki horchte auf, er glaubte eine Frauenstimme und das Knistern von Frauenkleidern in Kurowskis Zimmer zu hören. Es wurde aber gleich still, und Kurowski erschien in der Tür.

Er war etwas unruhig, begrüßte Borowiecki und setzte sich mit einer gewissen Ungeduld an den Tisch.

„Kommt heut jemand?" fragte er und erhob seine großen, nußbraunen Augen auf Karl.

„Soviel ich weiß, kommen alle. Ganze drei Wochen haben wir uns nicht mehr gesehen. Max, Endelmann und Keßler kommen be-

ſtimmt, denn Max hat ausgeſchlafen und die beiden anderen haben ſich mächtig gelangweilt heute beim Empfang bei Endelmanns."

„Ich habe auch eine Einladung bekommen! Na, und wie war's denn, waren viele goldne Kälber da?"

„Eine glänzende Bezeichnung. Bernhard informierte mich genaueſtens über jede einzelne Mitgift, na, und wir ſahen ſie uns der Reihe nach an. Keine intereſſante Schauſtellung, nein."

Melancholiſch ſchüttelte er den Kopf. Emmas Geſicht trat ihm vor die Augen, und ihre Worte kamen ihm in den Sinn.

„Trawinskis wollten auch hingehen. Geſtern war er bei mir und ſagte es."

„Sie waren da. Er langweilte ſich in der jüdiſch-deutſchen Geſellſchaft, und ſie machte Senſation mit ihrer Schönheit und ihrer Vornehmheit. Frau Smolinska war auch da."

„So? Das iſt ein Ereignis. Wie findeſt du dieſe antike Schönheit?"

„Mehr antik, wie ſchön."

„Haſt recht. Ihre Schönheit zehrt am alten Ruhm. In ihrer fernen Jugend hat man's ihr nachgeſagt, und dieſes Gerücht hat ſich durch ganze Generationen erhalten."

Borowiecki verzog bloß das Geſicht, als ob er lachen wollte, und verſtummte.

„Dir fehlt heut was, wie?"

Karl blickte ihn an und ſpürte ein ungewöhnliches Verlangen, ſein Herz vor jemand auszuſchütten, ſich auszuſprechen, wenn auch nur andeutungsweiſe, und doch ſchwieg er, als er Kurowskis kühles Geſicht und ſeinen von beißender Ironie erfüllten Blick ſah, verſchloß ſich völlig und hielt die ſich ihm auf die Lippen drängenden Worte zurück.

„Was macht denn deine Fabrik?" fragte Kurowski nach einer Weile.

„Die Sache ſteht ſo, wie ich es dir in meinem letzten Brief geſchrieben habe. In einer Woche iſt Moritz zurück, und dann geht's an die Arbeit."

„Ganz vergeſſen hab' ich's, dir zu erzählen, daß ich Fräulein Anka in Warſchau geſehen habe."

„Ich wußte nicht, daß ſie herüberfahren wollte."

Karl reckte sich schwerfällig und schläfrig und legte den Kopf auf die Stuhllehne.

„Soll ich dir vielleicht ein Bett reintragen lassen, was?"

„Danke, ich geh' gleich nach Hause. Furchtbar ermüdet bin ich, und so eine scheußliche Apathie hat mich gepackt, daß ich mich immer kraftloser fühle."

„Laß dich doch von deinem Lakai ohrfeigen, das wird dich aufmuntern; es ist zwar ein Radikalmittel, aber die Apathie ist eben der fürchterlichste Lebensfeind."

„Du hast mir nicht geantwortet, ob du Kredit gewährst oder nicht?"

„Ja, ich tu's. Ich bitte dich, warum hast du dem Lakai nicht gesagt, daß du in Geschäften kommst. Ich hätte dir sagen lassen, daß ich Geschäfte im Kontor erledige, hier aber nur meine Freunde empfange."

„Entschuldige bitte, ich habe fast gedankenlos gefragt. Du darfst dich nicht wundern, daß mir meine Fabrik immer im Kopf steckt. Ich möchte sie ja so schnell wie möglich im Betrieb sehen."

„So stark ist bei dir das Verlangen nach Geld?"

„Mehr noch nach Unabhängigkeit."

„Unabhängig ist bloß das Elend, die Millionäre sind es nicht. Ein Mensch, der einen Rubel besitzt, ist schon Sklave dieses Rubels."

„Ein Paradox!"

„Ueberlege es dir mal, und du wirst es einsehen."

„Vielleicht hast du recht, aber jedenfalls ist es mir lieber, auf Buchholzsche Art abhängig zu sein, von eigenen Millionen, als vom ersten besten emporgekommenen Knecht."

„Das ist eine andere Frage, eine mehr praktische, aber allgemein die Sache fassend, sieht man doch, daß diese Unabhängigkeit eine absolute Täuschung ist im allgemeinen, und im speziellen ist die Unabhängigkeit reicher Leute eine Sklaverei. So ein Knoll, so ein Buchholz, ein Schaja, ein Müller und hundert andere, das sind doch die elendsten Sklaven ihrer eigenen Fabriken, die wenigst selbständigen Mechanismen, sonst nichts! Du kennst ja das Leben der Fabrikanten und das Leben der Fabriken, und mußt es gerade so gut wie ich wissen. Ueberlege doch bloß, was für eine seltsame Kom-

bination sich heute in der Welt entwickelt: der Mensch hat die Naturgewalten gebändigt, eine Menge von Kräften entdeckt — und hat sich von diesen Gewalten unterjochen lassen. Der Mensch hat die Maschine geschaffen, und die Maschine hat den Menschen zu ihrem Sklaven gemacht; die Maschine wird sich ausbreiten und bis in die Unendlichkeit an Macht zunehmen, und ebenso wird die menschliche Sklaverei immer wachsen und immer größer werden. Das ist es. Der Sieg kostet stets mehr als die verlorene Schlacht. Ueberlege es dir."

„Nein, ich werde es nicht tun, sonst müßte ich zu ganz anderen Schlüssen kommen."

„Ich habe sie schon im Kopf, ich kann sie dir gleich vortragen, sie werden gleichfalls logisch sein."

„Es wundert mich bloß, daß du so bereitwillig dich in die Sklaverei deiner Fabrik begeben hast."

„Woher weißt du, daß ich es bereitwillig getan habe? Warum willst du nicht eine Notwendigkeit annehmen, eine eiserne Notwendigkeit, ein scheußliches Müssen!"

Er sprach rasch und mit einer Wut, die ihm irgendwelche schmerzliche Erinnerungen einflößten.

„Du bist nicht konsequent. Wenn ich so dächte und unter einem ähnlichen Gesichtswinkel die Welt betrachtete, dann würde ich überhaupt nichts anfangen, wozu denn auch?"

„Um Geld zu haben, viel Geld, so viel als ich gerade brauche, das vor allem. Und dann möchte ich auch diesem Schacherboden etwas Tugend einpflanzen," sagte er höhnisch.

„Um sie dann um so besser zu verkaufen?"

„Was ist die Tugend wert, die man nicht gut verkaufen kann?"

„Du warst ja mit deiner nicht sehr spröde," warf Karl hin, da er sich an Kurowskis letzten Teilhaber erinnerte, der keinen Groschen aus dem Kompagniegeschäft herausbekam, obwohl er viel hineingelegt hatte.

„Das ist eine infame Verleumdung!" schrie Kurowski und schlug den Stuhl heftig zu Boden.

Ein mächtiges Feuer flammte in seinen Augen auf, das Gesicht zuckte heftig vor Erregung; bald faßte er sich aber, setzte sich wieder,

steckte die Zigarette an, warf sie weg und sagte leise, die Hand ausstreckend:

„Entschuldige, wenn ich dir weh getan habe."

„Den Gerüchten habe ich ein wenig Glauben geschenkt, weil ich dich nach Lodzer Art beurteilte, aber jetzt glaube ich dir und bin gar nicht bös. Ich verstehe wohl, daß dich meine Annahme unangenehm berühren mußte."

„Ich habe nicht betrogen, denn erstens bot sich keine Gelegenheit, und dann gab es auch niemand, bei dem ich es hätte tun können," sagte er, aber in seinem Zynismus spürte man noch sehr die Erregung. Er ließ sich eine Flasche Wein bringen und trank ein Glas nach dem anderen.

„Schade, daß ich nicht vor hundert Jahren gelebt habe," begann er in einem ungewohnten Ton.

„Warum?"

„Ich hätte mich besser auf der Welt amüsiert. Hundert Jahre her, da war's noch gut. Da gab's noch mächtige Instinkte und mächtige Leidenschaften; wenn's Verbrecher gab, dann von dem Ausmaß eines Danton, Robespierre und Napoleon; wenn's Verräter gab, dann waren es solche, die ganze Völker verrieten; und wenn's Diebe gab, dann solche, die ganze Staaten stahlen. Na, und heute? Kleine Taschendiebe und Messerhelden!"

„Na, und du hättest auch in jener Epoche deine Chemikalien nicht zu fabrizieren brauchen."

„Ich hätte was anderes zu tun gehabt, ich hätte Robespierre geholfen, der Gironde und dem Danton die Köpfe abzuschlagen, und Barras hätte ich geholfen, die Robespierres zu köpfen, um dann die noch am Leben Gebliebenen mit Stöcken zu erschlagen und sie Hunden vorzuwerfen."

„Und dann?" fragte Karl, ihn voll Unruhe anblickend, weil er mit geschlossenen Augen sprach und nicht ganz bei Bewußtsein schien.

„Und dann würde ich den Damen Liberté, Fraternité, Egalité ins Gesicht spucken, weil es ein Nonsens ist und stinkt, und ich würde hingehen und einem Großen helfen, die Welt von dem Gesindel zu säubern."

Karl begann zu lachen und nahm gleichzeitig seinen Hut.

„Gute Nacht!"

„Gehst du schon? Bist ja erst anderthalb Stunden da."

„Hast du die Minuten so genau gezählt?"

„Aus Angst, daß du nicht noch länger bleibst. Aber jetzt genug von diesem dummen Zeug. Nächsten Sonnabend erwarte ich dich, ich erwarte euch alle."

„Ich habe vor, an diesem Tag meine Braut zu besuchen."

„Schick' einen Vertreter hin und fahre selbst erst Sonntag. Ich rechne bestimmt auf dich."

Karl ging die Piotrkowerstraße entlang. Er fühlte sich noch mehr aufgeregt und müde, als vorher, bloß die dunkle Unruhe, die Gewissensbisse waren von ihm gewichen.

Irgendein Rest der früheren Stimmung steckte noch in seiner Seele. Er vergaß sie aber jeden Augenblick, weil in seinem Hirn die paradoxen Ausführungen Kurowskis nachklangen. Auch ihrer entledigte er sich bald.

Er nahm sich vor, gleich nach Hause zu gehen und sich schlafen zu legen, um sich für alle Zeiten auszuschlafen.

Matthias spielte auf einer Harmonika, und einige Dienstboten aus den Nachbarhäusern tanzten eifrig in dem langen, dunklen Gang.

Er störte ihnen das Vergnügen und nahm Matthias in die Wohnung mit.

Max Baum war nicht mehr da, nur der zischende Samowar stand noch auf dem Tisch.

Er ließ sich das Bett machen und befahl, im Gang Ruhe zu halten, weil er sich gleich nach dem Tee schlafen legen wolle. Er tat es aber nicht. Als ihn nämlich die Stille der Wohnung umfing, da packte ihn die Langeweile wie ein plötzlicher Krampf, so daß er nicht wußte, was er mit sich anfangen sollte.

Er zog sich aus, legte sich aber nicht hin, sondern sah verschiedene Papiere durch und warf sie wieder unwillig auf den Tisch, blickte in Baums Zimmer, kehrte wieder um und schaute zum Fenster hinaus. Die Straße lag still da und ruhte nach dem Getriebe des Feiertags.

Im ganzen Hause herrschte eine erdrückende Stille, und aus jeder Ecke der Wohnung kroch Leere und Langeweile heraus.

Er konnte es nicht mehr aushalten in dieser Einsamkeit, zog sich

rasch an, dachte nicht mehr an den Verdruß mit Emma und an den Entschluß, ein anderes Leben zu beginnen, sondern fuhr zu Lucy.

XIII

Am nächsten Tag stand Borowiecki erst nachmittags auf, ausgeschlafen, erfrischt und ganz ruhig nach dem gestrigen Gewitter, das vorübergezogen war, ohne in ihm eine Spur zu hinterlassen außer einem spöttischen Lächeln über sich selbst; heute hatte er vor, Müllers seine Aufwartung zu machen.

Er traf solche Vorbereitungen, daß Max unwillig brummte: „Possenhafter Liebhaber!"

Max war heute nicht besonders gut gelaunt. Spät war er nach Hause gekommen, noch später war er aufgestanden, um zwei Uhr nachmittags, und schleppte sich jetzt in Morgenschuhen in der Wohnung umher, schaute in alle Ecken rein und versuchte sich anzuziehen, aber alles war ihm nicht recht. Er warf Wäsche und Kleidungsstücke im ganzen Zimmer herum, stieß alles wütend mit dem Fuße weg und schimpfte auf Matthias, dann auf die Wäscherin, daß sie ihm die Kragen verbrannt hätte, dann ärgerte er sich über den Schuster, weil mitten in seinen Schuhen scharfe Stifte herausragten.

„Wonach hast' denn so 'nen Katzenjammer heute?" fragte ihn Borowiecki, die Handschuhe anziehend.

„Wonach? Der Schlag kann einen treffen von alledem. Gestern hab' ich mir wegen Kurowski den Abend verpfuscht. Da war er, empfing aber niemand, weil er irgendein Frauenzimmer bei sich hatte! Schon wütend ging ich nach Haus, na, und da hab' ich beim Abendessen den Rest bekommen! Der Teufel hole alle Stiefel und alle Schuster!"

Wütend schmiß er einen Stiefel zu Boden und fing an, sich schleunigst auszukleiden.

„Was machst du?"

„Schlafen geh' ich," sagte er finster. „Der Teufel hole alles, hier drückt mich der Schuh, da hat mir diese alte Kuh die Kragen verbrannt, zu Haus hat man die reinste Hölle, das ist schon wirklich zu viel. Matthias!" brüllte er aus voller Brust, „wenn jemand

heut' zu mir kommen sollte, dann bin ich nicht da. Ich war heut überhaupt nicht da, hörst du?"

„Freilich hör' ich's, und wenn die . . . wie heißt sie doch gleich, das Fräulein käme?"

„Dann schmeiß sie raus, und wenn du mich weckst, dann dreh' ich dir den Kopf um. Setz' dem Telephon 'nen Knebel ins Maul, bring mir den Samowar und alle Zeitungen her."

„Was ist denn bei euch passiert?" fragte Karl, ohne besonders über die Art erstaunt zu sein, wie Max die Feiertage und Sonntage verbrachte, weil es sehr oft vorkam.

„Was? Von morgen ab verringern wir den Arbeitstag um fünfundzwanzig Prozent. Die Saison ist ganz tot, man verkauft nichts, das Magazin ist vollgestopft, Wechsel werden nicht eingelöst, und dazu kommt noch, daß der Vater, statt schon längst die Arbeitszeit einzuschränken oder die Hälfte der Arbeiter zu entlassen, immer noch jammert, die armen Kerls würden nichts zu beißen haben, und verschiedenen Lumpen Wechsel giriert. In einem Jahr wird er selbst nichts zu essen haben. Mag er verrecken, wenn ihm das so paßt, aber warum soll ich darunter leiden!"

„Die Hälfte der Fabriken setzt den Lohn herab, entläßt Arbeiter und schränkt die Produktion ein. Bei Endelmanns hab' ich's gestern gehört, man sprach recht ausführlich darüber."

„Der Teufel mag sie alle zusammen holen, was geht mich das an, ich will bloß nicht, daß er mich holt, und ich will in Ruhe schlafen können!"

Er kroch unter die Bettdecke, wandte das Gesicht zur Wand und pustete laut vor Erregung.

„Dein Vater muß sehr erregt sein, er tut mir herzlich leid."

„Red' nicht von ihm, bin so wütend, daß ich ihn jedem umsonst abgeben würde," rief er und richtete sich heftig im Bette auf. „Er ist ein alter Krüppel! Selbst schuftet er wie der letzte seiner Arbeiter, plagt sich zu Tode, versagt sich alles, sogar die Reise nach Ems, die ihm der Arzt dringend angeraten hat, die Puste geht ihm schon aus; bald bleiben die Webstühle stehen, und da kommt gestern Bertas Mann, dieser liebe Fritz, und setzt ihm so zu, daß der Alte fast sein letztes Geld rausgezogen und es dem Lumpen gegeben hat, und dann sagte er der Mutter, er fühle sich so wohl, daß er nicht mehr

nach Ems fahren brauche. Ich weiß gar nicht mehr, was aus uns wird, ich habe schon alle Hoffnung verloren, die Firma noch zu retten. So viel hat er bei seiner Anständigkeit verdient, daß nach vierzigjähriger Arbeit, wenn er jetzt sterben sollte, ich ihn für mein Geld begraben müßte."

„Deine Annahme ist wohl etwas verfrüht. Er wird sich noch lange halten."

„Kein Jahr mehr kann sich die Fabrik halten, sie muß verrecken, weil das Futter eben ausgeht, und wenn die Fabrik zusammenklappt, das überlebt der Alte nicht! Mit ihr zusammen verreckt er. Ich kenn' ihn gut. Und wer sich darauf versteift hat, mit Handarbeit die Konkurrenz der Maschinen auszuhalten, den konnte man ja gleich ins Irrenhaus schicken."

„Das ist freilich eine so seltsame Manie, daß sie schon lächerlich wirkt."

„Lächerlich wirkt das auf andere, für uns ist diese Manie tragisch, und speziell jetzt, wo ganz Lodz wankt, wo die festesten Firmen sogar sich wie Halme beugen, wo die ganze Stadt nach Bankrotten stinkt, wo man nicht mehr weiß, wem man Kredit gewähren soll und wem nicht, weil alle einen reinlegen! Was glaubst du, wovon wir seit paar Jahren leben? Nicht mehr von unseren Bettdecken und Decken, die macht ja schon Zucker nach und verkauft sie um fünfzig Prozent billiger, von der leichten roten Leinwand leben wir, von der roten Farbe leben wir, die bis heute noch keiner nachmachen kann. Bloß diese Ware geht einigermaßen, aber sie ist so teuer, daß man, wenn es auch noch so gut ginge, wenn man alles verkaufen könnte, was man nur fertig bringt, zehn Prozent dabei verdient. Ich hab' nun wirklich genug von dieser Krämerwirtschaft, und wenn du dich nicht bald an die Fabrik machst, dann gründe ich sie selbst, wenn ich auch nichts habe, und pfeife auf alles. Wenn ich Bankrott mache, dann mach' ich's eben, wenigstens werd' ich aber was tun!"

Er legte sich wieder hin, zog sich die Decke bis über die Ohren und schwieg.

„Die Saison ist schlecht, Bankrotte sind an der Tagesordnung, allgemein wird die Produktion herabgesetzt, mit Ausnahme von drei, vielleicht vier großen Fabriken, die über die Krisis hinwegkommen

können; es steht schlecht, aber Aussichten gibt's, daß es besser wird. Die letzten offiziellen Berichte besagen, daß die Wintersaat in ganz Rußland glänzend steht. Wenn der Frühling Stich hält, wenn die Ernteerträge zwei oder drei Jahre hintereinander gut sind, die Getreidepreise in dieser Zeit nicht fallen, dann wird sich unser Markt gegen den Herbst zu wieder beleben. Noch einen Grund gibt's, warum es im Webergewerbe besser gehen muß: das sind die riesigen Staatsarbeiten, die jetzt in Angriff genommen werden, die Hunderte von Millionen verschlingen und Hunderttausende der jetzt Arbeitslosen beschäftigen werden! Hörst du, Max!" So sprach Borowiecki, zog den Mantel an und fuhr zu Müllers.

Müller wohnte hinter den Gebäuden seiner Fabrik; das Wohnhaus stand inmitten von Gärten und ging auf eine andere Straße, die wenig bebaut war und gleich hinter dem Haus ans freie Feld grenzte, trotzdem aber schon reguliert und gepflastert war, Bürgersteige und Gasbeleuchtung hatte; hier wohnten nämlich einige Fabrikanten.

Im Fenster eines niedrigen Parterrehauses, das sich mit der Seite an das einstöckige Palais lehnte, erschien für einen Augenblick zwischen Mengen von Blumen der blonde Kopf Madas und verschwand.

Im Vorzimmer traf Borowiecki Frau Müller, die ihm die Tür aufmachte und ihm beinahe beim Ablegen behilflich sein wollte.

Sie war so verlegen und verschüchtert, daß sie ihn bloß mit einer Handbewegung ins Zimmer bitten konnte.

„Mein Mann ist im Kontor, und Mada kommt sofort. Nehmen Sie bitte Platz," begann sie und schob einen Fauteuil für ihn heran, auf den sie ein rotes Seidenkissen legte.

Er begann zu sprechen, konnte aber, obwohl er von den banalsten Sachen sprach, Frau Müller aus ihrem geduldigen Schweigen nicht herausbringen.

„Ja, ja!" erwiderte sie auf alles, glättete sorgfältig ihre blaue Schürze und hob die blassen, vom Herdfeuer wie ausgebrannten Augen, die sich in dem runzligen, leblosen Gesicht schwer bewegten, zu ihm.

Sie hatte eine Jacke aus kariertem Barchent an und ein Wolltuch auf dem Kopf, das unter dem Kinn zusammengebunden war. Wie

eine alte Köchin sah sie aus. Ein Dunst von Fleischbrühen und Braten umgab sie und ergoß sich über das ganze Zimmer.

„Und wie geht es Ihnen gesundheitlich?" fragte er endlich, aus reiner Verzweiflung.

„Gut, sehr gut," erwiderte sie in schlechtem Polnisch und blickte ungeduldig auf die Tür, durch die Mada eintreten sollte.

„Und Ihre Frau und Kinder?" fragte sie nach langem Nachdenken.

„Ich bin noch Junggeselle, gnädige Frau."

„Ja, ja! Mein Wilhelm ist auch noch Junggeselle. Kennen Sie meinen Wilhelm?"

„Ich habe das Vergnügen. Ist er schon fortgefahren?"

„Ja, nach Berlin," erwiderte sie mit einem Seufzer; und sie wäre jetzt vielleicht aus sich herausgegangen, aber Mada trat ein und strahlte so vor Befriedigung, daß die Alte sie erstaunt anblickte und gleich hinausging.

„Sehen Sie, daß ich manchmal auch Wort zu halten verstehe!" Er übergab ihr eine lange Liste von Büchern, die Horn angefertigt hatte, denn er wußte in literarischen Dingen besser Bescheid.

„Fiel es Ihnen sehr schwer?"

„Es fiel mir sehr leicht, weil Sie es wünschten."

„Lügen Sie nicht?" fragte sie naiv.

„Nein, nein!" erwiderte er lächelnd. „Sie glauben, daß Männer immer lügen!"

„Ich weiß es nicht, aber Wilhelm, der lügt immer, ich glaub' ihm auch gar nichts."

„Aber mir werden Sie glauben." Das Gespräch fing an, ihn zu amüsieren.

„Sind Sie sehr spät von Endelmanns heimgekommen?"

„Es war schon dunkel. Ich habe gesehen, wie Sie den Salon verließen."

„Ich mußte früher fort und bedauerte es lebhaft."

„Es ist sehr schön bei Endelmanns und sie empfangen so prunkvoll."

„Bedauert hab' ich, daß ich nicht länger mit Ihnen sprechen konnte."

„Ich habe dafür mit Frau Trawinska von Ihnen gesprochen."

Und so plauderten sie weiter im Tone eines naiven Geplappers; dann besah er sich die Blumen, die sehr sorgfältig gepflegt waren und die Fensterscheiben ganz verdeckten. Er lobte sie eifrig.

„Ich werde es Gottlieb sagen, das wird ihm eine Freude machen."

„Wer ist das?"

„Unser Gärtner. Herr Störch, der mag keine Blumen und meint, daß es sich besser verlohnen würde, wenn man in den Blumentöpfen Kartoffeln pflanzte. Aber Herr Störch ist ein Dummkopf, nicht wahr?"

„Wahrscheinlich ist er's, wenn Sie es sagen."

Er unterhielt sich immer besser und blickte sie, als sie später ihre Schüchternheit abstreifte, nicht mehr so oft vor Verlegenheit errötete und ganz resolut sprach, mit einer gewissen Verwunderung an.

Es mangelte ihr die Kenntnis vieler gesellschaftlicher Formen, der Vater war auch ein zu frischer Millionär und sie wuchs zwischen Küche und Fabrik auf, mitten unter Webern und Arbeitern und ebenso emporkommenden Familien, aber sie verriet eine gewisse Geistesschärfe und viel praktische Vernunft. Die Heuchelei des gesellschaftlichen Lebens hatte nicht die Aufrichtigkeit von ihr abgestreift, die manchmal kindlich und lächerlich erschien, aber sehr für sie einnahm.

Sie war sogar in irgendeinem Mädchenpensionat in Sachsen erzogen, von wo Müller vor Jahren als einfacher Weber in dieses Land hier gekommen war, das für ihn wirklich zum ‚gelobten Land' wurde.

„Papa kommt," rief sie und rückte etwas von ihm ab.

Wirklich erschien Müller in der Tür, die ins Palais führte. Er hatte Pantoffeln an, die mit den hölzernen Sohlen laut klapperten, und trug eine sehr fettige, mit Barchent wattierte Joppe. Wie ein Dorfschankwirt sah er aus, mit dem gemästeten, roten, glattrasierten, fettig glänzenden Gesicht; zwischen den Zähnen hatte er eine Zigarre, die er mit der Zunge von einem Mundwinkel in den anderen schob.

„Warum hab' ich nicht erfahren, daß Herr Borowiecki hier ist, Mada," rief er nach der Begrüßung.

„Mama wollte dich nicht bei der Arbeit stören."

„Sehen Sie, ich habe große Sorgen."

Er nahm die Zigarre heraus und ging an den Ofen, wo er in den Spucknapf spuckte.

„Setzen Sie die Produktion nicht herab?"

„Ich muß weniger arbeiten, es ist so viel fertige Ware da und so wenig kann man verkaufen. Die Saison ist ganz tot. Käufer gibt es ja, aber sie machen bloß alle Bankrott und legen einen rein. In diesem Jahre habe ich genug durch sie verloren. Was soll man da machen, man muß bessere Zeiten abwarten."

„Na, Sie brauchen ja auch die schlechteste Saison nicht zu befürchten," bemerkte Borowiecki lächelnd.

„Ja! Aber was man heute verliert, das bringt auch die beste Saison nicht mehr ein. Wird bei Buchholz die Arbeitszeit nicht verkürzt?"

„Im Gegenteil, in der Weißwarenabteilung wird sogar abends gearbeitet."

„Er hat immer Glück. Ist er noch krank?"

„Anscheinend geht's ihm besser, er versucht schon auszugehen."

„Aber wozu hältst du Herrn Borowiecki hier zurück, Mada, für die Gäste haben wir doch das Palais."

„Darf ich also bitten?" fragte sie leise.

„Gehen wir, ich zeige Ihnen meine Hütte."

„Von der Wunderdinge in Lodz erzählt werden."

„Sie werden's sehen; ganze hundertsechzigtausend Rubel kostet's mich, aber alles ist neu. Ich kaufe keinen alten Kram, wie Endelmanns, ich kann mir neue Sachen leisten."

Er zog die Joppe auf seinem recht ansehnlichen Bauch zurecht und schob verächtlich die Lippen vor bei dem Gedanken an die alten, sehr wertvollen Endelmannschen Möbel.

Sie gingen eine schmale Treppe hinauf, die aus dem alten Haus in das erste Stockwerk des Palais führte. Das ganze Parterre nahm das Kontor der Hauptfabrik ein.

Mada lief voran und öffnete eine große Tür, deren Klinke mit Barchent umwunden war.

„Gut, daß Sie gekommen sind," meinte Müller, laut pustend und die Zigarre ständig hin und her schiebend.

„Ich hatte es schon lange vor, hatte aber nie recht Zeit."

„Ich weiß, ich weiß!" rief er und klopfte ihm auf die Schulter.

„Langweilig ist es bei uns, da hatten Sie wohl Angst, zu kommen," plapperte Mada und führte sie in das Palais.

„Setzen Sie sich auf dieses schöne Sofa," bat Müller.

Die Wohnung verschwamm im Halbdunkel, aber Mada zog die Stores hinauf, und grelles Licht fiel auf die luxuriös eingerichtete Zimmerflucht.

„Wollen Sie sich die Wohnung jetzt anschauen?"

„Mit großem Vergnügen. Max Baum erzählte mir viel davon."

„Herr Max ist ein guter Freund von Ihnen," warf Mada ein.

„Das ist ein kluger Junge," meinte Müller, „aber sein Vater, bei dem ist es nicht ganz richtig . . . im Kopf. Sehen Sie sich nur alles gut an, das ist keine gebrauchte Schundware, das ist alles auf Bestellung in Berlin gemacht."

„Haben Sie alles vom Ausland bezogen?"

„Alles. Hübermann sagte mir, daß man hier bei euch nichts Anständiges bekommt."

Karl verstummte und besah sich ziemlich oberflächlich die verschiedenen Möbel, die schweren Seiden- und Sammetportieren, die Teppiche, die Bilder, die kostbaren aber geschmacklosen Kandelaber, die bauschigen Oefen aus deutscher Majolika, die speziell für ein Damenzimmer angeschafften Spiegel in Rahmen aus Meißner Porzellan.

Mada erklärte ihm detailliert jedes Gerät; sie war sehr über seine Anwesenheit erfreut, hob jeden Augenblick ihre hellen Porzellanaugen zu ihm und bedeckte sie sofort wieder mit ihren goldschimmernden Wimpern, weil Karl oft mit seinen Blicken an ihrem weißen, mit Sommersprossen wie mit einem Pfirsichflaum bedeckten Gesicht haften blieb. Trotzdem vergaß er nicht, ab und zu wieder laut auszurufen: „Wunderbar! Wunderbar!"

Die Wohnung war wirklich mit parvenühafter Pracht eingerichtet. Es war alles da, was man für Geld kaufen kann, aber das Leben fehlte und der Geschmack.

Ein prunkvoll eingerichtetes Arbeitszimmer war da, in dem niemand arbeitete; ein mit weißer, blaugemusterter Majolika ausge-

legtes Bad, mit einer Marmorwanne und einer in pompeaniſchem Stil bemalten Decke. Man ſah aber, daß hier niemand badete.

In dem kleinen Turm, der das Dach des Palais überragte, war ein mauretaniſch eingerichtetes Zimmer.

„Das iſt ſpaniſch," erklärte Müller.

„Mauretaniſch, Papa hat ſich geirrt," verbeſſerte Mada.

„Haben Sie das alles ſelbſt eingerichtet?"

„Ich habe es ſelbſt bezahlt, und eingerichtet hat's Hübermann."

„Gefällt Ihnen das Zimmer?" fragte Mada.

„Es iſt ſehr ſchön und originell."

„Mir ſchadet es nichts, ob es ſpaniſch oder mauretaniſch iſt, ich werde drin ja ſowieſo nicht wohnen."

„Wohnen die Herrſchaften denn nicht im Palais?"

„Herr Borowiecki, wenn ich im Palais wohnen würde, dann würde man mich grad ſo auslachen, wie den Meyer und den Endelmann. Wozu ſoll ich das, wenn ich's in meiner alten Hütte viel beſſer habe."

„Aber es iſt doch ſchad', es leerſtehen zu laſſen."

„Mag es ſtehen. Alle bauen ſich Paläſte, ich habe auch einen bauen laſſen, alle haben Salons, ich habe auch Salons, Equipagen und Pferde haben ſie, ich habe auch Equipagen und Pferde. Es koſt' viel, mag es koſten; die Leute ſollen es wiſſen, daß Müller Paläſte haben kann, aber lieber in ſeinem alten Hauſe wohnt."

Sie durchſchritten einen rieſigen, ganz weißen Salon, den vier Fenſter erhellten. Dann kamen winzig kleine Zimmer, vergoldet und wie Bonbonnieren ausſtaffiert, ein Eßzimmer, das durch einen Aufzug mit der Küche verbunden war, ganz mit Mahagoniholz getäfelt, eine Bibliothek mit Schränkchen aus weißer Eiche, in der niemand las und niemand die Namen der hier aufgeſtapelten berühmteſten Schriftſteller der ganzen Welt kannte.

Zum Schluß gelangten ſie ins Schlafzimmer; in der Mitte ſtanden zwei Rieſenbettſtellen mit Wäſche aus blauer Seide, und in der Ecke ein großer, marmorner Waſchtiſch.

Niemand ſchlief in dieſem Schlafzimmer.

„Ein wunderbares Zimmer zum Schlafen," ſagte Karl.

„Das iſt für Mada, wenn ſie heiratet. Gehen wir jetzt in Madas Zimmer."

Mada begann dagegen zu protestieren, es sei noch nicht aufgeräumt.

„Bist dumm," brummte Müller und führte Karl in ein sehr helles, mit blaßrosa Stoff ausgeschlagenes Zimmer.

Winzig kleine Möbel standen hier in großer Unordnung auf einem hellen Teppich.

Als sie zurückgingen, besah sich Karl noch einmal die lange Zimmerflucht, die steif in der stillen Leere dastand.

Außer Mada wohnte niemand im Palais, es war nur zur Besichtigung für die Gäste, und es stand nur da, damit Müller sagen konnte: „Ich habe auch ein Palais."

Unten, in einem kleinen Zimmer, das an die Küche stieß und das als Eßzimmer für die ganze Familie diente, bot Frau Müller Kaffee an.

Karl versuchte abzulehnen, aber Müller nahm ihm den Hut weg, faßte ihn unter und setzte ihn auf einen Stuhl. Mada bat ihn so beredt mit ihren Augen, daß er sie nicht verletzen wollte und blieb. Er hatte es aber eilig, weil er heute noch zu Buchholz gehen mußte.

Er nützte die Gelegenheit aus und bat Müller um Protektion bei Schaja für Horn. Der Fabrikant versprach feierlich, daß er morgen persönlich hingehen würde, und garantierte für den Erfolg, weil er mit Schaja näher verkehrte.

Mada konnte es nicht verbergen, daß ihr Karl sehr gefiel, und sie sagte es ihm auch bei jeder Gelegenheit in irgendeiner Art. Auch Müller freute sich über seinen Besuch, faßte ihn immer wieder unter, klopfte ihm auf die Knie und erzählte ausführlich von seiner Fabrik.

Karl heuchelte so gut es ging Interesse für alles, was gesprochen wurde, hörte geduldig zu, antwortete, innerlich aber langweilte er sich, und der Zwang und die Banalität der Themen, die Müller anschlug, ermüdeten ihn.

Das ganze Haus trug den deutlichen Stempel des Kleinstädtertums in Sitten und Ansichten, es roch nach Ordnung und man sah überall echt deutschen Fleiß.

Nur in einem Punkt bildeten die Bewohner eine Ausnahme,

daß die Millionen sie nämlich nicht verdorben hatten und sie sich die Bedürfnisse und Instinkte einfacher Arbeiter bewahrt hatten.

„Wenn Sie unser Nachbar sein werden, dann müssen Sie uns oft besuchen."

„Werden Sie in unserer Nähe wohnen?" rief Mada freudestrahlend.

„Ja. Sehen Sie die lange Fensterreihe hinter der Trawinskischen Fabrik?" Er zeigte durchs Fenster.

„Das ist die alte Meißnersche Fabrik."

„Ich hab' sie gekauft."

„Dann werden Sie ja ganz nahe sein!" rief sie freudig, doch sie verstummte plötzlich, und ihr Gesicht verfinsterte sich. Sie saß jetzt ganz ruhig, bis Karl aufbrach, und bat ihn bloß, er möchte wiederkommen.

Er versprach es feierlich und drückte ihr die Hand zum Abschied so innig, daß eine tiefe Röte ihr Gesicht übergoß und sie lange, aus dem Fenster gebeugt, ihm nachschaute.

Borowiecki ging direkt zu Buchholz, aber ganz langsam, weil die Herzlichkeit Müllers und die noch größere Herzlichkeit Madas auf ihm lastete.

In Gedanken lächelte er einem Bilde zu, das in immer volleren Formen in seinem Gehirn auftauchte, und er fühlte, daß Müller ihm ohne Bedenken seine Tochter geben würde.

Fast laut lachte er auf, als er sich diesen dicken, roten Biedermann vergegenwärtigte, in der Barchentjoppe, der fettigen Hose und den alten Pantoffeln, auf dem Hintergrund eines Palais. Lächerlich war er, aber was ging ihn das schließlich an.

Mada hatte entschieden viel natürliche Anmut und runde zwei Millionen als Zugabe! „Zum Teufel!" brummte er und verlor sich in Voraussetzungen und Kombinationen, entledigte sich ihrer aber rasch. Anka kam ihm nämlich in den Sinn und ihr Brief, den er des Morgens erhalten und bis jetzt noch nicht gelesen hatte.

„Immer kommt etwas in die Quere, und immer ist der Mensch ein Sklave," flüsterte er beim Betreten des Buchholzschen Kontors.

Der Zustand des Fabrikanten hatte sich nach dem letzten Anfall schnell gebessert, so daß er nicht nur wie früher im Kontor herum-

saß, sondern auch schon in die Fabrik ging und sich mit Hilfe seines Stockes oder eines der Arbeiter herumschleppte.

Mit Borowiecki stand er auf gutem Fuß, obwohl dieser ihm gekündigt hatte, und obwohl sie sich jeden Tag ein paar Mal stritten.

Er hatte in allem volles Vertrauen zu ihm und brauchte ihn jetzt, bis Knoll wieder zurück war. Auf die Aufforderung zur Rückkehr wegen der Krankheit des Schwiegervaters antwortete jener nämlich telegraphisch, er werde zurückkommen, wenn der Alte stürbe, sonst denke er gar nicht daran, sich die Geschäfte zu verderben.

Buchholz blätterte in einem großen Buch, das August ihm hinhielt, blickte bloß auf den Eintretenden, nickte ihm mit dem Kopfe zu und prüfte weiter die einzelnen Posten des Büdgets.

Schweigend ging Karl an das Sortieren der Korrespondenz und prüfte dann die Pläne und Kostenanschläge der neuen Einrichtungen in der Färberei, die er selbst vorgeschlagen hatte; die Arbeit war dringlich, weil auf den neuen Maschinen schon die Ware für die nächste Wintersaison gedruckt werden sollte.

Der Abend brach schnell herein, und immer schwärzer wurde der Park vor den Fenstern des Kontors und rauschte mit den nackten Bäumen, die vom Wind bewegt in die Fenster schauten, eine Weile im Licht erzitterten und wieder zurückwichen.

Die Arbeit ging nicht recht vorwärts, jeden Augenblick kam ihm Müller in den Sinn, und er legte dann die steifen, von Zeichnungen, Ziffern und Notizen bedeckten Karten beiseite und versank in tiefes Nachsinnen.

Völlige Stille herrschte im Kontor, bloß der Wind draußen schwoll an und heulte in den Bäumen und schleuderte sie gegen die Wände und Fenster und prasselte dumpf gegen die blechernen Dächer.

Buchholz riß die Augen von dem Buche los und versenkte sich in die fernen Töne einer Harmonika, die mit dem Winde irgendwoher aus einem Heim herüberflossen; seine Lippen zuckten nervös, die roten Habichtsaugen, die heute noch röter waren wie gewöhnlich, verschleierte etwas wie Traurigkeit; lange hörte er zu und sagte endlich leise:

„Langweilig ist's hier, nicht wahr?"

„Wie in jedem Kontor."

„Eine seltsame Lust hab' ich, Musik zu hören, sehr laute Musik, großen Lärm, viele Menschen möchte ich sogar sehen."

„Herr Rat kämen noch ins Theater zurecht. Es ist erst neun."

Buchholz erwiderte nichts, legte seinen Kopf auf die Rückenlehne des Fauteuils und starrte vor sich hin. Langsam legten sich Unlust und Langeweile auf sein Gesicht.

„Wie fühlen sich der Herr Rat heute?" fragte Karl nach einer Weile.

„Gut, gut!" erwiderte er mit gedämpfter Stimme, und ein scharfes, bitteres Lächeln umspielte seine blauen Lippen.

Nein, er fühlte sich nicht wohl; das Herz schlug zwar ruhig und normal, die Schmerzen in den Beinen waren verschwunden, er konnte sich ziemlich leicht bewegen, fühlte aber, daß es ihm nicht gut ging. Eine sonderbare Schwere fühlte er in sich, er konnte nicht denken, weil jeden Augenblick das Gewebe seines Bewußtseins riß und er in eine dumpfe Apathie verfiel; die Arbeit langweilte ihn, die Ziffern, die Gewinne und die Verluste, alles wurde ihm heute allmählich gleichgültig.

Und tief unter der Linie des Bewußtseins, durch den schweren, grauen Nebel der Langeweile hindurch loderten blitzartig unbestimmte Wünsche und Gelüste auf, so blitzartig, daß sie auf dem Wege zum Bewußtsein schon zerflatterten, das Gehirn in düstere Schleier hüllten und das Herz mit der Trauer der Unlust erfüllten.

„Furchtbar leer ist es im ganzen Haus," sagte er leise und schaute im Kontor herum, an den Schränken entlang, an den Fenstern; er blickte auf August, der, mit dem Rücken an die Türnische gelehnt, sich plötzlich aufrichtete und auf die Befehle wartete.

Alles schaute er mit einem seltsam prüfenden Blick an, als ob er es zum ersten Male sähe, und fiel kraftlos in den Fauteuil zurück, senkte den Kopf auf die Brust und atmete schwer, weil ein kräftiger, sehr schmerzhafter Krampf einer unerklärlichen Angst seine Seele packte. Er klammerte sich mit den Augen an die schwarzen Ziffernpunkte auf dem weißen Blatt des Buches, an den Lichtschein auf dem großen, bronzenen Tintenfaß, und klammerte sich dann wieder an den immer leiser herüberklingenden Ton der Harmonika, an das Rauschen des Parkes und an den fernen, dumpfen Schall des

Straßenlärms; aber die Seele glitt kraftlos von diesen letzten Stützen herab und sank in die finstere, furchtbare Stille zurück.

Vor zehn wurde Karl mit der Arbeit fertig. Er reichte Buchholz die Papiere und erklärte ihm ausführlich jeden Posten.

„Gut, gut," sprach Buchholz von Zeit zu Zeit, ohne irgend etwas zu hören.

Es interessierte ihn gar nicht mehr, denn immer tiefer spürte er die Leere und die Einsamkeit, in der er lebte, mit immer engerem Kreis umspannten Unlust und Erschöpfung seine Seele.

„Wozu soll ich mich damit befassen? Ob es soviel oder soviel kostet, das ist doch Sache des Kassierers," sagte er unwillig.

Borowiecki wollte gehen.

„Sie gehen schon?"

„Ich bin mit der Arbeit für heute fertig; gute Nacht!"

Er drückte ihm die Hand und ging. Buchholz konnte sich nicht zu der Bitte aufraffen, er möchte noch bleiben, denn im letzten Augenblick schämte er sich seiner kindlichen Schwäche.

Er horchte auf den in der Ferne sich verlierenden Schall der Schritte und hätte viel darum gegeben, wenn Borowiecki noch einmal zurückgekommen wäre.

„August, wir gehen nach oben," sagte er leise, erhob sich von seinem Platz und ging ohne Hilfe des Lakais, der die Lichter auslöschte und die Türen schloß.

Der zweite Lakai, der im Vorzimmer wachte, ging mit einer Kerze voran, und Buchholz schleppte sich langsam durch die riesige, stille und leere Wohnung.

So seltsam leer kam sie ihm heute vor, so sehr drückte ihn heute die Einsamkeit, daß er zu seiner Frau hinüberging. Sie schlief aber schon, und bloß der Papagei, den der Lichtschein aufweckte, sprang vom Käfig herunter, krallte sich an den Vorhang und schrie wehmütig:

„Pudel, Pudel!"

Enttäuscht trat er zurück und ging direkt auf sein Zimmer.

„August!" rief er halblaut.

Der Lakai richtete sich erwartungsvoll auf, Buchholz sagte ihm aber nichts, saß im Fauteuil am Ofen, schürte mit seinem Stock im

verglimmenden Feuer und sah mit einer seltsamen, das erste Mal im Leben verspürten Angst, daß er allein bleiben mußte.

„Mach' die Fensterläden zu," sagte er endlich und vergewisserte sich selbst, daß die eisernen Innenläden auch gut verschlossen wären; zog sich aus, legte sich hin und versuchte zu lesen, aber die Augen waren schwer wie Blei. Er konnte sie nicht mehr bewegen.

„Kann ich schon gehen?" fragte leise flüsternd der Lakai.

„Geh, geh!" erwiderte er ärgerlich und rief, als der Diener schon bei der Tür war: „August!"

Der Lakai kam zurück und wartete. Da begann Buchholz langsam ihn nach seiner Frau und nach seinen Kindern auszufragen und fragte so gnädig, daß August sich in gehörige Entfernung von der Reichweite seines Stockes zurückzog und schüchtern antwortete, durch diese unerhörte Güte beunruhigt.

Buchholz wollte ihn nur so lange als möglich im Zimmer zurückhalten, konnte es ihm aber nicht grad' ins Gesicht sagen, daß er bleiben solle.

Das seltsame Gespräch ermüdete ihn bald, und schließlich winkte er dem Lakai, er solle gehen.

Er blieb allein, und diese seltsamen Aengste vor der Einsamkeit und die dunkle Furcht durchbohrten seine Seele mit immer schärferen Lanzen.

Eifrig horchte er auf den Schall von der Straße, aber die Straße schlief schon, und die leiseren Echos vermochten nicht durch die eisernen, mit Tuch beschlagenen Fensterläden durchzudringen.

Er erhob sich auf die Ellenbogen und horchte lange mit angehaltenem Atem, krampfhaft den Revolver umspannend; es schien ihm nämlich, daß sich Schritte durch die leeren Zimmer näherten, ja, er hörte es immer deutlicher.

Es kam aber niemand, bloß die klagenden Töne einer tickenden Uhr drangen aus irgendeinem Zimmer bis zu ihm.

Dann schien es ihm wieder, daß die schwere Samtportiere, die die Tür verdeckte, sich seltsam bauschte, als ob ein Mensch hinter ihr stünde.

Er lächelte über seine Täuschung und lag wieder ruhig da; das Licht hatte er gedämpft.

Einschlafen konnte er aber nicht.

Die Stunden verrannen so furchtbar langsam, daß sie ihm wie Ewigkeiten schienen.

Beruhigen konnte er sich immer noch nicht. Die Aufregung und all die Aengste wuchsen im Gegenteil immer mehr und verdichteten sich langsam zu der Furcht vor dem Tode.

Es schien ihm, daß er gleich, im Augenblick sterben werde, und er sah es so klar, so gepackt hatte ihn dieser furchtbare Gedanke, so betäubt, daß er aus dem Bette sprang, als ob er flüchten wollte, am ganzen Körper vor Angst zitterte und heftig auf den diensthabenden Lakai, der unten schlief, zu schellen begann.

„Schnell, der Doktor soll sofort herkommen," rief er mit blassen Lippen.

Als bald darauf Hammerstein erschienen war, sagte er zu ihm:

„Mir fehlt was! Untersuch' mich mal ordentlich und rate was."

„Ich finde nichts," erwiderte der verschlafene Arzt, als er ihn recht sorgfältig untersucht hatte.

Buchholz erklärte ihm seinen Zustand.

„Wenn der Herr Rat ausgeschlafen haben werden, dann vergeht das alles."

„Dummkopf!" antwortete ihm Buchholz heftig, nahm aber die große Dose Chloral und schlief bald ein.

* *
*

Von der übermäßigen Arbeit ermüdet, fuhr Borowiecki in die Stadt, um ein Glas Tee zu trinken.

In der Konditorei war es schon ganz leer um diese Zeit, bloß im letzten Zimmer saßen unter einem Spiegel Wysocki, David Halpern und Myszkowski, ein Ingenieur der Baron Meyerschen Fabrik.

Er setzte sich zu ihnen. Mit Wysocki wurde er gleich bekannt gemacht.

Ueber einen kleinen Tisch gebeugt, schlug David Halpern mit seinen mageren Händen auf die Tischplatte und schrie:

„Sie, Herr Myszkowski, Sie wissen nicht, was die Arbeit in

Lodz abwirft, weil Sie es nicht wissen wollen, aber ich werde Sie überzeugen, ich werde Ihnen die Resultate zeigen!"

Er zog aus seiner Brieftasche einige Ausschnitte des „Kuriers" hervor, hielt sie ihm vor die Augen hin und las:

„Hören Sie zu: vom 22. bis zum 28. betrug die Lodzer Ausfuhr: 1.791 Pud Eisenwaren, 11.614 Pud Garn, 22.852 Pud Baumwollwaren, 10.309 Pud Wollwaren. Sagt Ihnen das gar nichts? Das hat sich wohl selbst verarbeitet! Gleich werde ich Ihnen zeigen, was in dieser Woche in Lodz gearbeitet wurde."

„Langweilen Sie uns nicht mit Ihren Statistiken. Garçon, drei Kaffee! Sie trinken doch mit, Herr Borowiecki?"

„Nur paar Ziffern werde ich Ihnen vorlesen. Hören Sie zu, meine Herren, das ist so wertvoll wie die Bibel, vielleicht sogar bißchen mehr: Folgende Einfuhr: 11.719 Pud Wolle, 12.333 Pud Garn, 7.303 Eisen, 4.618 Maschinen, 8.771 Schmierfett, 36.117 Mehl, 8.794 Getreide, 18.685 Gerste, 36.850 Holz, 120.682 Rohbaumwolle, 1.032.360 Pud Steinkohle. Die Ziffern klingen schön, ein schönes Stück Papier so'ne Liste; Lodz muß schon einen guten Magen haben, um das alles zu verdauen, da muß man schon bißchen arbeiten, und dann sagen Sie, daß nur die Dummen arbeiten."

„Und das Vieh, das Vieh, das mit der Peitsche getrieben wird," sprach ruhig Myszkowski, den Kaffee schlürfend.

„Aj, aj was reden Sie da! Wie heißt Peitsche? Wo ist Peitsche! Menschen müssen arbeiten. Na, sagen Sie mal selbst, was würde so ein einfacher Bauer machen, wenn er nicht arbeiten müßte! Verschimmeln würde er vor Faulenzerei, und vor Hunger verrecken."

„Lassen Sie das! Begeistern Sie sich nur weiter für die Arbeitsamkeit der Stadt, preisen Sie nur weiter Ihr wunderbares Städtchen, küssen Sie nur jedem die Hände, der Millionär werden will, und erzählen Sie weiter, daß die Millionäre nur deshalb zu ihren Millionen gekommen sind, weil sie am meisten gearbeitet haben."

„Natürlich haben sie's daher, wo hätten sie's sonst hernehmen sollen!" schrie Halpern aufgebracht.

„Weil sie dümmer sind als ihre Arbeiter. Deshalb haben sie das Geld."

„Ich verstehe Sie überhaupt nicht mehr. Meiner Treu, Herr

Myszkowski, ich verstehe gar nichts mehr von dem, was Sie reden. Bis jetzt wußte ich immer, daß derjenige, der was arbeitet, auch was hat, und derjenige, der arbeitet und klug ist, noch mehr hat, und derjenige, der sehr klug ist und sehr arbeitet, der macht Millionen!" schrie laut Halpern.

„Worum handelt sich's denn?" fragte Borowiecki, der sich nicht klar war, worum die beiden stritten.

„Ich behaupte, daß alle Millionäre, alle diejenigen, die mit der ganzen Anspannung ihrer und fremder Muskeln und Kräfte arbeiten — Dummköpfe sind, Kretins sind. Herr David Halpern behauptet das Gegenteil. Er redet unglaublich unsinniges Zeug zu Ehren der Arbeit, stellt auf die Altäre Vieh, das auf seiner Streu von Gold fault, und will, daß ich es bewundere."

„Und die Wahrheit liegt wohl in der Mitte!" warf Wysocki ein, der bis jetzt geschwiegen hatte.

„Fahren Sie zum Himmel mit Ihrer Mitte! Man ist ein vollkommenes Vieh, oder ein Mensch; Uebergänge gibt's in der Natur nicht, höchstens in den Schädeln idiotischer Ideologen."

„Ich muß Sie überzeugen, Herr Myszkowski, daß ein Fabrikant, daß ein Mensch, der Millionen machen will, hundertmal mehr arbeitet, als der Arbeiter, und daß man ihn deshalb achten muß."

„Verschonen Sie mich mit Dummköpfen, die sich abschinden, um Geld zu machen, erzählen Sie mir lieber von allen göttlichen Geschöpfen, die bloß so viel arbeiten, um davon leben zu können, nur die haben Verstand."

„Wenn Sie Millionen hätten, Herr Myszkowski, würden Sie anders reden."

„Ich schätze Sie sehr, Herr Halpern, aber ich könnte Ihnen noch was Dummes sagen, wenn Sie von Dingen reden, von denen Sie nichts verstehen. Ich hatte genug Geld, und habe es verpraßt, da, so!" Er blies Halpern den Rauch in die Augen.

„Fragen Sie Kurowski, wir haben's zusammen verpraßt. Ich kümmere mich so viel um Geld, wie um den gestrigen Regen. Sie halten mich für einen Dummkopf, Herr Halpern! Nein, Herr David, um einen Rubel mehr zu verdienen, als ich brauche, werde ich auch keine fünf Minuten früher aufstehen, als ich grad' mag, und um Milliarden zu machen — werde ich keine Annehmlichkeit des vol-

len menschlichen Lebens opfern, nicht dem Atmen in freier, sonniger Luft entsagen, nicht meinen Spaziergängen und den Gedanken über etwas größere Dinge, als Milliarden, nicht der Liebe, — und so weiter, und so weiter. Ich werde nicht arbeiten, nein! Weil ich leben will, leben, leben! Ich bin kein Zugvieh noch eine Maschine, ich bin ein Mensch. Nur der Dumme verlangt nach Geld und opfert alles, um Millionen zu machen, das Leben und die Liebe und die Wahrheit und die Philosophie und alle Schätze der Menschheit; und wenn er dann schon so satt wird, daß er Millionen ausspeien kann, was dann?

„Dann verreckt er auf seiner mit Eigentumstiteln ausgestopften Matratze. Das ist ein großer Trost! Grad' so, als ob er auf nackter Erde verrecken würde. Und wenn man ihn später fragen würde, wie er gelebt habe? Dann würde er antworten: ich habe gearbeitet. Wozu? Millionen hab' ich gemacht! Weshalb? Na, um Millionen zu haben, daß die Menschen mich anstarren, daß ich Equipagen haben und Dummköpfen imponieren kann, und um mitten im unerfüllten Leben zu verrecken, vor Erschöpfung zu verrecken, aber auf Millionen!"

„Sie berühren da eine wichtige Frage, über die man viel reden könnte."

„Dann redet nur weiter, ich geh' nach Haus; aber ich werde Sie noch ein andermal, in einem günstigen Augenblick davon überzeugen, Herr Borowiecki, daß man euch allen einen furchtbaren Arbeitsbazillus eingeimpft hat, der am ganzen Organismus der Menschheit frißt, und ich glaube, daß die ganze Menschheit früher untergehen wird, als es die Geologen voraussagen, wenn man nicht noch zur Besinnung kommt."

Sie gingen auf dem einsamen Bürgersteig die Straße aufwärts.

Nach langem Schweigen ergriff Wysocki das Wort und begann leidenschaftlich nachzuweisen, das Uebel läge nicht darin, daß alle zu viel arbeiteten, sondern darin, daß nicht alle arbeiteten.

Myszkowski antwortete gar nichts, verabschiedete sich gleich und ging nach Hause.

Borowiecki schaute müden Blickes auf die schlafende, stille Straße.

Halpern fing diesen Blick auf und begann:

„Sie sehen sich die Stadt an! Sie stellen fest, daß Myszkowski nicht recht hat; wenn man arbeiten würde, wie er es haben will, dann ständen hier nicht diese Häuser, die Paläste, die Fabriken und diese Läden, dann stände hier nicht Lodz! Ein schönes Stück Wald gäbe es hier statt dessen, wo die Besitzer auf Wildschweine jagen könnten."

„Das würde uns doch nichts schaden, Herr Halpern."

„Ihnen vielleicht nicht, aber ich brauche Lodz, ich brauche die Fabriken, die große Stadt und den großen Handel! Was würde ich auf dem Lande machen? Was würde ich mit den Bauern anfangen?" schrie er.

„Pächter würden sie sein," erwiderte kühl Borowiecki und suchte nach einer Droschke.

„Unter denen ist ja auch so eine Konkurrenz, daß sie Hungers sterben."

„Bloß jene, die es nicht verstehen, die Bauern und die Gutsbesitzer zu beschmuggeln."

„Wie heißt? So'n Gerede? Das ist bloß ein antisemitisches Gerede, an das Sie selbst nicht glauben, weil Sie sehr gut wissen, daß die Plötze ein großer Gründling auffrißt, den Gründling ein Barsch, den Barsch ein Hecht und den Hecht? Den Hecht verschlingt der Mensch! Und den Menschen verschlingen andere Menschen, Bankrotte verschlingen ihn, Krankheiten, Sorgen, bis ihn endlich der Tod verschlingt. Das ist alles sehr in der Ordnung und auch sehr schön, das macht den Betrieb auf der Welt."

„Das ist Talmud-Philosophie, Herr Halpern."

„Das ist die Philosophie des Sehens, und ich sehe schon lange mit offenen Augen auf die Welt, Herr Wysocki. Herr Direktor, was denken Sie denn von Myszkowski?" fragte er und hielt Karl, der sich grad' verabschieden wollte, am Arm zurück.

„Ein sehr guter Mensch, ein sehr guter!" erwiderte er ausweichend.

„Ein genialer Mensch ist das! Millionen hat er im Kopf und will sie nicht hervorholen. Wissen Sie, daß er eine neue Erfindung bei Meyer gemacht hat? Ein neues Mittel zum Bleichen der Weißwaren. Meyer verdient dabei fünfzig Prozent, und was glau-

ben Sie, daß Myszkowski davon hat? Nichts hat er! Für diese Erfindung, die eine Million wert ist, wurden ihm zweitausend Rubel Jahresgehalt angeboten, er nahm es und geht heut noch in die Fabrik und arbeitet im Laboratorium! Ich schätze ihn sehr, aber wie einer kein Vermögen machen will, wie einer darüber lachen kann, daß andere Geld machen, das verstehe ich nicht, das ist für mich ein bißchen finster."

Er schlug sich an die Stirn.

„Gut' Nacht, meine Herren," sagte Karl.

„Ich hatte ein Anliegen an Sie und werde es in paar Worten erledigen," begann Wysocki. „Obwohl ich Sie nicht kannte, wollte ich doch so frei sein und Sie aufsuchen und für jemand um etwas bitten."

„Suchen Sie Beschäftigung für jemand?"

„Ja, ich kenne hier so einen armen Teufel, der seit zwei Jahren vergeblich Arbeit sucht."

„Ein Fachmann?"

„Ein gewesener Gutsbesitzer, aber ein Mann von makelloser Anständigkeit."

„Das ergibt zusammen so große Qualifikationen, daß er noch die nächsten zwei Jahre mit demselben Erfolg eine Stelle suchen kann."

„Ein sehr armer Mann mit zahlreicher Familie, sie sterben fast Hungers."

„Das ist doch keine Ausnahme. An solchen mangelt's in Lodz nicht."

„Vielleicht könnten Sie da helfen. Irgendeine Stellung mit beliebigem Gehalt, die gewöhnlichste würde für ihn schon eine wirkliche Wohltat bedeuten. Entschuldigen Sie, daß ich Sie mit einer Bitte belästige, obgleich ich Sie kaum kenne."

„Das ist nicht der Kernpunkt der Frage; die Hauptsache ist, daß ich leider nicht weiß, was ich Ihnen antworten soll. Die besser bezahlten Stellungen sind nie frei, weil doch für jeden freien Posten sich zwanzig Kandidaten melden, und zwar hauptsächlich Fachleute."

„Bei dem handelt es sich ja um die gewöhnlichste Arbeit; wenn Sie also irgendwie könnten . . ."

Borowiecki gab ihm seine Visitenkarte.

„Mag Ihr Protegé mit dieser Visitenkarte morgen nachmittag zu mir in die Fabrik kommen. Ueber Stellungen verfüge ich nicht, aber ich werde versuchen, etwas für ihn zu machen. Ich garantiere Ihnen natürlich nicht für den Erfolg."

Sie gingen nach verschiedenen Richtungen auseinander.

XIV

Langsam schritt David Halpern die Piotrkowerstraße entlang, sann über Myszkowski nach und vertiefte sich in den Anblick der Stadt, die er aus ganzer enthusiastischer Seele liebte.

Er wollte nicht daran denken, daß diese Stadt ihm alles genommen hatte, was er von seinem Vater ererbt; daß er seit Jahren von der Hand in den Mund lebte; daß er immer wieder nach einer anderen Verdienstmöglichkeit suchen mußte; daß er stets bloß auf dem Wege zum Vermögen war und es ihm immer wieder aus den Händen entschlüpfte; er erklärte es sich mit einem Mangel an Glück, machte aber trotzdem unverdrossen immer neue Kontors auf, immer neue Läden oder Agenturen und endete immer mit einem Bankrott. Die Hoffnung verlor er nie, schritt immer mit demselben Glauben durchs Leben, in Lodz und seine Macht vergafft, betäubt von dessen Größe und hypnotisiert von den Millionen, die sich um ihn herum wälzten.

Kinder hatte er nicht und arbeitete bloß für seine Frau, damit sie alljährlich nach Franzensbad fahren konnte; er selbst kam nie aus Lodz heraus; und es war ihm auch gleichgültig, was er aß, wie er wohnte und wie er sich kleidete. Er besaß nichts, war aber glücklich, daß Lodz immer reicher wurde, daß er diesen wahnsinnigen Betrieb mit anschauen konnte: die aufgestapelten Waren, das Getöse der arbeitenden Maschinen, den Lärm auf den Straßen, die vollgestopften Magazine, die neuen Bauten, Millionäre, Fabriken, alles, was diesen Koloß zusammensetzte, der jetzt unter dem stillen, dunklen Himmel und dem dahinfließenden Monde ruhig schlief.

Er liebte Lodz.

Wie er die Fabrikanten und die Arbeiter liebte und sogar die einfachen Bauern, die alljährlich im Frühling in Scharen herein-

zogen und auf den Straßen laut erzählten, neue Fabriken und neue Häuser würden gebaut und die Betriebe verstärkt.

Er liebte Lodz.

Was ging es ihn an, daß dieses Lodz schmutzig war, schlecht beleuchtet, schlecht gepflastert, schlecht gebaut, daß alljährlich die Häuser über den Köpfen der Einwohner zusammenstürzten, sich die Menschen bei hellem lichten Tag in den Seitengassen Messer in den Leib rannten!

An solche Nebensächlichkeiten dachte er nicht, ebenso wie er nicht daran dachte, daß hier Tausende Hungers starben, daß Tausende im Elend verkamen, daß Tausende mit der Anspannung aller Kräfte um eine elende Existenz kämpften, und daß dieser stille, immerwährende und fürchterliche Kampf, der Kampf, der sogar ohne Hoffnung auf Sieg geführt wurde, mehr Menschen jährlich fortraffte, als die schrecklichsten Epidemien.

„Das gerade macht den Betrieb," redete er sich ein und freute sich, daß die Stadt mit wahnsinniger Schnelligkeit wuchs, daß er die riesigen Ziffern der Ein- und Ausfuhr bewundern konnte, und daß der Umsatz jährlich um viele Millionen zunahm.

Seine trockene, semitische Seele versank in diesen Ziffern und ergötzte sich an ihrer immer steigenden Höhe.

Stolz blickte er auf die neuen Millionäre und verehrte sie aus ganzer Seele. In aufrichtiger Verzückung bewunderte er vom Bürgersteig aus die Pracht ihrer Gespanne und ihrer Wohnungen; enthusiastisch verbreitete er in der Stadt die Höhe der Summen, die verschiedene Baumwoll- und Halbwollkönige für ihre Behausungen auswarfen.

Das war David Halpern, der jetzt nach seiner Wohnung ging und über Myszkowski nachsann.

Myszkowski war für ihn, den Verehrer des Geldes, ein ganz unverständlicher Mensch. Er konnte nicht begreifen, wie man sich nicht nach Millionen bücken kann, die einem von selbst zurollen.

Solche Gedanken beschäftigten ihn, als er leise eine Tür im dritten Stock eines großen Hauses öffnete. Bevor er eintrat, vernahm er gedämpfte Klänge, die aus der Tiefe eines dunklen Korridors flossen. Er betrat die Wohnung.

Seine Frau schlief schon. Da er jedoch Hunger verspürte,

durchsuchte er die Speisekammer und ging mit einem Stückchen Zucker — er fand nichts anderes — leise in die Küche, um sich Tee zu machen. Der Samowar war schon ausgegangen, er goß sich jedoch Tee in eine Tasse und trank ihn in dem winzigen Vorzimmer, leise auf und ab gehend, um seine Frau nicht zu wecken und um etwas von der durch die Tür hereindringenden Musik zu hören.

Da es ihm aber bald zu langweilig wurde, ging er mit der Tasse in der Hand über den Korridor und klopfte ganz vorsichtig an die Tür, hinter der die Musik erklang.

„Herein!" ließ sich eine Stimme vernehmen.

Kühn trat er ein, nickte wohlwollend den Spielenden mit dem Kopfe zu, ließ sich am Ofen nieder und lauschte, den Tee in kleinen Zügen trinkend, in andächtiger Hingebung.

Horn blies die Flöte, Malinowski spielte auf dem Cello, Schulz auf einem Klarinett und Blumenfeld, der das Quintett leitete, auf einer Violine.

Die zweite Geige spielte Stach Wilczek. Jusiu Jaskulski saß im anderen Zimmer.

Außer Horn waren sie alle Schulkameraden und versammelten sich zweimal wöchentlich, um zusammen zu musizieren.

Sie kamen immer bei Horn zusammen, weil er der wohlhabendste von ihnen war; er praktizierte bloß in Lodz und sein Vater war sehr reich. Er hatte auch die Instrumente angeschafft; die Seele dieser musikalischen Unterhaltungen war aber Blumenfeld, ein Berufsmusiker, der das Konservatorium absolviert hatte. Da er aber von der Musik in Lodz nicht leben konnte, arbeitete er unterdessen in Großglücks Kontor als Buchhalter. Jusiu Jaskulski war der Jüngste von ihnen; spielen konnte er nicht, verkehrte aber häufig bei den anderen.

Endlich brachen sie ab, weil die Aufwartefrau den Samowar hereinbrachte. Horn deckte den Tisch und stellte die Gläser hin.

„Herr Halpern, setzen Sie sich doch zu uns," bat er.

„Sehr gern."

„Was schaust du denn so immer auf die Uhr? Hast du's denn so eilig, Wilczek?"

„Hast du heute noch Dienst?"

Wilczek arbeitete in den Eisenbahnmagazinen.

„O nein, vom Bureau habe ich heute ein für alle Mal Abschied genommen."

„Wie, was? Hast wohl in der Lotterie gewonnen?"

„Du heiratest vielleicht die Mendelsohn?"

„Oder verschwindest mit der Kasse nach Amerika!" riefen alle zugleich.

„Nichts von alledem, ich habe was Besseres. Ein wunderbares Geschäft, das mich auf die Beine bringt, ihr sollt es sehen, auf vier Beine zugleich."

„Warst ja schon immer ein Vierbeiniger!" ließ sich Malinowski vernehmen und blickte ihn mit seinen grünen Augen an, in denen Verachtung und Unwillen sich spiegelten.

„Nie war ich aber ein Idiot, der sich mit Erfindungen abgibt, deren Verwirklichung aussichtslos ist."

„Was weißt du davon, was kannst du überhaupt anderes wissen, außer wie man beim Ein- und Verkauf beschmuggelt; du bist ein einfacher gewöhnlicher Trödler. Und merk' dir bitte, daß die Idiotien genialer Menschen mehr Nutzen der Welt gebracht haben, wie die praktische Dummheit, die billig einzukaufen und teuer zu verkaufen versteht. Hörst du, Wilczek?"

„Ich höre und werde es mir merken, wenn du um neuen Kredit mich angehst."

„A propos, laß mir zwanzig Pfund Kupferdraht kommen, denselben wie das letzte Mal," warf ruhig Malinowski ein.

Trotz seines Zornes notierte sich Wilczek die Bestellung ins Notizbuch. Sie stritten lustig weiter.

„Na, aber jetzt ist's genug. Hier ist eine wichtigere Sache," schwenkte endlich Malinowski ab. „Jusiu Jaskulski braucht für morgen abend hundert Rubel und bittet uns alle, ihm diese Summe zu leihen. Er wird sie in monatlichen Raten zu zehn Rubel abzahlen. Das Geld bedeutet für ihn eine Lebensfrage, ich bitte euch also auch noch speziell um diese kameradschaftliche Hilfe. Ich garantiere für die ganze Summe."

„Du läßt wohl eine Hypothek auf deine Erfindung eintragen," sagte Wilczek.

„Wilczek!" schrie Malinowski aufgeregt und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Meine Herren, veranstalten wir also eine

Sammlung," fügte er mild hinzu und legte die einzigen fünf Rubel, die er besaß, auf den Tisch. Schulz legte gleichfalls fünf Rubel hin, Blumenfeld zehn.

„Was dann noch fehlen sollte, das lege ich schon zu. Ich hab' zwar heute gar nichts, kann es mir aber morgen leihen," sprach Horn. „Na, Wilczek geben Sie mal zwanzig Rubel her."

„Ich hab' keine drei Rubel bei mir, Ehrenwort, legen Sie fünf Rubel für mich aus."

„Das haben Sie sich sehr witzig ausgedacht," bemerkte Horn leise.

„Rechnen Sie ja nicht auf ihn. Sie werden schon die achtzig Rubel zulegen müssen, Horn, bis jetzt sind's zwanzig, aber auf alle Fälle vor sechs Uhr morgen abend."

„Ganz sicher, kommen Sie morgen zu mir, Herr Jaskulski."

Jusiu dankte allen mit Tränen der Rührung in den Augen, außer Wilczek, der verächtlich lächelte und immer rascher im Zimmer auf und ab ging. Er hatte wohl Geld bei sich, lieh aber nie etwas.

„Wozu brauchst du denn die hundert Rubel?" fragte er Jaskulski.

„Wenn du doch nichts hergibst, dann brauch' ich's dir nicht zu erzählen."

„Grüß' die Mama von mir."

Jusiu antwortete nichts darauf; er fühlte sich gekränkt, weil er sich gut erinnerte, wieviel dieser Wilczek ihnen zu verdanken hatte.

Rasch lief er mit der frohen Botschaft nach Hause. Das Geld war für die Mutter, der irgendein Bäcker eine Filiale übergeben wollte unter der Bedingung, daß sie eine Kaution von hundert Rubel hinterlegte. Es war dies gewissermaßen eine Versicherung gegen den Hungerstod der ganzen Familie. Die Wohnung sollten sie umsonst haben und noch einen bestimmten Prozentsatz vom Verkauf.

Eine Weile schwiegen alle.

Blumenfeld stimmte seine Geige, Horn trank den Tee, Schulz blickte auf Malinowski, der mit seinem ewigen Lächeln in algebraische Formeln starrte, die er auf das Tischtuch schrieb, und Wilczek spazierte immer noch herum und dachte an sein künftiges Geschäft.

Ab und zu ließ er ironische, verächtliche Blicke über die anderen schweifen, setzte sich manchmal zischend auf einen Stuhl nieder und nahm seinen Schuh ab. Die eleganten Lackstiefel, die er an hatte, waren ihm zu eng und drückten ihn immer mehr. Er war mit der übertriebenen Eleganz eines Kommis angezogen.

„Schulz, ich habe unabsichtlich das Geheimnis eures jungen Keßler entdeckt!" begann er, seinen Schuh wieder anziehend und den Spaziergang im Zimmer wieder aufnehmend.

„Du hast schon einen besonderen Spürsinn."

„Weil ich überall genau hinschaue."

„Manchmal verlohnt sich ja so ein genauer Blick!"

„Malinowski!" rief er empört und setzte sich, weil ihn der Schuh immer mehr drückte.

„Gestern bin ich in der Oststraße einem sehr schönen Mädchen begegnet, ich stieg ihr nach, um sie mir besser anzuschauen, ihr Gesicht kam mir bekannt vor. Sie trat in ein Haus in der Dzielnastraße ein und verschwand in einem Hof. Etwas betrübt darüber, beginne ich nach dem Hausmeister zu suchen, um von ihm was zu erfahren, und stoße da auf den jungen Keßler, der grad' durchs Tor tritt. Das schien mir verdächtig. Weil es doch bekannt ist, daß der Keßler immer Mädchen nachläuft. Ich wartete also vor dem Hause, und nach ein paar Minuten kam er wirklich wieder heraus, aber nicht allein, mit dem Mädchen. Sie war so aufgeputzt, daß ich sie nur mit Mühe erkannte. Sie stieg in einen Wagen ein, der paar Häuser weiter wartete, und fuhr in der Richtung des Bahnhofes. Du mußt dieses Mädchen kennen, Malinowski."

„Wie kommst du zu dieser Annahme?" fragte er scheinbar ruhig.

„Letzten Sonntag habe ich dich gesehen, wie du mit ihr aus den Keßlerschen Arbeiterhäusern herauskamst, du führtest sie sogar am Arm."

„Das ist nicht wahr! Das konnte nicht . . ." rief er heftig, irgendeinen Namen herunterschluckend.

„Ich bin vollkommen sicher, daß es dieselbe war. Brünett, sehr lebhaft und sehr schön."

„Lassen wir das, was geht denn mich das an," flüsterte Malinowski abwehrend und fühlte, wie ein scharfes Messer sich in seine Seele bohrte.

Aus den wenigen Worten erkannte er, daß dieses Mädchen Soschka, seine Schwester gewesen sein mußte.

Aber nein, er konnte daran nicht glauben; schweigend saß er da, und wollte doch aufspringen, nach Hause laufen, rührte sich aber nicht, erhob nicht einmal seine Augen zu den anderen, weil er ihrem Blick nicht begegnen wollte, weil er vermeiden wollte, daß sie in seinen Augen das Geheimnis errieten. Als er sich etwas beruhigt hatte, ging er hinaus, ohne sich zu verabschieden, und lief zu den Eltern, die in den Keßlerschen Arbeiterhäusern wohnten.

Die großen dreistöckigen Vierecke, die wie Kasernen ausschauten und in denen Hunderte von Menschen nisteten, standen finster und still da; nur in einem Fenster brannte Licht. Das ganze Haus schlief, selbst auf den Korridors, durch die Malinowski lief, war es dunkel und einsam, und bloß seine Schritte hallten im ganzen Hause wider.

In der Wohnung traf er bloß seine Mutter und den jüngeren Bruder an, der in einen Schal gehüllt in der Küche saß und mit zugehaltenen Ohren, sich hin und herwiegend, mit eintöniger Stimme die Schulaufgabe sich ins Gedächtnis einprägte.

„Ist Vater schon lang in die Fabrik fort?" fragte er, mit den Augen im anderen Zimmer nach Soschka suchend.

Die Mutter erwiderte nichts; sie kniete vor dem goldschimmernden Bild der Czenstochauer Mutter Gottes, das auf der Kommode im purpurnen Licht eines Lämpchens stand, betete halblaut und ließ die Perlen eines großen Rosenkranzes rasch durch ihre Finger gleiten.

„Wo ist denn Soschka?" fragte er und zitterte vor Ungeduld.

„Und gebenedeit sei die Frucht Deines Leibes Jesus! Amen! Vater ist schon lange fort. Soschka ist gestern zu Tante Olesia gefahren;" sie betete weiter.

Adam wußte nicht was er anfangen sollte; er wollte der Mutter von seinem Verdacht erzählen, als er sie aber in dieser andächtigen Verzückung, so ganz in die Gebete vertieft sah, wagte er es nicht.

Es tat ihm leid, diese Ruhe und Stille, die in der düsteren Wohnung herrschten, zu stören. Er setzte sich für eine Weile nieder und blickte auf das alte, müde Gesicht der Mutter, auf das weiße Haar, auf dem blutige Reflexe des Lämpchens spielten, auf die zwei blü-

henden Hyazinthen, die an der Seite des Muttergottesbildes standen und im Zimmer einen erstickenden Duft ausströmten.

„Ist Soschka wirklich zu Tante Olesia gefahren?" fragte er leise.

„Ich hab's dir doch gesagt. Der Tee wird noch warm sein, Jusiu hat erst vorhin Wasser aus der Fabrik gebracht, soll ich dir bissel Tee machen?"

Adam erwiderte nichts, ging schnell hinaus, ohne auf die Mutter zu achten, die ihm etwas nachrief, und ging in die Keßlersche Fabrik, wo der Vater als Mechaniker am Hauptmotor arbeitete.

Der Portier ließ ihn ohne weiteres in den großen, dunklen Hof ein. Von drei Seiten umgaben ihn riesige Bauten, die mit unzähligen Fenstern leuchteten und von einem dumpfen, ununterbrochenen Getöse arbeitender Maschinen widerhallten. Seit einem Monat arbeiteten die Weberabteilungen und die Spinnereien wegen großer Arbeitsanhäufung Tag und Nacht.

An der vierten Seite des Hofes stand ein großes, dreistöckiges Haus, das wie ein Turm aussah. Durch die schwachbeleuchteten Fenster sah man die undeutlichen Umrisse eines riesigen Triebrades in wahnsinniger Bewegung.

Adam schritt an den niedrigen, jetzt untätigen Pavillons vorbei, wo die Wollgarnfärbereien und die Seifensiedereien sich befanden; aus den Oelen nämlich, die bei der Entfettung der Wolle gewonnen wurden, wurde außer Pottasche auch Schmierseife verarbeitet; er schritt an den Oefen vorbei, aus deren Herden schon von weitem große Gluten aufflammten, und betrat den Turm.

Einige halbnackte, vom Ruß geschwärzte Menschen fuhren unablässig Kohlen auf und andere warfen sie in die Feuerherde. Im ersten Augenblick konnte er in der Halbdämmerung, in der das Hauptrad, wie ein ungeheuerliches Reptil zusammengeknäult, in wahnsinniger Geschwindigkeit mit Stahlblitzen funkelnd herumsprühte, nichts unterscheiden. Zur Hälfte steckte das Rad in der Erde und warf sich immer wieder toll in die Höhe empor, als ob es die Mauern, die es gefangen hielten, sprengen und flüchten wollte. Mit rasendem Zischen fiel es wieder zurück und sprang wieder hervor und lief unablässig und mit solcher Geschwindigkeit, daß man seinen Umriß nicht erhaschen konnte. Man sah bloß den zitternden Nebel

einer Glanzmasse, die von der polierten Stahlfläche absprang, wie eine grausilberne Aureole dem Rad folgte und den dunklen Turm mit Milliarden glitzernder Funken übersprühte.

Die an den Wänden hängenden Oellämpchen erhellten mit zitterndem Scheine die Kolben, die gleichsam wie stählerne dicke Arme mit einem eintönigen, durchdringlichen Zischen ebenfalls unablässig arbeiteten, als ob sie in vergeblicher Wut das Rad, das sie umklammerten und das ihnen immer wieder entschlüpfte, wieder einfangen wollten.

Der alte Malinowski ging, mit einem Oelkännchen in der Hand, um eine kleine Messingbarriere herum, die die Maschine umgab, und stellte in kurzen Abständen immer wieder die Menge der produzierten Kraft auf dem Manometer fest.

Er sah den Sohn kommen, ging aber erst noch einmal um die Maschine herum, wischte einzelne Teile sorgfältig ab, prüfte mit den Augen die Arbeit und ging dann erst auf ihn zu; als er seine Pfeife gestopft und sie angesteckt hatte, blickte er ihn fragend an.

„Ich wollte dir bloß mitteilen, Vater, daß Soschka wahrscheinlich die Geliebte von Keßler ist, deshalb bin ich hergekommen."

„Dummkopf! Hast du's gesehen?"

Malinowski erzählte ihm, was er von Wilczek gehört hatte, sprach aber flüsternd, denn in diesem zitternden höllischen Getöse könnte selbst Kanonendonner nicht widerhallen.

Der Alte hörte aufmerksam zu, seine grauen Augen begannen zu leuchten und zu zucken, wie das stählerne Gefunkel des Rades, das sich andauernd emporhob und zurückfiel.

„Erkundige dich nach allem, nach allem," flüsterte er, das trockene, graue Gesicht mit den scharfen, wie in Stein gemeißelten Zügen zu ihm beugend.

„Ich werde mich erkundigen, aber wenn es stimmt, dann wird ihm schon für immer die Lust vergehen, seine Arbeiterinnen zu verführen, für immer," fügte Adam mit Nachdruck hinzu, und in seinen grünen, sanften Augen flammte funkelnd der Groll auf, und seine sanften, glühend roten Lippen erblaßten und ließen die langen, scharfen Wolfszähne sehen.

„Dirne!" warf der Alte durch die zusammengepreßten Zähne, mit dem Finger den Tabak feststopfend.

„Was hältst du davon, Vater? Mama hab' ich noch nichts gesagt."

„Ich werde ihr es selbst sagen. Erkundige dich bloß genau, dann werde ich mit Keßler schon allein fertig."

Er ging an die Maschine und kehrte nach einer Weile wieder.

„Warum warst du die ganze Woche nicht bei mir?" fragte er weich. Tiefe Liebe lag in seiner Stimme.

„Ich arbeitete an meiner Maschine."

Düster blickte ihn der Alte an, sagte aber kein Wort, obwohl er mit ganzer Seele die Maschine haßte, an der sein Sohn schon seit einem Jahre arbeitete, ohne Geld noch Zeit zu sparen.

„Schon spät, geh' schlafen, Adasch. Gut, daß du's mir gesagt hast. Ueberzeuge dich erst mal genau und sag's mir dann, zu Hause keinen Ton. Wenn das stimmt, was du glaubst, dann werde ich das schon allein mit ihnen erledigen. Keßler hat Millionen, aber ich werd' fertig mit ihm."

Mit einer kühlen, fast grausamen Ruhe sprach er.

Sie drückten sich fest die Hände und schauten sich in die Augen.

Der Alte nahm seinen Gang um die Maschine wieder auf, ölte sie ein, putzte sie, prüfte das Manometer, lehnte sich manchmal mit dem Rücken gegen die zitternde Wand und, in den Strudel der Blitze, der Zuckungen und der Schatten starrend, die die wahnsinnige Bewegung des Rades umhüllten, flüsterte er wehmütig: „Soschka!"

Mit einer gewissen Erleichterung in der Seele kehrte Adam in seine Wohnung zurück.

Horn schlief schon; Adam lehnte die Tür seines Zimmers an und ging an die Arbeit. Er legte einen Teil seiner Maschine auseinander, die ihm das Leben aussog, denn seit einem Jahre arbeitete er daran und konnte sie nie fertigbringen.

Es sollte eine dynamo-elektrische Maschine werden mit einer so einfachen Konstruktion und einem so billigen Motor, daß sie umwälzend in der ganzen Welt wirken würde, wenn sie nur gelänge, wenn ihn nur nicht immer die Berechnungen täuschten, wenn nicht immer wieder ein neues Hindernis zu bewältigen wäre.

Er stand immer dicht vor dem Ziel, versprach sich jeden Tag,

er werde es morgen sicher erreichen, und das Morgen wuchs sich zu Monaten aus, und das Ziel war nicht erreicht.

So saß er lange da, bis Horn am frühen Morgen aufwachte und, als er Licht im anderen Zimmer sah, rief:

„Adam, geh doch schlafen!"

„Gleich," murmelte er, löschte wirklich das Licht aus und ging zu Bett.

Die graue Dämmerung schaute ins Fenster und erfüllte das Zimmer mit jenem seltsamen Licht, in dem Menschen und Dinge wie Leichen und die Welt wie eine gespenstische Leere erscheint.

Adam blickte ins Fenster, in die Sterne, die immer mehr verblaßten und hintereinander in der Helle, die die Welt überflutete, versanken. Schlafen konnte er nicht, immer stand er wieder auf und prüfte die Berechnungen, oder beugte sich zum Fenster hinaus, um die Frische des Morgens einzuatmen, und ließ seine Blicke über die unzähligen schwarzen, glänzenden Dächer schweifen, die unsicher aus der Dämmerung auftauchten.

Die Stadt schlief in einer vollkommenen, absoluten Stille, die nicht der leiseste Klang störte.

Die unzähligen Schornsteine ragten wie ein Wald stolz aus den beweglichen Nebeln empor, die sich über den feuchten Feldern erhoben, langsam wie eine weiße Wolke sich über die Stadt schleppten und an den scharfen Giebeln zerrissen.

Er legte sich nochmals hin, aber jetzt ließen ihn die Gedanken an Soschka nicht schlafen und der Chor der Pfeifen, der bald mächtig über der stillen Stadt einsetzte. Durchdringlich krächzten die Pfeifen von allen Seiten: vom Süden und vom Norden der Stadt, vom Osten und vom Westen rissen sich die Rufe aus den metallenen Kehlen los, vereinigten sich zu einem Chor, zerfielen in einzelne Töne und zerrissen die Luft mit einem schrillen Schrei.

Horn stand heute sehr spät auf. Seit er mit Buchholz gebrochen hatte, tat er gar nichts, wartete bloß auf das Resultat der Bemühungen Borowieckis bei Schaja. Es war schon sehr spät; bevor er den Tee ausgetrunken hatte, war es eigentlich schon Mittagszeit. Bevor er in die ‚Kolonie' kam, wo er gewöhnlich aß, waren da schon alle nach dem Essen, und er traf Borowiecki, den er vor allem sehen wollte, nicht mehr an.

Kama war mit dem Kräuseln von Federn beschäftigt, und die anderen Damen nähten in dem zum Arbeitszimmer umgewandelten Eßzimmer.

„Sie sind ganz gewiß krank, ich sehe das," rief Kama, als Horn eintrat und ein müdes und vom Nichtstun gelangweiltes Gesicht machte.

„Sie sehen gut, Kama, ich bin wirklich krank. Ich werde wohl sterben, Kama, wahrscheinlich werde ich sterben," sagte er mit einer tragischen Miene.

„Das darf man nicht sagen, Tantchen, na, ich will das nicht," rief sie, als er die Augen schloß, den Kopf auf die Stuhllehne legte und wie tot dalag.

Horn schwieg und sprach auch nach dem Essen kein Wort.

„Darf ich Sie bitten, vielleicht gnädigst ein Wort zu sagen?"

„Wenn ich aber keine Lust habe."

„Aber Sie sind nicht krank? Nicht wahr?" fragte sie ganz leise, ihm unruhig in die Augen schauend. „Oder vielleicht haben Sie kein Geld?" fügte sie rasch hinzu.

„Ich habe keins und bin ein ganz armes Waisenkind," scherzte er.

„Ich leihe Ihnen, ich leihe Ihnen wirklich! Oho, was glauben Sie, vierzig Rubel hab' ich."

Sie erfaßte seine Hand und führte ihn in den Salon.

„Ich leihe Ihnen wirklich," begann sie schüchtern, „mein goldiger, mein lieber, mein teurer Herr Horn," plapperte sie, sich auf die Zehen erhebend und ihm das Gesicht streichelnd. „Nehmen Sie's doch von mir. Das ist mein eigenes Geld, ich habe es mir für ein Sommerkostüm zusammengespart. Sie geben's mir noch rechtzeitig zurück, na!" flehte sie förmlich, aufrichtig und innig.

„Danke, Kama, ich danke Ihnen sehr, aber ich brauch' kein Geld."

„Ist nicht wahr. Zeigen Sie die Brieftasche her."

Als er sich weigerte, zog sie ihm die Brieftasche rasch heraus, begann darin herumzusuchen und fand ihre Photographie.

Lang und innig schaute sie ihm in die Augen; langsam bedeckte eine Röte ihren Nacken und ihr Gesicht, sie gab ihm die Brieftasche zurück und flüsterte ganz leise:

„Ich hab' Sie dafür lieb, ich hab' Sie lieb! Aber die Photographie haben Sie der Tante aus dem Album genommen, aha!"

„Beim Photographen hab' ich sie gekauft."

„Ist nicht wahr!"

„Wenn Sie's nicht glauben, dann geh' ich."

Sie fing ihn bei der Tür ab und vertrat ihm den Weg.

„Aber Sie zeigen doch niemand diese Photographie?"

„Niemand."

Horn ging hinaus und besuchte verschiedene Bekannte, bevor es ihm gelang, das nötige Geld für Jusiu Jaskulski aufzutreiben; dann ging er zu Borowiecki.

XV

Horns Gespräch mit Borowiecki währte nicht lange, weil jener keine neuen Nachrichten von Schaja hatte. Beim Hinausgehen stieß er auf den alten Jaskulski, der auf die gestrige Empfehlung von Wysocki hin zu Borowiecki kam.

Jaskulski war heute noch verschüchterter und noch unbeholfener als gewöhnlich; ab und zu richtete er sich stramm auf, glättete den Schnurrbart, räusperte sich, konnte sich aber trotzdem keinen Mut einflößen. In einem kleinen Warteraum bei der Färberei wartete er und hatte schon ein paar Mal gute Lust zu verschwinden, setzte sich aber bei dem Gedanken an Frau und Kinder und bei der Erinnerung an das so vielfache und vergebliche Warten in verschiedenen Kontors und in den Vorzimmern der Fabrikanten wieder hin und wartete resigniert.

„Sind Sie Jaskulski?" fragte Karl eintretend.

„Jawohl, ich habe die Ehre, mich dem Herrn Direktor vorzustellen, mein Name ist Jaskulski."

Diese sakramentale Formel, die er schon so oft wiederholt hatte, sprach er ganz langsam.

„Es handelt sich hier um keine Ehre. Herr Wysocki sagte mir, Sie suchten eine Stelle."

„Ja," erwiderte er kurz, den schäbigen Hut in der Hand zusammenknüllend und angstvoll wieder die Antwort erwartend, es sei nichts frei.

„Was können Sie und wo haben Sie gearbeitet?"

„Bei mir."

„Hatten Sie ein eigenes Geschäft?"

„Ich hatte ein Gut, man hat's halt verloren, und jetzt wegen einer momentanen Verlegenheit, einer nur momentanen," versicherte er, und Schamröte bedeckte sein Gesicht, „weil wir nämlich einen Prozeß führen, der unbedingt zu unseren Gunsten ausfallen wird. Die Sache ist ganz klar, von meinem Vetter nämlich, der kinderlos gestorben ist . . ."

„Ich habe keine Zeit, mein lieber Herr, mich auf Genealogien einzulassen. Sie waren Gutsbesitzer, das heißt, daß Sie eben nichts können. Ich möchte Ihnen gerne helfen. Es trifft sich so günstig, daß seit ein paar Tagen in den Magazinen eine Stelle frei ist, wenn Sie sie also haben wollen?"

„Ich wäre Ihnen sehr dankbar, vielen Dank, denn wir sind wirklich in einer kleinen Verlegenheit. Ich werde mich nie entsprechend revanchieren können. Darf ich wissen, was es für eine Stelle ist?"

„Die eines Magazinwächters! Zwanzig Rubel Gehalt, Beschäftigung während der Fabriksstunden."

„Ich empfehle mich!" sagte Jaskulski hart und wandte sich zum Gehen.

„Was haben Sie denn?" rief Borowiecki erstaunt.

„Ich bin ein Edelmann, mein Herr, und Ihr Vorschlag ist unwürdig. Ein Jaskulski kann wohl Hungers sterben, darf aber nicht Hausknecht werden," erwiderte er leise und erhaben.

„Dann sterben Sie Hungers mit Ihrem Edelmanns-Dünkel, nur so schnell wie möglich, so werden Sie wenigstens anderen nicht im Wege stehen," schrie Borowiecki aufgeregt und ging fort.

Ganz aufgebracht trat Jaskulski auf die Straße und schritt eine Zeitlang hoch aufgerichtet, stolz, mit blutüberlaufenen Wangen, in seiner Ehre und Würde sich sehr gekränkt fühlend. Als ihn aber die kühle Luft umwehte, als er sich wieder unter freiem Himmel auf der Straße sah und von den rasch vorbeieilenden Passanten an die Räder der sich endlos hinziehenden, mit Waren beladenen Lastwagen gestoßen wurde, brach er seufzend zusammen, blieb am

Bürgersteig stehen und suchte in den durchlöcherten Taschen nach einem Taschentuch . . .

An irgendeinen Zaun gelehnt, starrte er mit einem willenlosen, blöden Blick auf das Häusermeer, auf die unzähligen Schornsteine, aus denen schmutzige Rauchwolken emporschlugen, auf die in wilder Arbeit tosenden Fabriken, auf den Betrieb ringsherum, auf die ewig tätige, schöpfende und mächtige menschliche Energie, die sich in dieser Stadt verkörperte, und dann auf die stille, blaue Himmelsfläche, über die die Sonne dahinzog.

Wieder suchte er nach seinem Taschentuch, konnte aber die Tasche nicht mehr finden, denn ein Krampf des fürchterlichsten aller Schmerzen packte ihn ans Herz — ein Krampf der kraftlosen Ohnmacht.

Er hatte gute Lust, an diesem Zaun sich hinzukauern, den Kopf auf einen Stein zu legen und zu sterben. Möchte doch schon endlich einmal dieses fürchterliche Ringen mit dem Leben aufhören, brauchte er doch nicht mehr zu der vor Hunger verreckenden Familie zurückzukehren, brauchte er doch nicht mehr seine eigene Ohnmacht so zu fühlen.

Nein, er suchte nicht mehr nach seinem Taschentuch, er verdeckte bloß mit dem zerrissenen Aermel das Gesicht und weinte.

Borowiecki jedoch kehrte in sein neben der ‚Küche' gelegenes Laboratorium zurück und erzählte dem an der Ecke des Tisches sitzenden Murray von Jaskulskis Besuch.

„Das erste Mal in meinem Leben bin ich so einem Menschen begegnet! Ich biete ihm Arbeit an und damit die Möglichkeit eines Vegetierens, und da antwortet mir der empört: ich bin ein Edelmann und kann mich nie zum Hausknecht erniedrigen; lieber verreck' ich vor Hunger! Es wäre weiß Gott besser, wenn diese Art von Edelleuten wirklich so schnell wie möglich verrecken würde."

„Wir sind bald fertig mit dem Drucken des ‚Bambus'," meldete ein Arbeiter.

„Komm' gleich! Sie schämen sich zu arbeiten, schämen sich aber nicht zu betteln, das versteh' ich wirklich nicht. Was fehlt Ihnen?" fragte er rasch, als er sah, daß Murray nicht zuhörte, sondern mit einem blassen, weinerlichen Blick zum Fenster starrte.

„Nichts, ich fühl' mich wie gewöhnlich," erwiderte er unwillig.

„So ein trauriges Gesicht haben Sie."

„Na, einen speziellen Grund zur Freude hab' ich ja nicht! Aber hören Sie mal, vielleicht kaufen Sie mir die Möbel ab," warf er rasch hin, Borowieckis Blick meidend.

„Verkaufen Sie Ihre Möbel?"

„Ja, ja . . . ich möchte diesen Kram los werden, ich verkauf's billig, wollen Sie's haben?"

„Darüber reden wir ein andermal; aber hören Sie mal, wenn irgendeine plötzliche Verlegenheit Sie zu diesem Schritt treibt, na, dann könnte ich Ihnen vielleicht aushelfen, seien wir aber aufrichtig miteinander."

„Nein, Geld brauch' ich nicht, aber auch mit den Möbeln kann ich nichts anfangen."

Karl blickte ihm in die Augen und sagte nach einer längeren Pause teilnahmsvoll:

„Ist es wieder nichts mit Ihrer Heirat?"

„Na ja, nichts, nichts!" Er begann rasch auf und ab zu gehen, um die Erregung, die ihn durchschauerte, zu verbergen.

Seine Kiefer zuckten krampfhaft, manchmal blieb er stehen und atmete tief auf, ließ seinen leblosen Blick über Karls gleichgültiges Gesicht schweifen, zog den Rock vom Buckel herunter, wischte sich die schwitzenden Hände ab und lief wieder herum, immer größere Kreise um den Tisch beschreibend.

Karl sagte nichts mehr und vertiefte sich in die Arbeit, warf nur, als Murray in die ‚Küche' hinausgelaufen war, ihm einen verächtlichen Blick nach und brummte: „Sentimentaler Affe!"

„Erst gestern hab' ich's eigentlich eingesehen, daß die Ehe eine bittere Satire auf die Liebe und die menschliche Würde ist," begann Murray, den unterbrochenen Spaziergang wieder aufnehmend.

„Je nach dem!"

„Erst gestern hab' ich's eingesehen, daß es die unmoralischeste Institution ist, jawohl! Die Ehe, das ist ein Wust, eine Gosse schmutziger Lügen, Gemeinheiten, infamster Heucheleien und Falschheiten! Das werden Sie doch nicht leugnen, was?" Er redete sich in immer heißeren Groll hinein.

„Ich werde es weder leugnen noch behaupten, weil mich das doch

gar nichts angeht. Ihr ganzer Groll ist aber wohl auf eine persönliche Enttäuschung zurückzuführen, was?"

„Ich empfand es schon immer so, schon längst sehe ich klar."

„Warum heiratet Ihr eigentlich nicht?" fragte Borowiecki.

Murray wurde verlegen, schwieg eine Weile und lehnte seine glühende Stirn an die kühle Fläche einer Handpresse, die auf dem Tische stand.

„Einen zu großen Buckel hab' ich und zu wenig Geld. Wenn ich blind wäre, dumm, vom Krebs zerfressen, aber wenigstens ein Buchholz wäre, dann würde mir eine jede von euren Polinnen auf den Knien Liebe bis in den Tod schwören!" flüsterte er grollend.

„Ach so, also eine Polin hat Sie abgewiesen?" murmelte Borowiecki bösartig.

„Jawohl, eine Polin, also die Verkörperung der Dummheit, der Falschheit, der Launen, der bösen Instinkte, der . . ."

„Sie verfügen ja über einen reichen Wortschatz synonymer Ausdrücke," unterbrach ihn Borowiecki ironisch.

„Ich habe Sie um Ihre Bemerkungen nicht gebeten," zischte jener, mit den spärlichen Zähnen bleckend.

„Ich habe Sie auch nicht um Ihre Vertraulichkeiten ersucht."

„Der Herr Rat lassen den Herrn Direktor bitten!" rief ein Arbeiter, den Kopf durch die Tür zum Laboratorium hereinsteckend.

Karl ging zu Buchholz.

Murray schämte sich seiner eigenen Heftigkeit, sie tat ihm etwas leid, trotzdem aber durchdrang ihn die Bitternis der Enttäuschung mit einem Groll gegen die ganze Welt und speziell gegen die Frauen. Deshalb ließ er in der Abteilung der Trockenfarben, wo einige Frauen arbeiteten, sich laut unterhielten und lachten, an ihnen seine ganze Wut aus. Eine von ihnen verprügelte er, die andern warf er sofort hinaus und schlenderte dann in der Fabrik herum, nach einer Gelegenheit suchend, um schreien und strafen und Arbeiter hinauswerfen zu können.

Buchholz saß in der Druckerei und sagte, Karl begrüßend:

„Knoll kommt Sonnabend. Kommen Sie zu mir, abends, nach oben."

„Gut; aber weshalb gehen Herr Rat aus, solche Anstrengungen können Ihnen schaden."

„Ich kann nicht mehr ruhig zu Hause sitzen, alles langweilt mich, ich brauche Bewegung."

„Ja, warum gehen dann der Herr Rat nicht irgendwo anders spazieren?"

„Ich bin heut' ausgefahren, das langweilt mich noch mehr; was gibt's Neues?"

„Die Arbeit geht wie gewöhnlich."

„Gut. Warum geht denn die Fabrik heut so still?" flüsterte er, erstaunt aufhorchend.

„Sie geht doch wie gewöhnlich!" erwiderte Borowiecki und verschwand in den Sälen.

Eine Zeitlang fing Buchholz mit dem Ohr das betäubende, monotone Getöse der Maschinen auf, das wie ein dröhnendes Sausen herüberklang, hörte aber nicht viel, weil er ganz unfähig war, seine Aufmerksamkeit durch irgend etwas zu fesseln. Bald wurde es ihm zu schwül und zu heiß in der Druckerei, er trat also vor die Fabrik heraus und setzte sich auf einen hervorstehenden Brunnenkasten am Teiche, in den die zu Wasser verdichteten verbrauchten Dämpfe abflossen.

Mit halbgeschlossenen Augen irrte er an den Umrissen seiner Fabriken einher, an den Reihen der braunen Waggons, die mit Kohle und Waren beladen in den Hof und unter die Magazine einliefen; an den in der Sonne glänzenden Dächern, an den Schornsteinen, die von der Sonne gerötete Rauchgarben ausspien, an den winzigen Silhouetten der Arbeiter, die unter den Magazinen herumhuschten und die Waggons schoben.

Nur mit großer Mühe konnte er in der von der Sonne durchsättigten und von Rauch und Kohlenstaub erfüllten Luft atmen.

Ein starker Husten packte ihn, er ging aber nicht nach Hause, denn im selben Augenblick befiel ihn eine seltsam angenehme Ohnmacht.

Mit ihrer ganzen frühlinglichen Pracht schien die Sonne, und ein weicher Wind wehte von den feuchten Feldern. Ueber der verrauchten, mit dem Getöse der Fabriken erfüllten Stadt und über den stillen, leeren Straßen hing die riesige himmelblaue Kuppel. Unablässig hallten die Fabriken vom Rhythmus der Arbeit wider.

Endlich erhob sich Buchholz und ging nach Hause. Es befiel ihn aber das Gefühl einer solchen Ohnmacht den riesigen Bauten gegenüber, diesen mächtigen Maschinen gegenüber und der Kraft dieses kolossalen Lebens der Fabrik, daß er sich kaum weiterschleppen konnte und sich im Park noch einmal, mit unbewußtem Neid, nach den roten, riesigen, mit allen Fenstern glänzenden Bauten umschaute.

Zu Kräften kam er aber nicht wieder, trotz der Wundermittel Hammersteins. Jeden Tag fühlte er sich schlimmer, schlief wenig und verbrachte auch ganze Nächte im Fauteuil. Er hatte Angst, sich ins Bett zu legen; dann kam ihm immer öfters der Gedanke, er müßte sterben, wenn er sich hinlegte. Immer öfters packte ihn die Furcht vor dem Tode, wie ein furchtbarer Krampf eines dumpfen Leidens. Immer öfters befiel ihn die Angst vor der Nacht und vor Einsamkeit; aber noch wollte er es nicht zugeben, nicht einmal sich selbst, und kämpfte mit der ganzen Kraft seines Willens gegen die ihn überwältigende Ohnmacht.

Immer stärker durchdrang ihn eine gedankenlose und schwere Apathie.

Er wollte sich mit nichts mehr befassen. Alles langweilte ihn, nichts interessierte ihn mehr.

Stundenlang saß er regungslos im Kontor, wo Borowiecki alles erledigte, versank mit sinnlosen Blicken in dem Zucken der hinter den Fenstern schwankenden Bäume und vergaß alles und alle um sich herum. Plötzlich erwachte er wieder, kam zum Bewußtsein und schleppte sich dann in die Fabrik, trat an die Leute heran, verlangte nach Bewegung und Betrieb um sich herum, nach Menschen, nach Leben, an das er sich unbewußt klammerte, mit der Verzweiflung des Ertrinkenden, der sich an die glatten, steilen Felsen klammert. Am Sonnabend, dem Tag der angekündigten Rückkunft Knolls, fühlte er sich noch schlimmer, ging aber trotzdem nachmittags in die Fabrik.

Ein Fieber verzehrte ihn und eine solche Ungeduld, daß er keine Minute an einer Stelle aushalten konnte. Von einem Pavillon ging er in den anderen, von einem Saal in den anderen, von einem Stockwerk ins andere, nur immer weiter, nur immer vorwärts. Alles wollte er noch sehen und sich zugleich vor allem flüchten, denn die Maschinen regten ihn auf, und die unzähligen Fäden der Trans-

missionen und Riemen, die sich nach allen Seiten wehmütig sausend durchwanden, verursachten ihm Schmerz.

Er ging in die Weberei und schritt an den Webstühlen vorbei, die wie Tiere, die sich von der Kette losreißen wollen, krampfhaft zuckten.

Die Riesensäle füllte ein fürchterliches Kreischen der Webstühle, Geklirr, Knurren und Getöse. Rasch schritt er vorbei und blinzelte mit halbgeschlossenen roten Augen auf die gebückten Arbeiter, die, ihre Blicke auf die Webstühle geheftet, taub und blind gegen alles waren, was um sie herum vorging.

Nein, hier fühlte er sich nicht wohl; der eintönige, fortwährende Schrei des Eisens, das man zur Arbeit zwang, dieses Uebermaß von Kräften, welche die Webstühle bewegten, die Wände erschütterten und, der sie aufpeitschenden Gewalt widerstrebend, qualvoll heulten, regte ihn auf.

Jetzt durchschritt er die niedrigen Pavillons, die Appreturen; aber hier brannten ihm die Ausdünstungen der Soda, der Stärke, der Pottasche, der Schmierseife die Augen aus und die Maschinen ekelten ihn an, die, Krokodilen ähnlich, unablässig endlose Bänder bunter Stoffe ausspien.

Er ging weiter. In einem Korridor blickte er zum Fenster hinaus auf den Hof, wo mit Baumwollballen vollbeladene Waggons unter die Magazine herangeschoben wurden. Vor anderen Magazinen wurde die fertige Ware aufgeladen, und dem Fenster gegenüber keuchte eine Maschine, die leere Kohlenwagen schleppte.

„Was geht mich das an?" dachte er mit Mißbehagen und lehnte sich an die Brüstung, um etwas auszuruhen. Er fühlte sich so schwer, daß er sich gar nicht mehr fortbewegen konnte, und immer öfters rang er nach Atem. Jeden Augenblick wankte er, und alles um ihn herum wankte mit, in einem so seltsamen Sausen, daß er sich, die Kraft plötzlich wiederfindend, aufraffte und, von Furcht getrieben, schleunigst weiterging.

Erst der Anblick von Menschen — es waren Leute, die die Waren einpackten — beruhigte ihn merklich.

An die hundert Frauen arbeiteten in einem großen Saal, der in der Mitte mit Waren vollgestopft war.

Stimmengewirr, Gelächter und Scherze klangen lustig durch den

Raum, verstummten aber fast gänzlich, als Buchholz eintrat. Die Gespräche wurden abgebrochen, die Stimmen schwiegen, das Lachen erstarb, die Blicke verfinsterten sich, und Ernst und Unruhe umschatteten die Gesichter.

Man vernahm bloß noch das eintönige Geknatter der Maschinen, die die Waren abmaßen und auf Bretter wickelten, das dumpfe Stöhnen der auf die Wägelchen geschleuderten Stücke und das scharfe Rauschen beim Brechen des Packpapieres.

Langsam schlich sich Buchholz längs der Tische hin und musterte mit starren Blicken und seltsamem Eigensinn die Reihen der häßlichen, blassen, anemischen, von der schweren täglichen Arbeit abgezehrten Köpfe. Aber keiner erhob sich zu ihm. Bloß die finsteren Blicke fing er auf, die unwilligen, angstvollen Blicke.

„Warum fürchten sie mich alle?" dachte er, als er vernahm, daß im Saal, sobald die Tür hinter ihm zufiel, dasselbe Stimmengewirr losbrach, wie es vor seinem Erscheinen zu hören war.

Immer langsamer schritt er. Das Gehen strengte ihn jetzt so sehr an, daß er ins Palais zurückzukehren beschloß. Ohne noch in die Bleichen hineinzuschauen ging er, sich durch die Magazine mit fertiger Ware schleppend, den kürzeren Weg zum Ausgang.

Hier verließen ihn aber die Kräfte völlig. Er konnte nicht weiter; er setzte sich auf die herumliegenden Perkalballen am Fenster nieder und hoffte, nach kurzer Rast wieder weitergehen zu können. Als er sich aber zu erheben versuchte, da wollten ihn die Beine nicht mehr tragen, und schwer fiel er zurück.

Er fühlte sich schrecklich unwohl.

Er wollte schreien, um jemand zu Hilfe zu rufen, fand aber keine Kraft mehr dazu, die Stimme versagte. Nur mit Mühe konnte er noch die Lider heben und ließ die roten, von Entsetzen erfüllten Augen über die riesigen, schweigenden Vierecke schweifen, die ringsherum im seltsam drohenden Ernst eines tiefen, steinernen Nachsinnens dastanden.

Da packte ihn plötzlich eine furchtbare, wilde Furcht an die Kehle. Wie wahnsinnig stürzte er sich zum nächsten Fenster, klammerte sich an das Gitter und wollte um Hilfe rufen, zuckte aber bloß krampfhaft zusammen und lallte vor sich hin, mit flehentlichen, verzweifel-

ten Blicken die Arbeiter anstarrend, die im Hofe die Waggons beluden.

Niemand kam ihm zu Hilfe. Dumpf rauschte die Fabrik wie ein ewig brandendes Meer, und die letzten Kräfte verließen ihn, und die Hände glitten am Gitter herab, und schwer fiel er auf die Stoffballen zurück. Mit der letzten, übermenschlichen Anstrengung sprang er noch einmal auf und holperte über die Warenstöße, die ihm von allen Seiten den Weg zu versperren schienen, fiel wieder hin und konnte sich nicht mehr erheben. Er kroch bloß noch ein Stück weiter, rang verzweifelt nach Luft, tastete mit den schon erstarrenden Fingern herum, krallte sich in den eisernen Boden ein; plötzlich, wie mit einem Messer gerade ins Herz getroffen, nach Luft schnappend, richtete er sich ganz hoch auf, stieß einen kurzen, schrecklich gellenden Schrei aus und stürzte bewußtlos zu Boden.

Weithin hallte der Schrei; Arbeiter liefen herzu und drängten sich ratlos um ihn, wagten aber, von Angst gepackt, die noch zuckende Leiche nicht anzurühren.

Und so lag er ausgestreckt und steif da. In dem fahlen, schiefen Gesicht traten die roten Augen aus den Augenhöhlen. Die Kiefer weit aufgerissen, mit dem letzten, erstarrten Todesschrei auf den Lippen lag er da — düster wie die ihn umgebenden Warenhaufen, ohnmächtig wie die Millionen, neben denen er verschied. Bloß dieser erschütternde, auf seinen Lippen versteinerte Schrei eines geknebelten Wesens schien noch in dem dämmrigen Saal zu heulen — unter der eisernen Decke, in der engen Gasse, inmitten der Berge von Waren. Er durchdrang die Wände und verband sich mit dem mächtigen Getöse des Lebens, von dem die Stadt erzitterte und von dem die Fabriken erdröhnten.

XVI

Zwei Ereignisse versetzten Lodz in Bestürzung: der Tod des alten Buchholz und das Heraufschnellen der Baumwollpreise bis zu einer noch nie dagewesenen Höhe.

Buchholz war tot! Mit Blitzesschnelle flog die Nachricht durch Lodz und rief tiefe Erregung hervor.

Man wollte an seinen Tod nicht glauben und schüttelte ungläubig die Köpfe.

Nein, es konnte nicht sein.

„Es ist nicht wahr!" Einige leugneten es entschieden.

Buchholz war tot?

Jener Buchholz, der immer schon da war, von dem man seit fünfzig Jahren sprach, dessen jeder einzelne Schritt alle interessierte, der unumschränkt über Lodz herrschte; jener Buchholz, dessen Reichtümer alle blendeten, der Machthaber, die Seele der Stadt und ihr Stolz! Der von allen Verfluchte und von allen Bewunderte, war tot!

Bestürzung bemächtigte sich der Massen, die sich mit der einfachen Tatsache des Todes nicht abzufinden vermochten.

In allen Kontors, in den Werkstätten und Fabriken begann man unzählige Legenden von seinem Leben auszuspinnen, von seinen Millionen und von seinem Glück; die finsteren Arbeitermassen begriffen seinen eisernen und rücksichtslosen Willen nicht, mit dem er nach Belieben alles und alle beugte, verstanden seine Genialität nicht, die so einzig in ihrer Art war. Die Massen sahen bloß den Erfolg — die riesigen Reichtümer, die vor ihren Augen emporwuchsen, vor ihnen, während sie jetzt geradeso wie früher nichts besaßen.

Unglaubliche Dinge raunte man sich von ihm zu.

Die einen behaupteten, er hätte eine Falschmünzerwerkstätte betrieben; die ganz Unwissenden, die vor kurzem erst vom Land in die Stadt gezogen waren, schworen, der Teufel sei mit ihm im Bunde gewesen; auch solche gab es, die zu jedem Eid bereit waren, sie hätten Hörner auf seinem Kopfe gesehen, er sei selbst der Teufel gewesen; alle aber konnten an einen gewöhnlichen Tod, an einen solchen, der auch jeden von ihnen hinraffen konnte, nicht glauben.

Die Nachricht war aber wahr.

Jeder, der Lust hatte, konnte sich in dem Buchholzschen Palais davon überzeugen. Der große Vorraum war in eine Totenkapelle umgewandelt. Auf dem schwarzen Tuch, mit dem der Raum ausgeschlagen war, glitzerten silberne Tränen. Buchholz lag auf einem niedrigen Katafalk, inmitten von Palmen, Blumen und großen Wachskerzen, deren Lichter im Klang der düsteren Psalmodien flak-

kerten, die der zahlreiche Klerus Tag und Nacht ohne Unterbrechung sang.

Buchholz wartete auf den Tag seines Begräbnisses und war unterdessen eine Beute der neugierigen, von allen Seiten hereinströmenden Massen, die sehen wollten, wie jener legendäre Buchholz aussah, jener Herr über das Leben von Hunderttausenden von Menschen, jener gewaltige Millionär.

Angstvoll standen sie in der Stille einer seltsamen Traurigkeit vor dem leblosen Machthaber, der jetzt ruhig dalag, mit einem versteinerten, blassen Gesicht in dem silbern schimmernden Sarg, ein kleines schwarzes Kreuz mit den Händen umfassend. Er lag mit dem Gesicht direkt der weit geöffneten Tür zugewandt und schien mit den eingefallenen Augen durch die fast schwarzen Lider zu blicken, auf den Park, auf die Mauern der Fabrik, auf die Rauchwolken ausspeienden Schornsteine, auf sein früheres Königreich, auf die ganze Welt, die er mit eigenem Willen aus dem Nichts emporgerissen hatte und die jetzt in der Fülle all ihrer Kräfte lebte; denn man hörte bis hierher das Krachen der Maschinen, das Pfeifen und Schnaufen der einlaufenden und auslaufenden Züge, alle Phasen der riesigen Produktion, die durch die Anstrengung des Geistes und der gebändigten Materie zustande gekommen war, welche in all den gewaltigen Fabriksbauten heulte.

Zwei Mächte standen sich gegenüber — der tote Mensch und die lebendige Fabrik.

Der Schöpfer und Bändiger der Naturgewalten wurde zu ihrem Sklaven, und von dem Sklaven blieb nur ein bis zum letzten Tropfen Blut von diesen Gewalten ausgesogener Fetzen.

Knoll, der am Sonnabend zurückkam, traf ihn nicht mehr am Leben an.

Die Vorbereitungen zum Begräbnis ließ er von einem der Angestellten treffen. Er selbst vertiefte sich in die Nachlassenschaft.

Im ganzen Palais herrschte Trauer, das ganze Stockwerk, das der Tote bewohnt hatte, vereinsamte völlig.

Frau Buchholz saß wie gewöhnlich tagelang mit dem Strickstrumpf in der Hand, verzählte sich nur häufiger in den Maschen, verfiel häufiger in ein stumpfes Nachsinnen und blickte häufiger zum Fenster hinaus. Manchmal leuchteten in ihren blassen, ver-

löschten Augen Tränen auf, und dann schlich sie sich durch die leeren Zimmer, ging nach unten und schaute angstvoll und verwundert auf das leblose Gesicht ihres Mannes. Dann kehrte sie noch ruhiger, noch mehr abgestumpft durch die Einsamkeit wieder auf ihr Zimmer zurück und suchte Trost und Vergessen in den Gebeten; sie sprach sie dem Zimmermädchen nach, die sie ihr laut vorlas.

Zum Frühstück und zu dem Mittagessen machte sie sich zurecht, wie gewöhnlich, und wartete auf ihren Mann; er kam nicht; sie kehrte zu ihren Gebeten und zu ihrem Strickstrumpf zurück, angstvoll auf die düsteren Klagelieder horchend, die von unten zu ihr herüberdrangen, oder auf die Stimme des Papageis, der unruhig in der Wohnung auf und ab ging und, nervös sich an Portieren und Möbel krallend, mit heiserer Stimme rief:

„Pudel! Pudel!"

Erst nach einer Woche fand das Begräbnis statt; ein Begräbnis, wie es Lodz noch nie gesehen hatte.

Alle Fabriken standen an jenem Tage still, und das ganze Personal bekam den Auftrag, hinter dem Sarge von Buchholz einherzuschreiten.

Die Piotrkowerstraße war auf eine Strecke von mehreren Werst mit Menschen vollgestopft. Diese schwarze Menschenwelle trug auf ihrem Rücken in einer Umrahmung von goldenen Schnüren und brennenden Kerzen die große Trauerbahre, unter derem von Palmenzweigen umrankten Baldachin der silberne Sarg auf Blumen gebettet war.

Vor dem Leichenwagen flatterten auf dem Hintergrund der grauen Straßenwand und des blauen Himmels die mit Trauerflor umhüllten Banner der Kirchenbrüderschaften und aller Innungen wie eine Schar bunter Vögel.

Die Geistlichkeit in langen Reihen, die Sängerchöre und die vereinigten Fabriksorchester sangen eine düstere Todeshymne, die in durchdringlichen Trauerrhythmen über das wogende Menschenmeer dahinfloß und sich emporrang zu den Balkons und zu den mit Zuschauern überfüllten Fenstern, bis zu der in den Abgründen des Firmaments hängenden Sonnenscheibe.

Der Zug bewegte sich langsam, Schritt für Schritt, wegen des

furchtbaren Gedränges, das andauernd durch den Zufluß aus den Seitenstraßen noch vergrößert wurde.

Gleich hinter dem Sarge schritt die Familie; hinter ihr die Hauptadministration und die Gutsverwaltungen; dann schritten unübersehbare Arbeiterreihen, nach den Fabriksabteilungen und nach dem Geschlecht aufgestellt, Männer und Frauen schritten gesondert; dann kamen die Webereien, die Spinnereien, die Appreturen, die Färbereien, die Druckereien, die Magazine mit ihren Direktoren, Technikern und Meistern an der Spitze. Der Rest der vieltausendköpfigen Menge bestand aus Arbeitern der anderen Fabriken und fast sämtlichen Lodzer Fabrikanten.

„Das nimmt ja nie ein Ende!" wiederholte Schaja Mendelsohn immer wieder, sich zu seinem Sohn und seinen Begleitern wendend, die mit ihm im Wagen hinter dem Zuge fuhren, und blickte mit zusammengezogenen Brauen unruhig auf den Baldachin, der über den Köpfen der Menge schwebte, senkte manchmal das Haupt, zupfte nervös an seinem Bart und bohrte fieberhaft seine Blicke in den Sarg, in dem sein Feind und Konkurrent jetzt ruhte.

Er freute sich nicht über seinen Tod, obwohl er so oft mit seinem ganzen fanatischen Haß ihm den Tod gewünscht hatte, freute sich nicht, daß er endlich in Lodz unumschränkt herrschen konnte, weil Buchholz gestorben war; Buchholz war tot, aber seine Fabriken blieben. Und da packte Schaja ein Leid, und es stieg eine Teilnahme in seiner Seele auf, in die sich etwas wie eine ganz leise Angst mischte.

Eine seltsame Leere verspürte er rings um sich herum, denn zugleich mit Buchholz erstarb auch jeder frühere Neid, der so lang genährte und durch den ständigen Konkurrenzkampf geschürte.

Jetzt hatte er niemand, den er hassen konnte!

Mit einem gewissen Staunen blickte er in sich und begriff diesen Zustand nicht, er konnte sich keine Rechenschaft über ihn ablegen.

„Es ist Buchholz!" dachte er, mit tiefer Trauer und Unruhe auf den Sarg blickend.

„Mendelsohn, weißt du, was eigentlich mit der Baumwolle los ist?" fragte Kippmann.

„Was geht mich das an, erzähle es meinem Sohn."

„Es wäre wohl aber gut, die amtlichen Nachrichten durchzulesen," drängte jener.

„Ich fühle mich etwas unwohl heute, etwas traurig, und da redest du mir von Baumwolle."

„Wie heißt traurig! Buchholz war älter als du, na, und da ist er halt gestorben, und du wirst ja noch lange leben."

„Laß das, Kippmann, du redst da von unangenehmen Dingen," erwiderte Schaja flüsternd und unwillig und versank mit den Augen in der beweglichen Menschenmasse, die die ganze Straße überflutete.

„Stanislaw, wo ist Rosa?"

„Sie fährt mit Grünspans, gleich hinter unserem Wagen."

Schaja beugte sich zum Fenster hinaus, um seine Tochter zu sehen, lächelte zu ihr hinüber, zog aber den Kopf rasch zurück und verfiel in ein langes Schweigen. Seine Begleiter wagten nicht, ihn zu stören.

Rosa fuhr mit Mela, Wysocki und dem alten Grünspan in einem offenen, mit zwei prachtvollen Rappen bespannten Landauer.

Die Mädchen machten leise Bemerkungen über die Menge, und Grünspan unterhielt sich mit Wysocki über den Baumwollmarkt. Dieser erwiderte bloß einsilbig, weil ihn Mela viel mehr interessierte. Sie sah heute besonders gut aus und strahlte über das ganze Gesicht.

„Das ist zu viel auf einmal: höherer Zoll, höhere Tarife für rohe Baumwolle und noch höhere Tarife für die Ausfuhr der fertigen Ware ins Reich. Das sag' ich Ihnen, alles zusammen ist für uns so ein Fest, daß danach halb Lodz kaput gehen kann. Unberufen, daß ich es nicht heraufbeschwöre!" wütend spuckte er aus.

„Die Baumwolle soll schon in die Höhe gegangen sein?"

„Wie heißt in die Höhe gegangen! Sie springt wie eine Lokomotive, sie fliegt wie ein Ballon, weil ihr das nichts schadet, aber Lodz kann es das Genick brechen."

„Ich verstehe nicht den Grund von alledem," sagte Wysocki und versuchte, das Gespräch der Mädchen zu belauschen.

„Sie verstehen's nicht? . . . Das ist klar, das ist so klar, wie wenn ein einfacher Strolch Sie am Kragen packte und Ihnen sagte: gib mal dein Geld her, weil ich keins habe und nicht arbeiten mag.

Das ist ein ordinäres Geschäft! Wie geht's Ihnen, Herr Kohn?" rief er zu Leo Kohn, ihm die Hand aus dem Wagen entgegenstreckend.

Kohn begrüßte ihn und ging mit einer Gruppe junger Leute weiter.

„Herr Halpern, hören Sie zu, was ich Ihnen sage. Buchholz hat die erste Pleite gemacht, und die ist ihm nicht geglückt! Aber er wird sich schon dran gewöhnen! Ha, ha, ha!" er lachte über seinen eigenen Witz.

„Der Tod, das ist keine lustige Operation!" erwiderte melancholisch Halpern. Er war nicht gut gelaunt heute, zitterte vor großer Aufregung und musterte in Gedanken verloren die Gesichter der beim Begräbnis anwesenden Millionäre. Erst, als der Zug sich auf den Neuen Markt ergoß und in die Konstantinstraße abbog, flüsterte er zu Myszkowski, der neben ihm ging:

„Buchholz ist tot! Wissen Sie es? . . . Fabriken hat er gehabt, Millionen hat er gehabt, ein Herrscher war er, und jetzt ist er tot! Und ich habe gar nichts, und meine Wechsel werden morgen protestiert, aber ich lebe! Gott ist gütig, Gott ist sehr gütig!"

Eine große, grenzenlose Dankbarkeit zitterte in seiner Stimme, und sein bis jetzt trauriges Gesicht erstrahlte in tiefer Freude.

„Ein Narr weniger, und einer zu viel!" erwiderte Myszkowski.

„Haben Sie von der Baumwolle schon gehört, Herr Kohn?"

„Ich werd' dabei schon was verdienen, Herr Horn."

„Stimmt es, daß Buchholz große Summen für öffentliche Zwecke vermacht hat?"

„Lachen Sie drüber, Buchholz war doch kein Dummkopf."

„Welt, wie geht's dir?" rief Kurowski, als er Moritz erblickte.

„So geht's mir, wie der Baumwolle heute."

„Das heißt gut!"

„Brillant!" erwiderte Moritz Welt mit Nachdruck und begrüßte seine Bekannten.

„Wann bist du zurückgekommen?"

„Gestern nachts."

„Hast du die Bekanntmachung über die Tarife gelesen?"

„Seit drei Wochen kenn' ich sie auswendig, seit drei Wochen."

„Lüg' doch nicht, erst vor zwei Tagen ist sie ja veröffentlicht worden."

„Das macht nichts."

„Ruhig!" rief jemand, weil Moritz zu sehr die Stimme erhob.

Sie verstummten für eine Weile. Der Gesang der Geistlichkeit rang sich wie eine Frage los, auf die der Sängerchor und die Orchester antworteten, deren mächtige Stimmen von den hohen Mauern eingezwängt tief und dumpf erschollen.

„Wie, du wußtest es also und hast es nicht ausgenützt?"

„Nicht ausgenützt? Für wen hältst du mich? Frage lieber, wieviel Baumwolle wir mit Borowiecki zusammen auf Lager haben, wieviel auf der Bahnstation und wieviel wir noch von Hamburg dieser Tage kriegen, dann werde ich dir eine fette Summe nennen können."

„Wo ist denn eigentlich Borowiecki verschwunden?"

„Weiß nicht, er ging mit uns, als wir am Neuen Markt waren."

Moritz Welt schaute sich um, sah ihn aber nirgends; Borowiecki stand nämlich neben Lucys Wagen, der zusammen mit anderen wegen des Gedränges am Markt haltmachen mußte.

„Beug' dich doch rüber, Karl, näher!" flüsterte Lucy.

„Ist's so recht?" fragte Karl, ebenfalls leise, und neigte den Kopf zum Wagenfenster hinein.

„Und ist's so recht?" flüsterte sie, ihn heftig ins Ohr küssend.

„Verrücktes Weib!" dachte er und trat vom Fenster zurück.

„Ich liebe dich, Karl! Komm' heute ganz bestimmt, ich muß dir etwas sehr Wichtiges sagen!" fügte sie ganz leise hinzu. Ihre Lippen glühten, und die Augen glänzten strahlend.

„Auf Wiedersehen!" sagte er laut.

„Mein Mann kommt morgen, hoffentlich besuchen Sie uns, Herr Borowiecki. Komm!"

„Gut!" warf er leise hin und grüßte sehr ernst.

Er ging zu seinen Freunden zurück und wandte sich gleich an Moritz:

„Wir könnten vom Friedhof auf die Bahn fahren, wie?"

„Die Baumwolle ist heut früh angekommen. Hast du Geld?"

„Ja, ich will sie gleich auslösen."

„Wann kommst du von Knoll frei?"

„Ich bin schon ganz frei. Morgen können wir die Gebäude uns genau anschauen gehen. Wo ist Max?"

„Seine Mutter ist schwer krank. Ich befürchte, daß es bald wieder ein Begräbnis geben wird."

Der Trauerzug bewegte sich jetzt durch eine lange, mit Pappeln bepflanzte Straße, die direkt zum Friedhof führte.

Die Straße war nicht gepflastert und mit einer dicken Schicht schwarzen Kots bedeckt, der alle und alles bespritzte.

Die Reihen der noch nackten, vom Wind zerzausten und von ihrer Rinde entblößten Pappeln, halb zerfressen von den in einem tiefen Graben hier vorbeifließenden giftigen Abwässern der Fabriken, standen in graden Linien wie scheußliche Krüppel da und rauschten traurig mit den Resten ihrer Zweige und den Resten ihres Lebens, als ob sie den prachtvollen Zug für ihr Elend verwünschen wollten.

Langsam schritt der Zug aus der Stadt heraus und ergoß sich in die schmutzige Straße und flutete an den schiefen, elenden Häusergruppen entlang, und langsam versank die schwere Menschenwelle in den Toren des Friedhofs und ergoß sich zwischen die Gräber. Bloß rückwärts, hinter den Mauern, zwischen dem Dickicht der kahlen Bäume und der schwarzen Kreuze begannen die Farben der Banner zu schimmern, und die Lichter der Kerzen flackerten, und lange Menschenreihen tauchten auf. Der von kräftigen Armen getragene silberne Sarg schwankte darüber.

Eine Stille trat ein. Die Gesänge verstummten, die Stimmen schwiegen, die Musik erklang nur noch gedämpft, bloß das Stampfen der Füße und das trockene Gekniſter der im Winde sich wiegenden Bäume ließ sich deutlich vernehmen. Dumpf läuteten die Glocken — mächtig — traurig.

Am Sarge spielte sich die letzte Todeskomödie ab. Ein Redner trat auf eine Erhöhung und pries die Tugenden und die Verdienste des Verschiedenen; ein anderer Redner nahm mit schmerzerfüllter, von Tränen geschwollener Stimme Abschied von ihm und weinte über die verwaiſte Menschheit; ein dritter wandte sich zum Sarg im Namen der Familie und im Namen der tieftrauernden Freunde; noch einer sprach im Namen der elenden, abgezehrten Massen — im Namen dieser Arbeiter, die der drohende Befehl hier zusam-

mengetrieben — für die der Verstorbene Vater, Freund und Wohltäter gewesen sein sollte.

Ein dumpfes Murren flog durch die Massen, tausend Seufzer rangen sich los, tausend blutige Blicke flammten auf, das Menschenmeer wogte wie eine Welle.

Endlich war die Zeremonie beendet, der Sarg wurde in einer prachtvollen Gruft beigesetzt, auf einer einem Thron ähnlichen Erhöhung, von der man durch ein vergoldetes Gitter die in Rauch und Nebel gehüllte Stadt sehen und die mächtige, erklingende Hymne des Lebens aus den unzähligen Fabriken vernehmen konnte.

Der Reihe nach schritten die Abteilungen der Arbeiter an dem Thron vorbei, legten an den marmornen Stufen Kränze nieder — die Untertanen erwiesen die letzte Ehre, — und zerstreuten sich langsam, bis Buchholz schließlich in seinem silbernen Sarge unter der Last der Kränze allein blieb. Der verstorbene Lodzer König.

Bloß Stach Wilczek hatte den Schluß nicht abgewartet und flüsterte, als er das Glockengeläute vernahm:

„Eine lustige Geschichte — so viele Millionen zu haben und verrecken zu müssen!" Er schritt mit Jusiu Jaskulski heraus, der schweigend und seufzend neben ihm herging.

„Was bist du denn so weinerlich?"

„Traurig ist's!" sagte Jusiu leise und schauerte.

„Laß doch Baums Kontor sein, Jusiu, ich brauche einen zuverlässigen Menschen, ich würde dich nehmen, könntest was bei mir lernen."

„Ich kann nicht, ich muß bei Baum bleiben."

„Aber er muß doch jeden Tag umkippen, sei doch nicht so dumm, ich geb' dir fünf Rubel monatlich mehr."

„Ich kann nicht, gerade jetzt kann ich Baum nicht verlassen, wo es so schlecht mit ihm steht, und wo ich fast allein im Kontor zurückgeblieben bin."

„Dummkopf! Wenn ich so sentimental wäre, dann würde ich heut noch ohne Stiefel herumlaufen!"

Er warf ihm einen verächtlichen Blick zu und verabschiedete sich von ihm in der Piotrkowerstraße.

„Gesindel! Die werden alle noch mal in den Fabriken verrecken!"

Er dagegen wußte heute schon genau, daß er nicht auf irgendei-

nem schäbigen Posten umkommen würde, daß er nicht nur irgendein kleines Rad im großen Mechanismus bleiben würde. Den heutigen Tag rechnete er zu den besten in seinem Leben und zu den umwälzenden, denn heute hatte er das erste große Geschäft gemacht, das ihn auf die Beine bringen sollte.

Ein nur wenige Morgen großes Grundstück hatte er gekauft, das aber die Grünspansche Fabrik von zwei Seiten umgab. Ganz im Geheimen hatte er es gekauft und war seines großen Verdienstes sicher, weil er nämlich genau wußte, daß Grünspan seine Fabriken vergrößern wollte und deshalb gezwungen sein würde, ihm sein Grundstück abzukaufen, zu einem Preise, den er nach Belieben ansetzen konnte. Er lächelte innerlich vor Befriedigung.

Schon längst waren die Grundstücke zu kaufen gewesen, und Grünspan handelte schon seit Jahren um sie und gab alljährlich einige hundert Rubel hinzu, beeilte sich aber nicht sonderlich, weil er sicher war, daß niemand ihm die Grundstücke wegschnappen werde.

Wilczek spürte das Geschäft auf, verwickelte den Besitzer in ein Netz von Gefälligkeiten, Hinterlist und aufgedrängte Dahrlehen — bis er schließlich selbst Besitzer wurde.

Heute früh wurde er rechtmäßiger Eigentümer des Bodens.

Immer höher hob er den Kopf, immer stolzer schritt er einher und blickte immer gieriger auf die Stadt, auf die mit Waren vollgestopften Läden, auf die Fabriken — seine unersättliche Bauerngier erwachte immer mächtiger in ihm beim Anblick dieser Reichtümer.

Er beschloß, sie zu erringen, und war schon sicher, daß es ihm gelingen würde. Die Mittel und Wege waren ihm gleichgültig — alle waren ihm recht, wenn sie nur zum Ziele führten, zum Geld.

Stach Wilczek scherte sich bloß um das Gesetz und die Polizei.

Ueber alles andere setzte er sich mit einem verächtlichen und mitleidsvollen Lächeln hinweg.

Die öffentliche Meinung, die Ethik, die Anständigkeit! Wer schert sich in Lodz darum? Wem kamen so dumme Gedanken je in den Kopf! Und was ist denn eigentlich die Anständigkeit!

War Buchholz anständig? Wer fragte danach! Alle fragten bloß: wie viele Millionen er hinterlassen hatte!

Millionen haben, sie in der Hand fühlen, sich mit ihnen umgeben, sie beherrschen!

Wie ein hungriger Hund ein Stück Fleisch anstarrt, so gierig blickte er auf die Fabriken, auf die Häuser, auf den Luxus der Reichen, auf die schönen Frauen und die Paläste.

Seit Ewigkeiten spürte er den Hunger schon, seit Generationen schon wurde ihm übel mitgespielt, wurde er von den Stärkeren mißhandelt, vom Tisch des Lebens weggestoßen, — jetzt kam die Reihe an ihn. Er erhob den Kopf, breitete gierig die Arme aus, packte schon die Beute und stillte seinen ewigen Hunger.

„Ich werde das schon alles wieder einholen!" dachte er und erinnerte sich mit Haß an seine Kindheit, an das Hüten der Kühe, an das Aufwarten im Kloster, an die Prügel, die er bekommen hatte, an das Elend der ganzen Familie, an die Demütigungen, die er im Gymnasium über sich ergehen lassen mußte, an die Demütigungen, die ihm von seinen Wohltätern zugleich mit ihren Unterstützungen zuteil wurden, an die Demütigungen, die die ganze Familie ertragen mußte.

„Ich werde das schon alles wieder einholen!" murmelte er, mit einem furchtbaren Groll im Herzen.

Unterdessen sammelte er die Mittel und handelte mit allem, was es gab, und verdiente, wo es nur ging.

Er war bei Großglück angestellt, handelte aber außerdem auf eigenes Konto mit Kohlen, Holz, mit Baumwollresten, Eiern — alles versuchte er.

Man erzählte sich, daß er „rote Ware" kaufe, das heißt solche, die aus den in Brand gesteckten Fabriken entfernt wurde, man erzählte sich, daß er Wucher treibe und mit Großglück zusammen irgendwelche ganz dunklen Geschäfte mache. Er wußte, was man sich von ihm erzählte, lächelte aber bloß verächtlich zu alledem.

„Das interessiert mich wenig!" flüsterte er, daran denkend, und bog in eine Seitengasse ein, die sich zwischen Zäunen hinzog.

An der linken Seite der Straße lagen Kohlenlager, am Fuße eines hohen Bahndammes, auf dem sich Tausende mit einer Wolke schwarzen Staubes bedeckte Güterwagen drängten.

Wilczek wohnte beim Lager in einer scheußlichen, aus Brettern zusammengeschlagenen Bude, die zugleich auch als Kontor diente.

Rasch kleidete er sich um, zog lange Stiefel an und ging an die Arbeit . . .

„Da warten Herren an den Waggons!" meldete ihm ein Arbeiter.

Borowiecki und Moritz warteten auf dem Bahndamm.

Unsicher streckte Wilczek die Hand aus, um sie zu begrüßen. Moritz drückte ihm die Hand, doch Borowiecki tat, als hätte er es nicht gesehen.

„Wir brauchen sofort Rollwagen!"

„Wieviel? wozu? woher?" fragte Wilczek kurz, durch Borowieckis Benehmen erregt.

„Möglichst viele, Baumwolle, Bahnsendung an mich," erwiderte Moritz.

Sie machten es rasch ab und trennten sich.

„Der Edelmann!" brummte Wilczek wütend, denn Borowiecki hatte beim Abschied die Hände in die Taschen gesteckt und ihm bloß mit dem Kopf sehr gnädig zugenickt.

Er konnte diese Beleidigung nicht vergessen und grub sie sich in sein rachsüchtiges Herz ein. Auch diese eine Demütigung noch wollte er sich merken, die ihn um so mehr schmerzte, weil er sie nicht verdient hatte.

Es war aber keine Zeit zum Ueberlegen, denn der Tag ging zu Ende und der Betrieb an den Lagern steigerte sich ins Wahnsinnige. Jeden Augenblick schleppten Dampfmaschinen ganze Reihen vollbeladener Waggons heran, kreuzten sich, schoben leere Waggons weiter, spien Rauchwolken aus und drangen beim Rangieren zischend, pfeifend und schnaufend durch Rauch und Staub, oder sausten, von den Zügen losgekuppelt, mit einem wilden Schrei in die Remisen.

Und unten rangen sich aus den mit schwarzem Ruß bedeckten Läden tausend ineinander verwobene fiebernde Stimmen los, Pferde wieherten wild, Peitschen knallten, Kutscher schrien, und von der Straße klang Gepolter und das mächtige Getöse der mit Rauchwolken bedeckten Stadt herüber.

Fieberhaft rannte Wilczek herum. Er lief in die Kontors, zu den Kohlenlagern, auf den Bahndamm, bis er schließlich todmüde sich neben einem leeren Waggon niederließ.

Die Nacht brach an. Feuerscheine lagerten über der Stadt, das

Sausen nahm zu, das Getöse wurde deutlicher, das Gepolter wuchs, die Schreie dröhnten mächtiger — bis schließlich alle Klänge in einen gewaltigen Chor zusammenflossen, den Maschinen und Menschen sangen, und von dem die Luft erzitterte und die Erde erdröhnte.

Lodz hallte von der nächtlichen, fieberhaften Arbeit wider.

Erst eine Stimme, die aus der leeren Straße herüberklang, weckte Wilczek auf.

„Auf dem Markt Gajer
„Fand sie 'nen Freier
„ta ra ra bumdera!"

Wilczek ging ins Kontor, erledigte noch alles, fertigte die letzten Wagen ab, ließ dann zuschließen, verschlang das Abendessen, das ihm ein Arbeiter bereitet hatte, und ging in die Stadt.

Er liebte es, ziellos herumzuschlendern, sich Menschen und Fabriken anzuschauen und diese zitternde, mit Kohlen- und Farbengeruch durchsättigte Luft einzuatmen. Die Macht der Stadt blendete ihn, die riesigen, in den Läden und Fabriken aufgestapelten Reichtümer entfachten in seinen Augen gierige Blitze, durchglühten seine Seele mit fürchterlichen Träumen, erfüllten ihn mit immer größerem Verlangen nach Macht und Genuß; dieser wahnsinnige Lebensstrudel, dieser Goldstrom, der durch die Stadt floß, berauschten ihn mit ihrer Gewalt, hypnotisierten ihn und durchdrangen ihn mit Schauern einer unaussprechlichen Gier und verliehen ihm neue Kräfte zum Kampf, zum Sieg, zum Raub.

Er liebte dieses ‚Gelobte Land', wie ein Raubtier die beutereiche stumme Wüste liebt. Er vergötterte dieses von Gold und Blut fließende ‚Gelobte Land', begehrte es, verlangte nach ihm, streckte ihm die gierigen Arme entgegen und schrie mit der Stimme des Sieges — der Stimme des Hungers: Mein! Mein! Und schon fühlte er manchmal, daß er es in Besitz genommen hat für immer, daß er die Beute nicht preisgibt, bis er ihr alles Gold ausgesogen.

Zweites Buch

I

„Jetzt eins in den Rücken, jetzt eins von der Seite, und jetzt eins auf den Kopf. So, und noch einmal, und noch einmal, mein Verehrteſter!"

„Sie ſchlagen da mit den Karten auf den Tiſch wie mit einem Dreſchflegel, Herr Pfarrer," ſagte bitter der alte Borowiecki.

„Das erinnert mich an eine Begebenheit. Es war bei Migurskis . . ."

„Ach was, Dreſchflegel oder nicht," unterbrach der Pfarrer, wohlgefällig mit den Augen zwinkernd, „mit den ſchönſten Trümpfen ſchlag' ich, mein Verehrteſter. Die Dämchen heb' ich mir noch auf, um mit ihnen deinem König eins zu verſetzen, Zajonczkowski."

„Das wird ſich ja zeigen! Aber Sie haben eine ſcheußliche Gewohnheit, einen immer zu unterbrechen, Herr Pfarrer; ſobald man den Mund aufmacht, unterbrechen Sie einen, Herr Pfarrer. Alſo wie geſagt, bei Migurskis . . ."

„Ob es nun bei Migurskis war oder wo anders, iſt ja ganz gleich, wir haben es ja ſchon hundertmal gehört, mein Verehrteſter, hundertmal. Nicht wahr, Herr Adam?" Der Pfarrer wandte ſich zum alten Borowiecki.

„Eh, verſchonen Sie uns mit Ihren ewigen Bemerkungen. Bei Gott, was zu viel iſt, iſt ungeſund. Sie täten beſſer, an Ihren Gottesdienſt zu denken, Herr Pfarrer, und nicht daran, ob jemand etwas geſagt hat, oder nicht."

Zajonczkowski warf die Karten auf den Tiſch und ſprang erregt auf.

„He, Thomek, anſpannen!" brüllte er mit einem mächtigen Baß durchs Fenſter in den Hof und zupfte nervös an ſeinem geſchwärzten Schnurrbart und ſchnaufte hitzig.

„Na, Herr Nachbar, bitte, Herr Baum gibt."

„Ich spiele nicht mehr, ich fahr' nach Haus, ich hab' genug von den hochwürdigen Predigten. Gestern erzähle ich bei Zawadzkis von politischen Konjunkturen, und da leugnet es der Herr Pfarrer öffentlich ab und macht sich lustig über mich," knurrte der hitzige Gutsbesitzer, das Zimmer mit großen Schritten durchmessend.

„Ja, weil Sie furchtbar dummes Zeug geredet haben, mein Verehrtester."

„Ich hab' dummes Zeug geredet!" schrie Zajonczkowski und ging wütend auf den Pfarrer zu.

„Ja, dummes Zeug," erwiderte leise der Pfarrer, aus einer langen Pfeife qualmend, die ihm ein kleiner Junge kniend immer wieder ansteckte.

„Ach, Jesus Christus, erbarme dich unser," rief Zajonczkowski entsetzt, die Arme ausbreitend.

„Hochwürden sagen an," sprach Max Baum und schob ihm die Karten zu.

„Sieben Pick!" rief der Pfarrer. „Zajonczkowski, was hast du?"

„Ich geh' blind mit," erwiderte jener und setzte sich rasch an den Tisch.

Der alte Borowiecki begann ein Liedchen vor sich hin zu summen, mit dem Fuß den Takt gegen das Fußbrett seines Fauteuils schlagend. Er war halb gelähmt und wurde im Rollstuhl gefahren.

Eine Weile herrschte Stille im Zimmer. Die vier Lichter, die an den vier Ecken des Spieltisches brannten, erhellten das grüne Schlachtfeld und die Gesichter der Kämpfenden.

Zajonczkowski schwieg. Er war ärgerlich auf den Pfarrer, mit dem er sich seit zwanzig Jahren mindestens zweimal wöchentlich stritt.

Max spielte mit angespannter Aufmerksamkeit, denn seine Gegner waren Meister im Preférencespiel. In den Pausen ließ er seine Blicke nach den Fenstern schweifen, durch die der Mond hereinblickte, und nach den anderen Zimmern, aus denen die Stimmen Ankas und Karls herüberdrangen. Er verteilte noch einmal die Karten und ging dann nach dem Ansagen zu Karl.

In dem Zimmer, das er betrat, brannte kein Licht, aber der Mond, der über den dunkelblauen Himmel floß, erhellte es zur Ge-

nüge. Die Fenster standen weit auf. Ein roter, jauchzender Abend strömte herein.

Schweigend saßen sie zusammen.

„Eine schöne Mammutkollektion," sagte Karl leise zu Max, als in dem Spielzimmer wieder ein Gewitter losbrach und Zajonczkowski durchs Fenster schrie, man solle sofort anspannen; der alte Borowiecki sang jetzt schon aus voller Kehle.

„Spielen sie oft miteinander?"

„Jede Woche einmal, zanken sich aber mindestens zweimal wöchentlich, und fahren dann nach Haus, ohne sich voneinander zu verabschieden, was sie übrigens nicht stört, in größter Freundschaft miteinander zu leben."

„Sie müssen sie wohl öfters aussöhnen, gnädiges Fräulein?"

„O nein! Einmal hab' ich's versucht, und da schrie mich der Herr Pfarrer in hellster Erregung an: kümmer' dich um deine Milchkammer! Uebrigens, die könnten ja doch nicht ohne einander leben, und können auch, sobald sie zusammen sind, das Zanken nicht lassen."

„Was fängt nur dein Vater ohne die beiden in Lodz an?" fragte Max seinen Freund.

„Was weiß ich? Ich weiß überhaupt nicht, was mein Vater in Lodz will."

„Sie wissen es nicht . . .?" flüsterte Anka erstaunt und wollte noch etwas sagen, aber im selben Augenblick ertönte die Glocke am Pförtchen.

Sie ging hinaus und kehrte mit einer Depesche für Karl wieder. Apathisch nahm er sie in die Hand, las aber nicht zu Ende, sondern ballte sie wütend zusammen und steckte sie in die Tasche.

„Eine schlimme Nachricht?" fragte Anka ängstlich.

„Nein, bloß eine dumme!"

Ihr teilnahmsvoller Blick und ihre Neugierde ärgerten ihn. Er ging in das Spielzimmer und las das Telegramm noch einmal. Es war von Lucy.

„Langweilen Sie sich sehr bei uns, Herr Baum?"

„Auf eine solche Verdächtigung kann ich überhaupt nichts erwidern. Wissen Sie, gnädiges Fräulein, ich bin über das Leben, das Sie hier führen, sehr erstaunt. Ich habe nie gedacht, daß es irgendwo ein so ruhiges Leben geben kann, ein so eigentümlich einfaches

und gewissermaßen höheres Leben. Erst hier habe ich eingesehen, daß ich die Polen nicht kannte, jetzt verstehe ich erst verschiedene Eigentümlichkeiten Karls. Schade, daß die Herrschaften nach Lodz ziehen."

„Warum?"

„Weil ich Sie dann nie mehr hier werde besuchen können."

„Na, wollen Sie uns denn in Lodz nicht besuchen?" fragte sie leiser und war sich nicht klar, warum sie in ihrem Herzen etwas wie Furcht verspürte, daß er es vielleicht nicht tun würde.

„Vielen Dank, gnädiges Fräulein; darf ich das schon als eine Einladung betrachten?"

„Ja, natürlich. Dafür werden Sie mich aber mit Ihrer Frau Mutter bekannt machen."

„Wie Sie befehlen."

„Ich muß Sie jetzt allein lassen, denn ich muß das Abendessen richten."

Max ging im Zimmer auf und ab, um durch die geöffnete Tür Anka zuschauen zu können. Er bewunderte ihre schlanke, schön gebaute Gestalt, die sich über den Tisch beugte, ihr Gesicht, mit den nicht ganz regelmäßigen, aber seltsam reizvollen Zügen; über der breiten Stirn war das kastanienbraune Haar glatt in der Mitte gescheitelt. Die graublauen Augen blickten unter den fast schwarzen Brauen klar und ruhig, aber mit einem gewissen Ernst.

Mit großem Interesse schaute Max zu ihr herüber. Sie gefiel ihm so gut, daß er etwas wie Unwillen verspürte, als Karl wieder erschien.

„Morgen abend muß ich nach Lodz zurück," sagte Karl schroff.

„Was hast du's denn so eilig? Die Arbeiter haben drei Feiertage, dann können doch auch wir Pfingsten entsprechend genießen."

„Wenn du dich hier wohl fühlst — dann bleibe, ich muß fort."

„Wir fahren schon zusammen," brummte Max und setzte sich auf die Fensterbrüstung.

Er fühlte sich hier so wohl, daß er über sich selbst staunte. Und da wollte ihn gerade Karl fortschleppen. Aergerlich und grollend schaute er zu ihm herüber.

„Ich habe sehr wichtige Geschäfte zu erledigen und hab' auch genug vom Landleben, zu viel sogar," sprach Karl und ging erregt auf und ab, blickte ins Spielzimmer hinüber, sprach ein paar gleich-

gültige Worte mit Anka, vermochte aber nicht die Erregung zu verbergen, die sich seiner bemächtigte, und die Unruhe zu verscheuchen, in die sich Langeweile mischte.

Dazu ärgerte ihn noch Lucys Telegramm. Sie kündigte ihm in ganz entschiedenen Worten an, wenn er bis Dienstag nicht wieder erschiene, würde sie ihn zu finden wissen, selbst bei seiner Braut, mochte dann was immer geschehen!

Er wußte, Lucy hielt Wort, wenn die Leidenschaft im Spiele war. Er mußte also fahren. Das Verhältnis drückte ihn bereits sehr, er haßte beinahe ihre Schönheit und diese Liebesketten, wenn sie ihm das Leben vergällten.

Und dann, Anka!

Er fühlte, daß sie ihm völlig gleichgültig war, daß er sie manchmal sogar haßte, wenn er ihrem klaren, vertrauenden Blick begegnete. Und er mußte Liebe heucheln, mußte den Ton weicher stimmen, in Augenblicken, wo er am liebsten geflucht hätte, er mußte höflich, lächelnd und süß sein, wie es von einem Bräutigam verlangt wird. Diese Rolle war ihm über alle Maßen ekelhaft, und doch mußte er sie seines Vaters wegen spielen; auch wegen ihr mußte er sie spielen und wegen sich selbst, weil er doch durch die Annahme ihrer Mitgift eigentlich schon an sie gebunden war.

„Ich heirate so bald wie möglich, und dann nimmt alles ein Ende," dachte er.

Alles bäumte sich in ihm auf bei dem Gedanken, daß er durch diese Heirat zu einer Schachfigur erniedrigt würde, daß er deshalb jahrelang würde arbeiten müssen, um etwas zu erreichen, daß er Menschen, Maschinen, alles würde auspressen müssen, um etwas zu erreichen — und gerade jetzt!

Jetzt, wo ihm der alte Müller recht deutlich gesagt hatte, daß er ihm Mada und die Verwaltung der Fabrik übergeben würde! Er auf einmal ein Millionenvermögen, auf einmal große Geschäfte und unbegrenzte Möglichkeiten in die Hand bekommen konnte. Seit einiger Zeit hatte er einen Abscheu vor kleinen Geschäften, hatte er einen Abscheu vor seiner eigenen Fabrik, an der er seit dem Frühjahr baute, vor diesen zusammengesparten Groschen, die kaum ein paar hundert Rubel ergaben.

So viele Jahre verbrachte er im Arbeitsjoch, im harten Kampf

mußte er jeden Rubel erringen, so viele Jahre hindurch mußte er sich die verschiedensten Wünsche versagen und so viele Gelüste unterdrücken, so viele Jahre hungerte er nach einem breiten, unabhängigen Leben — und jetzt, wo er das alles haben konnte, wenn er Mada heiratete — mußte er Anka heiraten und wieder im Joch der Mittelmäßigkeit weiter schreiten . . . Er sträubte sich aus allen Kräften gegen diese Notwendigkeit.

Als Anka erschien, um ihn zum Abendessen zu bitten, blickte er sie ärgerlich an und ging, ohne auf ihre Frage zu antworten, zum Vater, um seinen Fauteuil ins Eßzimmer zu schieben.

Das Gespräch während des Abendessens war sehr lebhaft. Der Pfarrer stritt mit Zajonczkowski um politische Dinge, der alte Borowiecki und Karl eiferten sie an, vor allem Karl, der rücksichtslos über Zajonczkowski und seine politischen Konjunkturen spottete, über den Optimismus des Pfarrers, und ärgerlich dem Vater die Bemerkung zuwarf, daß die Angelegenheiten der heutigen Politik nicht durch Kanonen, sondern durch die Staatsraison entschieden würden.

„Sag' du das ja nicht, mein Lieber," erwiderte der Alte, „ich werde dich jedesmal überzeugen, daß derjenige recht behielt, der mehr Kanonen und mehr Soldaten hatte. Die Raison der Staaten — das sind die großen Armeen, die kampfbereit auf das Zeichen zum Ausrücken warten, sie sind ihre Seele, die herrscht."

„Nein, Herr Borowiecki, die Seele der Staaten ist die Gerechtigkeit, die sie leitet."

„Die Staaten leitet der Magen und seine Bedürfnisse," rief Karl, um den Pfarrer zu kränken, der bei diesen Worten auch sofort aufbrauste und beweisen wollte, wie alles vom göttlichen Willen geleitet würde, daß dieser Wille die Gerechtigkeit wäre und alles sich darauf aufbaute.

Karl erwiderte nichts mehr. Diese fruchtlosen Ausführungen langweilten ihn. Als aber der Pfarrer, sein Vater und Zajonczkowski zugleich mit Beweisen auf ihn eindrangen, daß alles nach göttlichem Willen geschehe, konnte er sich nicht mehr beherrschen und rief zornig:

„Erklären Sie sich die Welt, meine Herren, mit Hilfe des Katechismus'; es ist einfach und manchmal sogar witzig, das läßt sich nicht leugnen."

„Wird es Ihnen nicht leid tun, dieses Paradies, das Sie sich

hier in Kurowo geschaffen, zu verlassen?" sprach Max unterdessen leise zu Anka.

Sie beteiligten sich nicht an der allgemeinen Unterhaltung. Max interessierte sich für die hier aufgeworfenen Fragen nicht, und Anka war traurig. Karl war die Tage so ganz anders gewesen, er mied sie beinahe. Eine dumpfe Unruhe bemächtigte sich ihrer, die Ahnung irgendeines Unglücks. Sie antwortete deshalb jetzt auch Max nicht und fragte ihn bloß, über den Tisch gebeugt, ohne die Augen zu ihm zu erheben:

„Wissen Sie nicht, ob Karl etwas Unangenehmes zugestoßen ist?"

„Nein. Haben Sie etwas bemerkt?"

„Es schien mir so. Aber richtig, ich hab' ja ganz vergessen, er hat gewiß mit seiner Fabrik genug Sorgen, richtig . . .," fügte sie leiser hinzu, gleichsam bloß für sich selbst, als ob sie den Verdacht und die Unruhe verscheuchen wollte.

Sie erhob den Kopf und umfing mit einem innigen, herzlich besorgten Blick Karls verfinstertes Gesicht und fing die bissigen Blicke auf, die er dem Pfarrer zuwarf.

„Und was machen die Herrschaften mit der Besitzung?"

„Großpapa wollte sie verkaufen, aber Karl wehrt sich dagegen. Ich bin ihm dafür sehr dankbar. Ich habe mich so eingelebt in diesem Hause und könnte mir nicht ohne Wehmut ausdenken, daß es uns einmal nicht mehr gehören sollte. Fast alle Bäume im Garten, alle Hecken hat teils Karls Mutter, teils habe ich sie gepflanzt. Können Sie sich jetzt vorstellen, wie schwer es mir fiele, von alledem für immer zu scheiden?"

„Na, man kann ja wo anders eine noch schönere Besitzung kaufen."

„Ja, das kann man, aber es wird nicht Kurowo sein," erwiderte sie, unangenehm berührt, daß er sie nicht verstand und ihr nicht nachfühlen konnte, wie man an einem Stück Boden hängen kann, auf dem man aufgewachsen ist.

Sie verstummte, weil im Nebenzimmer der Streit zwischen Zajonczkowski und dem Pfarrer wieder losbrach. Hochwürden schlug aufgeregt mit seinem Pfeifenrohr auf den Fußboden und Zajonczkowski schrie wütend:

„Nie mehr werde ich dieses Haus betreten!"

Der Streit währte noch eine Zeitlang, dann fuhr Zajonczkowski wirklich weg, und auch der Pfarrer verabschiedete sich bald und ging fort.

Tiefes Schweigen herrschte jetzt im Herrenhaus. Der alte Borowiecki schlummerte in seinem Fauteuil. Anka half dem Dienstmädchen beim Abräumen und Karl saß ganz versunken in einem großen Sessel, rauchte Zigaretten und blickte ironisch auf Max, der mit strahlenden Augen jeder Bewegung Ankas folgte.

Bald gingen alle schlafen.

Max bewohnte einen kleinen Salon an der Gartenseite des Hauses.

Die Nacht war herrlich. Immer wehmütiger sangen die Nachtigallen, bis ihnen im Dickicht am Ufer des Flüßchens die Amseln erwiderten, und dann ergoß sich eine Flut wunderbarer Klänge in die stille Feier dieser Juninacht voller Wärme, die aus der erhitzten Erde strömte, voller Sterne am Himmel und erfüllt vom Duft des Flieders, der um das ganze Haus herum vor den Fenstern blühte.

Max konnte nicht schlafen. Er öffnete das Fenster und blickte in die in Nebel gehüllte Welt. Er dachte gerade an Anka, als er plötzlich den gedämpften Klang ihrer Stimme vernahm. Er beugte sich zum Fenster heraus und erblickte sie am Fenster ihres Zimmers sitzend, das sich in einem rechtwinklig ans Haus angebauten Seitenflügel befand.

„Warum willst du mir nicht sagen, was dich bedrückt?" bat ihre Stimme, zum gegenüberliegenden Fenster gewandt.

„Nichts bedrückt mich, nervös bin ich," antwortete eine zweite Stimme.

„Bleib noch ein paar Tage, dann wirst du dich beruhigen."

Ein unverständliches Gemurmel kam als Antwort zurück. Dann wurde die erste Stimme so leise, daß man nichts hören konnte. Nur das Quaken der Frösche, das Gepolter der auf der Chaussee vorbeifahrenden Wagen und der immer lauter werdende Gesang der Vögel drangen zu Max herüber.

Der Mond schien so hell, daß er die taufeuchten Blätter mit einer silbernen Schicht überzog und die Nebel jetzt wie silberne Schleier sich erhoben.

„Du bist romantisch veranlagt," erklang wiederum die Männerstimme mit ärgerlichem Tonfall.

„Deshalb etwa, weil ich dich liebe? Deshalb etwa, weil deine kleinste Sorge mir so tief ins Herz dringt, tiefer als alle meine Sorgen, deshalb, weil ich nur den einen Wunsch habe, dich glücklich zu sehen?"

„Nein, nicht deshalb, aber weil du Lust hast, ohne Rücksicht auf die Möglichkeit eines Katarrhs, dich mit mir durchs Fenster zu unterhalten."

„Gut Nacht."

„Gut Nacht, Fräulein Anka."

Das Fenster klirrte, eine weiße Gardine verdeckte das Innere des Zimmers, das jetzt erhellt wurde.

Karl ging anscheinend nicht vom Fenster weg, denn man hörte das Zischen eines Streichholzes, und eine dünne, blaue Rauchwolke drang aus seinem Zimmer und zerriß an den Traufen des Strohdaches. Er hatte sich eine Zigarette angesteckt.

Max steckte sich ebenfalls eine Zigarette an, aber ganz leise, damit man nicht merkte, daß er zuhörte. Er war sehr gespannt, ob Anka noch einmal ans Fenster käme. Sein Zorn gegen Karl wuchs immer mehr. Ankas Fenster blieb aber geschlossen. Max bemerkte bloß, wie hinter der Gardine ihr Schatten immer wieder auftauchte und am Fenster stehen blieb. Er hätte vielleicht sogar ihre Schritte vernehmen können, aber die Nachtigallen schlugen immer lauter und der Wind störte, der sich von den Wiesen und den Sümpfen erhob; über die Kornfelder kam er herangeschlichen, drang rauschend zwischen die Bäume, schüttelte an den Fliederbüschen, raschelte im Dachstroh und warf Max seinen warmen, feuchten, mit Kornduft gesättigten Atem ins Gesicht.

„Karczmarek wird morgen da sein, der das Gut kaufen will," erklang wiederum die Frauenstimme.

„Vater verkauft's ja doch nicht."

„Du brauchst aber vielleicht das Geld."

„Ja, Millionen brauche ich," raunte höhnisch die Männerstimme.

„Karczmarek will's eventuell auch pachten. Er will es für seinen Schwiegersohn haben."

„Werden ja morgen sehen."

„Nimmst du die Wagenpferde nach Lodz mit oder verkaufst du sie?"

„Wozu sollte ich diese alten Biester mitnehmen?"

„Großpapa ist aber so an sie gewöhnt," sprach die Frauenstimme traurig.

„Dann wird er sich's eben abgewöhnen. Für diese kindischen Sachen hast du stets was übrig. Dann könnte man vielleicht auch gleich den halben Garten nach Lodz herüberpflanzen. Vielleicht möchtest du auch die Kühe und die Hühner und die Gänse mitnehmen?"

„Wenn du dir einbildest, dein Spott könnte mich hindern, das mitzunehmen, was ich nicht entbehren kann, dann irrst du."

„Vergiß nur ja nicht die Familienporträts. Die Senatoren des polnischen Reiches sehnen sich da oben in der Bodenkammer sicher nach Lodz."

Die Männerstimme klang immer höhnischer.

Keine Antwort. Nur ein ganz leises Schluchzen ließ sich vernehmen, so leise, daß es wie das Flüstern des Baches hinter dem Garten klang.

„Verzeih, Anka! Ich wollte dir nicht weh tun. Ich bin so nervös. Verzeih, Anka, weine nicht."

Max sah, wie Karl in den Garten sprang und wie sich zwei weiße Arme aus dem Fenster ihm entgegenstreckten. Er schaute nicht mehr hin und hörte nicht mehr zu, schloß das Fenster und legte sich schlafen. Der Schlaf kam aber nicht. Die Nachtigallen sangen so laut in den Fliederbüschen, und immer kam es ihm vor, als hörte er Ankas und Karls Stimmen.

„Was können die sich nur so lange erzählen?" dachte er, sich immer mehr aufregend, und stand auf, um sich zu überzeugen, ob sie noch da seien. Karl stand an Ankas Fenster, sie sprachen aber so leise, daß man nichts hören konnte.

„Nicht mal schlafen kann man ja bei diesen romantischen Geschichten," brummte Max ärgerlich und warf das Fenster laut zu.

Einschlafen konnte er aber nicht. Die von der glühenden, pochenden Macht des Frühlings erfüllte Juninacht störte ihn. In die Fenster schien der Mond, der hoch oben in den Wolken hing, er erhellte das Zimmer mit einem bläulichen Schimmer, und Ströme milden Lichtes ergossen sich über das schlafende Städtchen, über die leeren

Gassen und über die weiten, mit sacht schwankendem Korn bedeckten Felder, auf denen schimmernde Nebel schwammen. Ueber den Wiesen und Sümpfen stiegen wie aus Räucherfässern weiße Dünste auf und schlugen wie Rauchsäulen in die blauen Fernen empor. Und aus den Nebeln und den schlaftrunken rauschenden, taufeuchten Kornfeldern erhob sich immer mächtiger das Zirpen der Feldgrillen, das in gedämpftem, zitterndem Rhythmus dahinfloß und die Luft mit Millionen Klängen erfüllte; in Chören erwiderten ihnen die Frösche, die in den Sümpfen quakten und schrill riefen.

Von allen Seiten erklangen die trunkenen Stimmen dieser Frühlingsnacht, ganz erfüllt von berauschten Rufen, Gesängen, kaum wahrnehmbaren Schauern, Liebe und ungeahntem Zauber.

Dann verstummte für einen Augenblick die ganze Welt, und eine so dumpfe und gewaltige Stille trat ein, daß man die Tauperlen von einem Blatt aufs andere sickern hörte und das Plätschern des Flüßchens hinter dem Hause und den tiefen Atem der Erde.

Nach dieser kurzen Stille brachen wieder alle Stimmen los in noch mächtigerem Chor. Alle Bäume, Gräser und Geschöpfe sangen eine trunkene Liebeshymne, und es schien, als ob sich die Aeste umschlangen und die Blumen, und in einer erschauernden Verzückung sich hingaben. Die ganze Erde schwoll an unter all diesen Stimmen und Gesängen, von all den Düften, die die Luft durchsättigten, — sie schwoll an zu einem riesigen, von Liebesgier brausenden Strudel, der von dem Rausch der Frühlingsnacht und nagender Ewigkeitssehnsucht gepackt raste; blind warf er sich in die Arme des von allen Seiten offenen, finsteren, von dem kühlen Tau der Sterne und den Milliarden Sonnen und Planeten schimmernden, dumpfen, geheimnisvollen und fürchterlichen Schlundes.

Max konnte nicht einschlafen. Eine Nachtigall, die vor seinem Fenster sang, ärgerte ihn so, daß er aufstand, um sie zu verscheuchen.

„Der Teufel hole dich mit deinem Gepiepse!" rief er erregt und warf mit einem Schuh nach dem Busch. Der Vogel flog auf einen anderen Strauch; als Max das Fenster wieder geschlossen und sich hingelegt hatte, kehrte er auf seinen früheren Platz zurück und sang weiter.

Mit Ausnahme des alten Borowiecki schlief heute niemand gut im Kurower Herrenhaus.

Die lange Unterredung mit Karl hatte Anka nicht beruhigt, im Gegenteil, sie rief in ihr noch finsterere Ahnungen wach. Sie träumte vor sich hin und dachte auch an ihr künftiges Leben in Lodz, an die nicht mehr ferne Zukunft und daran, daß sie in einem Monat Kurowo verlassen mußte, wo sie so viele Jahre verbracht hatte.

„Was fange ich nur in Lodz an?" ging es ihr immer wieder durch den Sinn, bis endlich in der Früh der noch schlaftrunkene Lärm des Gehöftes sie aus den Träumen riß, die Kühe, die zur Weide getrieben wurden, und das Geschnatter der Gänse. Sie stand auf.

Der alte Borowiecki fuhr schon in seinem Rollstuhl im Gehöft herum. Ein junger Bursch schob den Stuhl.

„In den Garten!" kommandierte er schroff, mit dem Hut die Tauben abwehrend, die ihm nachflogen und sich auf dem Stuhl niederließen.

Die zwitschernden, klangvollen Töne des Klosterglöckleins ergossen sich durch die Luft. Vom Garten aus konnte man die Türme und die Fensterreihen des Klosters sehen, die sich über die flachen Dächer des Städtchens erhoben.

„Ins Kloster! Pater Liberatus wollen wir besuchen. Beeile dich."

Als er zurückkehrte, traf er Anka vor dem Haus. Sie saß auf einem niedrigen Sessel, von einer Schar ganz junger Kücken umgeben, und fütterte sie. Max stand in der Tür und blickte entzückt auf diese Idylle.

„Wo warst du, Vater?"

„Bei Pater Liberatus."

„Geht's ihm besser?"

„Ach wo, er ist schon ganz mente captus, ganz."

„Ist das der Geistliche, der gestern bei Ihnen war?" fragte Max.

„Nein. Das war Pfarrer Simon, und jener ist der letzte der Dominikaner, die in unserem Kloster waren. Pater Liberatus ist ein Mann von tiefer Bildung und großer Frömmigkeit, aber . . . krank. Fast irrsinnig. Und dabei . . ." Der alte Borowiecki bückte sich zu Max herüber und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Anka unterbrach ihn; sie rief einer Entenschar laut zu, die wie rasend im Teich her-

umflatterten, ohne auf die verzweifelten Rufe der aufgeregt hin und her rennenden Henne zu achten, die sie ausgebrütet hatte.

„Was ist denn das für eine Entenidylle? Ich konnte wegen dieses Geschnatters gar nicht schlafen," rief Karl, in den Garten eintretend.

„Wirst dich in Lodz ausschlafen."

„In Lodz hab' ich was anderes zu tun," erwiderte er unwillig, begrüßte Anka kühl und blickte gelangweilt auf die blauen Rauchwolken, die sich in Säulen über dem Städtchen erhoben.

„Müssen die Herren unbedingt heute fahren?" fragte Anka zaghaft.

„Unbedingt, und zwar so bald als möglich."

„Dann fahren wir also, ich bin schon bereit." Max sagte es schroff, weil ihn die Unbedingtheit, von der Karl sprach, aufregte.

„Nein, nein, die Herren fahren nachmittags, jetzt erlaube ich es nicht. Wir fahren zum Hochamt in die Kirche, Pfarrer Simon müssen wir besuchen. Dann essen wir. Ich habe noch speziell Zajonczkowski und den Pfarrer eingeladen. Und endlich mußt du, Karl, ja auch mit Karczmarek reden. Um drei soll er hier sein. Gegen Abend begleiten wir dann die Herren." Der alte Borowiecki sprach ernst.

„Gut, gut!" warf Karl rasch zurück und ging ins Eßzimmer, wo das Frühstück auf sie schon wartete. Nach dem Frühstück ging er in den Garten und setzte sich unter einen Apfelbaum, der ihn beim leisesten Windhauch mit schneeweißen Blüten überschüttete.

Die Bienen summten in den Apfelbäumen wie in Bienenstöcken, der ganze Garten schwamm in dem süßen, berauschenden Duft der Flieder- und der Apfelblüten und hallte von den Stimmen der Goldamseln wider.

Der alte Borowiecki machte ein Schläfchen, wie gewöhnlich nach dem Frühstück, weil er stets schon bei Sonnenaufgang aufstand; Anka kleidete sich zur Kirche um, und Max schritt durch die mit Gras bewachsenen Gartenwege, kam wieder an Karl vorbei, sprach aber nichts zu ihm, mied sogar seinen Blick und verschwand wieder im Garten. Er glaubte Anka in der Ferne vorbeihuschen zu sehen. Als er sich überzeugt hatte, daß bloß die mit Blüten bedeckten Apfelbäume so rosig schimmerten, blieb er am Gartenzaun stehen und blickte über die weiten Flächen des grünenden Kornes, das sich eintönig rauschend

im Winde wiegte. Auf einem Steg mitten durch die Felder zog eine lange Reihe rot gekleideter Bäuerinnen und Bauern in weißen Jacken in die Kirche. Er versank in diesen Anblick und horchte doch aufmerksam, ob sich nicht irgendwo Ankas Stimme vernehmen ließe.

Etwas ging in ihm vor. Er war sich aber nicht klar, was es war. „Habe ich nicht ausgeschlafen, oder was ist es sonst?" dachte er, seinen schweren Kopf mit den Händen zusammenpressend. „Der Teufel hole so 'nen Landaufenthalt!" Er fühlte sich plötzlich so aufgeregt, daß er Karl aufzusuchen beschloß.

„Könnten wir nicht früher fort?"

„Hast du es auch schon satt?"

„Ich bin tatsächlich ganz außer Rand und Band. Wie ein abgetragener Gummischuh komme ich mir vor. Nachts konnte ich nicht schlafen, und jetzt weiß ich wieder nicht, was mit mir los ist. — Dann bin ich auch unruhig wegen meiner Mutter, und . . ." er brach ab und sprach den Satz nicht zu Ende, stampfte bloß wütend mit dem Fuß in einen Maulwurfshügel, der gerade frisch auf dem Rasen aufgeworfen war.

„Tröste dich, wir fahren schon. Ich muß bloß diesen Frondienst anständig beschließen."

„Frondienst?" Max fragte verwundert. „Vater und Braut — nennst du Frondienst?"

„Nicht sie meine ich, bloß diese Tölpel, die zu Mittag kommen sollen, und die Besuche;" er wollte das ihm unwillkürlich entschlüpfte Wort verwischen.

Anka rief vom Gartenweg aus: „Meine Herren, es ist Zeit zur Kirche!"

Sie sah heute reizend aus in dem hellen Kleid aus ganz leichtem Stoff mit einem zarten, blaßvioletten Muster und dem mit Vergißmeinnicht geschmückten Hut. Ein seltsamer Reiz frischer Jugendlichkeit strahlte aus ihren Augen. Kraft und Adel lagen darin.

Verzückt und aufgeregt ging Max schweigend eine Zeitlang neben ihr her. Dann musterte er aber mit dem Kennerblick des Fabrikanten ihr Kleid und sagte sehr ernst:

„Deine ‚Brillantine', Karl! Ausgezeichnet im Ton."

„Und wäscht sich ausgezeichnet," fügte Anka hinzu, von seinen Worten belustigt.

Ihr Lachen berührte Max unangenehm. Er blieb etwas zurück und blickte auf die breite Gasse des Städtchens, auf der sie zur Kirche schritten. Das Städtchen war eine armselige Ansiedlung, hauptsächlich von jüdischen Webern bewohnt. Fast in jedem Fenster sah man einen Webstuhl, und in den langen, schwarzen, dreckigen Hauseingängen saßen alte Jüdinnen und spulten Garn auf. Das trockene, eintönige Geknatter der Webstühle drang aus jedem Fenster und zitterte in der durchsonnten Luft.

In der Mitte der Hauptstraße blinkten große Pfützen, in denen der Kot nie austrocknete, und in denen Enten in Scharen nach Nahrung suchten.

Dem Kloster gegenüber, am Markt, der eigentlich bloß eine sandige, von den Giebeln der auf Holzsäulen gestützten Häuser umrahmte Düne war, standen einige frisch abgebrannte Häuser. Aus den Trümmern und zwischen den zerrissenen Mauern ragten nackte Schornsteine hoch empor.

Auf den zerfallenen Mauern der Klosterumzäunung wucherte Unkraut und silbergraue Ligusterbüsche. Große Birken mit schlaff herabhängenden Zweigen und weißer Rinde standen daneben. Dahinter schob sich die abgekratzte Kirchenfront vor und ein schlankes Glockentürmchen, das in einer Ecke des Kirchhofs verborgen war.

Dicht an der Mauer standen im Schatten der Birken einige Bauernwagen und kleines Fuhrwerk. Etwas weiter, in der Mitte des Marktes, waren bescheidene Marktbuden unter Leinwanddächern aufgestellt; sonst war es ganz leer, denn die Sonne brannte schon immer glühender.

Der Andrang zur Kirche war so groß, daß man nicht mehr hereinkonnte. Anka setzte sich auf die Stufen, die zur Sakristei führten, und betete, Karl und Max blieben bei den Birken stehen und ließen sich dann auf eine der alten grünumsponnenen Grabplatten nieder, die sich in Reihen an die Mauern schmiegten.

Der Gottesdienst hatte schon begonnen. Aus dem Inneren der Kirche drangen durch die weit geöffneten Türen gedämpfte Orgelklänge, hin und wieder erhob sich die Stimme des Organisten, dann ertönte feierlich ein Stimmenchor, und manchmal durchdrang diese bewegliche Menschenwelle die schwache Stimme des Priesters.

„Unsere Kopftücher!" flüsterte Max, auf einige Frauen zeigend,

die wie Mohnblumen auf dem Sand in der Sonne schimmerten und hockend den Rosenkranz durch ihre Finger gleiten ließen.

„Schon verschossen!" erwiderte Karl etwas ironisch.

„Die verschossenen, das sind Pabianicer; ich meine die amarantroten mit dem grünen Muster. Die verschießen nie. Man kann sie in der Sonne auskochen."

„Möglich, aber was geht mich das an?"

„Guten Tag, meine Herren!" erscholl gedämpft eine Stimme neben ihnen.

Stach Wilczek war's. Den Zylinderhut in der Hand, begrüßte er sie wie ein guter Bekannter.

„Was machen Sie in Kurowo?" fragte Max erstaunt.

„Ich bin für die Feiertage zu meiner Familie herübergekommen. Das ist mein Vater, der soeben die Orgel bearbeitet," erwiderte er verächtlich und mit einer gewissen Nachsicht, die zahlreichen Ringe an seiner Hand herumdrehend.

„Bleiben Sie lange hier?"

„Nachts fahre ich wieder weg, mein Jud hat mir keinen längeren Urlaub bewilligt."

„Wo sind Sie jetzt beschäftigt?"

„Im Kontor bei Großglück, aber bloß vorübergehend."

„Haben Sie die Kohlen aufgegeben?"

„Nein. In der Nikolaistraße habe ich ein Kontor, weil Großglück sein ‚schwarzes' Geschäft Kopelmann verkauft hat, und bei diesem Lumpen mochte ich nicht bleiben. Haben die Herren schon einen Kohlenlieferanten für Ihre Fabrik?" fragte er leise, sich zu Karl beugend.

„Noch nicht," erwiderte ihm Max.

„Welche Bedingungen stellen Sie?" fragte Karl kühl.

Wilczek setzte sich neben ihn auf die Grabplatte, begann sofort rasch in seinem Notizbuch zu kalkulieren und schob ihm dann ein Blatt vor die Augen.

„Zu teuer! Braumann liefert um siebeneinhalb Kopeken per Scheffel billiger."

„Der Dieb, der Schwindler! Dafür wird er Ihnen zehn Scheffel pro Waggon weniger abliefern!" rief Wilczek leise.

„Meinen Sie, daß man das bei mir nicht feststellen wird, wie?"

„Die Wage wird sogar mehr ergeben, weil doch Braumann bekanntlich die Kohle vor der Verladung mit Wasser begießt."

„Schon möglich. Aber wer garantiert mir dafür, daß Sie es nicht auch tun?"

„Also gut, ich liefere Ihnen zum selben Preis wie Braumann. Ich verdiene dabei fast gar nichts, es liegt mir aber sehr viel an dieser Lieferung. Ich habe es schon mit Herrn Welt besprochen. Der sagte aber, daß Herr Borowiecki darüber entscheidet, also?" Er fragte höflich, ohne auf die früheren Worte Karls zu achten und auf den kühlen, verächtlichen Ton.

„Kommen Sie morgen zu uns, dann können wir das Geschäft besprechen."

„Auf wie hoch wird sich die Kohlenlieferung belaufen?" fragte er Max, erhielt aber keine Antwort mehr.

Alle verstummten, denn soeben trat unter den ernsten Klängen der Glocken und den Gesängen der ganzen Volksmasse die Prozession aus der Kirche und wand sich aus dem Hauptportal wie eine Schlange, mit dem roten Kopf des Baldachins, unter dem der Priester schritt, mit den schimmernden Schuppen der roten, gelben und weißen Frauentrachten, mit den Tupfen der schwarzen Bauernjakken und der goldleuchtenden brennenden Kerzen, sie schlich zwischen der grauen Kirchenmauer und dem grünen Wall der Birkenzweige dahin und umschlang mit ihrem Riesenleib die ganze Kirche.

Mächtig schlug der Stimmenchor in die sengende Luft und stieg zum weißen Himmel empor. Ganze Wolken von Tauben stiegen erschrocken von den Kirchtürmen und den eingefallenen Klosterdächern auf und kreisten hoch oben über den Köpfen der Menge.

Die Prozession kehrte in die Kirche zurück. Die Klänge verstummten, bloß die Birkenblätter rauschten und schwankten schläfrig in der sengenden Luft.

Die Hitze wurde immer glühender, die Sonne goß Feuerstrahlen auf die Schindeldächer des Städtchens und schien alle Kraft aufzusaugen. Ohnmächtige Stille lag in der zitternden Luft, über den ringsumher sich dehnenden grünen Feldern, den regungslosen Gärten, den wie mit ausgebrannten Nebeln bedeckten Wiesen und über den Wäldern, die mit ihrem dunklen Band das Städtchen umgaben.

„Haben Sie was davon gehört, daß Neumann umgekippt sei?" fragte Max den Wilczek.

„Ja."

„Ganz?"

„Nein, bloß auf eine Seite, auf zirka dreißig Prozent! Verlieren die Herren etwas?"

„Wir haben da etwas gehabt." Max wehrte mit einer unwilligen Handbewegung ab.

„Vielleicht könnte ich jemand auftreiben, der Ihnen Ihre Forderungen abkaufen würde, selbstverständlich billig und mit einer guten Provision für mich."

„Ja, zum Teufel, machen Sie auch solche Geschäfte?"

„Und noch verschiedene andere!" Wilczek lachte laut.

„Kennen Sie Kurowo gut?" fragte Max beiläufig, um das Gespräch von den Geschäften abzubringen, weil Karl unwillig Wilczek anblickte und andauernd schwieg.

„Ich bin hier geboren, hier habe ich Vaters Gänse und Vaters Vieh gehütet, hier machte ich mit dem Riemen oft Bekanntschaft. Pfarrer Simon könnte da manches erzählen. Sie glauben vielleicht nicht, daß ich hier Vieh gehütet habe, was?" fragte er ironisch, als er Max' verlegenes Gesicht sah.

Max erwiderte nichts, und Karl musterte ihn mit Geringschätzung von allen Seiten und belächelte seine auffallend elegante Kleidung.

Als Anka an sie herantrat, begrüßte Wilczek sie untertänig, wurde ganz rot vor Freude, als sie ihn zum Essen einlud, und bedankte sich laut, ganz laut, damit es auch die Vorbeigehenden hörten:

„Leider geht es nicht, meine Schwestern sind nämlich auch alle hier, und da muß ich mit ihnen bleiben. Es tut mir aufrichtig leid, daß ich mir ein solches Vergnügen entgehen lassen muß. Vielleicht ein andermal."

„Wollen wir jetzt zu Pfarrer Simon gehen?" fragte Anka.

„Ich begleite die Herrschaften," sagte Wilczek, „ich muß ihn auch begrüßen."

Langsam schritten sie über den Kirchhof, in dem dicht gedrängt das Volk herumstand.

Gruppen von Bauern und Bäuerinnen in grellen Kopftüchern

und Wollröcken grüßten sie untertänig, aber die Mehrzahl der Menge, lauter Fabrikarbeiter, die die Feiertage bei ihren Familien verbrachten, stand regungslos da und warf den ‚Fabrikanten' herausfordernde Blicke zu.

Nicht ein Hut wurde vor Karl gelüftet, obwohl er in vielen Arbeitern Leute aus seiner früheren Abteilung bei Buchholz erkannte.

Bloß zu Anka traten oft Frauen heran und küßten ihr die Hände. Karl folgte ihr und stieß die Menge mit den Augen auseinander, Max schaute neugierig herum, und Wilczek, der als Letzter folgte, sprach einige laut und gnädig an:

„Wie geht's euch? Wie geht's euch?" Er drückte die ihm entgegengestreckten Hände und erkundigte sich nach der Beschäftigung der Einzelnen, nach den Kindern, nach der Gesundheit.

Fast alle grüßten ihn und blickten ergeben und stolz zu ihm auf. Sie kannten ihn ja alle noch aus jenen Zeiten, als er sich hier mit ihnen herumbalgte und das Vieh hütete.

„Die kennen Sie ja alle," sagte Max, als sie in den Pfarrgarten traten.

„Ja, natürlich, das ganze Städtchen liebt Herrn Wilczek und ist stolz auf ihn," erwiderte Anka.

Pfarrer Simon bewohnte unten im Kloster einige Zimmer, frühere Klosterzellen. Die Fenster gingen auf einen großen, sehr sorgfältig gepflegten Obstgarten.

Der Pfarrer war soeben durchs Kloster aus der Kirche zurückgekommen und empfing die Gäste mit größter Herzlichkeit in einem kleinen Eckſaal. Ein lilagrüner Ton, von den blühenden Fliederbüschen und dem Grün des Gartens füllte den Raum.

Den Eintretenden flutete eine feuchte Kühle entgegen.

„Wie geht's dir, Stachu? Warum warst du gestern nicht bei mir, du Schelm?"

„Es ging nicht, meine Schwestern trafen ein und ich kam gar nicht aus dem Hause heraus," entschuldigte sich Wilczek und küßte dem Pfarrer die Hand.

„Kennen Sie den Pfarrer schon lang?" fragte Max, sich zu Wilczek wendend.

„Von Kindheit an. Die ersten Buchstaben hat er mir beige-

bracht, und die ersten Prügel hab' ich von ihm mit dem Pfeifenrohr bekommen. Und zwar reichlich." Er lachte.

Unterdessen brachte der Pfarrer verschiedene Leckerbissen und Schnaps und stellte alles auf dem Tisch auf.

„Ein Gläschen von diesem Weichselschnaps, meine Kinder, meine Liebsten, bitte, Herr Karl, Herr Baum, Stachu, bitte. Sechs Jahre ist er alt, süß wie Met, und diese Farbe, schaut nur her, die reinsten Rubine."

Er lief wieder hinaus und kehrte mit einer großen, bauchigen Flasche unterm Arm zurück.

„Sie haben da Vorräte, Herr Pfarrer, deren sich die beste Hausfrau nicht zu schämen brauchte," sagte Karl höflich.

„Das hat alles deine Anka gemacht. Du brauchst nicht zu erröten, Mädel, brauchst dich nicht zu genieren. Nichts hab' ich gehabt, mein Verehrtester, rein gar nichts, früher! Ja, ja! Anka, das ist Gold."

Gerührt umfaßte er ihren Kopf mit beiden Händen und küßte sie auf die errötende Stirn.

„Die Herren können noch etwas dableiben, ich muß jetzt das Mittagessen richten," sagte Anka und ging.

Auch Wilczek verabschiedete sich und lief nach Hause. Sein jüngerer Bruder hatte ihn abgeholt.

„Ein prächtiger Junge," meinte der Pfarrer, als Wilczek weg war.

„Eine richtige Lodzer Canaille," bemerkte Karl.

„Sie urteilen zu scharf. Ich muß doch meinen Zögling in Schutz nehmen. Von Kindesbeinen an kenne ich ihn. Er wird's schon zu was bringen, mein Verehrtester. Ein stählerner Wille, schlau, findig, aber ein gutmütiger Mensch, an seinen Angehörigen hängt er mit allen Fasern."

„Was ihn nicht stört, sich über sie lustig zu machen."

„Das ist schon so eine trotzige Natur. Er spottet über sie — freilich ist das nicht schön — aber man kann da nichts sagen, weil er sie doch alle unterstützt und ihnen allen hilft. Na, jetzt müssen wir wohl zum Essen, Fräulein Anka erwartet uns gewiß schon ungeduldig. Gehen die Herren nur voraus, ich muß noch auf einen Sprung zu Pater Liberatus."

„Das ist ja ein wunderbarer Mensch, euer Pfarrer Simon, nie in meinem Leben bin ich so einem begegnet. Die Gutmütigkeit und die Güte selbst," staunte Max.

„Weil man in Kurowo mit der Gutmütigkeit die besten Geschäfte macht, besonders, wenn man noch das Priesterkleid trägt. Versuch doch mal hier vom Schwindel zu leben."

„Du sprichst ja wie Moritz," sagte Max unwillig.

Der Pfarrer hatte sie, seinen Rock mit beiden Händen hochhebend, bald eingeholt. Vor dem Herrenhaus trafen sie schon Zajonczkowski an, der dem alten Borowiecki sehr eifrig etwas erzählte.

„Da ist ja der Schlingel!" rief der Pfarrer. „Wie geht's dir, mein Lieber? Warum warst du nicht in der Kirche? Hast du denn deinen Pfarrer schon ganz vergessen, wie?"

„Fangen Sie nicht schon wieder an. Ich bin sowieso heute schon schlecht aufgelegt," brummte Zajonczkowski ärgerlich.

„Bitte zum Essen, meine Herren," bat Anka, auf die Schwelle tretend.

Bei Tisch schwiegen alle. Anka ließ ihre traurigen Blicke zu Karl schweifen, der ganz verstummt war, Max musterte die beiden. Zajonczkowski und der Pfarrer waren mit dem Essen beschäftigt.

„Es ist wohl das letztemal, daß wir so gemeinsam in dieser Gesellschaft bei Tisch sitzen, in Kurowo," fing endlich der alte Borowiecki traurig an.

„Wir können aber doch auch in Lodz einmal so zusammensitzen. Ich nehme an, daß sowohl der Herr Pfarrer wie Herr Zajonczkowski uns in Lodz einmal besuchen werden," meinte Karl; bald empfahl er sich, um mit Max seine Sachen zu packen.

Unterdessen brach unter den dreien wieder ein erbitterter Streit los, den erst Karczmarek unterbrach. Laut streifte dieser vor dem Zimmer die Füße ab und schneuzte sich, trat dann ein, lehnte seine Peitsche in eine Ecke und begrüßte die Anwesenden feierlich.

„Zum Mittagessen haben Sie sich verspätet, jetzt trinken Sie wenigstens den Kaffee mit uns."

„Vielen Dank, gnädiger Herr, das wird wohl nicht schaden." Er setzte sich neben den alten Borowiecki und wischte sich mit dem Rockschoß den Schweiß vom Gesicht.

Anka brachte eine Flasche Kognak herein. Karczmarek schenkte

sich eine halbe Tasse Kaffee ein, füllte sie bis zum Rand mit Kognak und schlürfte langsam, ein Stück Zucker knabbernd.

„Guten Tag. Ich dachte nicht, daß ich Sie bei uns antreffen würde," sagte Karl eintretend.

„Kennst du denn Herrn Karczmarek?" fragte der alte Borowiecki.

„Herr Karczmarek liefert uns ja die Ziegel zu unserer Fabrik. Mein Vater erzählte mir von Ihren Absichten auf Kurowo, nannte mir aber nie Ihren Namen. Ich ahnte also nicht, daß Sie es wären. Haben Sie schon lange die Ziegelei?"

„Beinahe sechs Jahre."

„Und was taten Sie vorher?" fragte Anka, als Karczmarek allen seine Zigarren anzupreisen und anzubieten begann.

„Vorher, Fräulein, vorher war ich ein dummer Bauer und hatte einen kleinen Hof. Halb war es Sand und halb Lehm. In trockenen Jahren, da pustete der Wind alles aus dem Sand raus,und auf dem Lehm verbrannte alles die Sonne. In nassen Jahren faulte alles auf dem Lehm, und auch auf dem Sand wuchs nichts. Mein Gutsherr hatte so viel Verstand, daß ihn die Deutschen schließlich gefressen haben. Er konnte mir nichts davon abgeben, von seinem Verstand nämlich. Ich frettete mich halt durch, wie es der Vater und auch der Großvater schon getan hatten. In Lodz baute man Fabriken. Einige Häusler und kleinere Bauern gingen in die Stadt zur Arbeit, zum Fuhrwerken — ich rührte mich nicht. Lodz war noch weit weg vom Dorf. Bis ich da eines Tages von meiner Hütte aus einen Schornstein erblickte, nach einem Jahr waren es schon fünf; Lodz näherte sich dem Dorf. Ich kann mich noch entsinnen, wie Lodz vier Werst vom Dorf entfernt war, dann waren es nur noch drei, und jetzt ist es kaum noch eine. Lodz näherte sich dem Dorf, aber auch die Armut und das Elend schlichen schnell heran und packten mich so, daß ich schon dachte: ich verkauf's und ziehe weiter weg. Angst hatte ich bloß ein bissel und wartete noch. Bis ich da eines Tages einen Gevatter aus Chojnow treffe. Er fuhr eine Fuhre Sand.

‚Wo fährst du hin?'

‚In die Stadt.'

‚Wozu?'

‚Zum Verkauf.'

‚Was ist denn das wert?‘

‚Einen Rubel. Wenn's auf Herrschaften trifft, mehr, wenn auf Juden, weniger.‘

„Ich ging mit ihm. Eineinhalb Rubel kriegte er. Als ich das sah, ging mir ein Licht auf, als ob mir einer ein gelehrtes Buch in den Kopf gesteckt hätte. Ich hatte einen kleinen Berg hinter der Hütte. Vier Morgen waren es. Ein feiner Boden, weil ihn doch die Lerchen und die Hunde, die da jeden Frühling nachbarlich zusammenkamen, gedüngt hatten. Wie Gold war der Sand da oben. Ich fuhr die erste Fuhre in die Stadt. Die Juden verprügelten mich in der Altstadt, unsere Sandlieferanten ebenfalls, und auch der Schutzmann in der Straße, aber verkauft hab' ich's. Und so fuhr ich denn zwei Jahre lang fort und fort. Und als Lodz dem Dorf immer näher kam, da kam auch öfters jemand, besah sich meine Wirtschaft und sagte: verkauf's. Auch Juden kamen und sagten: verkauf's, Karczmarek! Ich tat es nicht, obwohl sie mir schon fünfhundert Rubel für den Morgen boten, kalkulierte aber, daß da was dahinter stecken mußte, wenn sie so viel zahlen wollten. Ich ging zum Anwalt. Ein anständiger Mensch. Er sagte mir ins Gesicht: ‚Bist ja dumm, Karczmarek, wenn du es nicht weißt. Deinen Lehm wollen sie kaufen. Bau dir eine Ziegelei, und wenn du kein Geld hast, machen wir's zusammen.‘“

„Na, und was wollen Sie in Kurowo anfangen?“

„Mein Aeltester heiratet, na, und da der Junge weder auf der Schule war, noch vom Handel was versteht, noch Fabrikbesitzer werden kann, so möchte ich ihm ein nicht allzu großes Gut kaufen, um ihn in meiner Nähe zu haben.“

„Ich muß gleich wegfahren,“ sagte Karl, „aber Sie können alles mit meinem Vater besprechen. Vereinbart den Preis, dann kommen Sie nach Lodz, und wir machen den Vertrag. Na, Max, jetzt wird es Zeit.“

„Wir begleiten euch ein Stück, übers Feld bis zur Chaussee.“

Voraus gingen Anka, Karl und Max. Dann folgte Zajonczkowski mit dem Pfarrer, und als letzter fuhr der alte Borowiecki; er blieb immer etwas zurück, weil der Rollstuhl über die aufgefahrenen Stellen der Straße und die Maulwurfshügel holperte.

Der Abend zog schon über die Erde herauf. Schwer lagen die

Tauperlen auf dem Korn und den Gräsern und eine große, tiefe Stille floß über die Felder, auf denen die Roggenhalme seltsam rauschten und durchdringlich säuselten. Summend kehrten die Bienen zur Arbeit heim.

„Ein eigentümlicher Mann, dieser Karczmarek, mein Verehrtester," sprach da der Pfarrer.

„Es gibt viele solche in Lodz. Wissen Sie, Hochwürden, daß der erst vor ein paar Jahren schreiben und lesen gelernt hat."

„Wozu braucht aber der Bauer ein Gut? Das wird ihm nur den Kopf verdrehen. Dann wird er denken, daß er allen gleich ist." Zajonczkowski ärgerte sich furchtbar.

„Ist er es denn nicht? Mein lieber Zajonczkowski, mein Verehrtester, was sind wir denn mehr als er?"

„Sie werden ja bald von uns verlangen, daß wir den Bauern die Hände küssen, Hochwürden."

„Wenn sie es wert sein werden, werde ich der erste sein, der es tun wird, mein Verehrtester."

Max steckte ihm die Pfeife an, die ausgegangen war, hörte aber nicht auf das Gespräch, weil er gierig auf die Worte lauschte, die Anka und Karl vor ihm mit gedämpfter Stimme wechselten.

„Vergessen Sie Frau Wysocka nicht!" bat sie leise.

„Morgen gehe ich zu ihr. Ist sie wirklich unsere Kusine?"

„Meine Kusine ist sie, hoffentlich wird sie bald unsere sein."

Eine Zeitlang gingen sie schweigend nebeneinander.

„Wann kommen Sie wieder?"

„Weiß nicht. Ich habe jetzt so viel mit der Fabrik zu tun, daß ich nicht weiß, wo ich zuerst anfangen soll."

„Für mich haben Sie jetzt wenig Zeit, sehr wenig . . ." fügte sie leiser und trauriger hinzu. Sie fuhr mit der Hand über die jungen, rostbraunen Halme, die sich schwankend vor ihren Füßen neigten und sie mit Tau benetzten.

„Fragen Sie bitte Max, ob ich auch nur eine Stunde Zeit für mich übrig habe. Von fünf Uhr früh bin ich auf den Beinen bis spät in die Nacht. Bist ja ein Kind, Anka, schau mich doch mal an."

Sie blickte zu ihm auf. In ihren Augen lag aber Trauer, und die Lippen zuckten nervös.

„In zwei Wochen komme ich wieder, gut?" sagte er rasch, um sie zu trösten.

„Gut, ich danke dir. Aber, wenn die Fabrik darunter leiden sollte, dann verzichte ich schon lieber auf den Besuch. Ich werde auch die Sehnsucht ertragen können. Es ist ja nicht das erstemal."

„Aber das letztemal, Anka. Der Monat vergeht rasch, und dann . . ."

„Und dann?"

„Dann werden wir schon immer zusammenbleiben. Bangt es meinem goldigen Kind davor?" fragte er zärtlich.

Verzückt irrte sie wie im Traum mit ihren Augen über die weiten, grünen Kornfelder.

„Sind wir schon da?" flüsterte Anka, als sie den Wagen und die Pferde auf der Chaussee erblickte.

„Schade, daß wir schon da sind," sagte Max traurig.

Die riesige rote Sonne senkte sich in der grauen Himmelsfläche über den Wald herab und goß rötliche, violett umränderte Nebel über die Felder.

„Na also, fahrt mit Gott! Laßt euch noch einmal umarmen, Jungens. Herr Max, Herr Baum, Verehrtester, lieb haben wir Sie gewonnen, wie einen Unsrigen."

„Vielen Dank. Ich muß gestehen, daß ich noch nie im Leben in einer so netten Gesellschaft gewesen bin. Vielen Dank für Ihre Gastfreundschaft, vergessen Sie mich bitte nicht . . .!"

„Max Baum, eine solide Firma, gewährt sechsmonatlichen Kredit," sagte Karl lachend und verabschiedete sich von allen.

Max verstummte. Er war wütend und so verwirrt, daß er Anka mindestens zehnmal die Hände küßte, den alten Borowiecki umarmte und auch dem Pfarrer die Hand küßte, was diesen so rührte, daß er ihn auf die Stirn küßte und segnete. Sie stiegen in den Wagen, der im Trab davonfuhr.

Max schaute sich lange nach der hellen Gestalt Ankas um, setzte sich, als sie in der Ferne verschwand, und sagte ärgerlich: „Du mußt mich aber auch immer lächerlich machen."

„Um dich zu ernüchtern. Ich mag es nicht, wenn sich einer mit meinem Weine berauscht, und dazu noch in meinem eigenen Haus."

Beide verstummten.

II

„Habt ihr Sonntags bei Malinowski gespielt, Blumenfeld?"

„Ja, ich erzähl's gleich," erwiderte Blumenfeld und ging zum Schalter, um einen Kunden abzufertigen.

Stach Wilczek streckte sich schwerfällig und ging ans Fenster, um auf die Straße herauszuschauen. Die Piotrkowerstraße hallte vom alltäglichen Lärm wieder. Die riesigen Lastwagen polterten so kräftig auf dem Pflaster, daß die mit einem Messingnetz bedeckten Schalterscheiben, an denen sich die Kunden drängten, erzitterten.

„Was habt ihr gespielt?" fragte wieder Wilczek.

Blumenfeld fuhr sich mit der mageren, nervösen Hand über das goldblonde Haar, und seine blauen Augen musterten einen kleinen Juden, der in der Mitte des Kontors sich nach allen Seiten herumdrehte.

„Rechts ist die Kasse!" rief Blumenfeld, sich zum Schalter hinausbeugend. „Ein Stück aus der Cis-Moll-Sonate von Beethoven haben wir gespielt. Es ging so gut, wie noch nie. Malinowski war . . ."

„Blumenfeld, Konto Eichner und Peretz?" rief man ihm von einem Ende des Kontors zu.

„Vier, siebzehn, fünf. Bis zu sechstausend belastet," antwortete Blumenfeld rasch, nach Prüfung des Registers.

„Dann versuchten wir das, was ich vor kurzem komponiert habe;" er summte leise vor sich hin.

„Blumenfeld ans Telephon."

Er brach ab und lief sofort hin. Als er zurückkam, warteten schon zwei Kunden vor seinem Schalter. Sobald sie abgefertigt waren, begann er Posten in ein großes Buch einzutragen und klopfte die Melodie seiner Komposition unwillkürlich mit den Fingern auf den Tisch.

„Hast du lange daran geschrieben?"

„Ein Jahr beinahe. Komm Sonntags herüber, dann kannst du's hören, alle drei Teile. Zwei Jahre meines Lebens würde ich hergeben, wenn ich das Werk von einem guten Orchester aufgeführt hören könnte. Das halbe Leben würde ich hergeben."

Wilczek begann jetzt auch zu schreiben. Ein leises Flüstern erhob

sich im Kontor, Witze flogen von Schalter zu Schalter, manchmal platzte ein Gelächter los und verstummte, sobald die Eingangstür krachte, oder das Telephon klingelte, oder die Teegläser klirrten. Die Angestellten tranken nämlich für gewöhnlich im Bureau ihren Tee, den sie sich über einer Gasflamme in der Ecke des Kontors kochten.

„Still, meine Herren, der Alte ist vorgefahren!" erklang eine warnende Stimme.

Sofort verstummten alle und blickten auf Großglück, der aus dem Wagen gestiegen war und sich mit einem Herrn unterhielt.

„Kugelmann, suche heute um Urlaub nach. Der Alte ist gut gelaunt, er lacht," flüsterte Wilczek seinem Nachbar zu.

„Gestern sagt' ich's ihm schon. Er meinte: nach der Bilanz."

„Herr Steimann, erinnern Sie ihn heute an die Gratifikation."

Großglück trat ein.

In allen Schaltern erschienen die Köpfe der Angestellten und verneigten sich demütig. Tiefe Stille herrschte im Kontor, nur von dem Zischen der Gasflamme unterbrochen.

Der Portier nahm Großglück den Hut ab und half ihm ehrfürchtig aus dem Mantel. Der Bankier rieb sich die Hände und sagte, den pechschwarzen Backenbart mit einem Finger glättend:

„Meine Herren, ein großes Unglück ist passiert."

„Doch nicht dem Herrn Rat, Gott verhüt's?" fragte eine erschrockene Stimme.

„Was ist denn passiert?" frugen alle, Beunruhigung heuchelnd.

„Was passiert ist? Ein großes Unglück, ein sehr großes Unglück," erwiderte Großglück mit weinerlicher Stimme.

„Haben wir auf der Börse verloren?" sagte leise der Prokurist der Firma.

„Hat man dem Herrn Rat die schönen Amerikaner gestohlen?"

„Reden Sie kein dummes Zeug, Herr Kalmann." Der Bankier wurde ernst.

„Aber, was ist denn passiert, Herr Rat. Mir wird schon ganz schlecht," flehte Steimann.

„Na, abgestürzt ist er . . .!"

„Wer ist abgestürzt? Wo? Wann? Wie?" Fragen flogen hin und her.

„Na, der Schlüssel ist vom ersten Stock abgestürzt und hat sich die Zähne eingeschlagen . . . Ha, ha, ha!" Großglück lachte laut und herzlich.

„Glänzender Witz, glänzender Witz!" riefen alle und barsten vor Lachen, obwohl sie diese blöde Geschichte schon unzählige Male angehört hatten.

„Narr!" brummte Wilczek.

„Er kann sich's leisten!" sagte Blumenfeld leise.

Großglück ging in sein Arbeitszimmer, das hinter dem Kontor an der Hofseite gelegen und mit großem Luxus eingerichtet war.

Die reich mit Bronze verzierten Mahagonimöbel harmonierten gut mit der roten Wandbedeckung, die goldene Borten umspannten.

Ein großes, von schweren Vorhängen verdecktes Fenster ging auf den Hof. Großglück schaute eine Zeitlang auf die Transmissionen, die eine Seite des Hofes mit der anderen verbanden und ständig liefen, und auf eine lange Reihe von Frauen und Männern. Sie drängten sich in einer Tür, große Ballen von Wolltüchern auf dem Rücken. Weber waren es, die Garn aus der Fabrik bekamen und zu Hause auf Handwebstühlen Kopftücher webten.

Dann öffnete er einen großen, in der Mauer eingebauten Kassenschrank, musterte den Inhalt, nahm einen Stoß Papiere heraus, legte sie auf den Schreibtisch am Fenster, setzte sich und schellte.

Sofort erschien der Prokurist der Firma mit einer dicken Mappe unter dem Arm.

„Was hört man Neues, Herr Steimann?"

„Fast nichts. A. Weber brannte nachts."

„Weiß ich. Was weiter?" fragte Großglück, die Papiere der Reihe nach sehr aufmerksam prüfend.

„Verzeihen der Herr Rat, weiter weiß ich nichts." Der Prokurist entschuldigte sich demütig.

„Sie wissen wenig," brummte der Bankier, schob die Papiere beiseite und drückte zweimal auf den elektrischen Knopf.

Ein anderer Beamter erschien, der erste Kassierer.

„Was gibt's Neues, Herr Schulz?"

„Zwei Arbeiter hat man in Baluty erschlagen, dem einen hat man den ganzen Bauch aufgeschlitzt."

„Macht nichts, an dieser Ware mangelt's ja nicht. Was weiter?"

„In der Früh erzählte man sich, Pinkus Mayersohn beginne zu wackeln."

„Er braucht wohl umzukippen auf fünfundzwanzig Prozent? Bringen Sie sein Konto her."

Schulz brachte es sofort. Großglück prüfte die Posten aufmerksam und flüsterte lächelnd: „Mag er umkippen, uns schadet das nichts. Seit einem halben Jahr fühlte ich, daß er sich plagt, daß er sich gern mal setzen möchte. Was weiter?"

„Sonst nichts. Es scheint mir bloß, Herr Rat sehen heute nicht ganz wohl aus."

„Dummkopf, das Gehalt werde ich Ihnen herabsetzen, so dumm sind Sie," rief Großglück aufgeregt und musterte, sobald Schulz verschwunden war, aufmerksam sein Gesicht im Spiegel und schaute sich lange seine Zunge an.

„Nicht ganz in Ordnung, muß mal den Arzt fragen," überlegte er und schellte dreimal.

Blumenfeld erschien mit einem Haufen Korrespondenz und Rechnungen. Er las sofort die Briefe vor, notierte sich die Antworten und wollte gehen. Der Bankier hielt ihn aber mit einem Wink zurück.

„Sie spielen auf dem Klavier, Herr Blumenfeld, habe ich gehört."

„Ich habe das Konservatorium in Leipzig absolviert und den Kursus bei Leszetycki in Wien."

„Sehr angenehm. Ich liebe sehr die Musik. Ich dachte mir, daß Sie vielleicht meiner Marry Unterricht erteilen könnten. Sie spielt gut. Es werden keine richtigen Stunden sein. Sie werden bloß bei ihr sitzen und aufpassen, daß sie nicht falsch spielt. Was verlangen Sie für die Stunde?"

„Ich gebe jetzt Stunden bei Müllers und bekomme drei Rubel."

„Drei Rubel! Ja, aber Sie müssen da bis ans Ende der Stadt laufen, in einer elenden Hütte sitzen und sich mit Müller unterhalten, mit dem Bauern; was ist das für ein Vergnügen, mit solchen Leuten zu verkehren? Bei mir werden Sie im Palais sitzen."

„Ich unterrichte da auch im Palais," sagte beiläufig Blumenfeld.

„Na gut, wir werden schon einig werden."

„Wann soll ich kommen?"

„Kommen Sie heute nachmittags."

„Jawohl, Herr Rat."

„Bitten Sie Steimann zu mir herein."

Steimann erschien sofort und wartete ungeduldig auf die Befehle.

Großglück steckte eine Hand in die Tasche, ging im Zimmer auf und ab und strich langsam seinen Backenbart. Endlich sagte er feierlich:

„Ich wollte Ihnen sagen, daß mich das andauernde Gläsergeklirr im Kontor stört und das andauernde Summen der Gasflammen."

„Herr Rat, wir kommen immer so zeitig, daß wir alle erst im Kontor frühstücken."

„Der Tee wird auf Gas gekocht. Wer zahlt das Gas? Ich zahle es. Ich zahle das Gas, damit die Herren den ganzen Tag Tee trinken können. Das ist doch widersinnig! Von heute ab werden es die Herren bezahlen."

„Herr Rat trinken ja auch . . ."

„Freilich trinke ich, ich werde sogar sofort trinken. Anton, gib mir Tee," rief er laut ins Vorzimmer hinaus. „Ich habe eine Idee. Ihr trinkt Tee, gut; trinkt ihn und bezahlt das Gas. Ihr seid so viele, daß euch das billig kommt, und mir werdet ihr den Tee als Entgelt geben. Die Gasanlage und die Gasherde gehören doch mir, befinden sich in meinem Kontor, und ihr trinkt Tee während der Arbeitsstunden."

„Gut, ich werde es den Kollegen ausrichten."

„Ich tue es bloß im Interesse der Herren. Jetzt genieren sie sich, Tee zu trinken, das Gewissen drückt sie, ist ja doch mein Gas; wenn jeder das Gas bezahlt, dann kann er es ruhig tun, dann kann er mir auch ruhig in die Augen schauen. Das ist sehr moralisch, Herr Steimann, sehr."

„Ich hätte eine Bitte an den Herrn Rat, im Namen meiner Kollegen."

„Reden Sie, aber rasch, ich habe keine Zeit."

„Herr Rat versprachen eine Gratifikation beim Halbjahresabschluß."

„Wie steht denn die Bilanz?"

„Sie wird nach Bureauschluß aufgestellt. Sie wird rechtzeitig fertig."

„Herr Steimann," sagte der Bankier familiär. „Setzen Sie sich, Sie sind müde."

„Ich danke, Herr Rat, ich muß gleich wieder weg, ich habe einen Haufen Arbeit."

„Sie wird Ihnen nicht weglaufen. Setzen Sie sich. Ich sag' Ihnen was. Warten die da sehr auf die Gratifikation?"

„Sie haben sie sich redlich verdient."

„Das weiß ich, was brauchen Sie mir das zu sagen?"

„Verzeihung, Herr Rat, ich bitte Sie um Entschuldigung," flüsterte er, sich demütig und schüchtern verneigend.

„Wir wollen mal freundschaftlich reden. Was könnte ich geben?"

„Das werden der Herr Rat schon selbst entscheiden können."

„Also angenommen, ich gebe tausend Rubel, mehr kann ich nicht. Wir werden das Jahr mit großem Verlust abschließen, das sehe ich schon."

„Bis jetzt haben wir einen doppelten Umsatz, im Vergleich zum vorigen Jahr."

„Still, wenn ich sage mit Verlust, dann ist es so. Also angenommen die runde Ziffer von tausend Rubel. Wieviel Leute haben wir im Kontor?"

„Wir sind fünfzehn."

„Wie viele in der Filiale?"

„Fünf."

„Zusammen also zwanzig Personen. Was kann jeder von diesem Geld kriegen? Etliche dreißig bis fünfzig Rubel, weil man doch einen gewissen Prozentsatz für die Strafen abziehen muß. Jetzt frage ich Sie, was hat jeder von dieser kleinen Summe? Was kann sie ihm nützen?"

„Bei den kleinen Gehältern, die bei uns üblich sind, würden auch diese paar Rubel sehr angenehm sein."

„Dumm sind Sie, und Sie verstehn nicht zu rechnen!" schrie Großglück zornig und begann rasch im Zimmer auf und ab zu gehen. „Wir werfen das Geld in den Dreck, wenn wir es so verteilen. Ich werde Ihnen gleich sagen, was mit dem Gelde gemacht wird. Sie werden es in der Lotterie anlegen. Sie spielen, das weiß ich.

Perlmann kauft sich einen neuen Anzug, um den Webermädels zu gefallen. Blumenfeld kauft sich blöde Musikstücke, Kugelmann kauft seiner Frau einen Frühjahrshut, Schulz verjubelt's mit den Chansonetten, Wilczek, na, das ist der einzige, der es nicht verschleudert. Er leiht's jemand gegen hohe Zinsen. Und die übrigen! Die vergeuden's alle bis zum letzten Groschen. Und ich soll mein Geld zum Verschleudern geben? Ich kann das nicht machen als anständiger Bürger!" rief er, sich in die Brust schlagend.

Steimann lächelte ironisch.

Der Bankier merkte es, setzte sich an seinen Schreibtisch und rief:

„Na, übrigens, was soll ich da viel reden; ich mag nicht und ich geb's auch nicht. Für dieses Geld kauf' ich mir eine schöne Einrichtung fürs Eßzimmer. Die Herren werden das Vergnügen haben, in der Stadt zu erzählen: unser Chef, Herr Großglück, hat eine neue Eßzimmereinrichtung für tausend Rubel. Das macht sich gut!" sagte er und lachte bösartig.

Steimann blickte ihn mit seinen von der Arbeit verblaßten und geröteten Augen lange an, bis der Bankier sich unruhig umwandte, ein paarmal das Zimmer durchmaß und sagte:

„Na also, ich gebe die Gratifikation. Ich gebe sie schon. Sie sollen sehen, ich weiß die Arbeit zu schätzen."

Er begann rasch die Papierhaufen in der Kasse zu durchwühlen, zog schließlich ein Paket vergilbter Wechsel heraus und sah sie aufmerksam durch.

„Hier sind Wechsel auf eintausendfünfhundert Rubel, Herr Steimann."

„Von der Firma Wassermann & Co., die sind ausgerechnet einen ganzen Groschen wert," sagte Steimann, die Wechsel musternd.

„Das ist doch nicht sicher. Sie wissen, daß die Firma in Liquidation ist, sie kann noch mal auf die Beine kommen und wird dann zahlen hundert für hundert."

„Wenn sie fünf für hundert zahlen täten! Aber die zahlen doch keinen Groschen."

„Sie haben nun die Wechsel und ich wünsche Ihnen, daß Sie aus der Firma hundertfünfzig für hundert rauspressen. Ich werde die Wechsel gleich auf Sie zedieren."

„Ich danke Ihnen, Herr Rat," flüsterte Steimann leise und wollte sich entfernen.

„Nehmen Sie doch Ihre Wechsel mit."

„Wir haben genug Papier im Kontor."

Er nahm jedoch die Wechsel und ging hinaus.

Der Bankier begann zu arbeiten; er nahm vor allem das Kassabuch vor, strich die Ueberschrift ‚Gratifikation' durch und trug unten die Summe eintausendfünfhundert als ausbezahlt ein.

Nach dieser Operation lächelte er lange und glättete selbstgefällig seinen Backenbart.

Bald erschien im Arbeitszimmer des Bankiers ein sehr eleganter Jude. Hoch, schlank, einen goldenen Kneifer auf der krummen Nase, mit einem kleinen, rötlichen Spitzbart. Durch sein Haar, das sich wie Wolle kräuselte, war ein gerader Scheitel gezogen. Seine olivgrünen Augen flatterten unruhig von einem Gegenstand zum anderen. Beständig fuhr er mit seiner Zunge über seine wulstigen, aufgesprungenen, blauroten Lippen und verzog sie verächtlich.

Es war Klein, ein naher Vetter des Bankiers und sein Vertrauter.

Er kam so leise herein, daß der Bankier es gar nicht merkte. Er spähte im Zimmer herum, warf seine Handschuhe auf einen Fauteuil, seinen Hut auf einen Stuhl und ließ sich lässig auf der Ottomane nieder.

„Wie geht's dir, Alter?" brummte er und steckte sich eine Zigarette an.

„Mir geht's gut. Aber, du Bronek, hast mich erschreckt. Man kommt doch nicht so leise rein."

„Das wird dir nicht schlecht bekommen."

„Was gibt's Neues."

„Viel, sehr viel. Fischbein hat heute ausgeatmet."

„Wohl bekomm's! Was war das, Fischbein? Das war ein Musikant, der auf zehn Instrumenten spielte, — mit dem Kopf, mit die Ellenbogen, mit die Knie, mit die Hände und Beine. Was ist das für ein Geschäft? Der eine ließ ihn zehn Rubel verdienen, der andere warf ihn raus!"

„Man sagt, daß diese Woche Goldberg wird nötig haben abzubrennen," flüsterte Klein leise.

„So ein Unglück schadet auch dem Reichsten nicht."

„Was hört man von Motl?"

„Du, red' von ihm nicht, das ist ein Lump, das ist ein Dieb, ein Pleitemacher, er will zahlen dreißig Prozent!"

„Er muß doch auch leben."

„Du bist ein Dummkopf, Bronek. Lache nicht, wenn ich verliere an die dreitausend Rubel."

„So viel braucht er grad, um zu heiraten, ha, ha, ha!"

Er begann zu lachen, und im Arbeitszimmer auf und ab gehend, warf er neugierige Blicke ins Innere der geöffneten Kasse.

Großglück fing diese Blicke auf, schloß die Kasse und rief ironisch:

„Bronek, du schaust in die Kasse, als wenn sie deine Braut wär'. Ich geb' dir mein Wort, daß du sie nicht heiraten wirst. Du wirst sie nicht mal küssen, ha, ha, ha!"

Er lachte herzlich über Kleins betroffene Miene. Der setzte sich neben ihn und begann ihm leise etwas zu erzählen.

Großglück hörte lange zu und sagte endlich:

„Ich hab's schon gewußt. Ich muß das mit Welt besprechen. Herr Blumenfeld, telephonieren Sie bitte Herrn Moritz Welt an, ich lasse ihn zu mir bitten, ich hab' ein wichtiges Geschäft!" rief er durch die Tür ins Kontor.

„Bronek, davon keinen Ton! Wir fressen den Borowiecki, bevor er noch gar ist!"

„Ich sag' dir, ihr werdet ihn nicht fressen, hinter ihm stehen . . ."

Er konnte den Satz nicht zu Ende sprechen, weil einer der Bankbeamten im Arbeitszimmer erschien.

Er war so verwirrt und erschrocken, daß der Bankier vom Stuhl aufsprang.

„Herr Rat, Herr Rat, dieser Lump, was hat er gemacht. Dieser Schurke, der Tuszynski!"

„Was hat er gemacht? Sprechen Sie leiser. Hier ist keine Synagoge."

„Er hat gestern vierhundert Rubel einkassiert und ist durchgebrannt. Ich war in seiner Wohnung, ist nichts da, er hat die Sachen mitgenommen und ist nachts fortgefahren nach Amerika."

„Verhaften lassen! Ketten anlegen lassen! Ins Kriminal stecken!

Nach Sibirien verschicken!" schrie der Bankier, mit den Fäusten drohend.

„Ich wollte das schon alles machen, ich wollte schon depeschieren, wollte die Polizei verständigen, aber das wird doch alles kosten. Ich wollte erst den Auftrag vom Herrn Rat haben."

„Es mag kosten, ich soll verlieren mein ganzes Vermögen, aber diesen Dieb muß man kriegen, er soll im Kriminal verfaulen für meine vierhundert Rubel."

„Dann lassen der Herr Rat vielleicht gleich ein Konto für diese Sache eröffnen."

„Was wird das kosten?" fragte Großglück schon ruhiger.

„Ich weiß nicht, aber immerhin, einige fünfzig bis achtzig Rubel wird es schon kosten!"

„Wie, was? Ich soll zu diesem Dieb noch zulegen? Er soll verrecken! Wer hat ihn einkassieren geschickt?" fragte er nach einer Weile.

„Ich, aber der Herr Rat haben mich beauftragt," entschuldigte er sich schüchtern.

„Sie haben ihn geschickt — dann sind Sie verantwortlich. Ich will nichts mehr hören. Meine vierhundert Rubel können nicht verloren gehen. Sie sind verantwortlich."

„Herr Rat, ich bin ein armer Mann, ich bin doch unschuldig, ich arbeite beim Herrn Rat ehrlich schon zwanzig Jahre, ich habe acht Kinder! Herr Rat haben mich beauftragt, diesen Lump zum Einkassieren zu schicken," seufzte er und bettelte mit flehentlichen Blicken.

„Sie sind für die Kasse verantwortlich, Sie sollen Ihre Leute kennen, ich sag's noch mal: das Geld muß da sein. Sie können gehn!" rief er drohend, wandte ihm den Rücken zu und trank seinen Tee.

Der Beamte blieb noch eine Weile stehen, schaute mit starren Augen auf den breiten Rücken des Bankiers und in die Rauchwolke der Zigarre, die auf dem Rand des Schreibtisches lag, seufzte tief auf und ging hinaus.

„Er denkt sich, ich wär' so dumm. Er hat mit Tuszynski geteilt. Alter Witz."

„Herr Welt," meldete der Portier.

„Ich lasse bitten, ich lasse bitten! Bronek, geh diesem Tölpel

nach und sag' ihm, daß ich ihn werd' ins Kriminal stecken lassen, wenn sich das Geld nicht sofort findet. Herr Welt, bitte schön!" rief er, als er Moritz bemerkte, der sich mit Wilczek im Kontor unterhielt.

Moritz begrüßte ihn, musterte das Gesicht des Bankiers und warf kurz hin:

„Herr Rat haben nach mir telephoniert, ich wollte grade zu Ihnen kommen."

„Geschäft, wie? Das werden wir rasch erledigen, ich muß mit Ihnen nämlich in einer sehr delikaten Angelegenheit sprechen."

„Also das Geschäft: Adler & Co. brauchen eine große Partie Wolle. Sie haben sich an mich gewandt. Ich habe Wolle, aber brauche Geld."

„Ich geb' Ihnen Geld. Wir machen halbpart, gut?"

„Na also, wie gewöhnlich, wir verdienen fünfzehn Prozent."

„Wieviel brauchen Sie?"

„Dreißigtausend Mark für Leipzig."

„Gut, ich schicke Sie ihnen telegraphisch. Wann fahren Sie?"

„Heute nacht. In einer Woche bin ich wieder zurück."

„Abgemacht!" rief lustig der Bankier, rückte etwas von seinem Schreibtisch weg, steckte sich eine Zigarre an und musterte Welt lange, der an seinem Stockgriff knabberte, seinen Kneifer zurechtschob und gleichfalls den Bankier scharf anschaute.

„Wie ist es Ihnen mit der Baumwolle ergangen?" fragte zuerst Großglück.

„Die Hälfte haben wir verkauft."

„Ich weiß, ich weiß. Ihr sollt fünfundsiebzig Prozent verdient haben, und der Rest?"

„Den Rest werden wir selbst verarbeiten."

„Wächst die Fabrik?"

„In einem Monat ist sie unter Dach, in drei sind die Maschinen montiert, und im Oktober geht's los."

„Ich liebe solche Eile. Das ist ganz wunderschön, echt Lodzer Art," fügte er leise hinzu und lächelte diskret. „Borowiecki ist ein kluger Mann, aber . . ."

Er zögerte einen Augenblick, lächelte ironisch und hüllte sich in eine Rauchwolke.

„Aber . . .?" griff Moritz neugierig auf.

„Aber er abenteuert zu gern mit verheirateten Frauen. Das schickt sich für einen Fabrikanten nicht."

„Das schadet ihm nichts. Bald heiratet er, hat schon eine Braut."

„Ein Braut ist kein Wechsel, das ist ein einfacher Revers, den man nicht zahlen braucht bei Fälligkeit. Dafür meldet man keine Pleite an. Ich habe Borowiecki sehr gern. Ich habe ihn so gern, daß ich ihm würde geben meine Marry, wenn er unser wär', aber . ."

„Aber?" griff wiederum Moritz auf, weil der Bankier eine längere Pause machte.

„Aber ich muß ihm wehtun, was mir so unangenehm ist, so furchtbar unangenehm, daß ich Sie bitten muß, mich zu entschuldigen bei ihm."

„Was ist es denn?" fragte Welt unruhig.

„Ich hab' ihm müssen sperren den Kredit," flüsterte der Bankier mit einer wehleidigen Miene und spielte den schwer Betrübten, schmatzte mit den Lippen, kaute an seiner Zigarre, seufzte und beobachtete scharf Moritz, der vergeblich sich bemühte, seinen Kneifer wieder aufzusetzen und sich zu beherrschen.

Die Nachricht machte auf ihn einen erschütternden Eindruck. Er beruhigte sich jedoch rasch, strich sich durch den Bart und bemerkte trocken:

„Wir finden wo anders Kredit."

„Ich weiß, daß ihr ihn wo anders findet, und deshalb tut es mir sehr leid, daß ich mit euch keine Geschäfte werde machen können."

„Warum?" fragte ganz offen Moritz, weil ihn die ausgesprochenen und nicht ausgesprochenen Worte des Bankiers sehr beunruhigten.

„Ich kann nicht, meine Kapitalien sind so engagiert, daß ich nicht kann, außerdem muß ich mit allem rechnen . . . Ich kann mich nicht aussetzen . . . Verlusten . . . Unannehmlichkeiten . . ." entschuldigte er sich unklar und brach ab, denn er wollte, daß Moritz als erster offen fragte.

Aber Moritz schwieg. Er ahnte, daß Großglück zu dieser Kreditsperrung durch irgendeinen Druck von dritter Seite bewogen wurde. Selbst wollte er nicht fragen, um nicht erkennen zu lassen, wie nahe ihm das ging.

Großglück begann im Arbeitszimmer auf und ab zu gehen und sprach mit einer etwas leiseren, freundschaftlichen Stimme.

„So unter uns gesprochen, so freundschaftlich, Herr Mauritius, was brauchen Sie ein Kompagniegeschäft mit Borowiecki? Können Sie nicht allein die Fabrik gründen?"

„Ich hab' kein Geld," warf Moritz kurz hin und hörte aufmerksam zu.

„Das ist kein Grund. Geld haben die anderen, und Sie sind vertrauenswürdig. Sie haben große Fähigkeiten. Warum mache ich Geschäfte mit Ihnen? Warum gebe ich Ihnen jetzt auf Ihr Wort dreißigtausend Mark? Weil ich Sie gut kenne und weiß, daß mein Vertrauen zu Ihnen mir zehn Prozent einbringt."

„Siebeneinhalb," verbesserte ihn Moritz eifrigst.

„Ich red' nur so zum Beispiel. Jeder macht mit Ihnen Geschäfte, und Sie können bald auf die Beine kommen, also wozu wollen Sie mit Borowiecki riskieren? Er ist klug, er ist ein sehr kluger Farbentechniker, aber er ist kein Macher. Was redet er in ganz Lodz herum, daß man muß veredeln und heben die Lodzer Produktion? Das ist ein sehr unkluges Gerede, wie heißt veredeln die Produktion? Wie heißt — ‚es ist höchste Zeit, mit dem Lodzer Schund aufzuräumen!' — das sind seine eigenen Worte, das sind sehr dumme Worte," schrie der Bankier wütend. — „Wenn er überlegte, wie man billiger produzieren kann, wo man neue Absatzgebiete sich eröffnen kann, wie man den Zinsfuß erhöhen kann, das wär' klug. Aber er möchte gleich die Lodzer Industrie reformieren! Er wird sie nicht reformieren, er kann sich aber dabei das Genick brechen. Wenn das niemandem schaden würde, würde auch niemand ein Wort darüber verlieren. Willst du was riskieren — dann riskiere es! Wenn du aufs Dach kletterst, dann fall nur runter. Wozu braucht der eine Fabrik! Knoll wollte ihm geben zwanzigtausend, das ist ein schönes Geld, so viel verdiene ich vielleicht nicht einmal. Er nahm es nicht an, er möchte gerne eine Fabrik, er möchte gern ‚veredeln die Lodzer Produktion', er möchte gern Schaja, Zucker und Knoll das Geschäft verderben, der ganzen Lodzer Baumwolle. Und wissen Sie warum? Damit die Polen sagen können: Ihr produziert Schund, ihr schachert, ihr nützt die Arbeiter aus, Borowiecki aber, wir aber, wir machen anständige Geschäfte, ehrlich, solid!"

„Herr Rat sehen weit!" flüsterte Moritz ironisch.

„Sie brauchen nicht zu lachen, ich sehe sehr weit. Als Kurowski die Fabrik gründete, wußte ich von vornherein, was daraus wird. Ich habe es auch Glanzmann gesagt, gründe eine gleiche, gründe sie sofort, sonst frißt er dich — er hörte nicht auf mich, na, und heute? Er hat alles verloren und sitzt im Kontor bei Schaja, weil Kurowski bloß seine Leute nimmt und so steht, daß gegen ihn keine Konkurrenz aufkommt. Und in einem Jahr wird er für seine Farben so viel kriegen, wieviel er nur wird verlangen. Aber darum handelt sich's nicht. Es handelt sich darum, daß, wenn es einem Polen glückt, gleich ein ganzer Haufen anderer kommt. Glauben Sie, daß Trawinski dem Blachmann und Keßler keine Konkurrenz macht, wie? Er macht ihm die Geschäfte kaputt. Selbst verdient er nichts, jedes Jahr legt er zu, aber die Geschäfte verdirbt er allen, weil er die Warenpreise ermäßigt und die Meister- und Arbeitslöhne erhöht! Er spielt den Philanthropen, dafür müssen andere teuer bezahlen; gestern blieb bei Keßler die ganze Spinnerei stehen. Warum? Weil die Meister und die Arbeiter gesagt haben, daß sie so lange nicht arbeiten werden, bis sie nicht dieselben Löhne wie bei Trawinski kriegen! Schöne Lage für eine Fabrik, die so mit Fristlieferungen festgelegt ist, daß sie auf alles eingehen muß! Wenn Keßler in diesem Jahre zehn Prozent weniger einnimmt, dann kann er sich bei Trawinski bedanken. Pfui! Das ist nicht mehr eine Schweinerei, das ist hundertmal eine Dummheit, sage ich! Und jetzt kommt Borowiecki und verspricht auch zu veredeln die Produktion, ha, ha, ha! Ich muß ja lachen. Wenn es Borowiecki glückt, dann macht in zwei Jahren wieder irgendein Sosnowski ein Geschäft zur ‚Veredlung' auf, in vier Jahren werden es achte sein, die ‚veredeln' und die Preise drükken, und in zehn Jahren wird ihnen ganz Lodz gehören!"

Moritz begann über die Aufregung des Bankiers zu lachen.

„Da ist nichts zu lachen, meine Befürchtungen spreche ich nicht so ins Blaue hinein, ich kenne sie schon gut, ich weiß, daß wir sie als Konkurrenz nicht aushalten, sie werden haben hinter sich das ganze Land. Deshalb muß man Borowiecki fressen, alle müssen diese Lage verstehen können und zusammen Hand in Hand vorgehen, solidarisch!"

„Und die Deutschen?" fragte kurz Moritz, seinen Kneifer raufschiebend.

„Mit denen braucht man sich nicht abzugeben. Die holt ja sowieso früher oder später der Teufel, aber wir bleiben da! Um uns handelt es sich! Verstehen Sie mich, Herr Moritz?"

„Ich verstehe, aber wenn mir mein Kapital bei Borowiecki mehr Zinsen trägt, dann gehe ich mit ihm," flüsterte er leise, an seinem Stock knabbernd.

„Das ist kaufmännisch schön gesagt, aber ich kann Sie versichern, daß dieses Kapital Ihnen nichts einbringen wird, und daß Sie können verlieren alles."

„Werden wir ja sehen!"

„Ich rate Ihnen gut, ich hab' das gesagt, was ich denke, was unser ganzes Lodz denkt. Sagen Sie doch selbst, was brauchen die da Fabriken! Können die nicht auf ihren Gütern sitzen, sich Rennpferde halten, ins Ausland fahren, auf die Jagd gehen, sich mit den Frauen ihrer Nachbarn einlassen, Politik machen, und überall nobel auftreten! Jetzt gelüstet's ihnen nach Fabriken und ‚Veredlung' der Produktion, sie meinen, das wäre ein englisches Pferd, dem man so ohne weiteres eine einfache Bauernstute zur Frau geben kann, und die wird dann gleich einen leibhaftigen Lord gebären!" rief er verächtlich und drohend.

„Wenn sie auf ihren Gütern sitzen und sich amüsieren könnten, dann gäbe es sicher in Lodz keinen einzigen Polen."

„Mögen sie doch kommen! Es gibt ja viele Stellen . . . für Hausmeister, Portiers, Kutscher, diese Sachen machen sie gut, dafür sind sie Spezialisten, aber wozu wollen sie sich in Sachen reinmischen, die sie nichts angehen, wozu sollen sie uns das Geschäft verderben?"

„Auf Wiedersehen, Herr Rat. Ich danke Ihnen, daß Sie mich darauf aufmerksam gemacht haben."

„Ich denk's mir so, Herr Mauritius. Sehen Sie, alle unsre Leut', das ist ja Vieh. Sie schauen nur, wie sie heut ein Geschäft machen könnten, um am Sonnabend gut essen und sich ausschlafen zu können! Was machen Sie also?"

„Ich werd' noch sehn. Borowiecki hat also keinen Pfennig Kredit bei Ihnen?"

„Ich wollte doch nicht alle unsere Fabrikanten wegen ihm verlieren!"

„Ein Komplott!" flüsterte unwillkürlich Moritz.

„Wie heißt Komplott? Was reden Sie? Das ist bloß Abwehr. Wenn es ein anderer wäre und nicht Borowiecki, dann würde man ihm leise auf den Kopf treten, und er würde schon rasch verrecken. Aber Sie wissen ja selbst, was Borowiecki für Buchholz bedeutete, Sie wissen selbst, was er für ein Farbentechniker ist! Na, dann wissen Sie auch, daß man an ihn glaubt, daß er Beziehungen hat, daß er auf den Märkten bekannt ist."

„Das stimmt alles, aber es kann ihm gelingen!" schloß Moritz und ging ins Kontor hinter die Schalter, zu Wilczek.

„Herr Wilczek, der alte Grünspan möchte Sie sprechen, wenn möglich gleich."

„Ich könnte es Ihnen sagen, wovon er mit mir reden will! Sie können ihm ausrichten, daß ich es gar nicht eilig habe, den Platz zu verkaufen, weil ich ihn brauche."

„Wie Sie wollen!" warf Moritz zurück und ging hinaus.

„Ein Komplott!" dachte er, als er die Piotrkowerstraße betrat. Er versank so in Gedanken, daß er Sigismund Grünspan nicht bemerkte, der ihm vom Wagen aus zuwinkte.

„Erkennst du deine Bekannten nicht mehr, Moritz!"

„Ach, wie geht's dir, — und auf Wiedersehen. Ich hab' keine Zeit."

„Ich wollte dir nur sagen, du möchtest Sonntags rüberkommen. Weil Mela zurückkommt."

„Sitzt sie denn immer noch in Florenz?"

„Ja, mit Rosa. Verrückte Frauenzimmer. Rosa langweilt sich, und in Mela hat sich ein italienischer Fürst verliebt und soll hier nach Lodz ihr nachkommen."

„Wozu?"

„Er will sie heiraten. Rosa schrieb es."

„Unsinn."

„Ein authentischer Fürst!" rief Grünspan und knöpfte seine Uniform auf.

„So 'ne Firma kannst du dir in jedem italienischen Hotel kaufen."

Sie verabschiedeten sich. Moritz hatte es sehr eilig.

Er ging in die Fabrik, wie jeden Tag. Er liebte es, sich an dem Anblick der vor seinen Augen emporwachsenden Mauern zu ergötzen. Heute schritt er ganz langsam. Die Worte Großglücks drückten ihn. Er überlegte hin und her, obwohl er die Befürchtungen des Bankiers für übertrieben hielt.

Mit prüfenden Blicken schaute er sich die Schilder der unzähligen Läden an, die Aufschriften auf den Häusern, die vielen Namen auf den Balkons, an den Wänden und Fenstern der Häuser.

Hotel Lindenbaum, Chaskiel, Ita Aronsohn, Joseph Reinberg usw., lauter jüdische Namen, hier und da mit deutschen durchsetzt.

„Alles unsere Leut'!" dachte Moritz mit einer gewissen Erleichterung. Ein geringschätziges Lächeln umspielte seine Lippen, wenn er einen polnischen Namen auf dem kleinen Schild eines Schusters oder Schlossers erblickte.

„Großglück ist verrückt," dachte er, dieses Meer von jüdischen Häusern, Läden und Fabriken mit seinen Blicken umfangend.

„Das ist eine verrückte Manie bei ihm." Fröhlich blickte er vor sich hin und dachte nicht mehr an Großglücks Befürchtungen wegen der Polonisierung von Lodz. Jetzt, wo er um sich herum die Macht des Judentums sah, wußte er, daß nichts und niemand sie brechen könnte. Vor allem aber nicht die Polen!

Nein, er wollte nicht mehr an die Befürchtungen des Bankiers denken.

Aber das Komplott gegen Borowiecki beunruhigte ihn doch sehr. Es war ihm zwar gleichgültig, ob Borowiecki etwas verlor, er selbst war ja aber bei dem Geschäft engagiert, und nur diese Seite der Fabrikangelegenheit interessierte ihn; er selbst ging ungern auch nur ein Risiko ein, und er fühlte jetzt, jene, die das Komplott geschmiedet hatten, würden nicht locker lassen.

„Das ist kein Geschäft!" dachte er, und erst jetzt wurden ihm die Ursachen der verschiedensten Hindernisse klar, auf die sie stießen. Jetzt verstand er, warum der Unternehmer, der die Maurerarbeiten ausführen sollte — zurückgetreten war. Jene hatten ihm die Ausführung verboten!

Die Baupläne wurden ihnen bemängelt und die Bewilligung wurde hinausgezögert. Auch das war jenen zu verdanken!

Die Baupolizei störte sie in der Arbeit und zwang sie, die Wände stärker zu bauen. Auf die Denunziation jener hin, natürlich! Deutsche Rhein-Firmen weigerten sich, ihnen die Maschinen auf Kredit zu liefern. Auch das hatten jene angezettelt!

Und endlich die falschen, gemeinen und dummen Gerüchte, die über Borowiecki in ganz Lodz umliefen und die ihren zukünftigen Kredit schon jetzt untergruben? Wer verbreitete sie? Die Leute von Großglück, Schaja und Zucker.

„Das ist hundertmal kein Geschäft. Die fressen ihn ja auf." Moritz' Gedanken wurden immer trüber. Als er aber in die Straße einbog, in der die Fabrik lag, begann er schon Mittel und Wege auszudenken, wie er von dem Geschäft zurücktreten könnte.

Er suchte nach einem anständigen Vorwand, weil er mit Borowiecki nicht definitiv brechen wollte.

III

Die Gebäude der Meißnerschen Fabrik, die Borowiecki gekauft hatte und jetzt für seine Fabrik umbaute, standen in einer Seitengasse der Konstantinstraße: es war die Gegend der ganz kleinen Fabriken und kleiner selbständiger Werkstätten, jetzt schon ganz abgestorben, — die Großindustrie hatte sie getötet.

Die Straßen waren krumm, nicht gepflastert, elend und schmutzig. Die Häuser waren vor Alter schief und versanken langsam in dem sumpfigen Boden, als ob die Größe der Müllerschen Fabriksbauten und die riesigen Schornsteine der anderen Fabriken sie erdrückten, die wie ein dichter, steinerner Wall ringsherum schwankten.

Das eintönige, trockene Rattern der Webstühle, die wie graue Skelette hinter den Fensterscheiben zitterten, erfüllte die Luft und vereinte sich mit dem mächtigen Brausen der Müllerschen Fabrik.

Rasch durchschritt Moritz Welt die absterbende Gegend, weil ihn das Elend der einfallenden Häuser mit Abscheu erfüllte, das schwindsüchtige Rattern der Webstühle und das so schwach, wie mit den letzten Atemzügen pulsierende Leben ihn aufregte.

Nur das Rauschen mächtiger Maschinen ergötzte ihn; mit einem süßen Gefühl der Kraft und des Lebens durchdrang ihn das Sausen

ungeheuerlicher Fabrikorganismen. Der Anblick großer Fabriken allein stimmte ihn fröhlich. Unwillkürlich lächelte er zu den Müllerschen Bauten hinüber, wohlwollend blickte er auf die danebenstehende Spinnerei Trawinskis und ließ seine Blicke lange über die roten, stillen Pavillons der Baumschen Fabrik schweifen, die auf der anderen Seite der Straße stand, und deren mit Staub und Spinnweben verschleierte Fenster leblos in die Welt blickten, wie sterbende Augen.

Hinter der Trawinskischen Spinnerei, hinter einigen brachliegenden Plätzen baute Borowiecki die alte Meißnersche Fabrik um, die er für einen lächerlichen Preis gekauft hatte, nachdem sie mehrere Jahre unbenützt dagestanden hatte.

Die ganze Front umgab ein Gerüst. Ein Stockwerk wurde aufgesetzt.

„Guten Tag," rief Moritz zu David Halpern, der mit einem Schirm unter dem Arm und mit hoch erhobenem Kopf in der Mitte des Hofes stand und den Arbeitern zuschaute.

„Guten Tag! Ein schönes Stück Fabrik kriegen wir zu! Und wie das alles schnell geht, das ist ja ein Vergnügen, da zuzuschauen. Ich bin krank, der Arzt sagte mir: Herr Halpern, Sie müssen sich erholen, Sie dürfen nicht arbeiten. So erhole ich mich denn, ich arbeite gar nichts, gehe nur so in Lodz herum und schau zu, wie es vor meinen Augen wächst. Das ist die beste Medizin für meine Krankheit."

„Ist Borowiecki da?"

„Vor einem Augenblick habe ich ihn in der Spinnerei gesehen."

Moritz trat in ein niedriges, mit Glas gedecktes Gebäude, das zur Spinnerei ausersehen war.

Die sehr hellen Säle waren völlig vollgestopft mit Maschinenteilen, Ziegelsteinen für die Fundamente, Ballen von Dachpappe, Menschen und dem Lärm der Maschinen, die hier aufmontiert wurden.

„Moritz, schick mir den Jaskulski her!" schrie Baum, der in einer blauen Bluse, mit einer Pfeife zwischen den Zähnen, ganz verrußt mitten unter den Arbeitern stand, die die Maschinen aufstellten. Er half ihnen eifrig.

Der alte Jaskulski, den Borowiecki für allerlei Dienste beim Bau der Fabrik angestellt hatte, kaum schleunigst herbeigelaufen.

„He da, Edelmann, vier kräftige Leute zum Aufzug her. Schnell," schrie Baum und stellte weiter mit den Monteuren die Maschine zusammen, die der Aufzug auf einen Unterbau hinaufheben sollte. Als ihm Moritz aus der Ferne laut etwas zurief, erwiderte er kurz: „Stör' mich nicht, kannst es Sonntag sagen. Karl ist im Hof."

Borowiecki stand im Hof bei riesigen Gruben, in die Kalk geschüttet und sofort gelöscht wurde. Die weißen Kalkwolken verdeckten die weißen Silhouetten der Arbeiter und die Umrisse der Wagen und Menschen. Borowiecki war fast ganz weiß von dem Staub. Für einen Augenblick kam er zu Moritz herüber, begrüßte ihn und flüsterte ihm ins Ohr:

„Weißt, die Farbmaschinen haben sie nicht geschickt; sie hätten keine fertigen, reden sie sich aus."

„Sie wollen's nicht auf Kredit geben. Was machen wir jetzt?"

„Hab' schon nach England geschrieben, es wird etwas länger dauern und etwas teuerer sein, aber wir kriegen sie! Die verfluchten Schwaben!" schimpfte er wütend.

Moritz Welt erwiderte gar nichts, musterte bloß Borowiecki aufmerksam, musterte dann aufmerksam die ganze Fabrik, die Arbeiter, auch einen Teil der Maschinen, die in dem Hof mit dicken Decken verhüllt aufgestellt waren. Dann schnüffelte er in allen Ecken herum, sah noch einmal zu Max herein, ging zum Zementlager, wo der alte Jaskulski wirtschaftete, prüfte alles mit besonderer Aufmerksamkeit und war immer weniger befriedigt.

„Das ist ja Teig und kein Kalk!" sagte er, bei den Maurern stehen bleibend.

„Mögen andere mit Sand mauern, ich möchte nicht, daß mir alles auf den Buckel fällt," meinte Borowiecki.

„Gestern hab' ich ausgerechnet, das die Monierschen Gewölbe uns zweitausend Rubel mehr kosten werden, wie gewöhnliche."

„Sind aber, was Haltbarkeit anlangt, viertausend mehr wert. Gegebenenfalls brennt sie das Feuer nicht durch."

„Führst du sie nur deshalb ein?" Moritz fragte leise, mit einem bestimmten Hintergedanken, und klemmte seinen Kneifer fest.

„Und deshalb, daß, wenn einmal Feuer ausbrechen sollte, höchstens ein Stockwerk abbrennt, und nicht alles."

„Nu . . ., manchmal ist das ja nicht so . . . schlimm."

Karl erwiderte ihm nichts und entfernte sich. Moritz ging noch in der Fabrik herum und bemerkte, daß überall anständig und sehr teuer gebaut wurde. Das regte ihn auf.

Im Kontor sah er sich die Lohnliste der Arbeiter durch und machte den Bauführer auf die — nach seiner Ansicht — unglaubliche Höhe der Löhne aufmerksam, bekrittelte verschiedenes und fand alles zu gut und zu teuer.

„Ich weiß, was ich mache," antwortete stets Karl auf seine Bemerkungen.

„Das wird ja ein Palais und keine Fabrik. Und übrigens ist dieser Komfort für unsere Verhältnisse zu kostspielig!"

„Das ist kein Komfort, das ist Haltbarkeit, die billiger ist, als Schund. Sieh dir doch die Blohmanschen Bauten an. Billig haben sie's gebaut und müssen jetzt jedes Jahr ausbessern, damit nicht alles einstürzt."

„Na, wir werden ja sehen, was diese polnische Wirtschaft ergeben wird," sagte Moritz ironisch.

„Wirst dich schon überzeugen. Leb' wohl, Moritz."

„Man muß sich sichern!" dachte Moritz beim Verlassen der Fabrik.

Karl bestieg das Gerüst, um die Arbeit zu kontrollieren, lief dann zu dem seitwärts gelegenen Platz hin, wo Ziegel abgeladen wurden, tummelte sich zwischen Erdhaufen herum, zwischen den Kalkgruben, den Ziegelhaufen, dem Bauholz, zwischen den vielen ankommenden und abfahrenden Wagen, erteilte Jaskulski Befehle, die jener schnaufend, mit immer mehr verschüchtertem Gesicht sofort ausführte, sah zu Max herein und lief fortwährend im Umkreis der Fabrik herum. Von seiner nie erlahmenden Energie und seiner ständigen Anwesenheit aufgestachelt, wuchs die Fabrik überraschend schnell.

Borowiecki achtete weder auf den erstickenden Staub, noch auf die Sonne, die immer glühendere Feuerstrahlen herabgoß, nicht einmal auf seine Ermüdung achtete er. Vom Morgengrauen an war er

mit den Arbeitern bei der Arbeit und ging auch erst mit ihnen, als die Dämmerung einbrach.

Max feuerte ihn noch besonders zur Arbeit an. Mit sichtlichem Vergnügen betätigte er sich an der Montierung der Maschinen und ging abends mit den Arbeitern in die Kneipe, verschlang unglaubliche Mengen Bier, schlief bloß ein paar Stunden täglich und hatte überhaupt alle seine Faulheiten vergessen. Seit der Rückkehr vom Lande hatte sich das Verhältnis zwischen ihm und Borowiecki etwas abgekühlt, weil die Fabrik beide völlig in Anspruch nahm, und dann auch wegen Borowieckis Bemerkung beim Abschied in Kurowo.

Max konnte sie ihm nicht vergessen, vor allem deshalb, weil er jetzt immer öfters an Anka dachte und sich immer mehr über die häufigen Besuche Borowieckis bei Müllers ärgerte.

Er sah ein Doppelspiel darin, das seine einfache, gerade Natur tief verletzte.

Es war schon gegen zwölf Uhr, als Borowiecki die Fabrik verließ und in einen langen Garten trat, der sich rückwärts bis zur nächsten Straße hinzog, wo ein großes Parterrehaus stand. Auch dieses wurde in größter Eile von Grund auf umgebaut, weil in ein paar Wochen Anka und der alte Borowiecki es beziehen sollten.

Vorläufig wohnte Borowiecki hier, um in der Nähe der Fabrik zu sein. Als die schrillen Fabrikspfeifen zu Mittag riefen, hatte er sich schon umgezogen. Er las nochmals einen Brief von Lucy, die ihn im Helenower Park treffen wollte, an der Grotte, um vier Uhr nachmittags.

„Ich hab's schon satt," dachte er und zerriß den Brief in Fetzen.

Er hatte es wirklich satt. Die geheimen Zusammenkünfte, die täglich wo anders stattfanden, waren ihm zuwider, und die Ausbrüche ihrer Eifersucht, sogar ihre große Liebe langweilten ihn schon. Sie war ihm eigentlich völlig gleichgültig und nahm nur seine für die Fabrik so kostbare Zeit in Anspruch.

Er aß jetzt bei Baums, weil es in der Nähe der Fabrik war. Heute ging er aber nicht wie gewöhnlich über den Garten und seine Bauplätze zu ihnen hin, sondern trat auf die Straße heraus, in der das Müllersche Palais stand, verlangsamte an dem Häuschen, das Müllers bewohnten, seine Schritte und blickte in die Fenster.

Er hatte sich nicht getäuscht. In einem Fenster erschien Madas Gesicht, und gleich darauf trat sie selbst aus dem Hause.

„Gehen Sie schon zum Mittagessen?" rief sie fröhlich, ihre blauen Porzellanaugen zu ihm erhebend.

„Schon. Haben Sie noch nicht gegessen?" er streckte ihr die Hand entgegen.

„Noch nicht. Gleich geb' ich Ihnen die Hand, ich muß sie erst abwischen, ich war grad beim Kochen," rief sie lachend.

„Ist die Küche jetzt im Wohnzimmer?" bemerkte Borowiecki bösartig.

„Ich . . . ich . . . habe da aufgeräumt!" sagte sie leise, und eine tiefe Röte bedeckte ihr Gesicht, aus Angst, er hätte es merken können, daß sie auf ihn am Fenster des Wohnzimmers gewartet hatte.

Er küßte ihr die Hand und wollte auch die andere noch ergreifen, sie trat aber plötzlich zurück und bedeckte die vor Erregung verdunkelten Augen mit ihren goldenen Wimpern.

Karl lachte über ihre Verlegenheit.

„Sie lachen mich aus," flüsterte sie betrübt.

„Glauben Sie? Dann geh' ich gleich wieder."

„Kommen Sie doch abends, mit Herrn Baum."

Lächelnd blickte er sie an und ging zum Mittagessen.

Vieles hatte sich seit dem Winter bei Baums verändert. Noch trauriger und trüber sah es bei ihnen aus.

Die großen Pavillons standen vereinsamt in einer seltsamen Stille des Absterbens. Kaum der vierte Teil der Arbeiter war noch beschäftigt.

Auf dem einsamen, mit Gras bewachsenen Hof schleppten sich Hühner und alte Hunde herum, und aus den verstaubten und mit Spinnweben überzogenen Fenstern drang schläfrig murmelnd das eintönige, leise Knattern der Webstühle. Grabesstille und Verfall breiteten sich aus.

Auch das Wohnhaus machte einen traurigen Eindruck. An der einen Seite war die Tünche abgefallen, die zur Veranda führenden Stiegen waren schief geworden und versanken in dem Boden, und das Weinlaub, das die Veranda umrankte, war ohne ersichtlichen Grund gleich nach dem Grünen welk geworden und hing jetzt wie

gelbe, beschmutzte Fetzen schlapp herunter. Die Zimmer im Wohnhaus lagen still da, voll muffigem Dunst und Einsamkeit.

Das Kontor war fast leer, weil Baum alle Angestellten, außer Jusiu Jaskulski und einigen Frauen im Warenlager, entlassen hatte.

Die Fabrik roch nach Bankrott, und das ganze Haus war erfüllt vom Geruch verschiedener Medikamente, welche die seit mehreren Monaten kranke Frau Baum einnahm.

Berta war mit den Kindern zu ihrem Mann gefahren. Bloß Frau Auguste war dageblieben, mit ihren Katzen und der nie heilenden Geschwulst in dem umwickelten Gesicht.

Der alte Baum verbrachte ganze Tage allein in seinem kleinen Kontor im ersten Stock, und Jusiu Jaskulski war noch verschüchterter wie gewöhnlich.

Borowiecki ging direkt in das Zimmer, in dem Frau Baum lag, um einige Worte mit ihr zu wechseln.

Sie saß aufrecht im Bett, von unzähligen Kissen umgeben, und starrte gedankenlos mit den leblosen, wie verschossenen Augen ins Fenster, hinter dem die Bäume hin und her schwankten. Den Strickstrumpf hielt sie in der Hand, strickte aber nicht und lächelte bloß, mit einem traurigen, herzzerreißenden Lächeln.

„Guten Tag," erwiderte sie leise zur Begrüßung. „Ist Max da?"

„Noch nicht, er kommt aber gleich."

Borowiecki erkundigte sich nach ihrer Gesundheit, wie sie heute geschlafen hätte, wie sie sich heute fühlte, und so weiter. Ihr Zustand durchdrang ihn mit einer seltsamen Zärtlichkeit und Rührung.

„Gut, gut!" erwiderte sie und schleppte ihre Augen, gleichsam aus einem langen Schlaf erwachend, langsam zu den Photographien der Enkel und Kinder auf den Wänden, dann folgten ihre Blicke dem Pendel der Uhr, dann versuchte sie zu stricken, der Strickstrumpf entglitt aber sofort den abgemagerten und kraftlosen Händen.

„Gut, gut!" wiederholte sie gedankenlos.

Sie achtete nicht auf Frau Auguste, die mehrmals durchs Zimmer schritt und ihr die Kissen richtete, auch nicht auf ihren Mann, der an das Bett trat und mit blutunterlaufenen Augen lange in das abgemagerte, fahlgelbe Gesicht blickte.

„Max!" flüsterte sie, und für einen Augenblick belebte sich das Leichengesicht, beim Schall der Schritte des Sohnes.

Max trat ein und küßte ihr die Hand.

Sie preßte seinen Kopf an ihre Brust und streichelte ihn. Aber als er zum Mittagessen weggegangen war, starrte sie wieder leblos ins Fenster, auf die Akazienbäume.

Die Mahlzeit wurde schnell und schweigend eingenommen. Alle bedrückte die im Hause herrschende Traurigkeit.

Der alte Baum hatte sich so verändert, daß man ihn kaum wiedererkennen konnte. Er war noch magerer geworden und ging jetzt tief gebückt. Das Gesicht war ganz grau, und lange Falten hatten sich an der Nase und um die Lippen eingegraben, die wie aus Holz geschnitzt aussahen. Er versuchte zu sprechen, begann zu fragen, wie die Arbeit in der Fabrik Borowieckis fortschritte, sprach aber meist den Satz nicht zu Ende, brach mitten im Wort ab und verfiel in ein tiefes Nachsinnen; er hörte auf zu essen und blickte durch das Fenster auf die Müllerschen Mauern, oder glitt mit den Augen über die in der Sonne schillernden Glasdächer der Trawinskischen Spinnerei.

Gleich nach dem Essen ging er in seine Fabrik, durchschritt die leeren Säle, schaute sich die untätigen Webstühle an, schloß sich in sein Kontor ein und blickte auf die Stadt, auf die unzähligen Häuser, Fabriken und Schornsteine, horchte mit unsagbarer Bitternis auf die Echos des mächtig brausenden Lebens.

Nirgends verkehrte er mehr. Er schloß sich im Umkreis seiner Fabrik ein und starb langsam mit ihr ab.

Denn die Fabrik war wirklich am Absterben, wie Max behauptete. Trotz der größten Anstrengung konnte nichts mehr sie retten. Sie mußte fallen, im Kampf mit den Riesen des Dampfes. Baum sah es aber immer noch nicht ein, wollte es vielmehr nicht einsehen, und beschloß, bis zum Schluß zu kämpfen.

Weder Max' Zureden nützte etwas, noch das Zureden der Schwiegersöhne und der alten Bekannten, die ihm rieten, den Handbetrieb in einen Kraftbetrieb umzuwandeln. Einige wollten sogar mit Kredit oder Bargeld aushelfen.

Baum wollte nichts davon wissen.

Er verkaufte fast nichts, weil die Frühlingssaison ja für ganz

Lodz schrecklich war, entließ die Arbeiter, beschränkte die Produktion, beschränkte die eigenen Bedürfnisse, verharrte aber unbeugsam bei seinem Standpunkt.

Eine dumpfe Leere breitete sich um ihn herum aus, und man erzählte sich in Lodz, der alte Baum sei verrückt geworden; man spottete über ihn und vergaß ihn allmählich.

Borowiecki verabschiedete sich gleich nach dem Essen; nach den Eindrücken dieser Grabesstimmung konnte er erst in der Piotrkowerstraße frei aufatmen.

Zum Rendezvous mit Lucy hatte er noch Zeit, so ging er denn zu Wysocki hinauf.

Der Arzt war sehr beschäftigt. Im Wartezimmer saßen mehrere Patienten.

Er begrüßte Borowiecki zerstreut.

„Entschuldigen Sie einen Augenblick, ich erledige nur noch die Patienten, und dann gehen wir zusammen zu Mama."

Borowiecki setzte sich ans Fenster und schaute sich in dem nach Karbol und Jodoform riechenden Raume um.

„Gehen wir!" rief nach einer Weile Wysocki, sobald er einen alten Juden abgefertigt hatte, dem er lange auseinandersetzte, was er zu tun hätte.

„Herr Doktor, Herr Doktor!" rief flehentlich der Jude, noch einmal umkehrend.

„Bitte, was wollen Sie denn noch."

„Herr Doktor, muß ich Angst haben?" fragte er mit leiser, zitternder Stimme. Sein Kopf wackelte vor Erregung.

„Ich habe es Ihnen doch schon gesagt. Es ist nichts Gefährliches. Sie müssen aber tun, was ich Ihnen gesagt habe."

„Danke bestens, danke sehr schön. Ich werde alles machen, ich will gesund sein, weil ich habe ä Geschäft, und ä Frau hab' ich, und Kinder, und Enkel hab' ich. Aber ich hab' Angst. Bitte sehr, Herr Doktor, muß ich Angst haben?"

„Ich habe Ihnen schon alles gesagt."

„Auf Wiedersehen, ich bitte zu entschuldigen, ich gehe schon, ich bin schon weg," rief der Jude, schnell sich zurückziehend, weil Wysocki mit einer so drohenden Haltung auf ihn zuging, als ob er ihn hinausschmeißen wollte.

Sofort drängte sich eine dicke Jüdin herein und jammerte schon auf der Schwelle mit gedehnter, lauter Stimme:

„Herr Doktor, Herr Doktor, ich hab' ä Beklemmung, ich hab' ä große Beklemmung in der Brust."

„Gleich! Herr Borowiecki, vielleicht gehen Sie doch zu Mama herüber in den Salon, ich komme nach."

„Das ist ja hier eine interessante Kollektion."

„Sehr interessant. Der da grade herausging, quälte mich eine Stunde lang und benützte Ihre Ankunft, um die Bezahlung zu vergessen."

Frau Wysocka kannte Borowiecki seit seiner Rückkehr vom Land. Er hatte ihr einen Brief von Anka mitgebracht und sie auch ein paarmal Ankas wegen besucht.

Sie saß in einem Fauteuil am Fenster, in einem grellen Lichtschein, der wie schüchtern in das verdunkelte Zimmer floß. Die anderen Fenster waren mit Stores und Portieren verdeckt.

„Ich habe Sie sehr erwartet, sehr," begann sie und streckte ihm ihre lange, vornehme Hand entgegen.

„Ich habe mich verspätet. Gestern konnte ich wirklich nicht kommen. Verzeihen Sie bitte vielmals. Die Maschinen sind angekommen, und ich mußte den ganzen Nachmittag beim Auspacken dabei sein."

„Na, wenn's nicht ging. Sie müssen aber auch mich entschuldigen, daß ich Sie zu mir bemüht habe, und daß ich Ihre Zeit in Anspruch nehme."

„Ich stehe Ihnen zu Diensten."

„Sind viele Patienten bei Mjetschek?"

„Ich habe einige im Wartezimmer gesehen."

„Juden und Arbeiter?"

„Scheinbar."

„Ja, leider hat er keine anderen Patienten. Und was noch schlimmer ist: er will gar nicht andere haben."

„Er zieht anscheinend die Menge der Qualität vor. Auf diese Weise hat er mehr Arbeit, während das materielle Resultat ungefähr dasselbe ist."

„Darum handelt es sich für mich gar nicht, ganz und gar nicht handelt es sich darum, ob Mjetschek viel verdient. Schließlich und

endlich — wir leben ja sowieso von den Resten unseres Vermögens. Es handelt sich bloß darum, daß er sich nicht so viel mit der vielleicht unglücklichen, aber doch so fürchterlich schmutzigen Menge der Juden und des großen Elends abgibt, das sich zu ihm drängt. Natürlich soll man etwas dazu tun, um die Schmerzen und den Jammer der Unglücklichen zu lindern, aber warum tun das nicht andere Aerzte aus der entsprechenden Gesellschaftsklasse, die weniger empfindlich und seit ihrer Kindheit an Lumpen und Schmutz gewöhnt sind."

Sie schauerte nervös. Ueber ihr schönes Gesicht flog ein Schein des Ekels und Abscheus. Sie hielt ein Spitzentaschentuch vor die Nase, als ob sie einen unangenehmen Geruch abwehren wollte.

„Dem ist nicht abzuhelfen, um so mehr, als Ihr Sohn seine Patienten lieb hat. Das ist eine Utopie von ihm," erwiderte Borowiecki mit leiser Ironie.

Frau Wysocka hüllte sich eine Zeitlang in Schweigen. Seltsame Reflexe eines grünlichen Goldes, das durch den blaßgrünen Wandschirm vor dem Fenster durchsickerte, fielen auf ihre vornehme Gestalt. Sie beugte sich etwas zu Borowiecki vor und fragte leise:

„Kennen Sie Fräulein Melanie Grünspan?"

Sie sprach den Namen mit sichtlichem Abscheu aus.

„Ja, aber bloß vom Sehen, von den Gesellschaften her, persönlich nur ganz flüchtig."

„Schade!" sagte sie leise und erhob sich.

Mit majestätischem Ernst durchschritt sie einige Male das Zimmer.

Karl folgte neugierig ihren königlichen Bewegungen und fühlte, daß sie sehr erregt war, obwohl er in der Dämmerung, die das Zimmer erfüllte, ihren Gesichtsausdruck nicht genau sehen konnte.

„Wissen Sie, daß dieses Fräulein Melanie in Mjetschek verliebt ist?" fragte sie endlich offen.

„Ich habe das Gerücht in der Stadt gehört, beachtete es aber nicht weiter."

„Das redet sich also schon herum! Das ist ja kompromittierend!"

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, ich werde es Ihnen gleich erklären. Man erzählt sich, daß die beiden sich lieb haben. Man spricht von einer eventuellen Heirat."

„Niemals! Ich gebe Ihnen mein Wort, daß es nicht dazu kommen wird, solange ich lebe!" rief sie mit gedämpfter, leidenschaftlicher Stimme. „Mein Sohn sollte eine Grünspan heiraten!"

Die nußbraunen Augen flammten in kupferrotem Glanz auf, und tiefe Empörung strahlte aus dem stolzen, schönen Gesicht.

„Fräulein Melanie erfreut sich in Lodz eines besonders guten Rufes. Sie gilt für sehr klug, dabei ist sie sehr reich und auch sehr schön. Deshalb wäre . . ."

„Das nützt alles nichts. Sie ist doch eine Jüdin!" flüsterte Frau Wysocka. Tiefe Verachtung lag in ihren Worten, fast Haß.

„Stimmt, sie ist eine Jüdin. Wenn sie aber Ihren Sohn lieb hat und er sie auch, dann ist doch die Sachlage eigentlich klar und die Unterschiede ausgeglichen." Borowiecki sprach hart. Ihr Protest reizte ihn und erschien ihm lächerlich.

„Mein Sohn kann wohl in eine Jüdin verliebt sein, darf aber nie daran denken, unser Blut mit fremdem Blut zu vermischen, und dazu noch mit dem Blut der jüdischen Rasse!"

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, aber ich erblicke eine große Uebertreibung in dem, was Sie da sagen."

„Und warum heiraten Sie Anka? Warum nehmen Sie sich nicht eine von den deutschen oder jüdischen Mädchen aus Lodz zur Frau, wie?"

„Weil mir keine von ihnen gefallen hat, ich meine in solchem Grade, daß ich an die Ehe dächte. Wenn es aber der Fall wäre, würde ich mich keinen Augenblick besinnen. Ich habe keine gesellschaftlichen und auch keine Rassevorurteile und halte solche für völlig überlebt." Borowiecki sprach sehr ernst.

„Wie blind seid ihr doch. Nur von den Sinnen laßt ihr euch leiten und denkt nicht an die Zukunft, nicht an eure eigenen Kinder, an die künftigen Generationen!" rief sie und rang die Hände vor Empörung und Mitleid.

„Warum?" fragte Borowiecki kurz und schaute auf die Uhr.

„Weil ihr zu Müttern eurer Kinder Jüdinnen wählen könnt, weil ihr nicht einsehet, daß diese Frauen uns ganz fremd sind, daß sie keine Religion haben, keine Ethik, keine gesellschaftlichen Traditionen. Daß es Frauen sind ohne Vergangenheit und ohne Ideale."

Borowiecki erhob sich, um sich zu verabschieden. Das Gespräch wirkte lächerlich auf ihn und empörte ihn zugleich.

„Herr Borowiecki, ich habe Sie herbemüht, um Sie um Hilfe zu bitten, um meinem Sohn diese Heirat auszureden. Ich weiß, daß er Sie schätzt, vielleicht wird er auf Sie, als auf unseren Vetter, mehr hören. Sie verstehen mich doch, und Sie müssen es mir nachfühlen: ich kann es nicht zulassen, daß eine Krämerstochter hier herrschen soll, inmitten der Andenken und der lebendigen Erinnerungen der vierhundertjährigen Vergangenheit unseres Geschlechts. Was würden die dazu sagen!" rief sie schmerzlich und wies mit einer breiten Geste auf die Reihe der Porträts, auf die Reihe der Rittergestalten und Senatorenköpfe, die in der Dämmerung wie gelbe Flecken sich vom Hintergrund abhoben.

Borowiecki lächelte bissig, berührte mit den Fingern eine alte, verrostete Rüstung, die zwischen den Fenstern stand, und sagte rasch, mit Nachdruck:

„Leichen. Die Archäologie gehört in die Museen; das heutige Leben hat keine Zeit, sich mit Gespenstern abzugeben."

„Sie lachen! Ihr lacht alle über die Vergangenheit, dem goldenen Kalb habt ihr eure Seele verschrieben. Die Traditionen nennt ihr Leichen, die Aristokratie Vorurteil, und die Tugend ist für euch ein lächerlicher Aberglaube."

„Das nicht. Bloß ist das heute überflüssig. Was nützt mir die Achtung der Traditionen, wenn ich meinen Perkal absetzen will! Was nützen mir meine Ahnen, wenn ich eine Fabrik baue und Kredit suche! Juden gewähren mir ihn, und nicht Wojwoden. Und wenn die Tradition nur so ein Trümmerballast ist, dann ist sie eben ein Dorn im Fuß, der einen am Gehen hindert. Der heutige Mensch muß, wenn er keine Lust hat, als Knecht zu fremden Leuten zu gehen — sich frei machen von allen diesen Banden, von der Vergangenheit, von der Aristokratie und ähnlichen Vorurteilen. Das knebelt bloß seinen Willen und nimmt ihm die Kraft im Kampf mit dem skrupellosen Gegner, — der eben keinen Traditionen huldigt. Und der Gegner ist vor allem deshalb gefährlich, weil er sich selbst Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist, weil er sich selbst Mittel und Ziel ist."

„Nein, nein! Aber lassen wir das. Vielleicht haben Sie recht. Ich aber werde von meinem Standpunkt nie ablassen."

Wysocki stürzte herein. Er sah übermüdet und blaß aus. Seine Krawatte hatte sich verschoben, sein Haar verwirrt.

Er entschuldigte sich, daß er nicht gleich herübergekommen wäre, und verschwand sofort wieder. Man rief ihn telephonisch in die Fabrik, wo die Maschine einem Arbeiter die Hand zerquetscht hatte.

Borowiecki benutzte die Gelegenheit, um sich zu verabschieden.

„Werden Sie tun, worum ich Sie gebeten habe?" Frau Wysocka drückte ihm fest die Hand.

„Ich muß mich erst zurechtfinden. Vielleicht liegt noch keine Gefahr vor."

„Wollte Gott, daß es nur eine böse Ahnung wäre. Wann sehe ich Sie wieder?"

„Anka kommt in zwei Wochen, dann bringe ich sie gleich zu Ihnen."

„Sind Sie vielleicht Sonntag bei Trawinskis? Es ist ihr Namenstag."

„Ja, ganz sicher."

Sie schritt voraus, um ihn hinauszubegleiten, und führte ihn durch eine Reihe von Zimmern, deren Fenster mit Stores verhängt waren, die Räume verdunkelt und mit altertümlichen Möbeln angefüllt. An den Wänden hingen Porträts und Bilder geschichtlichen Inhalts und verschossene, zerschlissene Gobelins. Eine melancholische Klosterstimmung lag über der Wohnung.

„Verrückte Frau!" dachte Borowiecki, in die Piotrkowerstraße tretend, bemitleidete sie aber trotzdem und gab ihr in mancher Beziehung recht.

Die Hitze hatte noch zugenommen. Wie graue Baldachine lagen die Rauchwolken über Lodz, und die Sonne goß unerträgliche Glut auf die Stadt.

Borowiecki ging rasch nach Helenowo.

Im Park war es still und kühl.

Die jungen Bäume tranken die Sonne mit allen Blättern und warfen bewegliche Schatten auf die weißen Tische in dem Restaurationspavillon.

Schmale Alleen, von wildem Wein umrankt, prangten im

jungen, hellen Grün und spiegelten sich in einem langen Teich. Unter der perlgrauen Oberfläche zogen in goldenen Streifen ganze Scharen von Karpfen.

Karl trat in eine Allee, um den Teich zu umkreisen und im Schatten zu dem oberen Park zu gelangen. Plötzlich sah er Horn und Kama, die vom Weinlaub verdeckt am Wasser saßen.

Sie fütterten die Karpfen.

Kama saß ohne Hut, das Haar flatterte über ihr gerötetes Gesicht. Lustig warf sie Semmelstücke ins Wasser und lachte ausgelassen und fröhlich wie eine Lerche. Horn lehnte etwas abseits, mit dem Rücken gegen das Gitter, an dem der Wein sich emporschlängelte.

„Artige Kinder, sehr artige Kinder," rief Karl, an sie herantretend.

Kama verstummte und verbarg ihr Gesicht in die Hände.

„Herr Horn, gehen Sie gleich morgen zu Schaja. Er ist schon zurück. Sie bekommen sicher eine Stelle bei ihm. Müller sagte es mir schon."

„Ich danke Ihnen herzlich. Ich bin sehr erfreut . . ."

In Wirklichkeit war er aber nicht erfreut, denn es war ihm sehr unangenehm, daß Borowiecki ihn hier abgefaßt hatte.

„Spielt eure Idylle weiter, ich will euch nicht stören."

Von der anderen Seite des Teiches, von dem oberen Park aus, sah er noch ihre über das Wasser geneigten Köpfe. Manchmal riß sich noch ein fröhliches Lachen von der grünen Wand des Weinlaubs los und zitterte über der klaren Wasserfläche.

Lucy war noch nicht da.

Borowiecki ging in den engen, schattigen Alleen auf und ab, die sich einsam zwischen dem Dickicht der Bäume und Büsche hinzogen. Endlich setzte er sich in der Hauptallee nieder, von der man zu den Teichen gelangen konnte, und schaute Kindern zu, die seltsam still unter der Aufsicht ihrer auf den Bänken schlummernden Kinderfräulein spielten.

Dumpfe Echos drangen manchmal von der Stadt herüber und zerflossen verstummend in der Stille des Parkes. Manchmal zerriß das Brüllen der Tiere in der Menagerie des Parkes die Luft.

Das trockene, scharfe Knistern eines Kleides weckte Karl aus sei-

nem schläfrigen Sinnen. Er hob die Augen und ging gedankenlos einige Schritte vorwärts.

Frau Lickert schritt auf ihn zu.

Fast gleichzeitig erblickten sie sich und streckten sich unwillkürlich die Hände entgegen.

Ihr blasses, trauriges Gesicht erstrahlte plötzlich vor Freude, Flammen des Glücks erhellten ihre Augen, die Lippen röteten sich blutig. Sie stürzte vor, als ob sie ihm in die Arme fallen wollte; aber plötzlich verdunkelte eine Wolke die Sonne, und graue Schatten füllten den Park und bedeckten ihre Seelen mit düsteren Schleiern. Frau Lickert schauerte nervös, die zur Begrüßung ausgestreckte Hand fiel leblos zurück, ihr Gesicht erlosch, die Lippen erblaßten, krampften sich schmerzhaft, die Augen sanken tief zurück und blickten trüb. Kalt und fremd schaute sie ihn an und ging rasch an ihm vorbei.

Automatisch folgte er ihr einige Schritte, mit einem Gefühl, das ihn mit seltsamer Rührung durchdrang.

Sie wandte sich kurz nach ihm um, warf ihm einen ernsten, von Tränen glänzenden Blick zu, und ging.

Er setzte sich wieder, saß eine Zeitlang regungslos, ohne Gedanken, und schaute in die Tiefen seines eigenen Herzens hinein. Ein immer schmerzlicherer Glanz rang sich unter seinen gesenkten Lidern los.

Das heißt — Verachtung! dachte er. Noch sah er Emmas Augen und sah das Herabgleiten ihrer Hand und die heftige Bewegung der Ernüchterung.

Er wollte auflachen, aber das Lachen drang nicht nach außen, überflutete ihn bloß mit quälender Bitternis und mit einer plötzlichen, schweren Müdigkeit.

Unwillig erhob er sich und ging schwerfällig zur Grotte.

Lucy wartete schon auf ihn und warf sich ihm, als er an sie herantrat, an den Hals.

„Vorsicht! Sind ja Menschen überall! Es könnte uns doch jemand sehen," zischte Karl wütend, nach allen Seiten sich umschauend.

„Entschudige! Entschuldige, bitte. Warteſt du schon lange?" fragte sie sehr demütig.

„Seit einer Stunde. Und ich wollte schon gehen, weil ich nicht so viel Zeit habe."

„Gehen wir zum Treibhaus unter die Apfelbäume. Da ist nie jemand!" bat sie sehr leise.

Lucy schaute ihm wieder in die Augen, preßte sich immer fester an ihn und lächelte süß mit ihren nach Küssen lechzenden Lippen.

In einer plötzlichen Aufwallung, noch unter dem Eindruck jener Bitternis, in die seine Seele die Begegnung mit Frau Lickert versetzt hatte, küßte er sie verzückt.

Sie gab ihm die Küsse mit solcher Leidenschaft und Hingebung zurück, daß sie totenblaß wurde und halb ohnmächtig ihm in die Arme zurückfiel.

„Ich sterbe, Karl, ich sterbe!" flüsterte sie mit den blassen Lippen, umschlang ihn fest und innig und sagte nach einer Weile, die Augen breit öffnend und gierig atmend:

„Ich liebe dich! Küß mich nicht mehr, ich fühle mich so unwohl, so schrecklich unwohl!" Unter den gesenkten Lidern begannen Tränen zu fließen.

„Was hast du? Warum weinst du?"

„Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht," erwiderte sie, und immer heißer flossen die Tränen über ihr Gesicht, und immer tiefere Seufzer erschütterten ihre Brust.

Karl trocknete ihr die Tränen, küßte sie, suchte sie zu beruhigen, es half aber nichts. Sie weinte wie ein wehleidiges Kind. Anfangs beunruhigte es ihn, später aber wurde er ungeduldig.

Seine leidenschaftliche Aufwallung verschwand spurlos bei diesem Tränenausbruch. Er saß jetzt kühl neben ihr, aufs äußerste erregt über diesen hysterischen Anfall.

Endlich beruhigte sie sich, trocknete die Tränen, besah sich in einem kleinen Taschenspiegel, setzte ihren Hut zurecht und begann leise, auf sein verfinstertes Gesicht blickend:

„Bist du mir bös, Karl? Entschuldige. Siehst du, ich konnte es nicht aushalten, ich konnte es nicht . . . So lange habe ich auf dich gewartet, so lange habe ich an diesen Augenblick gedacht, wo ich dich treffen würde, so gefreut habe ich mich . . . Weil ich mich sehr unglücklich fühle, Karl, weil ich mich sehr unglücklich zu Hause fühle . . . Nimm mich doch weg von dort, töte mich, wenn du willst, laß mich

aber nicht zu ihnen zurückkehren!" rief sie und ergriff verzweifelt seine Hände, versenkte ihren Blick in seine Augen, Erbarmen und Rettung erflehend.

„Beruhige dich, Lucy. Du bist aufgeregt, nervös und weißt gar nicht, was du verlangst."

„Ich weiß es, Karl, ich weiß es. Dich will ich haben. Ich halte es mit ihnen da nicht länger aus, ich halte es nicht aus!" rief sie leidenschaftlich.

„Wie soll ich dir helfen?" sagte er ungeduldig, und ein harter Schatten des Zornes schimmerte in seinen grauen Augen.

Erregt sprang sie bei seinen Worten auf und blickte ihn lange an, voll Entsetzen und Furcht, als ob sie einen Abgrund vor sich sähe.

„Du bist heute sehr aufgeregt, sehr gereizt. Mußt dich beruhigen, Lucy," flüsterte Karl und bemühte sich, seiner Stimme einen zärtlichen Ton zu geben. „Hat man dir zu Hause etwas getan?"

„Ob man mir etwas getan hat! Täglich quält man mich fürchterlich, heute ist aber die Tante aus Czenstochau gekommen und jammert den ganzen Tag, daß wir keine Kinder haben. Hörst du, Karl? Die ganze Familie grämt sich deshalb, und immer werfen sie es mir vor, immer . . . Er sagte mir, er würde sich von mir scheiden lassen, weil er sich vor den Seinigen meiner schämen müsse. Heute haben sie beschlossen, die Tante solle mich nach Brody bringen, zu einem Wunderrabi, der dem abhelfen soll . . ."

„Bist du darauf eingegangen?"

„Die können mich dazu zwingen . . . Ich kann mich doch nicht wehren, weil sich niemand meiner annimmt . . . Ich muß einfach . . ." Sie flüsterte leise, biß die Zähne in machtloser Ohnmacht zusammen und blickte flehentlich zu ihm auf, als ob sie von ihm Rettung verlangte. Karl aber wurde nur immer unruhiger und sah nach der Uhr.

„Weißt du, sie haben mir gedroht, wenn ich nicht darauf eingehe, dann werde ich geschieden, und sie werden mich in einem kleinen Städtchen unterbringen! Hörst du! Sie werden mich weit von dir weg bringen, und ich würde dich dann nie mehr . . . nie . . . nie mehr sehen . . ."

In einer plötzlichen, betäubenden Angst, daß sie ihn für immer

verlieren könnte, warf sie sich ihm in die Arme, ergriff seine Hände und bedeckte sie mit Küssen.

„Jetzt müssen wir aber gehen. Die Musik beginnt schon im Park, es kommen immer mehr Menschen her, und man könnte uns sehen."

„Möge man uns sehen. Ich liebe dich, Karl, und kann es vor der ganzen Welt kühn ausrufen, daß ich dich liebe. Was kümmern mich die Leute, wenn du nur bei mir bist."

„Wir müssen aber den Schein wahren."

„Und was würdest du tun, wenn ich so eines Tages zu dir käme und für immer bliebe?" fragte sie lebhaft, und glühende Flammen des Glücks umstrahlten ihr Gesicht.

„Ein Kind bist du und weißt gar nicht, was du redest . . . Das sind ja wahnsinnige Gedanken . . ."

Er blickte sie kühl und scharf an und sagte es mit einer so herben Stimme, daß sie erzitterte, seinen Arm losließ und verlegen und beunruhigt neben ihm herschritt.

Obwohl er ihr beim Abschied mit möglichst zärtlicher Stimme seine Liebe beteuerte, ging sie verschüchtert von ihm und warf ihm aus der Ferne traurige Blicke nach.

Karl schritt die obere Allee hinter der Menagerie hinauf, um nicht Bekannten zu begegnen, verlangsamte aber seine Schritte, als er Horn und Kama vor sich erblickte. Sie hielten sich bei den Händen und sangen im Gehen leise ein Lied. Kama hielt ihren Hut in der Hand, ihr Haar flatterte und schimmerte goldig unter den Strahlen der Abendsonne. Auf einem Hügel blieben sie stehen und blickten auf die Stadt herab.

Karl schritt auf einem Seitenweg an ihnen vorbei und fuhr eiligst in die Stadt.

IV

Horn verabschiedete sich von Kama und ging nach Hause. Er war sehr unruhig, denn Malinowski, mit dem er zusammen wohnte, und an den er sich während der Monate, wo er auf eine Anstellung wartete, sehr gewöhnt hatte, war seit drei Tagen nicht nach Hause gekommen.

Malinowski war noch nicht zurück. Eine gähnende Leere lag über

der Wohnung, und man sah an allem, daß hier die Not hindurchgeschritten war. Horn hatte sich mit seinem Vater überworfen. Er schickte ihm kein Geld mehr, um ihn so zur Rückkunft nach Warschau zu zwingen. Er hatte sich aber verrechnet, sein Sohn trotzte und beschloß, sich mit eigenen Kräften fortzuhelfen; unterdessen lebte er von Darlehen, von Kredit, vom Verkauf seiner Möbel, seines Geräts und von der Liebe zu Kama, die seine Seele mit einem Nebel umgab, süß wie der Juniabend, der jetzt über der Stadt einbrach, in tiefer Stille und im Schein der in abgründigen Tiefen funkelnden Sterne.

Horn beschloß, den Freund in der Stadt zu suchen. Schon des öfteren war Malinowski so geheimnisvoll verschwunden, war dann immer blaß und aufgeregt wiedergekommen und hatte nie gesagt, wo er gewesen war. Noch nie war er aber so lange wie diesmal ausgeblieben.

Horn suchte verschiedene Bekannte auf, bei denen er Malinowski anzutreffen hoffte, niemand aber hatte ihn in den letzten Tagen gesehen. Zu seinen Eltern wollte Horn nicht hingehen, um sie nicht zu beunruhigen.

Es kam ihm in den Sinn, ob Malinowski nicht etwa bei Jaskulskis wäre, wo er viel verkehrte.

Jaskulskis wohnten jetzt in einer der neu entstehenden Straßen zwischen dem Bahndamm, dem Wald und den Scheiblerschen Fabriken, in einem hölzernen, halb eingefallenen Hause. Es ging ihnen jetzt bedeutend besser, weil der alte Jaskulski beim Bau der Borowieckischen Fabrik fünf Rubel wöchentlich verdiente und die Frau eine kleine Viktualienhandlung auf Rechnung eines Bäckers führte, wofür sie freie Wohnung und zehn Rubel monatlich bekam.

Vor der Handlung saß der kranke Antosch, in Decken eingehüllt, und schaute mit träumerischen, traurigen Augen auf die Mondsichel, die hinter den Wolken auftauchte und die taufeuchten Dächer der Stadt und die Schornsteine mit silbernem Schein übergoß.

„Ist Jusiu zu Hause?" fragte Horn, die ausgetrocknete, schwindsüchtige Hand des Kranken erfassend.

„Ja . . ., er ist da . . ." flüsterte mit großer Anstrengung der Kranke und hielt Horns Hand fest.

„Fühlst du dich jetzt besser, wie im Winter?"

„Kommt da keiner herein?" fragte der Kranke, mit weitgeöffneten Augen auf den Mond weisend.

„Höchstens nach dem Tode . . ." warf Horn zurück und verschwand rasch im Laden.

„Ich fühle . . . wie es da furchtbar still ist . . ." flüsterte Antosch, schauerte am ganzen Körper, und das Lächeln einer grausamen, unüberwindlichen, schmerzhaften Sehnsucht umstrahlte sein abgemagertes Gesicht.

Jusiu Jaskulski saß hinter dem Laden in einem kleinen, engen Raum, der mit Betten und Gerät angefüllt und so muffig war, daß man die durch Fenster und Türen hereinströmende frische Luft kaum verspürte.

„Wann hast du Malinowski das letztemal gesehen?"

„Sind schon zwei Wochen her, daß er bei uns war. Gesehen hab' ich ihn Sonntags."

„War Soschka schon lange nicht mehr bei euch?"

„Soschka kommt nicht mehr zu uns. Mama ist bös auf sie."

Horn musterte unwillkürlich das kleine Zimmer und den Laden mit den vielen Milchnäpfen, atmete die schwüle, mit Staub, Rauch und Brotgeruch durchsättigte Luft ein und verabschiedete sich bald.

Der warme Juniabend hatte die Menschen aus den Häusern und den Wohnhöhlen herausgelockt. Sie saßen in den schwarzen Fluren herum, auf den Schwellen vor den Häusern, im Sand der Straße, oder an den Fenstern, durch die man die niedrigen, engen, mit Pritschen und Betten angefüllten Räume sah.

Die Straße hatte keine Laternen. Der Mond beleuchtete sie und die Lichtscheine, die aus den Fenstern und aus den offen stehenden Schenken und Läden drangen.

In der Mitte der Straße wälzten sich schreiend Scharen von Kindern. Aus einer der weiter abgelegenen Schenken schallte der Chor eines trunkenen Liedes herüber und vereinte sich mit den Klängen einer Ziehharmonika, die aus einer Dachkammer hervorquollen, und dem Gepolter der in der Nähe vorbeirasenden Züge.

Horn ging zu den Eltern Malinowskis, um sich nach ihm zu erkundigen. Er kam gerade zu einer furchtbaren Szene.

Die Mutter stand mitten im Zimmer und schrie mit lauter Stimme, Soschka weinte krampfhaft am Ofen und Adam Mali-

nowski saß am Tisch, das Gesicht in die Hände verbergend. Eine Lampe auf der Kommode beleuchtete den Raum.

Horn war sofort verlegen zurückgetreten. Adam sprang auf und lief ihm nach.

„Mein Lieber, warte auf mich ein paar Minuten im Toreingang, ich bitte dich sehr darum," flüsterte er ihm fieberhaft ins Ohr und kehrte in die Wohnung zurück.

Die Mutter schrie mit scharfer, erhobener Stimme:

„Ich frage dich noch einmal, wo warst du diese drei Tage?"

„Ich hab's dir ja schon gesagt, Mama, ich war bei einer Freundin in Piotrkow."

„Soschka, lüg nicht!" warf kurz Adam ein. Zorn flackerte in seinen grünen, süßen Augen auf. „Ich weiß, wo du warst!" fügte er leise hinzu.

„Na, wo denn?" rief das Mädchen unruhig, die tränenfeuchten Augen auf ihn richtend.

„Bei Keßler!" erwiderte er leise. Ein solcher Schmerz lag in seiner Stimme, daß die Mutter die Arme weit ausstreckte und Soschka vom Stuhl aufsprang, eine Zeitlang in der Mitte des Zimmers stehen blieb und trotzig und rebellisch vor sich hin starrte.

„Also ja, ich war bei Keßler! Ich bin seine Geliebte, also ja!" rief sie schroff und mit solcher Entschlossenheit, daß die Mutter ans Fenster taumelte und Adam vom Stuhl aufsprang. Sie aber stand schweigend da und schaute mit einem trotzigen Blick zu ihm herüber. Dann ergriff sie aber eine mächtige Erregung. Die Beine wankten, sie fiel auf den Stuhl zurück und brach in erschütterndes Schluchzen aus.

Die Mutter kam endlich zur Besinnung, stürzte auf sie, packte ihre Hände, schleppte sie unter die Lampe und sprach hastig und fieberhaft:

„Du bist Keßlers Geliebte? Du? Meine Tochter?"

Sie faßte sich an den Kopf und lief vor furchtbarem Schmerz stöhnend im Zimmer umher.

„Jesus Maria!" rief sie, die Hände verzweiflungsvoll ringend. Wiederum sprang sie zu Soschka, schüttelte sie aus allen Kräften und flüsterte mit heiserer, vor Erregung gedämpfter Stimme: „Diese Fahrten zur Tante, diese Spaziergänge, diese Theaterbe-

ſuche mit Freundinnen, dieſe Kleider — das alles alſo . . . Ach, jetzt verſteh' ich's, jetzt verſteh' ich's! Und ich hab' das alles geſtattet, wie blind war ich doch! Jeſus Maria! Strafe mich nicht für meine Blindheit, allmächtiger Gott, ſtrafe mich nicht, Herr, für die Schuld meiner Kinder!" flehte ſie mit bewußtloſer Stimme und fiel in tiefer Reue vor dem Muttergottesbild, unter dem eine Oellampe brannte, auf die Knie nieder.

Einen Augenblick war es ganz ſtill.

Adam ſtarrte düſter auf die Lampe, und Soſchka kauerte an der Wand, unglücklich, zerknirſcht. Wie große Perlen rollten ihr die Tränen über das Geſicht, tiefes Schluchzen erſchütterte ihren ganzen Körper.

Die Mutter erhob ſich von den Knien. Auf ihrem blaſſen, angeſchwollenen Geſicht lag unerbittliche Strenge und Entſetzen.

„Zieh ſofort die Seidenlumpen aus!" rief ſie und riß ihr, da Soſchka es nicht zu verſtehen ſchien und zögerte, die Bluſe herunter und zerknitterte ſie wütend.

„Das iſt deine Schande, du Dirne!" ſchrie die Mutter und verfiel in eine Vernichtungswut. Sie riß Soſchka ein Stück nach dem anderen vom Leibe, zerriß alles in Fetzen, trat es mit den Füßen, warf den Knäuel in die Kommode, ſchmiß ihn wieder heraus, holte alle Kleider Soſchkas hervor und warf ſie auf den Boden. Mit verſtändnisloſen Blicken ſchaute Soſchka zu und flüſterte gebrochen.

„Er liebt mich ja . . . Er wird mich heiraten . . . Ich konnte es nicht mehr aushalten in der Fabrik . . . Ich will nicht in der Spinnerei ſterben . . . Ich will nicht das ganze Leben lang weben. Mutter, liebſte, teuerſte, verzeih, Mutter, hab' Erbarmen mit mir!" ſchrie ſie heftig und warf ſich der Mutter zu Füßen.

„Jetzt kannſt du zu Keßler gehen, ich habe keine Tochter mehr." Die Mutter ſagte es trocken, öffnete weit die Tür und riß ſich von ihr los.

Von einer plötzlichen, betäubenden Angſt gepackt, die aus den Worten der Mutter und aus dem ſchwarzen Schlund des Korridors auf ſie eindrang, trat Soſchka zurück und ſtürzte ihr nochmals zu Füßen, mit einem unmenſchlichen Schrei fürchterlicher Bangigkeit.

„Töte mich, aber wirf mich nicht hinaus! Tötet mich . . . ich halt'

es nicht mehr aus! Adam, Bruder, Vater. Habt Erbarmen mit mir."

„Scher' dich sofort hinaus und trete nie mehr vor meine Augen, sonst jage ich dich wie einen Hund hinaus und übergebe dich der Polizei!" Die Mutter zischte unerbittlich. Sie erstarrte im Zorn. Alles erstarrte in ihr vor furchtbarem Schmerz, sogar das Mitleid.

„Fort!" schrie sie nochmals.

Da richtete sich Soschka plötzlich auf und warf sich mit einem wahnsinnigen Schrei in den Korridor, so daß alle Nachbarn die Türen neugierig öffneten, lief durch das ganze Haus bis in den Hof, drückte sich in eine dunkle Ecke unter die blühenden Akazien und fiel vor wilder, tierischer Angst in Ohnmacht.

Adam lief ihr nach, brachte sie zur Besinnung und sagte mit weicher Stimme:

„Soschka, komm zu mir! Ich verlaß dich nicht."

Sie erwiderte nichts, wollte sich bloß rasch seinen Armen entwinden und fortlaufen.

Nur mit Mühe gelang es ihm, sie zu beruhigen. Er warf ihr ein Tuch um, das er mitgebracht hatte, und führte sie zu einer Droschke.

Horn, der immer noch im Flur wartete, schloß sich ihnen an.

„Die Sache ist die, Soschka wird einstweilen bei mir bleiben. Könntest du nicht einige Tage wo anders wohnen?"

„Gut. Ich gehe zu Wilczek. Der hat ja eine große Wohnung."

Sie fuhren schweigend durch die Straßen. Als sie an dem Keßlerschen Palais vorbeikamen, preßte sich Soschka fest an den Bruder und begann leise zu weinen.

„Wein' nicht, das wird sich alles geben! Wein' nicht. Mutter wird sich versöhnen lassen, und mit Vater sprech' ich selbst," tröstete sie Adam, küßte ihre verweinten Augen und streichelte ihr wirres Haar.

Horn richtete gleich das Zimmer Malinowskis für sie her, der einstweilen in sein Zimmer übersiedelte. Soschka warf sich ermattet aufs Bett und schlief ein.

Jeden Augenblick sah Adam zu ihr herein, trocknete ihr mit einem Taschentuch das Gesicht, weil die Tränen auch im Schlaf unter den geschlossenen Lidern immer noch flossen, deckte sie sorgfältig zu und ging ins andere Zimmer zu Horn.

„Du ahnst wohl, was vorgefallen ist?"

„Nein. Doch sprich nicht davon, bitte, ich sehe ja, wie's dir weh tut. Ich geh' gleich."

„Bleib noch einen Augenblick. Du mußt doch gehört haben, was über Soschka geredet wurde?"

„Was willst du also anfangen?" fragte Horn nach einer Weile teilnahmsvoll. Malinowskis Augen flackerten wild auf. Er steckte einen Revolver zu sich.

„Das nützt nichts. Mit einem Vieh kann man nicht menschliche Dinge erledigen," sagte Horn, ihm zusehend.

„Ich werde es versuchen, und wenn's mir nicht gelingt . . . dann . . ."

„Dann?" Horn erschrak über die Drohung, die aus Malinowskis Stimme klang.

„Dann werden wir anders reden . . . Das wird sich zeigen . . ."

Im Palais traf er Keßler nicht mehr an, und keiner konnte ihm sagen, wo der junge Keßler im Augenblick zu finden wäre.

Voll Haß blickte er auf die prachtvollen Mauern des Palais, auf die im Mondschein glitzernden Türme und die vergoldeten Balkons, auf die mit weißen Vorhängen verhüllten Fenster, und ging zum Vater in die Fabrik.

Der alte Malinowski umkreiste in gewohnter Weise, wie ein unermüdlicher Kranich, das riesige Triebrad.

Flüsternd fragte er den Sohn:

„Hast du Soschka gefunden?"

„Heute abend habe ich sie mitgebracht."

Der Alte blickte ihn lange an und ging wieder um die Maschine herum, ölte einige Teile ein, prüfte das Manometer, wischte die Kolben ab, die zischend und von Oel triefend arbeiteten, rief durch das Sprachrohr die Maschinisten an, die unten arbeiteten, kehrte zum Sohn zurück und sprach mit halberstickter Stimme:

„Keßler!"

Er bleckte die Zähne, als ob er beißen wollte.

„Ja. Aber er gehört mir! Laß ihn in Ruh', Vater," bat Adam innig.

„Dummkopf! Ich habe mit ihm Wichtiges zu erledigen. Untersteh' dich nicht, ihn anzurühren, hörst du?"

„Ich höre, aber ich laß ihn nicht aus."

„Unterſtehe dich nicht!" knurrte der Alte und erhob ſeine rieſigen ſchwarzen Fäuſte, als ob er zuſchlagen wollte. „Wo iſt ſie jetzt?"

„Mutter hat ſie hinausgejagt."

Der Alte ziſchte durch die zuſammengebiſſenen Zähne. Er ſank in ſich zuſammen und umkreiſte langſam wieder das Rad, das brüllend eine wahnſinnige Hymne der geknebelten Kraft ſang, die wütete und raſte und die zitternden Mauern ſprengen wollte.

Adam wollte gehen, da der Alte anſcheinend ihm nichts mehr zu ſagen hatte.

Der Vater ging ihm aber nach und ſagte leiſe, auf der Schwelle ſtehen bleibend:

„Nimm dich ihrer an . . . 's iſt ja unſer Blut . . ."

„Ich habe ſie zu mir genommen."

Der Alte zog den Sohn zu ſich heran und drückte ihn ans Herz. Die grünen, ſüßen Augen des Sohnes verſanken in großer Liebe in den dunkelgrauen, tränenfeuchten Augen des Vaters. Sie ſchauten ſich bis in die Tiefen ihrer Seelen und ſchieden ohne ein Wort.

Der Alte umkreiſte eilig die Maſchine und wiſchte ſich mit den öligen Fingern die Augen aus.

V

„Ein ganz einfaches Geſchäft, pures Gold, ſag' ich Ihnen. Einen Bauplatz habe ich gekauft, den mir Grünſpan abkaufen muß, muß, ſage ich, verſtehen Sie, und zwar um jeden Preis," erzählte Wilczek am anderen Morgen Horn, der bei ihm geſchlafen hatte.

„Warum muß?"

„Weil mein Bauplatz ſeine Fabrik von der Seite und von hinten umſchließt. An der anderen Seite liegen Schaja Mendelſohns Plätze und vor der Front die Straße. Grünſpan will ſeine Fabrik vergrößern und hat drüben keinen Platz mehr. Er ſoll heute zu mir kommen, Sie werden ja ſehen, was er für eine Miene macht. Um dieſen Bauplatz handelte er drei Jahre lang und bot dem Beſitzer jedes Jhar hundert Rubel mehr. Er wollte ihn billig kaufen und brauchte ſich nicht zu beeilen. Durch einen wunderbaren Zufall erfuhr

ich von dem Handel, gab dem Bauern bedeutend mehr und kaufte den Platz in aller Stille. Jetzt werde ich warten, jetzt habe ich es nicht eilig . . . ha, ha, ha!" Er lachte lustig, rieb sich die Hände und zwinkerte mit den Augen.

„Wie groß ist denn Ihr Bauplatz?"

„Ganze vier Morgen! Fünfzigtausend Rubel hab' ich so gut wie in der Tasche. Ich muß Sie einige Minuten allein lassen," fügte er hinzu, durchs Fenster blickend, und ging in den Flur hinaus. Einige alte, armselige Frauen mit Körben am Arm erschienen zwischen den halb verdorrten Weichselbäumen, die vor dem Hause standen.

Durch die Scheiben drang plötzlich eine weinerliche Frauenstimme. Horn ging ans Fenster und hörte zu.

„Sie leihen mir die zehn Rubel! Sie wissen doch, daß Ruchla Wassermann ist eine ehrliche Frau, eine arme Frau. Wenn ich heute kein Geld krieg', dann kann ich nicht mehr machen mein Geschäft, und werde nichts haben, wovon ich diese Woche leben soll."

„Ohne Pfand geb' ich kein Geld."

„Herr Wilczek, ich geb's zurück, ich schwör's Ihnen bei allen Heiligkeiten, daß ich's zurückgebe. Wir haben nichts zu essen; meine kleinen Kinder, mein Mann, meine Mutter . . . die warten, daß ich ihnen ein Stück Brot mitbringe! Und wenn Sie's mir nicht leihen, wo soll ich's da hernehmen . . ."

„Mögen sie verrecken, was geht mich das an!"

„So ein Wort, so ein schlechtes Wort haben Sie gesagt," jammerte die Jüdin.

Wilczek setzte sich auf eine Bank und zählte das Geld nach, das ihm die anderen Frauen übergaben.

In Kupfermünzen und Zehnern, die sie aus Hüllen und Verstekken herauszogen, legten sie einen Rubel, zwei, höchstens fünf vor ihn hin.

„Gitla, dieser Zehner ist nichts, geben Sie einen anderen her!"

„Aufs Gewissen, das ist ein gutes Geldstück. Nu, warum soll es schlecht sein! Es glänzt ja!" rief sie, spuckte auf die Münze und wischte sie mit der Schürze ab.

„Schnell eine andere her, ich hab' keine Zeit!"

„Herr Wilczek, Sie sind eine edle Person, Sie leihen's mir," bettelte die Wassermann.

„Frau Stein, hier fehlen fünfzehn Kopeken!" rief Wilczek, sich zu einer alten, kleinen Jüdin wendend, die beständig mit dem von einer fettigen Haube bedeckten Kopfe wackelte.

„Fehlt! Das kann nicht sein! Das sind ganze fünf Rubel, ich hab' richtig gerechnet."

„Zulegen und basta! Sie sagen es immer, Frau Stein, und immer fehlt's. Das kennen wir schon!" Er warf ihr das Geld vor die Füße in den Sand.

Mit furchtbarem Gejammer suchte sie es wieder zusammen und legte es behutsam auf die Bank.

Wiederum trat die Wassermann an Wilczek heran, berührte mit den Fingerspitzen seinen Ellenbogen und bat mit leiser, weinerlicher Stimme:

„Ich warte! . . . Ich weiß, daß der Herr Wilczek Mitleid haben wird."

„Ohne Pfand geb' ich keinen Rubel her."

Er hörte nicht mehr auf ihr Jammern, nahm das Geld und die Prozente für die verflossene Woche ab und lieh es für die nächste wieder aus, Namen und Ziffern mit großer Genauigkeit in ein Notizbuch eintragend.

Gleichgültig hörte er dem Gejammer der elenden Frauen zu. Ihre geröteten, von der Sonne und dem Frost ausgedorrten Augen rührten ihn nicht, gleichgültig blickte er auf die zerlumpten Gestalten, auf die von den ewigen Sorgen und dem Hunger gezeichneten Gesichter, die unter den Perücken und schmutzigen Tüchern zu ihm emporschauten.

Erstaunt und vom Mitleid gerührt sah Horn auf dieses Elend vor dem Hause, hörte mit wachsender Empörung zu und wurde so in Wilczeks Geschäfte eingeweiht.

Er konnte das nicht länger mit anhören, und als Wilczek, der schon alles erledigt hatte, ins Zimmer trat, nahm er seinen Hut und wollte sich wortlos entfernen.

„Bleiben Sie noch."

„Ich muß zu Schaja. Offen gesagt, Herr Wilczek, das, was ich soeben gesehen und gehört habe, hat mich mit einem tiefen Abscheu

gegen Sie erfüllt . . . Wollen Sie mich bitte und unsere ganze Gesellschaft von nun an als fremd und unbekannt betrachten," sagte Horn scharf, warf Wilczek einen verächtlichen Blick zu und wandte sich zum Gehen.

„Ich lasse Sie nicht eher heraus, bis Sie mich angehört haben," rief Wilczek, ihm rasch den Weg vertretend. Er wurde rot vor Zorn, sprach aber ruhig.

„Ich will es Ihnen nur erklären. Ich bin kein Wucherer, was Sie wahrscheinlich vermuten. Ich bin es deshalb nicht, weil ich bei Großglück arbeite und für sein Konto und auf seine Verantwortung hin operiere. Sie sind der Erste, dem ich das sage. Noch nie brauchte ich meine Tätigkeit zu entschuldigen und Rechenschaft abzulegen."

„Warum tun Sie es denn jetzt? Nichts zwingt Sie dazu! Ich bin kein Untersuchungsrichter."

„Deshalb tue ich's, um nicht falsch beurteilt zu werden. Ihr könnt mich als Bekannten betrachten oder nicht, das ist nebensächlich. Ich möchte aber nicht, daß man mich für einen Wucherer hält."

„Sie können versichert sein, daß wir uns um Ihre Person nicht kümmern werden."

„Ebenso wie ich mich nicht um die Verachtung kümmere, die ich aus Ihrer Stimme jetzt heraushöre."

„Weshalb halten Sie mich denn zurück?"

„Ich hielt Sie zurück!" sagte Wilczek mit Nachdruck. „Zu meiner Entschuldigung habe ich gesagt, daß ich bei Großglück arbeite und mit seinem Gelde operiere und für sein Konto. Freilich tue ich es nicht umsonst."

„Kein anderer Mensch würde wohl, selbst für das größte Gehalt, die Funktion übernehmen wollen, Bettler rücksichtslos auszubeuten."

„Das erzählt man so in den Salons. So 'ne Phrase klingt gut und verpflichtet zu gar nichts."

„Das ist einfach menschliche Anständigkeit, und keine Phrase, Herr Wilczek."

„Meinetwegen. Sie halten mich also für einen Schuft, weil ich Großglück bei der Ausnützung der Bettler helfe, nicht wahr? Dann werde ich Sie überzeugen, daß dieser Schuft mehr für die Notdurft tut, als ihr, die ganze Intelligenz und die verschiedenen aristokratischen Ueberbleibsel. Bitte, sehen Sie sich einmal das Buch

hier an. Es ist die Zusammenstellung der ausgeliehenen Summen und der Prozente fürs vergangene Jahr. Das Buch führte mein Vorgänger. Und hier ist mein Buch, von Neujahr ab. Vergleichen Sie die Ziffern der Darlehen und des Gewinnes."

Unwillkürlich warf Horn einen Blick auf das Buch und sah, daß die Summe der Gewinne im zweiten Buch um die Hälfte kleiner war, als im ersten.

„Was soll das heißen?"

„Das heißt, daß ich hundertfünfzig Prozent weniger nehme, als mein Vorgänger. Das heißt, daß ich jenen Bettlern monatlich hundert bis zweihundert Rubel aus meiner eigenen Tasche gebe. Diese hundertfünfzig Prozent bildeten nämlich die Extravergütung. Ich habe darauf verzichtet und rühme mich dessen nicht."

„Sie schenken den Bettlern ihr eigenes Geld, das ist wirklich eine große Gnade!"

„Sie reden wie ein Mensch, der keine Ahnung von Geschäften hat."

„Nein, ich sehe bloß keinen Heroismus darin, daß Sie statt dreihundert nur hundertfünfzig Prozent nehmen!"

„Gut, reden wir nicht mehr davon!" Unwillig warf Wilczek die Bücher in die feuersichere Kasse, die in der Ecke stand. Er war sehr ärgerlich, weil er Angst hatte, das Gerücht von den wucherischen Operationen könnte durch Horn über ganz Lodz verbreitet und ihm der Verkehr in der ‚Kolonie' und in einigen anderen Kreisen verwehrt werden.

Horn musterte ihn aufmerksam und vergaß, daß er ja gehen wollte. An die Stelle seiner Empörung trat eine gewisse Neugierde, mit der er Wilczek zuhörte. Er erschien ihm jetzt ganz anders. Eine mächtige Kraft strahlte von ihm aus.

„Ach, Sie mustern mich, als ob Sie mich das erste Mal sähen."

„Ich muß zugeben, daß ich Sie zum erstenmal mir so genau ansehe."

„Ein wunderbares Exemplar, was? Ein Bauer mit schmutzigen Instinkten, ein einfacher Judenknecht für alles; häßlich, erbärmlich und schlecht! Da kann man nichts machen, Herr, ich bin nicht im Palais geboren, bloß in einer einfachen Bauernhütte; ich bin weder schön, noch angenehm, ich gehöre nicht zu euch, und des-

halb sind auch sogar meine Tugenden, wenn ich welche haben sollte, Vergehen; na, aber deshalb leiht ihr euch doch Geld von mir," fügte er lächelnd hinzu. Ironie flackerte in seinen kleinen Augen.

„Herr, die Wassermann ist wiedergekommen," rief ein Junge durch die Tür.

„Laß sie reinkommen."

Die alte Jüdin brachte Schabbesleuchter und eine große Bernsteingarnitur als Pfand für die zehn Rubel, die ihr Wilczek sofort auszahlte und gleich einen Rubel Prozente für die erste Woche abzog.

„Sie werden sagen, das ist Wucher, was? Wenn ich ihr aber das Geld nicht gebe, stirbt sie Hungers. Es gibt eine ganze Menge solcher Frauen in Lodz, die von dem von uns entliehenen Gelde leben. Sie alle haben Kinder, Mütter, Männer, die nur beten können, sonst aber unbeholfene Krüppel sind."

„Das heißt also mit andern Worten, daß die Gesellschaft euch dankbar sein sollte für eure unermüdliche Wohltätigkeit."

„Die Gesellschaft könnte uns in Ruhe lassen, wenn wir sie auf diese Weise uneigennützig beglücken."

Er lachte herzlich und sehr zynisch.

„Herr, der Jude Grünspan ist da," rief der Junge durch die Tür.

„Bleiben Sie noch einen Augenblick, Herr Horn, dann werden Sie Zeuge einer sehr komischen Szene sein."

Horn hatte keine Zeit mehr, dagegen zu protestieren, weil Grünspan schon eintrat.

„Guten Tag, Herr Wilczek, Sie haben Gäste, vielleicht störe ich!" rief Grünspan von der Schwelle aus, eine Zigarre im Mund, und streckte die Hand aus.

„Bitte sehr, mein Freund, Herr Horn."

Grünspan nahm rasch die Zigarre aus dem Munde und schaute Horn mit einem durchdringlichen Blick an.

„Sie haben bei Buchholz gearbeitet?" fragte er etwas von oben herab. „Sie sind der Sohn von Horn und Weber in Warschau?" fragte er weiter, als er auf seine erste Frage keine Antwort erhielt.

„Ja."

„Sehr angenehm. Ich mache Geschäfte mit Ihrem Vater." Sehr gnädig reichte er Horn die Fingerspitzen.

„Auf dem Spaziergang wollte ich so mal bei Ihnen vorbeisehen, Herr Wilczek, so nachbarlich."

„Schönes Wetter heute; nehmen Sie doch bitte Platz," lud Wilczek höflich ein, ohne die Freude verbergen zu können, die ihm Grünspans Besuch bereitete.

Sanft schob Grünspan die Schöße seines langen Kaftans auseinander und setzte sich, streckte die Beine aus, die in langen, bis zu den Knien reichenden Stiefeln steckten, und erhob das listige, fettig glänzende Gesicht. Die kleinen, schwarzen Aeuglein liefen unablässig im Zimmer herum und hinters Fenster und in den Garten, klammerten sich an den roten Fabriksmauern fest, die an der Ecke standen, und kehrten prüfend zu Horn und Wilczek zurück.

Grünspan hüllte sich in Rauchwolken, räusperte sich, rückte auf dem Stuhl herum und wußte nicht, wie beginnen.

Wilczek schwieg ebenfalls, ging im Zimmer auf und ab und lächelte.

„Es ist schön kühl hier bei Ihnen im Haus," begann der Fabrikant und wischte sich mit einem karierten Tuch den Schweiß vom Gesicht.

„Die verhängten Fenster lassen keine Sonne vom Garten herein. Haben Sie meinen Garten gesehen, Herr Grünspan?"

„Ich hatte keine Zeit. Warum sollt' ich ihn gesehn haben? Bei so vielen Geschäften ist man ja angespannt wie ein Karrengaul."

„Wenn die Herren Lust haben, können wir ja hinausgehen. Ich werde Ihnen meinen Garten und meine Felder zeigen, gut?"

„Gut, sehr gut," rief Grünspan lebhaft und ging vor.

Sie schritten um den engen Hof herum, der mit Misthaufen, altem Eisen, Blech und alten Töpfen angefüllt war. An der einen Seite des Hofes standen Fässer mit Zement, und an der anderen zogen sich armselige Ställe an der Mauer der Grünspanschen Fabrik entlang.

Sie traten aus dem Hof. Ein Stück Brachfeld lag vor ihnen. Purer Sand, aus dem die Winde jede Spur fruchttragender Erde weggeweht hatten.

„Reinstes Gold!" bemerkte Wilczek ironisch.

„Na, und eine schöne Landschaft erblickt man von hier." Horn zeigte auf die Linie der Waldungen, die in bläulichen Sonnennebel getaucht waren, und auf die wogenden Kornfelder.

„Was reden Sie, wie heißt Landschaft! Das sind Bauplätze!" rief Grünspan lebhaft, durch die ironische Bemerkung Wilczeks aufgebracht.

„Da haben Sie recht. Aber mein Bauplatz ist besonders fein. Er liegt nämlich dicht an Ihrer Fabrik und fast ganz in der Stadt. Man könnte da einen schönen Park anlegen . . ."

„Legen Sie ihn an, dann werden wenigstens meine Arbeiter an den Feiertagen sich da erholen können . . ."

Sie kehrten vors Haus zurück und setzten sich auf die Bank. Horn verabschiedete sich und ging. Die beiden saßen eine Zeitlang schweigend nebeneinander und taten so, als ob sie sich an der von Rauch und Ausdünstungen der Fabrikabflüsse durchsättigten Luft ergötzten.

„Ich hätte ein kleines Anliegen an Sie," begann endlich Grünspan.

„Ich weiß sogar, was für eins. Mein Freund Moritz Welt erzählte es mir."

„Wenn Sie's wissen, dann können wir ja die Sache kurz und schnell erledigen," sagte der Fabrikant geringschätzig.

„Gut. Was geben Sie für den Bauplatz, den Sie so notwendig brauchen?"

„Ich brauch' ihn gar nicht! Ich würd' ihn nur deshalb kaufen, um diese abscheuliche Hütte abzureißen und die Bäume zu fällen. Das stört mich, ich kann da von meiner Wohnung aus den Wald nicht sehen."

„Ha, ha, ha!"

„Sie haben ein sehr angenehmes Lachen, ein gesundes Lachen," bemerkte Grünspan und konnte seine Ungeduld kaum noch zähmen. „Aber ich hab' keine Zeit, Herr Wilczek." Er stand auf.

„Ich hab' auch keine. Muß zur Bahn."

„Und unser Geschäft?"

„Na — was geben Sie?"

„Ich liebe es, alles schnell zu erledigen. Ich geb' Ihnen für diesen Misthaufen zweimal so viel, als Sie dem Bauern gezahlt

haben," rief er rasch und bot Wilczek die Hand zum Einschlagen.

„Ich habe keine Zeit, Herr Grünspan. Sie scherzen, glaub' ich."

„Ich geb' Ihnen fünftausend Rubel, nu, abgemacht?"

„Ich danke Ihnen verbindlichst für Ihren Besuch, ich hab' es aber wirklich eilig. Meine Wagen warten auf mich auf dem Bahnhof."

„Mein letztes Wort: zehntausend Rubel, gleich bar auf den Tisch, nu? Abgemacht?" Er ergriff Wilczeks Hand und schlug ein.

„Ich hab' wirklich keine Zeit zu Spielereien."

„Herr Wilczek, das ist eine Dieberei!" Grünspan sprang entsetzt ein paar Schritte zurück.

„Herr Grünspan, Sie sind nicht ganz wohl!"

„Empfehle mich."

„Auf Wiedersehn!" warf Wilczek hin und blickte mit einem befriedigten Lächeln dem Fabrikanten nach, der wütend die Zigarre auf die Erde warf und schnell durch den Garten davonging. Seine Kaftanschöße flatterten wie Flügel, schlugen gegen die Bäume und blieben an den Stachelbeerbüschen hängen.

„Du kommst schon wieder!" Wilczek rieb sich freudig die Hände.

VI

Ein hohes, in steinerne Säulen gefaßtes, vergoldetes Eisengitter trennte die Fabrik Schaja Mendelsohns von der Straße. Dahinter breiteten sich grüne Rasenflächen aus, die grell schimmernde Beete amarantrot blühender Päonien verzierten.

Das Hauptgebäude der Fabrik erhob sich rückwärts. Eine vierstöckige Riesenmasse aus ungetünchtem Ziegelstein. An den Ecken ragten mittelalterliche Bastionen mit vielen Flanken empor.

Hinter dem großen prachtvollen Einfahrtstor, das sich seitwärts im Gitter befand, stand das Hauptkontor.

Mit einer gewissen Schüchternheit betrat Horn den Warteraum und setzte sich, nachdem er seinen Namen und sein Anliegen auf ein spezielles Formular, das ihm der Portier vorlegte, eingetragen hatte, und wartete, bis die Reihe an ihn käme. Der Raum war vollgestopft mit Kunden.

Durch die offene Tür, die ins Kontor führte, sah man in dem trüben, gelblichen Gaslicht an die hundert gebückte Köpfe und hinter diesen eine Reihe enger Fenster, die auf die düsteren, roten Fabriksmauern gingen.

Auf dem Hintergrund der dunklen, holzgetäfelten Wände standen schwarze Schränke in Reihen — wie Sarkophage.

Ein scharfer Geruch nach rohem Garn und Chlor durchsättigte die stickige, schwüle Luft.

Alle bewegten sich automatisch, gingen auf Zehenspitzen, flüsterten halblaut, bloß das mächtige, ferne Brausen der arbeitenden Fabriken rüttelte an den Mauern und ließ die Gasflammen flackern.

In der Mitte des Warteraums stand eine Gruppe von Bürgern. Sie unterhielten sich halblaut und achteten nicht auf die graue Menge, die auf den Bänken saß, im Schatten der Schränke sich verbergend und in den tiefen Fensternischen, — auf die große Menge der Leute aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen, die hier nach Arbeit suchten. Sobald die Tür aufging, die ins Arbeitszimmer Schajas führte, sprang die Menge unwillkürlich von ihren Plätzen auf und spähte mit vor Erwartung fiebernden Augen ins Innere des Zimmers, wo die Millionen herrschten.

Die Tür schloß sich rasch und geräuschlos, und die Menge fiel wieder zurück, gedankenlos durch die Fenster auf die rosigen Akazienblüten starrend, hinter denen man die Umrisse des Mendelsohnschen Palais sehen konnte. Es glänzte in der Junisonne mit dem Gold der Brüstungen, der Balkone und der großen Fenster.

Jeden Augenblick öffnete der Portier die Tür zum Arbeitszimmer und rief einen Namen. Der Betreffende sprang auf und folgte eiligst, im Fieber der Hoffnung, dem Rufe, oder war es einer von den in der Mitte Stehenden, dann riß er sich von der Gruppe los und schritt langsam, ohne sich zu beeilen. Jeden Augenblick kam aus dem Arbeitszimmer irgendein ernster Kunde heraus, irgendein großer Kaufmann, der mit der ganzen Ehrfurcht, die man dem Gelde schuldig war, bis zur Tür geleitet wurde — und jeden Augenblick schlichen sich aus dem Arbeitszimmer armselige Gestalten, die, ohne jemand anzublicken, blaß und schwankenden Schrittes eiligst hinausliefen.

Jeden Augenblick huschten durch den Warteraum verschiedene Beamte und Fabrikangestellte und verschwanden im Kontor.

Durch die Tür des Arbeitszimmers konnte man das undeutliche Gemurmel der Gespräche vernehmen, manchmal hörte man das Klingeln des Telephons, und manchmal erklang dicht hinter der Tür die heisere Stimme Schajas selbst — dann verstummte alles, wie versteinert. Im Kontor und im Warteraum. Man hörte bloß das Zischen der Gasflammen und das Gepolter der Wagen, die in die Fabrik einfuhren.

Plötzlich wurde die Tür zum Arbeitszimmer aufgerissen und ein großer Mann mit einem dicken Bauch, einem kleinen Kopf und dünnen, krummen Beinen stürzte heraus. Stanislaw Mendelsohn war es, der älteste Sohn Schajas und der erste Direktor der Fabrik. Er lief ins Kontor und überfiel einen hageren Angestellten.

„Ich frage Sie, was das heißen soll?" schrie er aus Leibeskräften und hielt dem verschüchterten Beamten ein Paßbüchel unter die Nase.

„So einen Paß hat mir die Behörde für den Herrn Direktor ausgestellt, und diesen hab' ich halt gebracht."

„Sie haben keinen Verstand! Sie haben kein Zartgefühl! Sie schikanieren mich absichtlich und bringen mir so 'nen Blödsinn her! Was! Haben Sie's gelesen?"

„Ich hab's gelesen; aber wenn die reingeschrieben haben: Schmul Schajewitsch Mendelsohn und Frau Ruchla genannt Regina, dann steht es doch nicht in meiner Macht, ihnen das zu verbieten . . ."

„Sie sind ein furchtbarer Hornochs, das sag' ich Ihnen! Jetzt fahren Sie sofort nach Piotrkow und bringen mir einen anständig ausgefüllten Paß. Ich frage nicht, was das kosten wird, ich sage Ihnen bloß, morgen mittag muß ich's haben, weil ich mit dem Kurierzug wegfahre. Machen Sie sich gleich auf die Beine! Na, meine Herren, halten Sie das nicht für empörend, für lächerlich, niederträchtig geradezu: mich, den Doktor der Philosophie und der Chemie, mich, Stanislaw Mendelsohn — taufen sie in Schmul um und meine Frau Regina in Ruchla!" rief er aufgeregt zu den Beamten. „Schmul Schajewitsch Mendelsohn und Frau Ruchla, genannt Regina!" wiederholte er unwillkürlich und lief mit langen Schritten, wie ein Elefant auf den dünnen Beinen wackelnd im

Kontor auf und ab und klagte sein Leid allen gemeinsam und jedem besonders.

Die Aeltesten nickten verständnisvoll mit den Köpfen, die Jüngeren — starrten ihn mit blöden Blicken an.

Er hätte sich noch länger über die Ungerechtigkeit und das Unrecht, das man ihm zugefügt hatte, beklagt, aber plötzlich erscholl scharf die elektrische Klingel, und aus dem Arbeitszimmer klang die Stimme Schajas herüber, den eine andere Stimme manchmal überschrie.

„Portiers!"

„Es soll mich nur einer anrühren, dann zerschlag' ich ihm den Schädel, wie dir, du alter Dieb! Ich rühr' mich nicht von der Stelle, bis ihr mir nicht alles auszahlt!" schrie mit voller Stimme ein kleiner, vierschrötiger Mensch, ein metallenes Lineal, das er vom Schreibtisch genommen hatte, herumschwingend. Er stellte sich vor die Tür und ließ sie nicht zumachen. Die Diener, die in einiger Entfernung stehen geblieben waren, wußten nicht, was sie anfangen sollten.

„Polizei rufen!" befahl kühl Schaja und trat etwas zurück, weil durch die offene Tür sich ein paar neugierige Köpfe hereindrängten. Stanislaw Mendelsohn stürzte ins Arbeitszimmer und sprach rasch:

„Herr Piotrowski, schrein Sie nicht, wir fürchten uns nicht davor. Sie haben bekommen, was Sie zu verlangen hatten, für Pfuscherarbeit zahlen wir nicht mehr, und wenn Sie noch weiter schreien, — wir haben beruhigende Mittel."

„Geben Sie mir meine fünfzehn Rubel."

„Wenn's dir nicht paßt, dann nimm nur deine Dachrinnen wieder mit und scher' dich raus, solang du noch heil bist."

„Du wirst mich wohl noch duzen, Lümmel, ich befehle die Leute nicht wie du, ich bin ein anständiger Handwerker. Vierzig Rubel haben wir abgemacht, und jetzt wollt ihr nur fünfundzwanzig zahlen. Diebe ihr, Blutegel."

„Raus mit ihm und auf die Wache!" schrie Stanislaw.

Die Diener stürzten sich plötzlich auf ihn, packten ihn und schleppten ihn hinaus.

Im Arbeitszimmer herrschte Schweigen.

Schaja blickte durchs Fenster auf den in Sonne gebadeten Park und auf die grellen Tulpen am Rasen. Stanislaw ging, die Hände in den Taschen, pfeifend herum.

„Das galt alles dir, Stanislaw," sagte Schaja und setzte sich an den Schreibtisch in der Mitte des Zimmers.

„Vielleicht; das kost' ihn aber fünfzehn Rubel und mindestens zwei Monate Gefängnis." Er lächelte ironisch und setzte den Kneifer auf, weil der Diener Horn meldete, an den endlich die Reihe gekommen war.

Horn verneigte sich und hielt schweigend dem durchdringlichen Blick Schajas stand.

„Von heute ab werden Sie bei uns angestellt. Müller gab mir gute Referenzen. Sprechen Sie Englisch?"

„Ich führte die Korrespondenz in dieser Sprache bei der Firma Buchholz."

„Sie sollen's auch bei uns tun. Später werden wir Sie zu etwas anderem verwenden. Einen Monat zur Probe . . . Was?"

„Sehr gern. Ich gehe drauf ein," erwiderte Horn rasch, obwohl ihn die Aussicht, einen ganzen Monat umsonst arbeiten zu müssen, nicht sehr verlockte.

„Bleiben Sie noch, wir können uns ein bißchen unterhalten. Ich kenne die Firma Ihres Vaters."

Wysocki unterbrach sie. Seit einigen Monaten war er bei Schaja als Fabrikarzt angestellt.

„Setzen Sie sich, Doktor, bitte sehr," begann der Alte.

Stanislaw kam ihm zuvor und setzte sich auf den einzigen Stuhl, der im Zimmer noch frei war. „Ich habe Sie in einer kleinen, aber sehr ernsten Angelegenheit rufen lassen, Doktor," begann Stanislaw und zog aus den Hosentaschen einen Bund zerknüllter Rezepte und eine lange Rechnung hervor. „Heute hat man mir die Rechnung und die Rezepte für das letzte Quartal geschickt, und wie ich alles genau durchzusehen pflege, so kam ich denn nach Durchsicht der Rechnungen zu einigen Schlüssen. Das ist gerade die Angelegenheit, wegen der ich Sie habe rufen lassen."

„Ich bin sehr gespannt."

„Die Rechnung ist ganz ansehnlich. Ganze tausend Rubel fürs Quartal, das erscheint mir bissel sehr viel."

„Wie soll ich das verstehen?" fragte Wysocki lebhaft, an seinem Schnurrbart zerrend.

„Beruhigen Sie sich. Nehmen Sie meine Worte so auf, wie sie gesprochen waren, das heißt, die Rechnung ist zu hoch, es ist zu viel ausgegeben worden . . ."

„Ja, was kann ich dagegen machen! Die Arbeiter sind oft krank, man muß sie kurieren."

„Gut, aber die Frage ist, wie soll man sie kurieren?"

„Ueber die Frage entscheide wohl ich."

„Zweifelsohne, das ist Ihre Sache, deshalb halten wir Sie auch, aber für mich handelt es sich um die Art der Behandlung, um das System, nach dem Sie verfahren." Stanislaw sprach mit erhobener Stimme, ohne Wysocki anzuschauen, und wickelte sich langsam die Schnur des Kneifers um den Finger. „Endlich handelt es sich darum, mit welchen Mitteln Sie sie behandeln."

„Mit den Mitteln, die die Medizin vorschreibt," erwiderte Wysocki schroff.

„Also, da ist zum Beispiel das erste Rezept. Wollen wir mal sehen. Einen Rubel zwanzig Kopeken kostet's. Das ist entschieden für einen Arbeiter, der fünf Rubel wöchentlich verdient, zu teuer. Soviel können wir für ihn nicht zahlen."

„Wenn gleich erfolgreiche und billigere Mittel zur Verfügung stünden, würde ich sie verwenden."

„Wenn sie zu teuer sind, dann darf man sie überhaupt nicht verwenden."

„Dann gibt man eben lieber gleich die ärztliche Behandlung überhaupt auf."

„Beruhigen Sie sich, Herr Wysocki. Bitte, setzen Sie sich. Sprechen wir doch wie gut erzogene Menschen. Hier haben Sie wieder Original Emser Wasser verordnet. Der Arbeiter hat zwanzig Flaschen davon ausgetrunken, das heißt zehn Rubel. Glauben Sie, daß ihm das Wasser geholfen hat?"

„Er ist vollständig gesund geworden und geht seit einem Monat wieder zur Arbeit."

„Sehr erfreulich, sehr erfreulich. Glauben Sie aber nicht, daß er ebenso gesund geworden wäre, ohne sich mit dem Emser Wasser vollzusaufen, wie?"

„Er wäre gesund geworden, aber erst nach zweimal so langer Dauer und bei einer Erholung auf dem Lande."

„Die Erholung hätte man ihm dringend anraten sollen. Es hätte uns nicht zehn Rubel gekostet, und er wäre grad so gesund geworden."

„Wo wollen Sie eigentlich hinaus?" fragte Wysocki lebhaft.

„Ich wollte Ihnen vor allem sagen, daß ich an alle diese Apothekermittel nicht glaube! Den Kranken soll man der Natur überlassen, und ich würde Ihnen raten, in Zukunft sich daran zu halten. Wir können uns nicht mit Philanthropie abgeben."

„Ich kann leider den Kranken nicht allein der erlösenden Natur überlassen, auch gestattet mir mein Gewissen nicht, die nicht völlig Geheilten zur Arbeit zu treiben. Was mich aber anlangt, ich kann jederzeit gehen."

„Aber Doktor! Was sind Sie doch für ein unnachsichtiger Mensch. Man kann sich doch offen und freundschaftlich mal ausreden. Sie sind dieser Ansicht, ich jener. Setzen Sie sich doch, bitte, rauchen Sie eine Zigarette." Stanislaw nahm ihm den Hut ab, setzte ihn auf den Stuhl, drückte ihm eine Zigarette in die Hand und steckte sie ihm an.

„Herr Wysocki, meine Tochter kommt heute zurück, mit Fräulein Grünspan. Soeben bekomm' ich ein Telegramm aus Alexandrowo. Sie möchte gern, daß Sie sie von der Bahn abholen." Schaja las die Depesche und sprach in sehr freudigem Ton: „Also, — gehen Sie hin?"

„Mit Vergnügen."

„Dann fahren wir zusammen, gut? Zum Fünf-Uhr-Zug."

„Gut. Ich springe bloß noch ins Ambulatorium und komme gleich wieder."

Stanislaw begleitete ihn bis zur Tür und drückte ihm die Hand sehr fest beim Abschied.

„Laß du ihn in Ruhe, Stanislaw . . . Er ist Rosas Protegé. Sie hat eine Schwäche für ihn."

„Mag sie 'ne Schwäche für ihn haben, mag sie ihn empfangen, mit ihm spazierenfahren, wenn es sie amüsiert, aber weshalb sollen wir da bares Geld dazu legen?"

„Na, still! Telephonier' mal nach Haus, die Kinder sollen her-

gefahren werden, ich nehme sie mit zur Bahn und kauf' ihnen Spielsachen unterwegs."

Der Diener meldete feierlich einen Herrn v. Starza Starzewski, der sehr leise hereintrat und sich sehr vornehm verneigte. Ein angenehmes Lächeln umspielte sein langes und trockenes Gesicht.

„Mein Name ist von Starza Starzewski! Graf Heinrich hat mich bei dem Herrn Rat schon schriftlich empfohlen . . ."

„Nehmen Sie Platz. Ja, richtig! Ist ja kein Stuhl mehr da. Nu, wir können das Geschäft auch stehend erledigen. Mein lieber Nachbar, Graf Heinrich, schrieb mir von Ihnen . . . Was steht zu Diensten?"

„Herr Rat wissen, daß Heinrich ein naher Vetter von mir ist, der Bruder meiner Mutter nämlich . . ."

„Freut mich sehr."

„Mein Gut Starzow grenzt an die Besitzungen meines Vetters; ein goldener Boden ist es, aber . . . nach den für die Landwirtschaft so schweren Jahren . . . Sie wissen doch, welche Konkurrenz uns Amerika macht? . . . Ich muß hier einfügen, daß Starzow vierhundert Jahre im Besitz meiner Familie war."

„Eine lange Verpfändung!" brummte Schaja, die Nägel abbeißend. Dieses umständliche, mühsam herausgepreßte Gerede machte ihn ungeduldig.

Starza erzählte weiter von den Unglücksfällen, die ihn betroffen, von der Notwendigkeit eines Winteraufenthalts im Süden, fügte Details über sein Familienleben ein, über seine Gesundheit, trat von einem Fuß auf den andern, zwinkerte mit den wimperlosen Augen und bejahte immer selbst seine Ausführungen.

„Also . . . Was ist Ihre Spezialität, und was für einen Posten suchen Sie?" unterbrach ihn Stanislaw.

„Unterbrich den Herrn nicht! Mein Sohn!" stellte Schaja vor.

Starza erhob verwundert die Augen und ließ sie über Stanislaw und Horn schweifen, lächelte bei der Vorstellung anämisch und verneigte sich vornehm.

„Ich bin in Chyrow in Galizien erzogen . . ."

„Bei den Jesuiten!" flüsterte Stanislaw dem Vater zu.

„Und . . . obwohl das Programm dieser Schulen sehr umfassend ist, ist es doch sehr allgemein . . . Dann hörte ich Vorlesungen an

verschiedenen Fakultäten, konnte mich aber für kein spezielles Gebiet begeistern . . . und so verging die Zeit." Er entschuldigte sich lächelnd, sprach gleich wieder von der Landwirtschaft, klagte über die Notlage, die ihn sein Gut zu verkaufen zwang, erzählte von seiner Kaninchenzucht, usw.

„Es tut mir leid, daß ich für meinen lieben Nachbarn, den Grafen Heinrich, nichts machen kann. Aber wir verfügen über keine Posten, die Ihren Fähigkeiten und Ihrem Stand entsprechen," sagte Schaja und begleitete den Aristokraten, der verlegen und unverständlich noch weiter lallte und mit entsetzten Augen die Anwesenden musterte, höflich zur Tür hinaus.

„Vielleicht versuchen Sie Ihr Glück bei Herrn Borowiecki; er baut jetzt eine Fabrik und braucht sicher Leute," gab ihm Schaja als Rat mit auf den Weg, kehrte um, setzte sich und brach in ein ironisches Gelächter aus.

„Wissen Sie, Herr Horn, warum wir solche von Starzewskis nicht anstellen, Sie zum Beispiel dagegen aufnehmen? Weil wir Demokraten sind. So 'n gräflicher Vetter, das ist ein aristokratischer Tölpel, das ist ein Prachtstück, das man zur Schau herumfährt! In der Fabrik muß man aber arbeiten, und es kommt manchmal verschieden. Und wenn solchem Herrn mal was passieren sollte, wenn er sich einmal durch eigenes Verschulden in unseren Diensten einen Nagel brechen würde, dann würden gleich alle europäischen Höfe intervenieren und ihn reklamieren. Was soll uns so 'ne diplomatische Geschichte? Wir ziehen anspruchslose Leute vor, solche, die keine gräflichen Vettern haben . . ."

Zwei Damen traten jetzt ein. Stanislaw ging ihnen entgegen und Schaja erhob sich.

Frau Endelmann und Frau Trawinska kamen mit der Bitte um eine Gabe für die Ferienkolonien für Arbeiterkinder.

Frau Endelmann überbot sich im plastischen Ausmalen des Elends der Tausende von Kindern, die in den Souterrains umkamen ohne Sonne und Luft. Sie fächelte eifrig ihr gepudertes Gesicht und sprach ohne Unterbrechung.

Die schöne, schlanke Frau Trawinska sah sich schweigend die roten Habichtsaugen Schajas an, seine ungeduldig auf den Schreib-

tisch klopfenden, krumm gebogenen Finger, und warf manchmal Horn einen Blick zu.

„Rossa, wieviel gibt denn dein Behrek für die Armen?" unterbrach Schaja Frau Endelmann. Mit einem bissigen Lächeln sprach er die Namen aus.

„Er gibt viel, er gibt immer, er protzt nur nicht damit!" rief Frau Endelmann, ganz aufgebracht durch Schajas Brutalität.

„Ich hab's dagegen gern, wenn die Leute es wissen, was ich gebe. Also gut, ich gebe für die Kolonie hundert Rubel. Für hundert Rubel können die Kinder viel frische Luft haben! Herr Horn, bringen Sie das Geld aus der Kasse, hier haben Sie die Anweisung."

„Wenn Sie uns einige Baumwollreste, die Sie nicht mehr verwenden können, geben wollten, für die Kinderwäsche, wären wir Ihnen sehr dankbar," begann Frau Trawinska mit tiefer, melodischer Stimme.

„Was brauchen sie Wäsche auf dem Land? Ich hab' auf meinen Gütern Bauernkinder ganz nackt herumlaufen sehen, das ist sehr gesund."

„Herr Knoll hat uns fünf Stück buntes Zeug gegeben."

„Knoll kann Ihnen fünfzig Stück geben, wenn es ihm beliebt! Ich kann nicht mehr als . . . sechs . . . na . . . sagen wir fünf Stück Weißzeug geben. Stanislaw, schreib die Anweisung für den Magazinverwalter, er soll . . . vier Stück herausgeben!" rief er schnell und wütend.

„Vielen Dank, Herr Mendelsohn, im Namen der unglücklichen Kinder."

„Ist nicht der Rede wert! Hundert Rubel gebe ich und vier Stück Weißzeug, bitte aber die Damen, daß es in den Zeitungen genau quittiert wird, daß Schaja Mendelsohn für die Ferienkolonien hundert Rubel und vier Stück Weißzeug gegeben hat. Ich protze nicht, aber die Leute sollen wissen, daß ich ein gutes Herz habe."

Frau Endelmann begann wieder pathetisch ihren Dank vorzutragen, und Nina wandte sich zu Horn, der das Geld brachte.

„Ich habe Ihnen heute eine Einladung geschickt, bitte Sie aber

nochmals, morgen nachmittag zu uns zu kommen. Vergessen Sie es nicht."

Die Damen gingen hinaus.

„Wenn der Endelmann so 'nen großen Verstand hätte wie das Maulwerk seiner Rojsa, dann hätten sie doppelt so viel Vermögen," entschied Schaja kurz und wandte sich jetzt zu einem Kaufmann, dessen schiefstehende Augen den Tataren verrieten.

Nach dem Kaufmann zog durch das Arbeitszimmer noch eine ganze Galerie verschiedenster Gestalten.

Als endlich die Tür hinter dem letzten Kunden ins Schloß fiel, erbat sich Horn die Erlaubnis, in die Fabrik zu gehen, und lief zu Malinowski, um sich nach Soschka zu erkundigen.

Er traf ihn in einer riesigen Spinnerei an einer Maschine, die eiligst ausgebessert wurde. Der ganze Saal zitterte vor angestrengter Arbeit. Ein leichter Staub verdeckte die Umrisse der Menschen und hüllte den Saal in graue Nebel, in denen Menschen und Sachen geisterhaft herumhuschten.

Durch die Glasdächer goß die Sonne unerträgliche Siedehitze. In Strömen floß den Arbeitern der Schweiß von den Gesichtern. Die Luft war schwül und mit dem Geruch siedenden Schmers und Oels gesättigt.

„Seit heute bin ich in eurer Fabrik angestellt." Horn begrüßte Adam Malinowski.

„So, das ist sehr schön," erwiderte leise Adam, sich über einen Maschinenteil beugend, den ein Schlosser festschraubte. Eiligst wurde jetzt die Maschine zusammengesetzt, geölt und in Gang gebracht. Nach einer Weile arbeitete sie schon, mit der Haupttransmission verbunden, zusammen mit den anderen.

Malinowski prüfte eine Zeitlang den Gang der Maschine, hielt sie manchmal auf, sah sich das Garn an, das sich auf ihr aufspannte, trat dann in einen langen Gang zwischen den Maschinen und zog Horn mit sich.

„Ja, was ist mit deiner Schwester? Hast du sie mittags gesehen?" Horn flüsterte die Frage Malinowski ins Ohr, weil das Zischen der Webstühle und das Pfeifen der Transmissionen den ganzen Saal mit furchtbarem Getöse erfüllte, das alles übertönte.

„Nein, nein . . . nein.“ Schmerz verzerrte Malinowskis Gesicht.

Sie traten in einen kleinen Raum mit Glaswänden, durch die man den Saal überblicken konnte.

„Was hast du?“ fragte Horn, als Malinowski mit zugebissenen Lippen düster in den Saal starrte.

„Nichts, was soll ich haben?“ Er senkte den Kopf, lehnte das Gesicht gegen die Scheibe und starrte gedankenlos auf ein wahnsinnig kreisendes Rad.

„Auf Wiedersehn, also. Gehst du von der Fabrik direkt nach Hause?“

„Weißt, sie ist nicht mehr da!“ flüsterte Malinowski, die Augen zu Horn erhebend. Er war scheinbar ruhig, aber die Lippen zuckten vor unterdrücktem Schluchzen, und die grünlichen Augen wurden dunkel.

„Ist nicht mehr da!“

„Nein. Ich komme vom Mittagessen, da übergibt mir die Hausmeisterin die Schlüssel und sagt, das Fräulein lasse mir sagen, ich solle sie nicht suchen, weil ich sie doch nicht finden werde. Hörst du? Sie ist zu Keßler gelaufen! Mag sie machen, was sie will, ich kümmere mich nicht mehr um sie, bloß leid tut es mir ein wenig . . . ein wenig leid tut's mir bloß.“

Er brach plötzlich ab und mußte hinaus, weil wiederum eine Maschine stehengeblieben war. Er lief hin, nicht um sein Leid zu verbergen, aber den unüberwindlichen Schmerz, der ihm die Seele zerriß und in ihr wie mit einer Schneide herumwühlte.

Als Malinowski lange nicht zurückkam und die furchtbare Hitze sich noch steigerte und das aufregende Pfeifen der Transmissionen Horn unerträglich in den Ohren gellte, wartete er nicht länger und ging hinaus. Beim Ausgang holte ihn Malinowski ein und flehte mit Tränen in den Augen:

„Sprich zu niemand davon.“ Fiebernd drückte er Horn die Hand und verschwand in dem Dickicht der Maschinen und Transmissionen, um die schmerzliche Scham und den Kummer zu verbergen.

Horn wollte ihm noch Trost zusprechen, fand aber nicht das richtige Wort. Er fühlte, daß solche Wunden Zeit und Schweigen

allein heilen können, daß solche Schmerzen von eigenem Leid und eigenen Tränen sich nähren und nur durch sie allein ersterben.

Auf dem Hofe begegnete er Wysocki, der aus dem Ambulatorium herauskam.

„Sind Sie Sonntag bei Trawinskis?"

„Selbstverständlich. Es ist ja der einzige Ort in Lodz, wo außer Fabrikanten auch noch Menschen verkehren."

Sie verabschiedeten sich rasch, weil Schajas Wagen schon vor dem Kontor wartete.

Schaja selbst saß noch im Kontor und spielte mit seinen Enkelinnen, den Töchtern Stanislaws.

Die rötlichen Köpfe und die rosigen Gesichter schmiegten sich an die breite Brust des Großvaters. Seine roten Habichtsaugen strahlten vor Zärtlichkeit und Freude.

„Sehen Sie, Doktor, wie ermüdend es ist, Großpapa zu sein," sagte er zu Wysocki. „Wir müssen aber gleich fahren, der Zug kommt in acht Minuten."

Das am Fenster diskret wartende Kinderfräulein nahm die Kinder ab, und sie fuhren zusammen zum Bahnhof.

Alle traten vor Schaja zurück und machten Platz. Mützen und Hüte flogen von den Köpfen, die Stimmen verstummten. Neugierig blieben die Blicke aller auf der in einen langen Rock gehüllten erhabenen Gestalt haften. Wohlgefällig glättete Schaja seinen Bart, nickte den Bekannten mit dem Kopfe zu und ging durch das Spalier, das sich jetzt gebildet hatte, mit der Miene eines Königs, der allerhuldvollst auf die arme, vor ihm zurückweichende Menge herabzuschauen geruht.

Wie rosa Schmetterlinge liefen die beiden Mädchen voran.

Aus einem Wagenfenster erster Klasse erblickte Wysocki schon von weitem die herausgebeugten Köpfe Rosas und Melas und stürzte sich sofort an die Wagentür.

„Wie geht's dir, Rosa, wie geht's denn?" rief Schaja, Rosas Gesicht zärtlich streichelnd. „Gut, daß du schon gekommen bist." Rührung lag in seiner Stimme.

„Haben Sie auf uns gewartet?" fragte Mela Wysocki leise, auf dem Wege zum Wagen.

„Ich habe auf Sie gewartet."

„Ich habe auf Sie gewartet ganze zwei Monate," sagte Mela ergriffen und ganz leise.

Wysocki wollte so schnell wie möglich fort. Er taumelte vor Erregung. Die Damen hielten ihn aber zurück. Er setzte sich auf den Rücksitz, Mela gegenüber, und blickte auf ihr aschgraues Haar, das unter dem großen, hellen Hut hervorleuchtete, und auf das etwas abgebrannte, wie mattgoldene Trauben leuchtende Gesicht. Eine solche Glut lag in seinem Blick, daß Mela verlegen vor Glück erschauerte.

Rosa küßte die Mädchen herzlich und erzählte lustig Reiseerlebnisse, ohne das freudestrahlende Gesicht Melas zu beachten.

„Wir erwarten Sie Sonntag wie gewöhnlich im schwarzen Boudoir," sagte sie Wysocki zum Abschied.

Beim Weggehen fing Wysocki noch einen Blick Melas auf, der ihm die Seele mit seltsamer Unruhe erfüllte.

Er war sich selbst noch nicht ganz klar und konnte auch keines seiner Gefühle in einen klaren Gedanken fassen. Von einem unwillkürlichen Verlangen nach Einsamkeit getrieben, ging er hinter die Stadt, durch eine neu angelegte Straße, zwischen noch nicht geebneten Aeckern.

„Ich liebe sie! Ja, ich liebe sie!" dachte er und versank in den Anblick der Windmühlen, die sich auf den Hügeln in einer Reihe hinzogen, und der langsam sich drehenden Flügel, die wie müde Arme auf dem Hintergrund des klaren Himmels sich hoben und senkten.

Dann bog er in ein mit Hafer besätes Feld ein, über dem sich schwärzlich glitzernde Wolken jagten und an die fahlgelbe Kornwand schlugen. Lerchen flogen vor seinen Füßen auf und zwitscherten zum klaren Himmel empor.

Eine gewaltige Lebensfreude wallte in ihm auf, seine Brust hob sich von der unsterblichen Macht, die aus den jungen Gräsern drang, die aus den blauen Augen der Kornblumen in den großen Roggenwüsten strahlte, aus dem Rauschen des Kornes und dem schmeichelnden Hauch des Windes.

In Gedanken versunken, glücklich und voll unaussprechlicher Rührung ging er weiter, bis ihm eine kleine, halb zerfallene Hütte den Weg versperrte. Im Schatten einer großen Birke lag ein

Mann auf Stroh. Der Kopf lag tief in einem karrierten Kissen vergraben, die Augen hafteten an den schlaffen, zarten Zweigen. Mit schwacher Stimme sang er vor sich hin. Wie das Summen der Mücken klang es:

„Preiset, Lippen, die heiligste Jungfrau,
„Preiset, Lippen, die gütigste Mutter."

Wysocki blieb stehen.

Wie das Plätschern des Wassers auf steinigem Grunde klang die Stimme des Sängers. Sie brach immer und erhob sich wiederum und erstarb röchelnd in einem schweren Seufzer, nach dem der Mann einen riesigen Rosenkranz durch seine Finger gleiten ließ und auf die Roggenfläche starrte, die sich rauschend zu ihm neigte.

„Was fehlt Euch?" fragte Wysocki, sich neben den Liegenden niederlassend.

„Nichts, Herr, nichts . . . Ich sterbe halt so 'n bissel, nach und nach," erwiderte der Kranke langsam, über die Anwesenheit des Fremden gar nicht verwundert, und erhob seine grauen, traurigen Augen zu ihm.

„Was habt Ihr?"

„Ich habe den Tod, Herr, und auch das da," er schob einen Lumpen beiseite und zeigte zwei Beinstumpfe. „Die Fabrik hat mir die Füße bis zu den Knöcheln abgebissen, dann schnitten die Doktors es bis zu den Knien ab, aber der Tod schlich sich doch heran; dann schnitten sie's mir noch weiter ab, aber der Tod rückte nach, Herr . . . Und er wird auch kommen, ich flehe ja drum . . . den Allmächtigen und die heiligste Jungfrau . . ." Er hob das metallene Kreuz des Rosenkranzes zu den Lippen.

„Und jetzt habt Ihr keine Schmerzen?"

„Nein, was sollte mir auch weh tun? Beine hab' ich keine, Fleisch auch nicht, die Hände werden auch bald hin sein, Herr, da . . ." er zeigte zwei mit grauer Haut überzogene Knochen, die wie die krummen, trockenen Aeste des Pflaumenbaumes aussahen, der vor der Hütte stand. „Bissel Atem spukt da noch in mir herum, aber wenn der auch, so Gott will, ausgeht, dann werd' ich wohl auch meine Ruhe haben."

Mit großer Anstrengung brachte er die einzelnen Worte lang-

sam hervor. Ein schwaches Lächeln, wie der letzte Abglanz eines sterbenden Tages umspielte sein abgemagertes Gesicht, das grau wie die Erde war, auf der er ruhte.

„Wer überwacht Euch hier? Wer pflegt Euch?" fragte Wysocki, immer mehr verwundert.

„Mein Herr Jesus wacht über mir, und pflegen tut mich meine Frau . . . Den ganzen Tag ist sie nicht da, weil sie in die Fabrik geht, zu den Maurern . . . abends kommt sie, dann schleppt sie mich in die Hütte und gibt mir was zu essen."

„Kinder habt Ihr keine?"

„Ich hatte welche . . ." flüsterte der Kranke noch leiser, und ein feuchter Nebel legte sich über seine Augen. „Viere . . . waren's, vier. Dem Antek hat die Maschine den Kopf abgerissen; Marie, Jagna und Wojtek sind am kalten Fieber draufgegangen." Schweigend starrte er mit den gläsernen Augen auf das wogende Kornfeld. In dem steinernen, gleichgültigen Gesicht des Bauern zuckte Schmerz auf und bohrte sich ihm wie ein Nagel ins Herz.

„Die Luders . . ." flüsterte er kraftvoll und erhob drohend die Faust gegen die Stadt, deren Schornsteinspitzen und Dächer in der Ferne über den Kornfeldern emporragten.

„Ich möchte mir mal die Beine ansehen," begann Wysocki und wickelte rasch die Lumpen ab, trotz energischen Protestes. Der Bauer erschrak, verstummte aber bald und blickte seltsam auf den Doktor.

Die Gangräne war in vollster Blüte, schritt aber wegen der allgemeinen Schwächung des Organismus nur langsam vor.

Von Mitleid gepackt, brachte Wysocki dem Bauern Wasser aus dem nahen Brunnen, wusch die Wunden mit einer Karbollösung aus, die er immer bei sich hatte, und wollte sie wieder verbinden. Die Lumpen waren aber schmutzig und von erstarrtem Blut und Eiter durchsättigt.

„Habt Ihr keine reinen Fetzen?"

Der Bauer verneinte es mit dem Kopf. Vor Rührung konnte er kein Wort herausbringen.

Ohne sich also lange zu besinnen, zog Wysocki seine Wäsche aus, zerriß sie in Streifen und verband die Beine des Kranken.

Der Bauer schwieg, bloß seine Brust hob sich immer höher, bloß

ein mächtiges Schluchzen preßte ihm die Kehle zusammen und schüttelte den ganzen Rumpf.

Als der Verband fertig war, zog sich Wysocki rasch an, hob den Mantelkragen hoch, steckte dem Bauern alles Geld, was er bei sich hatte, zu und sagte, sich über ihn beugend:

„Lebt wohl, morgen komme ich zu Euch."

„Jesu mein, Jesus, Jesus!" brüllend warf sich der Bauer mit seinem ganzen Leib von seinem Lager herab Wysocki zu Füßen, umfing sie und klammerte sich an sie mit seiner ganzen dankbaren Bauernseele. „Oh liebster Herr, heiligster Engel du . . ." lallte er mit tränenerstickter Stimme. Unsägliche Dankbarkeit lag in den Worten.

Wysocki legte ihn wieder auf sein Lager nieder, verbot ihm jede Bewegung, wischte ihm die Tränen vom Gesicht, streichelte das schweißtriefende, wirre Haar und entfernte sich rasch, als ob er sich schämte.

Der Bauer schaute ihm nach, bis er zwischen den Kornfeldern verschwunden war, und blickte dann, ohne sich bewußt werden zu können, was geschehen war, mit blöden Augen vor sich hin auf das wogende Korn, auf die über ihm schwankenden Birkenzweige und in die Sonne, die schon niedrig über den Feldern hing. Dann erhob er etwas den Kopf und sang mit tränenerfüllter Stimme:

„Preiset, Lippen, die heiligste Jungfrau,
„Preiset, Lippen, die gütigste Mutter."

VII

Borowiecki, Horn und Max Baum betraten Trawinskis Wohnung, bei denen heute zum erstenmal feierlicher Empfang war.

Nina ging ihnen entgegen; sie war ganz in weiße Seide gekleidet, und ihr durchsichtiger, zarter Teint schimmerte wie blaßrosa Kamelienblüten. Die grünlichen, mit goldenen Punkten besprengten Augen funkelten wie die Brillanten, die in ihren Ohren hingen. Das volle, kastanienbraune Haar krönte den schönen Kopf mit einem goldschimmernden Helm. Ihr Profil erinnerte an eine subtile, auf blasser sizilianischer Koralle geschnittene Kamee.

„Eine sehr angenehme Ueberraschung habe ich für Sie," sagte Nina, Borowiecki begrüßend.

Karl versuchte über ihren Arm hinweg hinter die Portiere hereinzuschauen, die den Salon abtrennte. Da beugte sich auch schon aus dem weichselroten Vorhang das lächelnde Gesicht Ankas vor.

„Wir lassen euch allein." Nina wandte sich zu Max und Horn und führte sie in den Salon.

„Wann sind Sie angekommen?"

„Heute früh. Frau Wysocka hat mich zu Nina mitgenommen."

„Was hört man zu Haus, was macht Vater?" fragte Karl gleichgültig.

„Vater ist nicht ganz wohl. Er hat ganz den Humor verloren. Und Pater Liberatus ist gestorben."

„So." Er nahm Ankas Hand und führte sie ans Fenster.

„Sehen Sie, die Mauern da, das ist meine . . . unsere Fabrik!" Er wies mit der Hand auf die Glasdächer der Trawinskischen Spinnerei, hinter der sich von Gerüsten umgebene Mauern erhoben.

„Ich hab's schon gesehen. Nina hat sie mir gleich gezeigt und sagte mir auch, daß Sie den ganzen Tag über so viel arbeiten. Sie sollen sich nicht überarbeiten, bitte . . . Sie sollen nicht."

„Leider muß ich. Heute hatten wir zum Beispiel vom Morgengrauen an zu dritt vollauf zu tun. Die Lohnzahlung."

„Vater schickt Ihnen zweitausend Rubel, hier sind sie."

„Wo nahm denn Vater das Geld her?" fragte Karl, die Banknoten einsteckend.

„Er hat es gehabt, sagte es bloß niemand. Als Sie ihm aber von Ihren Sorgen schrieben, gab er mir das Geld für Sie. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich nur deshalb hergekommen bin." Sie sprach leise, verlegen und errötend. Das Geld hatte sie nämlich durch Versetzen aller ihrer Kostbarkeiten zusammenbekommen. Nur Karls Vater wußte davon, daß er sie aber nicht verraten würde, dessen war sie sicher.

„Ich weiß wirklich nicht, wie ich dir danken soll, Anka. Noch nie kam es mir so gelegen."

„Ach, wie gut also, wie gut also . . ." flüsterte sie freudig.

„Wie gut du biſt;" er ergriff ihre Hände und küßte ſie innig und warm.

Als ſie in den Salon traten, lächelte Nina ihnen freundlich zu. Sie ſah in Ankas graublaue, vor Glück ſtrahlende Augen und in ihr von tiefer Freude leuchtendes Geſicht.

Reizend ſah Anka heute aus. Die Tatſache, daß ſie Karl hatte helfen können, machte ſie glücklich, erfüllte ſie mit Freude und ſteigerte ihre Schönheit dermaßen, daß alle ſtaunend zu ihr herüberſahen.

Sie lief auf Nina zu und umſchlang ſie; Arm in Arm gingen ſie im Salon auf und ab.

„Biſt doch ein Kind, Anka, ein großes Kind! . . ."

„Weil ich glücklich bin . . . Ich liebe," erwiderte Anka ungeſtüm und ſuchte Karl mit den Augen, der ſich mit Mada Müller und Mela Grünſpan unterhielt. Auch Wyſocki ſtand bei ihnen.

„Still, Kindchen . . . man kann dich hören . . . Die Liebe ſoll man vor dem Anblick der Menſchen auf dem Grunde der Seele verbergen."

„Warum?"

„Damit ſie nicht gleichgültige, böſe oder neidiſche Blicke antaſten. Ich zeige den Fremden nicht einmal meine Bronzen und meine liebſten Bilder, weil ich Angſt habe, ſie könnten die ganze Schönheit nicht würdigen, ihre Blicke könnten dieſe Schönheit beſchmutzen und mir etwas von ihr wegnehmen. Um ſo weniger laſſe ich jemand in die Tiefen meiner Seele blicken."

„Warum?" Anka verſtand dieſe Ueberempfindlichkeit nicht.

„Weil es meiſt keine Menſchen ſind, wie zum Beiſpiel der größte Teil meiner heutigen Gäſte; das ſind Fabrikanten, Kapitaliſten, Spezialiſten verſchiedener Fabriksbranchen, Leute, die nur für Geſchäfte und fürs Geld leben — bloß für Geſchäfte und bloß fürs Geld. Alles andere hat für ſie keinen Wert, iſt für ſie ein Wechſel ohne Giro, von einem Marsbewohner ausgeſtellt, wie ſich Kurowski heute ausdrückte," ſagte Nina und ſchritt auf Frau Endelmann zu, die ſoeben feierlich und majeſtätiſch den Salon betrat. Sofort ließ ſie ſich auf einem Seſſel nieder und entzückte ſich, ein Lorgnon aus Schildpatt vor den Augen, über Ninas Schönheit, über die zahlreichen Gäſte und über den Salon.

„Wie eine Königin sieht sie aus, wie die leibhafte Maria . . . Maria Magdalena," bemerkte Großglück.

„Maria Theresia, wollten Sie wahrscheinlich sagen," sprach Kurowski leise.

„Das ist gleich. Wie geht's dir, Endelmann?" Der Bankier wandte sich zu dem Fabrikanten, der sich leise hinter seiner Frau in den Salon hereinschlich und ebenso leise und schüchtern die Bekannten begrüßte.

„Ich bin gesund, danke dir, Großglück, was?" erwiderte Endelmann, die Hand gewölbt ans Ohr haltend.

„Herr Borowiecki, wissen Sie nicht, wann Moritz Welt zurückkommt?"

„Er hat es mir weder gesagt noch geschrieben."

„Ich bin etwas beunruhigt, daß ihm nur nichts Böses passiert ist."

„Unkraut verdirbt nicht . . ." sagte Karl gleichgültig.

„Ich weiß, aber ich hab' ihm eine Anweisung für dreißigtausend Mark geschickt. Schon eine Woche ist's her, und er ist immer noch nicht da. Was wollen Sie, soviel Schwindeleien gibt's jetzt auf der Welt . . ."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Karl, durch den Ton seiner Rede sonderbar berührt.

„Was ich damit sagen will? Daß man ihn vielleicht bestohlen oder ermordet hat." Er seufzte schmerzhaft. Die Unruhe wegen der dreißigtausend Mark nahm ihm das Gleichgewicht. Er kannte ja Moritz zu gut, als daß er sich ohne Grund beunruhigt hätte.

„Marry, laß du dich nicht von Frau Trawinska so bitten; spiel' mal schön was vor. Du kannst doch was schön vorspielen," sprach der Bankier auf seine Tochter ein, die Frau Trawinska ans Klavier bat.

„Wo sind denn hier die berühmten Lodzer ‚goldenen Kälber'," fragte Horn leise, sich zu Karl wendend.

„Da sind sie ja. Da sitzen ja Mada Müller, Mela Grünspan und Marry Großglück."

„Und von Polinnen ist keine da?"

„Leider keine, Herr Horn. Wir Polen gehen zwar schon an die Produktion von Stoffen und Perkal, aber mit den Millionärs-

töchtern müssen wir noch so an die zwanzig Jahre warten. Begeistern Sie sich unterdessen für die Schönheit der Polinnen," erwiderte Karl spöttisch und ging. Anka, die neben Frau Wysocka saß, rief ihn.

Marry spielte eine unendlich lange und langweilige Sonate. Alle unterhielten sich laut während des Vortrags, am lautesten sprach Großglück selbst, der soeben von Endelmann erfahren hatte, daß Bernhard zum Protestantismus übergetreten war. Er entsetzte sich.

„Mögen Sie den Protestantismus nicht?" fragte ihn Kurowski und folgte mit den Augen Anka und Nina, die im Salon auf und ab gingen.

„Ich mag ihn nicht und würde nie zu dieser Konfession übertreten. Ich bin ein Mensch, der schöne Sachen braucht und liebt. Wenn ich mich die ganze Woche lang abschinde, dann brauch' ich Ruhe am Schabbes oder am Sonntag, dann brauch' ich einen schönen Saal mit schönen Bildern, schönen Skulpturen und schöner Architektur, dann brauch' ich schöne Zeremonien und ein schönes Konzert. Ich habe eure schönen Zeremonien, diese katholischen, sehr gern, da sind schöne Farben und schöner Geruch, und Glockenklang und Licht und Gesang. Aber was hab' ich in der protestantischen Kirche . . . Vier nackte Wände und eine solche Leere, als ob das ganze Geschäft bißchen in Liquidation treten sollte. Dann kommt da der Pastor und redet. Was glauben Sie, wovon der spricht? Von der Hölle und anderen unangenehmen Dingen redet er. Nu, ich dank' schön. Geh' ich denn deshalb in die Kirche, um mich aufzuregen? Ich habe Nerven, ich bin kein Bauer. Und außerdem liebe ich, es zu wissen, mit wem ich es zu tun habe — was ist das für eine Firma, der Protestantismus? — Der Papst, das ist 'ne Firma!"

Kurowski erwiderte nichts darauf und folgte wieder mit den Blicken Nina und Anka, die langsam durch die Zimmerflucht schritten.

Nina berührte manchmal mit den Lippen die kühlen Maiglöckchenblätter und strich mit den gesenkten Lidern über die schneeweißen Blüten. In leises Gespräch vertieft bemerkten sie nicht, daß Frau Endelmann ihnen folgte. Mit einem gewissen Neid entzückte sich die Kunstmäzenin über die einfache und doch so vornehme Ein-

richtung und über die einzelnen Gegenstände und brach manchmal in laute Bewunderungsrufe aus.

„Sie ist entschieden sehr lächerlich, aber im Grunde doch eine sehr gute Frau. Sie ist Präsidentin verschiedener Wohlfahrtsinstitutionen und tut viel Gutes," sagte Nina, als sie die Rufe vernahm.

„Um bewundert zu werden," meinte Max Baum, der mit Kurowski herangetreten war und Ninas letzte Worte gehört hatte.

„Was ist denn Mela so traurig heute?" Nina brach vom Thema ab. „Gehen wir hin zu ihr."

„Weil Frau Wysocka heute es auf die Jüdinnen abgesehen hat. Sie warnt alle jungen Leute, mit denen sie spricht, vor ihnen und spricht dabei ganz laut, damit es Mela hört," erklärte Max Anka.

„Viele Gäste sind schon weggegangen. Ob sie sich wohl zu sehr gelangweilt haben," bemerkte Nina traurig.

„Selbstverständlich haben sie es. Was ist das heute für ein Vergnügen für sie? Sie haben da eine Menge des polnischen Arbeitsgesindels versammelt, die verschiedenen Ingenieure, Aerzte, Anwälte, und da wollen Sie, daß sich die Millionen bei Ihnen wohl fühlen. Diese Gesellschaft hat die Millionäre verletzt, deshalb sind sie auch fort. Ich wette, daß sie nie mehr bei Ihnen erscheinen werden."

„Herr Robert Keßler! Der seit einer Stunde Ihnen vorgestellt zu werden wünscht, Fräulein Anka," sagte Kurowski ironisch.

Der kleine, stämmige Herr, dessen Kopf mit den riesigen Ohren und dem spitzen, mit gelbem Haar bewachsenen Schädel in den Schultern versank und dem Kopf einer riesigen Fledermaus ähnlich war, begrüßte Anka ungezwungen, setzte sich neben sie, legte seine sehnigen, mit rotem Haar bewachsenen Hände auf die Knie und bohrte sich mit den gelben, scharfen Augen in Ankas Gesicht mit solcher Zudringlichkeit, daß sie seinen Blick nicht ertragen konnte und, aufgeregt und von seltsamer Furcht gepackt, eiligst wegging, ohne mit ihm ein Wort zu wechseln.

„Sie ist schön, sie ist ungewöhnlich schön," sagte Keßler nach längerem Schweigen leise zu Horn, der neben ihm saß.

„Sie kennen sich da ja aus. Man weiß das in Lodz," erwiderte Horn mit Nachdruck. Soschka Malinowska kam ihm in den Sinn

und die vielen Opfer aus den Reihen der Arbeiterinnen, die Keßler sich tyrannisch durch die Drohung der Entlassung aus der Fabrik gefügig machte.

Keßler erwiderte nichts und wandte sich verächtlich von Horn weg zu Baum, der nervös und aufgeregt dasaß. Schon seit einer Stunde hatte er fortlaufen wollen — er konnte es aber nicht. Die Anwesenheit Ankas hielt ihn zurück.

Im Salon war es unterdessen schon leer geworden; ganze Wellen waren vorbeigeflutet, hatten Frau Trawinska beglückwünscht, hatten sich die Salons angesehen und waren wieder zurückgeflutet. Nur einige Gäste waren noch dageblieben, fast ausschließlich Polen, die Spitzen der lokalen Intelligenz, die mit dem Abfluß der Millionen sich in die Mitte des Salons vordrängten und die verlassenen Plätze einnahmen.

Von Fremden waren nur die Müllers noch da, weil sie näher mit Trawinskis verkehrten, Mela Grünspan und ihre Tante, die sie herbegleitet hatte und seit längerer Zeit immer wieder laut fragte: „Mela! Hast du nicht nötig, heimzugehen?"

Mela konnte aber nicht weggehen, obwohl sie schon längst fortgehen wollte, weil die schonungslosen Sticheleien von Frau Wysocka sie wie Peitschenhiebe trafen. Sie saß die ganze Zeit über auf einem Platz und lachte und erzählte, wußte aber nicht, was mit ihr geschah. Ein seltsam schmerzhaftes Fieber der Resignation, des Abschieds von ihren bisherigen Träumen und Hoffnungen verzehrte sie.

Wysocki sprach öfters mit ihr, sie sah ständig seine liebevollen Augen, hörte seine Stimme, die ihr leise Dinge erzählte, welche gestern noch ihre Seele mit Glück erfüllt hätten, heute aber, jetzt nur immer tiefere Trauer und größeren Schmerz in ihr wachriefen. Heute erst, in diesem hellen Salon, ahnte sie mit dem tiefen Instinkt der Liebenden, daß sie Wysocki nie heiraten würde, daß sie ihn nicht heiraten durfte . . .

Und in den Augenblicken klaren Bewußtseins, in den Augenblikken des schmerzhaften Erkennens der Unterschiede, die sie trennten, erstarrte sie vor Entsetzen und ließ den gläsernen Blick bewußtlos über die Gesichter der Menschen schweifen, suchte nach den lächeln-

den, strahlenden Blicken Wysockis, als ob sie in ihnen die Verneinung all dieser Gedanken finden wollte.

„Warum?" dachte sie schwermütig und wußte noch nicht genau, weshalb sie diese fürchterlichen Gedanken überfielen und ihr Herz mit dieser unsagbaren Bitternis überschütteten. Lediglich das eine fühlte sie klar, daß die Welt des Geliebten, daß all diese Kurowskis, Trawinskis, Borowieckis, daß selbst all diese Dinge, von denen sie sprachen, die Ideen, von denen sie sich hinreißen ließen — daß diese ganze, so geliebte polnische Welt — eine ganz andere Welt war, ihrer Welt ganz fremd; fremd wegen der gewissen breit umfassenden Macht der Gefühle, die sich nicht im Kreis egoistischer Dinge verschlossen, im engen Kreis des Verdienens und des gemeinen Genießens.

„So sind die Unsrigen nicht . . . die Meinigen!" Sie blickte auf das zarte, vergeistigte Gesicht Trawinskis und dann auf Frau Wysocka, auf Nina und Anka, auf die vornehmen, von einem seltsamen Reiz umgebenen, halblaut sprechenden Frauen, und sah zugleich mit den Augen ihrer Seele ihr eigenes Haus, den Vater, die Schwestern, die Schwäger und fühlte erst jetzt, bei dem unwillkürlichen Vergleich, wie ekelhaft der Ton, die ganze Plattheit des Lebens ihrer Welt waren. Jetzt erst erkannte sie, daß sie sich zwischen ihnen immer fremd fühlen würde, als Eindringling aus einer anderen Welt, daß man sie höchstens wegen ihrer großen Mitgift dulden würde.

„Nie, nie!" wiederholte sie stolz und erhob sich vom Stuhl, weil die Tante sich wiederum mit ihrer gedehnten, heiseren Stimme an sie wandte:

„Mela, hast du nicht nötig, heimzugehen?"

Sie raffte die ganze Kraft ihrer Seele zusammen, um von hier — aus dieser Welt — wegzulaufen und nie mehr zurückzukehren, und fühlte es klar, daß es zugleich der Abschied von ihren lange Jahre hindurch gehegten Träumen, daß es der Abschied von ihren kühnen, aber so wunderbaren Hoffnungen sein würde. Trotzdem entschloß sie sich fortzugehen.

Aus ganzer Seele liebte sie Wysocki, ahnte aber schon, daß sie seiner doch würde entsagen müssen und ihn nie mehr würde sehen dürfen.

„Nie, nie!" wiederholte sie mit zusammengepreßten Lippen.

Zu gut erinnerte sie sich an das Schicksal ihrer Bekannten, die Polen geheiratet hatten, an die Demütigung selbst durch die eigenen Kinder, die den Müttern ihre Herkunft vorwarfen, an das Fremdsein in ihrem eigenen Heim, den nächsten Angehörigen gegenüber.

„Gehen Sie schon?" fragte Wysocki, ihr den Weg vertretend.

„Ich fühle mich unwohl. Die Reise hat mich angegriffen," entschuldigte sie sich, ohne ihn anzublicken, aus allen Kräften das Schluchzen zurückhaltend, das ihr Herz erschütterte, und das Verlangen, bei ihm zu bleiben.

„Ich dachte, Sie würden bis zum Abend bleiben, und wir würden dann zusammen zu Rosa gehen . . . Sie würden mir den ganzen Abend schenken. Ich habe Sie doch ganze zwei Monate nicht gesehen." Er flehte leise und innig.

„Ich weiß . . . ich weiß . . . zwei Monate . . ." erwiderte sie, und solche Glut überflutete ihr Herz, daß Tränen in ihren grauen Augen erglänzten, und das Herz heftig zu pochen begann.

„Jetzt wird es besser, jetzt sind wir ganz unter uns."

„Um so mehr muß ich weg, um keine Dissonanz hervorzurufen," flüsterte sie bitter.

„Mela!" Vorwurfsvoll, aber so weich und herzlich hatte er das Wort ausgesprochen, daß die Kräfte sie verließen, daß alle ihre früheren Entschlüsse spurlos verweht waren und nur das Gefühl eines großen Glückes, einer großen, stillen Liebe ihr Herz erfüllte.

„Du bleibst doch?" bat er warm und flehentlich. Als sie ihm nicht erwiderte und ratlos zu Frau Wysocka herüberschaute, deren scharfen Blick sie auf sich fühlte, wandte er sich zu Nina mit der Bitte:

„Vielleicht gelingt es Ihnen, Fräulein Melanie zum Bleiben zu bewegen."

Nina hatte von Frau Wysocka alles erfahren und war Mela ziemlich feindlich gesinnt, fühlte aber jetzt, als sie ihr trauriges Gesicht sah, ihren tiefen Schmerz nach, und ein großes Mitleid erzitterte in ihrem Herzen. Sie bat sie aufrichtig und dringend, noch dazubleiben.

Mela wehrte sich, mit ihrem Herzen und ihrem Willen kämpfend, blieb aber doch.

„Das letzte Mal!" versicherte sie sich, vergaß aber bald, durch Wysockis Worte berauscht, der seiner Mutter zum Trotz auch nicht für einen Augenblick von ihr wich, und bezaubert von der Güte Ankas und Ninas, die sie in ihre Mitte genommen hatten und mit großer Herzlichkeit zu ihr sprachen, daß es das letzte Mal sein sollte; im Gegenteil, sie begann daran zu glauben, daß es das erste Mal war, und daß es immer so bleiben würde . . . immer . . .

Der Empfang für diesen kleinen Kreis der Auserlesenen dauerte noch ziemlich lange. Gegen Abend wurde in dem großen, mit heller Eiche getäfelten Eßzimmer das Diner serviert.

Auf dem großen Tisch glänzten die kristallenen Aufsätze, das Silberzeug und die vielen Blumen, die wie ein großes Beet sich über den ganzen Tisch hinzogen; große Leuchter in der Form vielarmiger Kakteen ergossen ein mildes Licht über die Gesichter der Gäste.

Es herrschte ein herzlicher Ton, verschiedene Trinksprüche wurden ausgebracht, man unterhielt sich so ausgezeichnet, daß sogar Müller auf das Wohl der Gastgeber trank und eine Rede halten wollte. Da er aber angeheitert war und Mada, die neben Max Baum saß, ihm nicht vorsagen konnte, lallte er bloß ein paar Worte und setzte sich wieder, mit dem Aermel das rote, fettglänzende Gesicht abwischend.

„Ich würde ihn in meine Menagerie aufnehmen, das ist ein interessantes Exemplar," brummte Keßler, sich zu der neben ihm sitzenden Mela beugend.

Mela hörte die Worte nicht, sie war in ein Gespräch mit Wysocki vertieft; außerdem fühlte sie einen unüberwindlichen Ekel vor diesem Menschen mit dem Fledermauskopf und den gelben Augen, die sich ständig in Anka bohrten, welche zwischen ihm und Borowiecki saß.

Mada Müller allein war heute nicht gut gelaunt. Sie achtete nicht auf die Bemerkungen Baums, der sie unterhalten wollte, starrte bloß immer Karl und Anka an und fragte leise Max, als sie sah, daß die beiden so glücklich schienen:

„Ist das Fräulein, das neben Herrn Borowiecki sitzt, seine Schwester? Sie sind sich so ähnlich."

„Eine entfernt verwandte Cousine, zugleich aber auch seine Braut," erwiderte Max mit Nachdruck.

„Braut! Ich wußte nicht, daß Herr Karl eine Braut hat . . . Ich wußte es nicht . . ."

„Seit einem Jahr sind sie schon verlobt, und sie lieben sich sehr." Max sagte das absichtlich, weil ihn ihre Ahnungslosigkeit aufregte und das offen zur Schau getragene Entzücken, mit dem sie Karl anblickte und von ihm sprach.

Die goldenen Wimpern Madas flatterten plötzlich wie Flügel und fielen schwer auf die blauen Augen, das stark gerötete Gesicht überzog plötzlich eine Blässe, und die blutleeren Lippen begannen seltsam zu zucken.

Erstaunt blickte Max auf diesen plötzlichen Wechsel, hatte aber keine Zeit mehr, sich darüber klar zu werden, weil ein Lakai ihm leise ins Ohr flüsterte, jemand warte auf ihn.

„Die Mutter stirbt!" sagte ihm kurz Jusiu Jaskulski im Vorzimmer.

„Was? Was? Was?" wiederholte Max und wollte es nicht glauben. Bewußtlos drehte er sich im Kreis, machte unwillkürliche Bewegungen und blickte auf Jusiu, der, verweint und schüchtern, zitternd noch einmal die Botschaft wiederholte und schnell weglief.

VIII

„Wo ist denn Herr Baum verschwunden?" fragte Mada Müller.

„Bin ich denn der Schutzengel meines Kompagnons, wenn er nicht mein Kassierer ist!" erwiderte scherzhaft Borowiecki. In Wirklichkeit war er froh, daß die Augen dieses Kompagnons nicht mehr Anka beobachteten und nicht mehr sein Gespräch mit Mada kontrollierten. Mada war jetzt ganz schlecht gelaunt, seitdem sie erfahren hatte, daß Borowiecki verlobt war. Sie drängte den Vater zum Weggehen, Müller aber war heute in glänzender Laune, umfing Borowiecki, setzte ihn neben seine Tochter und rief derb:

„Bist dumm, Mada, jetzt hast du einen Kavalier und brauchst es nicht eilig nach Haus zu haben."

Verlegen senkte Mada den Kopf auf die Brust, zog scheinbar mit großem Interesse die Handschuhe an und hörte auf den Klang von Borowieckis tiefer Stimme, die sie stets mit einem seligen Schauer erfüllte, doch heute so traurig in ihrer Seele hallte, so traurig, daß sie befürchtete, in Tränen auszubrechen.

Müller setzte sich zu Nina und klopfte ihr wohlgefällig auf den Rücken, ohne auf die belustigten Gesichter um ihn herum und auf Frau Trawinskas Verlegenheit zu achten.

„Ich fühle mich sehr wohl hier bei Ihnen! Ich habe ein schönes Palais, mag es aber nicht. So eine Tochter wie Sie möcht' ich haben."

„Was haben Sie denn an Fräulein Mada auszusetzen? Sie sieht heut reizend aus."

„Ja, Mada ist sehr schön, aber so furchtbar dumm. Ich möcht' sie an einen Polen verheiraten, und dann müßten sie auch solche Salons wie Sie haben, dann würde ich immer bei ihnen sitzen."

„Das wird wohl schwer gehen, in Lodz. Hier gibt's keine so reichen Polen, denen Sie Ihre Tochter zur Frau geben könnten," sagte Kurowski, der neben Nina saß.

„Ach so, Herr Kurowski? Ich würde Ihnen Mada geben, auch Borowiecki, ihr seid anständige Fabrikanten."

„Danke, danke!" sagte Kurowski spöttisch und drückte ihm die Hand.

„Es gibt ja bessere wie wir, ich habe sogar schon etwas von den Absichten Keßlers gehört!"

„Keßler! Mag er den Affen aus seiner Menagerie heiraten, meine Tochter kriegt er nicht. Das wissen Sie doch, er ist ein Bauer und ein Lump!" Müller war ganz erregt, begann aber bald wieder herzlich zu lachen und wollte Nina auf den Nacken küssen. Er war schon ganz betrunken.

„Was hat Ihnen so die Laune verdorben?" fragte Karl leise, zu Mada gewandt.

Sie erwiderte nichts, führte bloß ein Taschentuch an die vor verhaltenen Tränen zuckenden Lippen, erhob ihre Augen zu ihm und

schaute ihn lange an, bis er ungeduldig wurde und die Frage wiederholte.

„Da, Ihre Braut sucht Sie." Sie wies mit den Augen auf Anka, die im Zimmer umherschaute.

Unwillig ging Karl zu ihr herüber.

„Herr Karl, Frau Wysocka will schon gehen. Vielleicht begleiten Sie uns." Sie verabschiedete sich sehr zeremoniell von Mada, die den Weggehenden mit den Augen durch die Zimmerflucht folgte.

„Wollen wir dann auch gehen, Fräulein Mela?" ließ sich Wysocki vernehmen und ging Melas Tante suchen, die in der Stille eines Salons schlummerte. Auf dem Rückweg begegnete er seiner Mutter.

„Wir gehen schon, kommst du mit?"

„Nein, ich muß Fräulein Grünspan begleiten."

„Kann Fräulein Grünspan nicht wer anders begleiten?"

„Nein, Fräulein Grünspan kann nicht wer anders begleiten," erwiderte er mit Nachdruck.

Sie blickten sich erbittert an. Die Augen der Mutter erglänzten scharf, und in den Augen des Sohnes lag große Ruhe und Entschlossenheit.

„Kommst du bald zurück? Anka ist bei uns, auch Borowiecki, soll ich mit dem Tee auf dich warten?"

„Besser nicht, ich muß noch zu Mendelsohns gehen."

„Wie du willst . . . wie du willst . . ."

Sie beherrschte sich nur mühevoll, reichte ihm nicht die Hand zum Kusse und ging.

Wysocki beachtete es nicht. Er half Mela beim Anziehen.

„Fahren wir zu Rosa?"

„Wir fahren zu Rosa, wir fahren, wohin Sie nur wollen, bis ans Ende der Welt," rief er innig.

„Die Worte fliegen weiter als die Absichten, und die Absichten weiter als die Möglichkeiten," flüsterte sie leise. Die Stille des Sonntagabends brachte sie wiederum zum Bewußtsein und erinnerte sie an ihre nicht lange vorher gefaßten Entschlüsse.

„O nein, ich nehme meine Worte nicht zurück, nehmen Sie mich und führen Sie mich bis an die Grenzen aller Möglichkeiten."

Er ergriff zitternd ihre Hand.

„Einstweilen fahre ich Sie bloß zu Rosa." Sie hielt seine Hand fest.

„Und später?" fragte er leise, ihr tief in die Augen schauend.

„Morgen gebe ich Ihnen die Antwort darauf." Sie blickte weg, auf die trabenden Pferde.

Die Tante schlummerte auf dem Vordersitz und nickte heftig.

Wysocki und Mela fühlten, daß ein entscheidender, umwälzender Augenblick auf sie zuschritt; es mußte gleich ein Wort fallen, das ihnen schon lange im Herzen klang, das so lange zurückgehalten und doch so lange schon erwartet wurde.

Mit klaren Blicken schauten sie sich an und versanken ineinander bis in die Tiefen ihrer geheimsten Gefühle; nach jedem Blick standen sie sich näher und gaben sich mehr hin.

Ihren Entschluß hatte Mela nicht vergessen. Sie ahnte die ganze grauenhafte Notwendigkeit und die grauenhafte Bitternis und das Leid, ließ sich aber gleichzeitig vom Zauber des Stromes tragen, der durch ihre Herzen floß und in Gehirn und Blut eine lähmende, selige Wärme ergoß.

Schauernd vor Glück wartete sie auf seine Worte und wußte genau, auch sie würde ihm alles sagen, ihre ganze Liebe aussprechen.

Unbezwingliches Verlangen packte sie, das Glück bis zur Neige zu trinken, restlos bis zur Neige.

Sie wollte sich fortreißen lassen, toll und wahnsinnig, ohne Rücksicht darauf, was der morgige Tag ihr bringen würde, oder vielleicht gerade deshalb, weil sie wußte, was er ihr bringen würde. Den einen Abend noch, den einen Augenblick!

Sie hielt seine Hand fest, preßte sie sich ans Herz und schaute mit glückstrahlenden Augen in die Ferne.

„Mela . . ."

Der leise, durchdringliche Klang durchfuhr sie wie eine glühende Schneide.

Sie schloß die Augen. Wie ein geängstigter Vogel flog ihr Herz auf und schlug heftig und gewaltig gegen ihre Brust. Eine solche Glückseligkeit überflutete ihre Seele, daß sie kein Wort hervorbringen konnte, bloß mit den Mundwinkeln lächelte.

„Mela! . . . Mela! . . ." Er wiederholte es leiser, mit veränderter Stimme, und zog sie an sich.

Fast klanglos flüsterte sie:

„Still! Still! . . ."

Ihr Gesicht wurde leichenblaß, der Atem stockte.

„Mela, hast du's nötig, heimzufahren?" ließ sich die plötzlich aufgewachte Tante vernehmen, mußte aber die Frage mehrmals wiederholen, bis Mela sie verstand.

„Nein — fahr du nur nach Haus! Ich geh' noch zu Rosa hinauf."

Vor dem Mendelsohnschen Palais stiegen sie aus.

Rosa ging ihnen entgegen, blickte sie sehr neugierig an und ließ ironisch die Flut von Melas Zärtlichkeiten über sich ergehen.

Auf dem einen Beine hinkend und sich in den breiten Hüften wiegend, führte sie die beiden in das schwarze Boudoir.

„Was ist das für ein Gesang?" fragte Wysocki. Von oben drang aus Schajas Wohnung das Gelispel monotoner Klänge und zerschellte in der unteren Wohnung.

„Sie singen bei Vater. Jetzt geht es schon immer so zu. Ich bin wirklich sehr besorgt. Schon seit ein paar Monaten, gleich nach dem Tod des alten Buchholz, betet Papa fortwährend, jeden Tag kommen Synagogensänger und singen fromme Lieder. Das ist unnatürlich. Dann hat er auch einmal zu Stanislaw geäußert, er möchte noch vor seinem Tode ein Asyl für Krüppel und Arbeiter aus seiner Fabrik gründen. Das ist ein sehr schlechtes Symptom. Stanislaw hat auch gleich nach Wien nach einem Spezialisten telegraphiert."

„Ja, das ist interessant," sagte Wysocki, hörte aber nicht auf Rosas Worte. Er zitterte vor Erregung und warf Mela, die in das anstoßende Boudoir ging, verzehrende Blicke nach.

„Was seid ihr beide denn so verwirrt? Habt ihr euch etwa schon gesagt, wie lieb ihr euch habt?"

„Beinahe, beinahe. Aber Sie helfen uns, nicht wahr?" Er küßte ihr die Hände.

„Hast du sie sehr lieb? Sag's?" fragte Rosa neugierig und wischte ihm den Schweiß von der Stirne.

Mit solchem Ungestüm und solcher Leidenschaft begann Wysocki

ihr seine Liebe auszumalen, daß Rosa erstaunt zu ihm aufblickte. Sie hatte nicht gedacht, daß er eines so glühenden Gefühls fähig wäre, hörte ihm aber neugierig und voll Teilnahme zu. Aber in ihrem Herzen begann ein unerklärliches Leid zu wühlen. Als Mela wieder zurückkam und sich neben Wysocki setzte, erhob sie sich gleich und ging.

„Ich habe alles gehört, was du Rosa erzählt hast." Mela umarmte ihn innig und preßte die glühenden, dürstenden Lippen auf seinen Mund. „Ich hab' dich lieb!" flüsterte sie, sich für einen Augenblick von ihm losreißend.

„Ich hab' dich lieb, so lieb!" erwiderte er leise.

Ihre Stimmen erhoben sich und verstummten. Die Arme umklammerten sich, schlangen sich ineinander, umfingen sich glühend, die Herzen hielten still, und die Augen sahen nichts mehr.

Dann küßte er ihr Haar, den Nacken, den Mund und erzählte mit tiefer, gebrochener, ergreifender Stimme die Geschichte seiner Liebe zu ihr.

Mit dem Rücken ans Sofa gelehnt, die Füße auf einem Taburett, hörte sie ihm, halb liegend, mit geschlossenen Augen zu. Als er dann sagte, er wolle gleich morgen mit ihrem Vater sprechen und, auf einem Kissen zu ihren Füßen kauernd, verklärt in ihre wie von einem Nebel verschleierten Augen blickte und in wunderbaren Worten das Gewebe der Zukunft vor ihr entfaltete, unterbrach sie ihn nicht und berauschte sich an dem Klang seiner Stimme. Ein seltsam trauriges Lächeln erblühte auf ihren Lippen, sie widersprach ihm aber nicht.

„Ich hab' dich lieb! Sprich, sprich nur — ich will mich heute berauschen, will wahnsinnig werden."

Sie merkte gar nicht, daß Rosa ganz leise hereingekommen war und sich aufs Sofa gesetzt hatte. Sie umfaßte Mela mit dem Arm, lehnte den Kopf an ihre Brust, starrte mit den Augen, in denen grünliche Blitze aufleuchteten, Wysocki an und hörte zu.

Die beiden malten sich weiter Zauberbilder des Glücks und der Liebe aus. Alles andere versank für sie in die Tiefen des Vergessens — die Welt, die Menschen und die Wirklichkeit.

Dann sprachen sie immer leiser und immer weniger, als ob sie

fürchteten, ein lauter Klang könnte den Zauber dieses wunderbaren Augenblicks verwehen.

Eine tiefe Stille herrschte im Zimmer. Nicht der kleinste Laut drang von der Straße herüber. Der matt erhellte Raum versank in den düsteren, schwarzen Wänden, an denen dunkle Rosen in Bronzevasen in tiefroten Farben brannten und einen aufreizenden Duft ausströmten.

Sie schwiegen. Plötzlich begann Rosa, die bis dahin regungslos dasaß, zu schauern, warf sich auf den Teppich und brach in ein erschütterndes Schluchzen aus.

Wysocki erhob sich und wollte gehen. Mela hielt ihn zurück.

„Ich muß dich an eines erinnern, — ich bin Jüdin!" sagte sie leise.

„Ich habe es nicht vergessen. Es ist dies aber kein Hindernis für mich, wenn du mich liebst und zum Katholizismus übertreten willst."

„Jeder Marter will ich mich freudig für dich unterziehen!" rief sie entschlossen und fest. „Nein, sprechen wir nicht davon. Morgen früh sag' ich's Vater und schreibe dir. Warte meinen Brief ab, komme nicht früher."

Sie sprach nervös und hastig. Sie hatte weder Kraft noch Mut, ihm jetzt zu sagen, daß sie seine Frau nicht werden konnte. Nein — um nichts in der Welt hätte sie es ihm jetzt gesagt . . .

Morgen . . . ja, morgen. Und jetzt noch die Küsse, noch die Liebkosungen . . . noch die Schwüre . . . noch die große, süße Liebe, den Rausch . . . noch mehr . . . noch mehr . . .

„Einen Augenblick noch, Liebster, noch einen Augenblick!" flehte sie, ihm durch die düstere Zimmerflucht folgend. „Fühlst du nicht, wie schwer es mir fällt, mich von dir zu trennen?"

Angst packte sie, eine so schreckliche Angst, er würde weggehen und sie würde ihn nie wiedersehen, daß sie sich verzweiflungsvoll an ihn preßte, sich ihm in die Arme warf und ihn nicht lassen konnte.

Als sie sich dem Ausgang näherten, begann Mela am ganzen Körper in furchtbarster Aufregung zu zittern und klammerte sich an seinen Arm immer fester, immer schmerzlicher.

„Noch einen Augenblick, noch einen Augenblick."

„Morgen sehen wir uns wieder, Mela, und dann jeden Tag."

„Ja, jeden Tag . . . jeden Tag . . .," wiederholte sie wie ein Echo und biß sich die Lippen blutig, um nicht aufzuschreien, nicht in Verzweiflung auszubrechen, um ihm nicht zu Füßen zu fallen und zu betteln, er möchte nicht weggehen, er möchte dableiben oder sie gleich mitnehmen und weit wegbringen — weit . . . weit . . .

„Ich hab' dich lieb!" sagte er ihr zum Abschied und küßte sie. Sie erwiderte seine Küsse nicht, stand regungslos da, gegen die Wand gelehnt, und starrte ihn bloß mit einem leblosen Blick an, als er den Mantel anzog, die Tür aufmachte und hinter den Scheiben verschwand. Die Kräfte verließen sie, ein Schluchzen preßte ihr die Kehle zusammen, das Herz wollte brechen.

„Mietschek!"

Er hörte es nicht mehr.

Langsam ging sie durch die leeren, düsteren Räume zurück, die wie große, prachtvolle, vom Luxus der Langweile und der Einsamkeit bewohnte Gräber aussahen. Immer schwerer wurde ihr Gang. Sie blieb an den Stellen stehen, wo sie vor einer Weile noch neben ihm stand, und schaute sich bewußtlos um. Manchmal rang sich ein Laut von ihren blassen Lippen los, doch sie ging weiter, zu Rosa, die immer noch weinte.

„Alles ist vorbei!" dachte Mela. Die Tränen zerbrachen die Dämme ihres Willens und ihrer Selbstbeherrschung und stürzten wie ein reißender Bach aus ihren Augen.

IX

Tief beglückt eilte Wysocki nach Hause.

Er traf noch alle beim Tee an. Auch Frau Trawinska war herübergekommen. Sie saßen um einen runden, von einer Hängelampe beleuchteten Tisch und unterhielten sich über Ninas heutige Gäste.

Wysocki kam gerade zu einer flammenden Rede Ankas, die Mela vor den bissigen Bemerkungen seiner Mutter in Schutz nahm. Sie aber erhob jetzt, durch die Anwesenheit des Sohnes aufgestachelt, die Stimme und erging sich in Worten tiefster Verachtung für die jüdische Rasse.

Wysocki hörte schweigend zu, trank den Tee und dachte an Mela. Er war so glücklich, daß er zu den ungerechten, fanatischen Worten der Mutter nur nachsichtig lächelte und sich durch Blicke mit Borowiecki verständigte. Karl hüllte sich, an den Tisch gelehnt, in Rauchwolken und blickte durch sie auf Nina und Anka, die dicht nebeneinander, Kopf an Kopf, dasaßen.

Ninas Haar schimmerte goldig im Schein der Lampe. Wie von innen beleuchtetes Porzellan sah ihr heller, durchsichtiger Teint aus. Sie sah ruhig auf Frau Wysocka, während Ankas Gesicht immer wieder den Ausdruck wechselte. Wie in einem Spiegel konnte man alle Eindrücke, die in ihrer Seele auftauchten, in ihrem Gesicht ablesen. Mit der ganzen Kraft ihres guten Herzens nahm sie die Juden in Schutz und damit allein entkräftete sie die logischen Ausführungen Frau Wysockas, die am anderen Ende des Tisches, in einem Fauteuil versunken, mit kräftiger Stimme sprach und nur bei einer besonders krassen Behauptung sich heftig über den Tisch beugte. Ihr noch sehr schönes Gesicht erschien dann im Schein der Lampe, und die großen, schwarzen Brauen spannten sich wie ein Bogen.

„Herr Wysocki, helfen Sie mir doch, die Juden zu verteidigen und speziell Fräulein Grünspan. Herr Borowiecki will es nicht, er meint, sie habe es nicht nötig."

„Ich kann das nur bestätigen. Mela . . . Fräulein Grünspan braucht keine Verteidigung. Das wäre gerade so, als ob ich die Sonne in Schutz nehmen wollte vor dem Vorwurf, daß sie zu sehr leuchtet und wärmt."

Jetzt beteiligten sich alle am Gespräch, bis Jusiu Jaskulski sie unterbrach. Verweint und verschüchtert stammelte er, Frau Baum sei sehr krank, Max habe ihm aufgetragen, Herrn Wysocki herbeizuholen, und er hätte ihn schon in der ganzen Stadt gesucht.

„Ich komme sofort! Gute Nacht, meine Herrschaften!"

„Auch für mich wird es Zeit," sagte Nina.

„Es ist so schön draußen, ich begleite Sie," rief Anka. „Kommt Herr Karl mit?"

„Was Fräulein Grünspan anlangt," rief der Doktor, der schon den Mantel an hatte, aus seinem Arbeitszimmer, „schonen Sie sie

bitte, meine Herrschaften. Schon aus dem Grund, weil sie meine Frau wird."

Die Mutter schnellte heftig aus dem Fauteuil empor, Wysocki beachtete es aber nicht und ging rasch zu Baums.

* *
*

Als Max auf die Nachricht, die ihm Jusiu Jaskulski überbracht hatte, von Trawinskis herausgestürzt und nach Hause gekommen war, verlor Frau Baum schon jeden Augenblick das Bewußtsein. Die Dämmerung der Abendröte füllte das große Zimmer und hüllte alles in rötliche Nebel, in denen das Gesicht der Sterbenden erstarrte und sich mit tödlicher Bläße überzog. Ihre Augen versanken in den Wüsten des Firmaments.

Eine einzige Totenkerze, die sie krampfhaft in der Hand preßte, ließ auf dem ruhigen, mit den Tauperlen des Sterbens benetzten Gesicht trübe, goldige Schimmer aufflackern.

Frau Auguste kniete am Kopfende des Bettes und betete halblaut, unter Tränen.

Der alte Baum saß am Rand des Bettes. Sein Gesicht war kalt und versteinert. Die von Tränen brennenden Augen ruhten auf seiner Frau. Kein Muskel zuckte in seinem Gesicht, keine Träne rollte unter den geröteten Lidern hervor. Scheinbar ruhig saß er da, in den Stuhl gelehnt, und preßte ihn so fest, daß in dem harten Holz tiefe Spuren seiner Nägel zu sehen waren. Als er Max erblickte, erhob er die Augen und folgte der Bewegung, mit der jener ans Bett der Mutter stürzte.

„Mutter! Mutter!" rief Max, vom Schrecken gepackt, und berührte die an die Totenkerze sich klammernde Hand.

Frau Baum atmete langsam und tief, sehr tief. In den gläsernen, hervorstehenden Augen spielten die Reflexe der Abendröte wie auf einer Wasserfläche. Die rechte Hand strich unwillkürlich über die Decke, als ob sie den Strickstrumpf suchte, der bis zur Wand gerollt war und jetzt mit den Nadeln wie ein Stahligel glänzte.

Die Dienstboten und die Köchin, die in der Dämmerung des Zimmers knieten, brachen in lautes Weinen aus.

„Mutter!" rief Max stöhnend. Wehmut krampfte ihm die Seele zusammen, er brach in Tränen aus.

Als ob sie das Bewußtsein wiedererlangt hätte, wandte die Kranke den Kopf zu Max und heftete die gläsernen Blicke auf sein Gesicht; die Totenkerze entglitt ihrer Hand. Sie ergriff mit dieser erstarrten Hand die Hand des Sohnes und hielt sie fest. Ueber die bleichen Lippen huschte das Lächeln einer letzten Freude. Sie bewegte sie, aber kein Laut drang hervor, nur der heisere, röchelnde Atem.

Allmählich erstarrte das Lächeln. Den Kopf zum Fenster wendend, versank sie mit den gebrochenen Augen in der Abenddämmerung, in den letzten Splittern der Abendröte, die wie Kupferstreifen am grauen Himmel dahinflossen und langsam verlöschten.

Ein Windzug ging durch den Garten und bog die niedrigen Fliederbüsche gegen das Fenster.

Das Gesicht der Kranken erstarrte immer mehr, der Unterkiefer sank immer tiefer herab.

Gleich nach seiner Ankunft ließ Max, obwohl er wußte, daß es zu Ende ging, Wysocki suchen, wartete auf ihn mit der größten Ungeduld und horchte immer wieder voll Entsetzen, ob die Mutter noch lebte; sie lebte noch, aber bloß in Reflexbewegungen. Ein leises Stöhnen drang manchmal aus ihrer Brust, sie bewegte die Lippen, bewegte unwillkürlich die steifen Finger und lag wieder ganze Stunden lang regungslos, mit weit aufgerissenen Augen, die in der Nacht des Todes und in der Nacht, die über der Erde hereingebrochen war, versanken.

Endlich kam Wysocki und kurz nach ihm Borowiecki. Der Arzt konnte aber bloß noch feststellen, daß Frau Baum vor einer Weile gestorben war.

Max vergrub sein Gesicht in die Decke und weinte wie ein Kind. Der alte Baum stand steif auf, beugte sich über die Tote, berührte ihre Stirne und die kalten Hände, schaute tief — zum letztenmal — in die offenen Augen, die gleichsam verwundert in die Tiefen der Ewigkeit untertauchten, schloß ihr mit zitternden Händen die Lider und ging sehr langsam hinaus, sich immer wieder umschauend und stehenbleibend.

Erst in dem leeren und dunklen Kontor ließ er sich auf einem

Ballen Tücher nieder und saß lange, ohne Regung und ohne Gedanken.

Die Nacht war schon tief herabgesunken, als er erwachte. In der Ferne zitterten die Sterne wie leuchtender Tau. In großer Stille schlief die Stadt. Bloß aus den Häusern hinter der Stadt drangen die Klänge einer Harmonika herüber.

Baum erhob sich und durchschritt langsam die ganze Wohnung, die in Schweigen und Finsternis gehüllt war.

In dem mit einer Gasflamme erhellten Laden stieß er auf Jusiu Jaskulski. Er schlief auf den Warenballen. Ohne ihn zu wecken, ging Baum weiter durch die Flucht der leeren, einsamen Zimmer. Die Todesstille hatte ihre Flügel über das ganze Haus gebreitet. Im Eßzimmer erblickte er Max, auf einem Sofa schlafend. Er lag im Frack und weißer Binde, so wie er von Trawinskis zurückgekommen war.

Vor dem Zimmer seiner Frau zögerte Baum eine Weile, ging aber doch hinein.

Das Bett war in die Mitte des Zimmers vorgeschoben. Die Tote war mit einem Leinentuch bedeckt, durch das sich die Gesichtslinien unklar abzeichneten.

Einige Wachskerzen brannten auf dem Tisch, einige Arbeiterinnen beteten und sangen Totenlieder.

Frau Auguste schlummerte auf dem Sofa, beide Katzen eng umschlingend.

In dem offenen Fenster wölbte der Wind die herabgelassenen Stores und bewegte die Vorhänge.

Lange schaute Baum auf dieses Bild, als ob er es sich für immer ins Gedächtnis eingraben wollte, oder als ob er es nicht verstünde. Denn plötzlich trat er in sein Zimmer zurück, nahm eine kleine, brennende Benzinlampe und ging in die Fabrik.

In einem riesigen, steinernen Viereck erhoben sich still die schwarzen Pavillons. Der Mond war schon untergegangen, bloß die von den Nebeln des Tagesgrauens verdeckten Sterne leuchteten blaß.

Der Hof, der wie ein schwarzer Brunnen gähnte, hallte vom Gebell und Gewinsel der Hunde wider. Man hatte vergessen, sie loszulassen.

Baum hörte gar nichts und ging durch die schwarzen, langen, tunnelähnlichen Korridors, aus denen scharfe, schimmelige Luft wehte. Dumpf hallte das Echo seiner Schritte in der Einsamkeit und Stille.

Automatisch durchschritt er langsam einen Saal nach dem anderen.

In den Sälen breitete sich schwere Grabesstille aus. Wie ohnmächtig verbogene Skelette standen in Reihen die Webstühle an beiden Seiten des Durchgangs. Wie ausgerissene Fasern und Sehnen hingen die Riemen von den Rädern herab, mit Spinngewebe bedeckt, und die Musterrollen hingen lose, wie schlaffe Haut.

„Sie ist tot!" flüsterte Baum, über die lange Reihe der stillen Säle blickend. „Sie ist tot!" wiederholte er von Zeit zu Zeit. Man wußte nicht, ob er die Frau oder die Fabrik meinte.

Immer langsamer schleppte er sich von einem Saal zum anderen, von einem Stockwerk ins andere, von einem Pavillon in den anderen.

* *
*

In sehr trauriger Stimmung verließen Wysocki und Borowiecki das Sterbehaus.

„Schade um Max. Der Tod seiner Mutter, die er furchtbar gern hatte, wird ihn für längere Zeit aus dem Gleichgewicht bringen. Und das zu einer Zeit, in der er beim Montieren der Maschinen fast unersetzlich ist. Ich hab' schon Pech! Alles geht mir schief," sagte Karl ärgerlich.

„Zieht Fräulein Anka bald nach Lodz herüber?"

„In einer Woche."

„Und wann ist die Trauung?"

„Ich hab' ausgerechnet nichts anderes im Kopf! Erst muß ich meine Fabrik ins Leben rufen und sie in Gang setzen. Wenn sie läuft, was vor Oktober nicht der Fall sein kann, werde ich erst daran denken können."

Sie gingen schweigend weiter und begegneten ganz unverhofft in der Piotrkowerstraße Moritz Welt.

„Wann bist du angekommen, Moritz? Wollen wir irgendwo einen Kaffee trinken gehen?"

„Soeben bin ich angekommen und wollte grad nach Hause gehen. Aber ins Café komm' ich mit."

„Die Mutter von Max ist vor einem Augenblick gestorben. Wir kommen von dort."

„Gestorben! Ich mag diese Dinge nicht." Moritz schauerte. „Was gibt's Neues in der Stadt?"

„Fast gar nichts. Uebrigens weiß ich es nicht. Den ganzen Tag sitz' ich in der Fabrik. Großglück wird sich freuen, wenn er dich wiedersieht. Er fragte mich heute nach dir."

„Besonders freuen wird er sich nicht!" sagte Moritz, klemmte mit etwas zitternden Händen den Kneifer fest und blickte Karl scharf an.

Wegen der vorgerückten Stunde war es im Hotel, wo sie den Kaffee einnehmen wollten, schon ganz leer. Bloß im Hof, der zu einem Garten hergerichtet war, saß Myszkowski mit Murray. Sie setzten sich zu ihnen.

„Seit einer Stunde warte ich auf irgendeine lebendige Seele, es ist mir schon langweilig geworden, immer allein zu trinken."

„Sie haben ja den Engländer!"

„Der fühlt sich ja bloß wohl nach der vierten Braut, nach dem vierten Glas kann man aber nichts mit ihm anfangen."

„Sind die Herren schon lange hier?"

„Murray ist vor einer halben Stunde gekommen, ich sitz' schon länger da. Was soll ich nach dem Abendessen anfangen? Das Theater mag ich nicht, Bekannte hab' ich nicht, wo soll ich armes Waisenkind hin, wenn nicht in die Kneipe. Dann erzählt auch Murray sehr interessante Sachen von seinen Bräuten. Wie steht's mit der Fabrik?"

„Sie wächst."

„Gott gebe ihr Gesundheit, einen guten Magen und regelmäßige Verdauung. Sie sind bleich geworden, Herr Borowiecki."

„Ja, ich arbeite auch für zehn, und das genügt immer noch nicht."

„So! Lebt wohl! Jeder, der hier rankommt, erzählt sofort, was er gestern gearbeitet hat, was heute, und was er morgen arbeiten

wird, daß er sich überarbeitet, und so weiter. Teufel noch eins, wo bin ich denn? Unter Menschen oder unter Maschinen? Pfui Teufel! Diese Verdummung! Dieses rein mechanische Funktionieren! Ich möchte wissen, was Sie denken, was Sie fühlen, wie Sie etwas sehen, und Sie reden mir immer von Ihrer Arbeit."

„Wer kann sich's leisten, an dummes Zeug zu denken," sagte Moritz spöttisch.

„Bloß ein Ochse kann sich's nicht leisten, weil er zur Arbeit getrieben wird."

„Weil das die Hauptsache ist, Herr Myszkowski, der Rest ist nur Zugabe."

„Reden Sie doch nicht so einen Quatsch! Wenn Sie die Zugabe zu Ihrer eigenen Brieftasche sind, das wundert mich nicht, Ihre dumme Rasse entschuldigt Sie, aber daß Borowiecki und der Doktor das gleiche behaupten können, das irritiert mich."

„Ich verneine nichts und behaupte nichts. Ich baue eine Fabrik. Wenn sie fertig ist, dann erst kann ich philosophieren."

„Und ich gehe nach Haus. Bin furchtbar angegriffen," sagte Wysocki und ging gleich.

Karl trank schnell seinen Tee aus und ging mit Moritz.

„Bleiben Sie doch wenigstens," bat Myszkowski den Engländer. „Wir wollen von der Liebe reden."

„Ich kann nicht, morgen muß ich um fünf in der Fabrik sein."

„Haben Sie schon Borowieckis Stelle übernommen?"

„Die Arbeit hab' ich ganz übernommen, vom Gehalt aber bloß die Hälfte," erwiderte Murray und verabschiedete sich.

„Kellner, eine Flasche Bier und zwei Gläser. Mußt mit mir trinken. Sag' dem Zimmerkellner, er möchte mir irgendeine Schlafgelegenheit zurechtmachen. Pfui Teufel, so ein Leben!" Wütend spuckte er aus.

X

„Zwei Tage sind wir nun schon hier, und ich kann es immer noch nicht glauben, daß wir wirklich in Lodz wohnen," sprach Anka von der Veranda aus.

„Und doch, es ist wirklich Lodz!" erwiderte der alte Borowiecki,

der auf seinem Rollstuhl im Garten unter der Veranda saß und, die Hand gegen die Sonnenstrahlen vorhaltend, nach allen Seiten sich umschaute, nach den roten Fabriksmauern und den in dichten Reihen stehenden Schornsteinen. Auf den Gerüsten von Karls Fabrik, die sich am Ende des Gartens erhob, ließ er seinen Blick länger haften und seufzte leise.

„Ja, es ist Lodz," flüsterte Anka und ging in die Wohnung zu dem Chaos der hastig ausgepackten Möbel. Einige Arbeiter, mit Matthias an der Spitze, stellten sie auf.

Sie half beim Einordnen, machte selbst die Vorhänge auf, unterhielt sich manchmal lebhaft mit Matthias, meist aber setzte sie sich ans Fenster und ließ ihre traurigen Blicke durch die Wohnung irren.

Mit einer so seltsamen Trauer erfüllte sie das fremde Haus, die Reihen der frisch renovierten Zimmer, die noch nach Farbe rochen, daß sie schnell auf die große Veranda flüchtete, die sich um das halbe Haus herumzog; beruhigen konnte sie sich aber nicht. Ihre Augen, die an die endlosen Ebenen der grünen Felder und die blauen Wälder in der Ferne gewöhnt waren, an die Wonne der riesigen, unbegrenzten Himmelsfläche, stießen sich hier an den Häusern, den Fabriken, den in der Sonne glänzenden Dächern, an dieser Stadt, die sie wie mit einem steinernen Ring von allen Seiten erdrückte, an diesem Lodz, von dem sie geträumt hatte, es würde ihr die Erfüllung aller ihrer Wünsche bringen, und das sie jetzt mit tiefer, unerklärlicher Trauer, mit bangen und dunklen Ahnungen durchdrang.

Sie kehrte in die Wohnung zurück, als ob sie sich ihrer Schwäche schämte, und unterdrückte nur mit Mühe die seltsamen Tränen einer grenzenlosen Sehnsucht, die ihre Augen füllten.

„Vielleicht brauchst du etwas, Vater?" fragte sie von Zeit zu Zeit, sich aus dem Fenster beugend.

„Nein, Anka, nichts, wir sind ja doch schon in Lodz, und in einer Stunde kommt Karl zum Mittagessen," erwiderte der alte Borowiecki laut, fast schreiend. Sie sollte nicht wissen, daß auch er wehmütig gestimmt war.

Er versank in dem Anblick der schmutzigen Rauchschwaden, die aus der Müllerschen Fabrik aufstiegen.

Die Luft war mit dem Geruch von gelöschtem Kalk und siedendem Asphalt durchsättigt, mit dem die Säle in Karls Fabrik gepflastert wurden. Ein Hustenanfall erschütterte ihn, er führte ein Taschentuch an den Mund und starrte auf den langen Steg, der durch den kleinen Garten zur Fabrik führte und von wunderbaren Zentifolien umrahmt und mit roten und weißen Rosenblüten überschüttet war.

„Kommt Karl noch nicht?" fragte Anka aus der Wohnung.

„Nein, erst in einer halben Stunde werden die Pfeifen zu Mittag rufen. Anka! Komm mal her, Mädel!"

Sie kam zu ihm und setzte sich auf die Lehne seines Rollstuhls.

„Was hast du, Anka? Was ist dir? Mut, Mädel, nur nicht sich gehen lassen. Da, schau her, das will ein tapferes Mädel sein! . . . Ho, ho! Du wirst es noch vergessen, daß irgendwo in der Welt ein Kurowo existiert. Sorge dich nicht, Kopf hoch, marsch!" Er sprach hastig, küßte sie, streichelte ihr den Kopf und begann rasend zu pfeifen und mit dem Fuß den Takt zu schlagen.

Dann ließ er sich von Matthias in die Wohnung fahren, wies die Arbeiter an, schrie und summte laut vor sich hin und gab sich alle Mühe, daß Anka es hörte.

Später neckte er Kama, die mit Frau Wysocka zu Besuch gekommen war und bei der Einrichtung der Wohnung behilflich sein wollte, indessen aber nur Verwirrung stiftete. Sie koppelte nämlich die alten Hof- und Jagdhunde aus Kurowo, die in der Wohnung und im Garten mit herabhängenden Köpfen herumschlichen, zusammen und tummelte sich mit ihnen auf der Veranda.

„Ein tapferes Mädel, diese Kama. Komm mal her, Schlingel, zu mir, laß dich umarmen," rief der alte Borowiecki, freudig lachend, küßte sie auf die Stirn und schob ihr das flatternde, feuchte Haar aus dem Gesicht.

„Oho! Herr Karl kommt mit Moritz," rief sie lustig. „Fräulein Anka! Herr Karl kommt mit dem schwarzen Moritz zum Essen." Sie lief ihnen entgegen, die Hunde folgten ihr und bellten nach alter Gewohnheit die Gäste an.

Das Mittagessen wurde auf der Veranda gereicht.

Moritz war heute sehr blaß, sonderbar nervös und sonderbar unruhig. Er gab sich alle Mühe, gesprächig und unterhaltend zu

sein, neckte Kama, die sich schließlich nicht beherrschen konnte und ihm mit gewohntem Ungestüm ein Glas Wasser ins Gesicht schüttete, wofür sie von Frau Wysocka so ausgescholten wurde, daß sie unter Tränen um Verzeihung bat, heftig errötete, den Hunden pfiff und in den Garten lief.

„Ein Prachtmädel! Schade, daß sie hier in Lodz so verkommen muß," bemerkte der alte Borowiecki.

Die Mahlzeit wurde rasch beendet; auch den Kaffee tranken sie rasch aus und kehrten in die Fabrik zurück, weil die Kehlen der Pfeifen von allen Seiten ihren gewohnten Nachmittagsruf anstimmten.

Als sie fort waren und der alte Borowiecki sich zum Nachmittagsschlaf in den Schatten fahren ließ, setzte sich Frau Wysocka zu Anka und begann freudig erregt zu erzählen:

„Ich muß dir sagen, daß ich mich wegen Mietschek schon ganz beruhigt habe. Zwei Tage war er nicht zu Haus, er war in Warschau, gestern abend kam er zurück und sagte mir beim Mittagessen, ich könnte ruhig sein, er werde diese . . . Grünspan nicht heiraten, sie hätte ihn nicht haben wollen . . . Hörst du, Anka! Eine Grünspan will einen Wysocki nicht heiraten, meinen Sohn! Diese jüdische Unverschämtheit übersteigt alle Begriffe! So eine Krämerstochter . . . Meinen Sohn wollte sie nicht heiraten . . . Es ist ja gut so, eine Messe hab' ich aus lauter Freude lesen lassen, aber dennoch kann ich ihr das nicht verzeihen . . . Wie hat sie es wagen können, den Antrag meines Sohnes abzulehnen . . . Eine einfache Jüdin! . . . Er hat mir ihren Brief gezeigt, in dem sie in der unverschämtesten Weise sagt, daß sie ihn liebt, ihn aber nicht heiraten kann, weil ihre Familie den Uebertritt zum Katholizismus nie zulassen würde. Sie verabschiedet sich von ihm so zärtlich, daß ich herzlich geweint hätte, hätte ich nicht gewußt, daß eine Jüdin den Brief schrieb, und daß es sich um meinen Sohn handelt. Lies mal den Brief, Anka, erzähl' aber niemandem davon."

Anka las lange. Der mit kleiner Handschrift geschriebene, vier Seiten lange Brief war so von Tränen erfüllt, von Liebe, Leid und Aufopferung, daß sie ihn nicht zu Ende lesen konnte und über Melas Schmerz zu weinen begann.

„Sie stirbt ja vor Schmerz . . . Herr Mietschek sollte auf nichts achten, wenn er sie wirklich liebt . . ."

„Gott wird ihr die Schmerzen vergelten. Beunruhige dich nicht, sie stirbt nicht vor Liebe, sie heiratet irgendeinen Millionär und tröstet sich bald."

Anka sprang heftig auf, denn von der Fabrik erklang ein Krachen, dann ein Knall, und ein unglaubliches Brüllen aus vielen Kehlen drang durch den Garten.

Nach einer Weile stürzte Kama auf dem nach der Fabrik führenden Steg herbei.

„Das Gerüst . . . Jesus . . . Alle tot . . . O Jesus, o Jesus!" rief sie bewußtlos und zitterte vor Schreck und Entsetzen.

Von furchtbarster Angst gepackt lief Anka hin, aber vor der Pforte, durch die man aus dem Garten in den Fabrikshof gelangte, stand ein Mann und wollte sie nicht durchlassen. Er erklärte, es sei nichts Schreckliches passiert, nur das obere Gerüst sei abgestürzt und habe einige Menschen erdrückt, Borowiecki sei gerade hingelaufen, und er hätte den Befehl, niemand hineinzulassen.

Anka kehrte in ihre Wohnung zurück, konnte aber, als Frau Wysocka mit Kama gegangen war, es nicht mehr aushalten; sie glaubte das Stöhnen der Verwundeten zu hören.

Sie hatte Matthias hingeschickt, damit er sich nach den Details erkundige. Ohne aber seine Rückkehr abzuwarten, nahm sie ihre Hausapotheke, die sich schon manchmal in Kurowo gut bewährt hatte, und ging hin.

Mit Staunen sah sie, daß die Arbeit nicht unterbrochen worden war.

Pfeifend und vergnügt standen die Maurer auf dem Gerüst am Hauptbau, die Dachdecker entfalteten auf den Dächern große Bogen von Zinkblech, der Hof war vollgestopft mit Wagen, Ziegeln und Kalk, und in der zukünftigen Spinnerei wurden in aller Ruhe die Maschinen aufgestellt.

Karl sah sie nirgends. Es hieß, er wäre in die Stadt gegangen. Sie wurde gleich in den Saal gewiesen, in dem Max Baum arbeitete.

Max ging ihr rasch entgegen; er hatte eine blaue Bluse an, sein

Gesicht war geschwärzt, das Haar klebte ihm an der Stirn. Die Pfeife hielt er zwischen den Zähnen und die Hände in den Taschen.

„Was ist geschehen?" fragte Anka.

„Ach . . . nichts. Das Gerüst ist eingestürzt. Es sollte sowieso auseinandergenommen werden."

„Kein Unfall?"

„Karl ist nichts passiert. Er ist vor einer Weile mit Moritz weggegangen," erwiderte Max trocken.

„Das weiß ich. Ist aber keiner von den Arbeitern verunglückt? Ich habe doch Schreie gehört . . ."

„Es soll jemand zerquetscht worden sein. Ich habe auch das Gebrüll gehört."

„Wo sind sie?" fragte Anka fast gebieterisch. Die Lässigkeit seiner Antworten und der herausfordernde Ausdruck seines Gesichts brachten sie auf.

„Hinter dem dritten Saal, im Korridor. Was soll Ihnen der Anblick?"

„Ist ein Arzt da?"

„Es ist nach ihm geschickt worden. Er war aber nicht zu Hause. Einstweilen verbindet sie Jaskulski. Er versteht etwas von Medizin, er hat ja seinerzeit auf seinem Vorwerk oft dem Vieh zur Ader gelassen. Nein, ich laß Sie doch nicht hinein. Wozu wollen Sie sich aufregen? So ein Anblick ist nichts für Sie. Außerdem können Sie ihnen doch nicht helfen," sagte er entschlossen und vertrat ihr den Weg.

Sie fühlte sich beleidigt und schaute ihn so von oben herab und so stolz an, daß er unwillkürlich zurücktrat und ihr mit einer Handbewegung den Weg wies. Dann kehrte er an seine Arbeit zurück, blickte aber von Zeit zu Zeit verstohlen nach dem Korridor, wo die Verwundeten lagen.

In einem breiten, vom Hof aus durch eine Glaswand erhellten Korridor waren sie einstweilen untergebracht worden.

An der Wand lagen in einer Reihe fünf Leute auf dem Asphalt und auf Stroh. Jaskulski verband mit Hilfe eines Arbeiters ihre Wunden.

Stöhnen erfüllte den Raum. Wie Holzklötze lagen sie da, mit zerschmetterten Gliedern. Ueber den hellen Boden sickerte das

Blut in Strömen und gerann in der erstickenden Hitze, die aus den Nachbarsälen drang, und durch die den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzte Wand.

Anka schrie auf, als sie die blutigen Gestalten sah, beherrschte sich aber und half, ohne sich zu besinnen, Jaskulski beim Verbinden.

Sie zitterte am ganzen Körper beim Anblick der gebrochenen, schon angeschwollenen Beine, mit Schrecken erfüllten sie die bleichen, mit Blut und Erde besudelten Gesichter, und das Klagen und Stöhnen schmerzte sie so, daß Tränen ihr in die Augen stiegen und sie fast ohnmächtig wurde. Sie mußte öfters hinaus an die frische Luft, kam aber zurück, überwand das Entsetzen, überwand den Ekel und wusch, von Mitleid und Teilnahme getrieben, die Wunden aus, stillte das Blut mit Charpie, so gut sie es eben verstand.

Alles ordnete sie an, weil Jaskulski mehr seufzte als arbeitete, und schickte Matthias auf die Suche nach einem Arzt oder Feldscher.

Unter den Arbeitern in der Fabrik verbreitete sich sofort das Gerücht, das gnädige Fräulein pflege selbst die Verunglückten. Jeden Augenblick schaute einer von den Arbeitern durch die Scheiben herein und überzeugte sich selbst.

In etwa einer halben Stunde kam Wysocki, der als Arzt beim Bau der Fabrik fungierte, und blickte verwundert auf Ankas strahlendes und von Tränen glänzendes Gesicht, auf ihr Kleid und die blutigen Hände. Die Schwerverwundeten griffen mit den erstarrenden Händen nach dem Saum ihres Kleides, um ihn zu küssen.

Wysocki ging gleich an die Arbeit und stellte fest, daß zwei die Beine gebrochen hatten, ein anderer den Arm und das Schlüsselbein, dem vierten war der Kopf zerschmettert, und ein fünfzehnjähriger Bursch, der immer wieder in Ohnmacht fiel, hatte schwere innere Verletzungen davongetragen.

Die drei Schwerverwundeten wurden auf Tragbahren ins Spital transportiert, den vierten holte die Frau mit Jammern und Klagen ab und nahm ihn mit.

Bloß der junge Bursch blieb da. Wysocki gelang es endlich, ihn zum Bewußtsein zu bringen. Er ließ ihn auf eine Tragbahre

legen. Der Junge brach aber in ein brüllendes Weinen aus und klammerte sich an Ankas Rock.

„Laßt mich nicht ins Spital bringen, laßt mich nicht . . . O Gott, laßt mich nicht," schrie er.

Anka wollte ihm zureden und ihn beruhigen, es half aber nichts. Der Junge zitterte vor Schrecken und folgte mit irrem Blick den Bewegungen der Leute an der Tragbahre.

„Nun, also gut," sprach Anka, „sag' mir aber, wo deine Mutter wohnt, dann laß ich dich hinbringen und werde für dich sorgen."

„Ich hab' keine Mutter."

„Wo wohnst du denn?"

„Nirgends wohn' ich."

„Du mußt doch irgendwo schlafen."

„Ja . . . in der Ziegelei bei Karczmarek. In der Früh komm' ich immer rüber."

„Was soll man mit ihm anfangen?"

„Ins Spital," entschied der Doktor.

Der Junge erschrak furchtbar, klammerte sich wieder an Ankas Rock und wurde ohnmächtig.

„Herr Jaskulski, lassen Sie ihn zu uns bringen, in das leere Zimmer oben," befahl Anka lebaft. „Hab keine Angst, wirst zu Haus gepflegt, bei uns!" sagte sie zu ihm, als er zur Besinnung kam.

Verklärt und erstaunt blickte er zu ihr empor, ohne ein Wort zu sagen. Er wurde untergebracht, wie sie es angeordnet hatte. Wysocki verband ihn und stellte fest, daß auch drei Rippen gebrochen waren.

Der Tag verging wie gewöhnlich.

Abends, beim Essen, bei dem auch Moritz zugegen war, ging Anka hinauf, um nach dem Kranken zu sehen, der stark fieberte.

Sie blieb ziemlich lange weg und kam sehr erschüttert wieder. Die Hände zitterten ihr, als sie den Tee einschenkte. Sie wollte gerade Karl von dem Jungen erzählen, als dieser mit Nachdruck leise begann:

„Eigentümliche Ideen hast du, Kranke hier ins Haus zu bringen!"

„Er fürchtete sich vor dem Spital, Familie hat er nicht, was sollte ich machen?"

„Jedenfalls solltest du aus unserem Haus nicht ein Spital für Landstreicher machen."

„Das Unglück hat ihn doch . . . hat ihn doch . . . in deiner Fabrik betroffen, also . . ."

„Er arbeitete nicht umsonst," sagte Karl ärgerlich.

Erstaunt blickte Anka ihn an.

„Ist das dein Ernst? Ich sollte ihn also auf der Straße lassen oder ins Spital schicken, wo er vor Angst gestorben wäre. Er wurde ohnmächtig, als er bloß davon hörte, wo er hin sollte."

„Sentimentalitäten sind sehr schön, aber völlig unnötig."

„Das hängt davon ab, wie einer menschliches Leid empfindet."

„Glauben Sie mir, daß ich es auch empfinde, aber Sie können nicht von mir verlangen, daß ich über jeden Krüppel in Rührung verfalle, über jeden lahmen Hund, jede welke Blume und jeden zertretenen Schmetterling."

Scharfe, bösartige Ironie flackerte in seinen Augen auf.

„Drei Rippen sind ihm gebrochen, der Kopf ist zerschlagen, ein Blutsturz. Er leidet . . ."

„Mag er verrecken, in Gottes Namen," gab Karl schroff zurück.

„Sie sind mitleidslos," flüsterte sie vorwurfsvoll.

„Ich habe Mitleid, bloß kann ich mir keine Philanthropie leisten. Schade, daß Sie nicht alle in unsere Wohnung haben bringen lassen."

„Es war nicht nötig . . . Wenn es aber nötig gewesen wäre, hätte ich ohne mich zu besinnen es sicher getan."

In ihren Augen leuchteten scharfe Blitze auf. Sie biß die Lippen zusammen, um ein nervöses Zittern zu unterdrücken. Sie wollte es nicht glauben, daß seine Seele so grausam sein konnte und so verschlossen für menschliches Leid. Das schmerzte sie tief. Furchtsam und zweifelnd sah sie zu ihm herüber, er mied aber ihren Blick, unterhielt sich mit Moritz und seinem Vater und erhob sich bald, um sich zu verabschieden.

Als er ihr die Hand küßte, fragte sie zaghaft:

„Sind Sie mir bös?" Eine stumme Bitte lag in ihren Augen.

„Gute Nacht! Komm, Moritz! Ist Matthias weggegangen?"

„Ich habe ihn nach deiner Wohnung geschickt," sagte der alte Borowiecki, weil Anka verärgert sich aus dem Eßzimmer auf die Veranda zurückgezogen hatte.

„Kämpfe und siege in Lodz, wenn man dir zu Haus Sentimentalitäten als Knüppel zwischen die Beine wirft," begann Karl auf der Straße.

Moritz schritt schweigend und schlecht gelaunt neben ihm her.

„Das ist Frauenlogik. Heute sich von dem Geschick einer krepierenden Dohle hinreißen lassen und morgen ohne Besinnung in einer momentanen Laune die Familie opfern. Die Frauen beglükken gerne die Menschheit auf Kosten ihrer nächsten Pflichten." Karl sprach sehr erregt.

„Ich glaube, du . . . du hast kein Geld. Ich schließe es aus deiner guten Laune, Karl."

Borowiecki lächelte melancholisch und widersprach nicht.

Die Wohnung war erhellt. Matthias wartete mit dem kochenden Samowar. Nach seines Vaters Ankunft war Karl wieder in seine frühere Wohnung gezogen, obwohl ihm die weite Entfernung von der Fabrik sehr lästig war.

„Herr Horn war abends hier und hinterließ einen Zettel auf dem Schreibtisch für den Herrn Direktor," meldete Matthias.

Horn teilte mit, Großmann, der Schwiegersohn Grünspans, sei nachmittags wegen Verdachts der Brandstiftung verhaftet worden. Er teilte es deshalb mit, weil er wußte, daß Großmann in geschäftlicher Verbindung mit Moritz stand.

„Hier ist eine Nachricht für dich," rief Karl, zu Moritz ins Zimmer eintretend.

„Ist nicht schlimm. Mit solchen Sorgen kann man ruhig schlafen. Wer will es ihm nachweisen!" flüsterte Moritz, als er den Zettel gelesen hatte.

„Und was denkst du darüber?"

„Ich weiß, daß er rein ist wie ein Perkalstück direkt aus der Bleiche."

„Aus der Appretur," verbesserte ihn Karl und ging in sein Zimmer zurück.

Stille herrschte jetzt in der Wohnung.

Karl schrieb und rechnete, Moritz schrieb und rechnete ebenfalls in seinem Zimmer. Max ging seit dem Tode der Mutter abends nicht aus, sondern kam direkt vom Abendessen bei seinem Vater nach Hause zurück, legte sich ins Bett und las die Bibel oder ließ seinen Vetter kommen, einen Theologen, mit dem er eifrig über theologische Dinge diskutierte und sich beim kleinsten Anlaß stundenlang stritt.

Von Zeit zu Zeit reichte Matthias Tee in den Zimmern herum, kehrte dann an den Ofen im Eßzimmer zurück, schlummerte ruhig und wartete auf Befehle.

„Donnerwetter!" Karl fluchte, warf die Feder weg und ging im Zimmer auf und ab.

Seit einigen Tagen schon drückten ihn die ewigen Geldsorgen, die Schwierigkeiten mit den Lieferanten, die scheinbar absichtlich die abgemachten Lieferungstermine nicht einhielten. Eine Maschine hatten ihm die Arbeiter ruiniert und ungeheuren Schaden verursacht.

Zu allem Uebel stieß man noch beim Legen der Fundamente fürs Lager auf Wasser, und zwar in so großer Menge, daß die Arbeiten eingestellt werden mußten. Dann noch das heutige Unglück, und der Streit mit Anka verstimmte ihn gänzlich, um so mehr, als er sich ihr gegenüber schuldig fühlte und auch immer ärgerlicher über sie wurde.

Sie störte ihn.

„Moritz!" rief er ins Zimmer, „verkauf' den Rest der Baumwolle! Ich halt's nicht länger aus, und von Wucherern will ich nicht borgen."

„Hast du große Zahlungen?"

„Ja, Teufel noch eins, ich hab' dir doch heut die Rechnungen gezeigt."

„Die Rechnungen hab' ich gesehen, dachte aber auch, daß du Deckung hast."

„Nichts habe ich mehr, und dazu geht alles schief . . . Eine Verschwörung gegen uns, oder was sonst? Wo ich auch nur um

Kredit nachsuche, — überall wird er mir abgelehnt. Selbst der Karczmarek wollte Dreimonatsakzepte haben. Da steckt etwas dahinter. Wer kann uns schädigen wollen? Daß das eine Konkurrenzgeschichte ist, bin ich sicher . . . Unglaublich! Vierzigtausend Rubel bar reinzulegen und die Fabrik nicht fertig bauen und in Lodz keinen Kredit kriegen zu können, wo so ein Lump, so ein Pleitemacher wie der Schmerling z. B. ohne einen Groschen eine Riesenfabrik baut, wo jeder Lauskerl große Geschäfte auf Kredit macht, muß ich mich um private Darlehen bemühen."

„Such' dir doch einen Teilhaber mit Bargeld oder viel Kredit. Du findest leicht einen."

„Ich danke dir für den Rat. Selbst hab' ich's angefangen, dann führ' ich's auch selbst zu Ende, oder ich gehe kaput. Einen Teilhaber mit Geld aufzunehmen, heißt so viel, als in fremde Dienste gehen, wieder in Abhängigkeit geraten, und zwar deshalb, um sich weiter zu plagen und einmal eine Schundfabrik zu gründen. Eine Fabrik und Geld muß ich haben, Schundware werde ich aber nie herstellen."

„Falsche Rechnung. Schund wirft den größten Verdienst ab."

„Und du, du rechnest wie ein Krämer, wie Zucker, Grünspan und alle eure Fabrikanten. Mit dem Rubel willst du einen Rubel verdienen, und zwar gleich, heute noch, und rechnest nicht damit, daß der Abnehmer nur einmal reinfallen kann, das zweite Mal kauft er wo anders, und du kannst im Trockenen auf einen anderen Dummen warten."

„Die gehen nie aus."

„Eher als du glaubst, im Handel wenigstens. Mit der Hebung des allgemeinen Wohlstandes steigen die Bedürfnisse. Der Bauer auf dem Land kauft für seine Frau ein Zuckersches Kopftuch, derselbe Bauer kauft aber, sobald er in die Stadt übersiedelt, nur noch ein Grünspansches, und seine Kinder, wenn es auch nur Taglöhner sind, kaufen nur noch bei Mayer. Die Mehrzahl der Käufer beginnt zu begreifen, daß die Billigkeit der Ware die Qualität ausmacht und nicht der niedrige Preis. Buchholz, Mayer und Keßler wissen das und machen Geschäfte mit solider Ware."

„Ja, stimmt, aber die Millionen macht Schaja, Grünspan und

tausend andere viel rascher, und so können noch zweihundert andere hoch kommen und ein großes Vermögen machen."

„Ich zweifle eben, ob die hundert neuen Schundfabrikanten noch Zeit haben werden, Geld zu machen."

„Ach so, deshalb willst du also die Lodzer Produktion veredeln?"

„Ich muß doch mit den Bedürfnissen der Zukunft rechnen . . . Eine gute, hohe Sorte kann besser gehen, ich werde sie also herstellen."

„Ich verstehe dich sehr gut, habe aber kein großes Vertrauen zu dieser Zukunft und ziehe es vor, heute Geschäfte zu machen. Das, was du vom Steigen der Bedürfnisse der Käufer gesagt hast, mag ja wahr sein, darüber könnte man ausführlich reden und einen schönen wirtschaftlichen Artikel schreiben, schwerlich kann man aber damit eine Fabrik gründen; Millionen kannst du da nicht herausziehen."

Beide verstummten und überlegten lange.

„Wieviel brauchst du?"

„Sonnabends muß ich zehntausend Rubel haben."

„Hm, . . . Hast du Müller vergessen! Er hat dir doch unaufgefordert ein Darlehen angeboten."

„Ich weiß, ich weiß, daß er auf ein Wort hin mir seine ganze Kasse öffnen würde, aber . . . dieses Wort kann ich nicht aussprechen . . . Leider kann ich's nicht . . ."

„Wenn es sich um die Fabrik handelt, um die ganze Zukunft — ich würde nicht lang überlegen . . . Würde alles stehen lassen und dieses Wort aussprechen . . ." flüsterte Moritz bedeutungsvoll.

„Ich kann es nicht . . . Wenn ich es auch wollte, ich kann nicht."

„Und wenn du es wirst sagen müssen? . . ."

„Einstweilen ist es noch nicht nötig. Sprechen wir nicht davon!" Er schauerte.

„Du, Karl, du hast Vorurteile. Das ist nicht gut für Geschäfte. Du verstehst es schon, an verschiedene Dinge zu denken, fürchtest dich aber, sie auszuführen. Das kann dich teuer zu stehen kommen. Bei Vorurteilen muß man klotzig viel Geld haben . . ."

„Glaubst du, das, was du Vorurteile nennst, sind Kleider, die man jeden Augenblick wechseln kann? Das steckt einem im Blut, und deshalb ist der Kampf damit so schwer. Und auch deshalb, weil ich noch nicht ganz von der Nutzlosigkeit dieser Vorurteile überzeugt bin und mir manchmal denke, . . . na, es ist ja gleich."

„Das ist schlimm. Mit solchen dummen Gedanken kann man der beste Farbenchemiker der Welt sein, es in Lodz aber schwerlich auch nur zu einem mitelmäßigen Fabrikanten bringen. Zögerst du? Vielleicht hast du Lust, zu Knoll zurückzukehren. Er nimmt dich auf . . ." spottete Moritz, nervös an seinem Bart zupfend.

„Laß das, zu Kindereien kehrt man nicht mehr zurück."

„Freilich nicht, aber man kann unfähig sein, sich von ihnen je loszureißen."

Karl erwiderte nichts, blickte bloß Moritz aufmerksam in die Augen.

„Ich kann dir das Geld besorgen."

„Leihst du's mir?"

„Nein, ich werde meine Beteiligung erhöhen. Es lohnt sich nicht für mich, dir zu leihen, und auch für dich wird's so bequemer sein. Die Zahlungstermine werden dich nicht drücken. Dabei kann ich im Verhältnis zur Höhe meiner Beteiligung teilweise auch die Leitung der Fabrik übernehmen. Wozu sollst du dich überarbeiten!" Moritz sprach langsam, fast nachlässig, und sah sich sehr aufmerksam seine Nägel an.

„Ich könnte dir Sechsmonatsakzepte geben."

„Ein Darlehen verlohnt sich mir wirklich nicht. Der Umlauf des Geldes ist mir lieber. In derselben Zeit kann ich paarmal damit operieren. Also, willst du?"

„Gut. Morgen können wir's besprechen. Gute Nacht."

„Gut' Nacht!" Moritz sah sich immer noch die Nägel an, um die Freude, die ihm das Geschäft machte, nicht zu verraten. Als Karl hinausgegangen war, schloß er die Tür hinter ihm ab, schob die Vorhänge vor, öffnete einen kleinen, eingemauerten, feuersicheren Kassenschrank, nahm ein Wachsleinwandkouvert heraus, das mit Notizen und Rechnungen gefüllt war, und ein großes Pa-

ket Banknoten. Er zählte das Geld genau nach und versteckte es gleich wieder.

„Feine Schiebung! Aber wenn sie nicht gelingt?" Er verzog verächtlich und nervös den Mund und sah auf die Tür. Schritte glaubte er zu hören und Waffengerassel.

Es war Einbildung. Lächelnd ging er an das Studium der Bilanz der Borowieckischen Fabrik.

Die ganzen Aktiva und Passiva fand er in den Notizen und Rechnungen vor, die ihm ein Angestellter aus dem Baukontor, auf den er sich verlassen konnte, abgeschrieben hatte.

Karl dagegen versprach sich feierlich, obwohl er scheinbar auf die Erhöhung der Beteiligung von Moritz einging, es nicht zuzulassen, und hoffte, irgendeinen Ausweg zu finden, um womöglich Moritz ganz aus dem Kompagniegeschäft auszuschalten.

Zu gut kannte er Moritz, als daß er ihm hätte Vertrauen schenken können.

Uebrigens machte er sich schon lange Gedanken über die Uneigennützigkeit, mit der sich Moritz ihm seit einiger Zeit aufdrängte und die bei einem Menschen, dem der Rubel als höchstes Dogma galt, seltsam war. Er beschloß, noch vorsichtiger zu sein.

Max fürchtete er nicht, weil er seine Ehrlichkeit kannte und auch wußte, daß ihm viel Arbeit und der Schein der Selbständigkeit zu seinem Glück genügten.

Max wollte bloß in seinem eigenen Betrieb arbeiten, es war ihm aber gleichgültig, ob die zehntausend Rubel, mit denen er sich beteiligte, ihm zehntausend Zinsen tragen würden, oder ob er bloß von dem Gehalt leben würde, das er für die Leitung der Spinnerei und der Weberei erhalten sollte.

Vor Moritz fürchtete sich Karl dagegen sehr.

Er mußte sich sehr in acht nehmen in dem Kampf: „Wer beschwindelt den anderen zuerst?"

Die Erwähnung Müllers hatte Karl ein wenig aufgeregt.

Anka wohnte nun schon in Lodz, in der Stadt war es schon bekannt, daß sie seine Braut war. Heiraten mußte er sie nun.

Nur zu oft wurde er daran erinnert und mußte daran denken. Führte er doch die Bauten zur Hälfte für ihr Geld aus.

In seinem Innersten glaubte er aber nicht an seine Heirat mit

ihr und brach deshalb nicht ganz mit Mada, verfehlte nie die kurzen, scheinbar zufälligen Besuche bei seinen Nachbarn und war auch auffallend höflich zu ihr.

Ganz bewußt trieb er dieses Doppelspiel. Er wußte zwar noch nicht, welches Ende es nehmen würde und wie weit er es treiben sollte, weil zunächst vor allem seine Fabrik fertig werden mußte.

Die Vorurteile, von denen Moritz sprach, und die Kämpfe, die Karl gegen sie führte, waren lediglich Ideenreste, Ueberbleibsel, die letzten Splitter einer längst in Trümmern liegenden Ethik, eine summarische Zusammenstellung automatischer Worte. Nichts weiter; denn sie selbst und ihr Inhalt beeinflußten absolut nicht seinen Willen und sein Handeln, beeinflussen nicht seine Entschlüsse.

Nicht die Vorurteile störten die offene Kundgebung seiner Bestrebungen, das offene Tun und Lassen dessen, was er für notwendig hielt, sondern allein Scham und Rücksicht auf den Vater; die dicke Schicht der gesellschaftlichen Lebensformen war es, die ihn an der Vollbringung des Bösen in einer krassen und brutalen Form hinderte.

Zu gut erzogen war er, um Schurkereien zu begehen. Er war einfach organisch unfähig, Taten zu begehen, die Moritz mit ganz kaltem Blut und der größten Ruhe ausgeführt hätte.

Er hätte es nicht verstanden, seine eigene, hochversicherte Fabrik anzuzünden, oder das ihm entgegengebrachte Vertrauen zu täuschen, oder die Arbeiter auszubeuten. Das wäre ihm zu gemein erschienen. Vor solchen Mitteln ekelte er sich und verachtete sie vom kulturellen Gesichtspunkt aus.

Es gab ja so viele andere Mittel Geld zu machen . . .

Das Böse hatte für ihn einen Wert nur dann, wenn es notwendig war und sich verlohnte. Die Tugend liebte er, weil sie schöner war, und verehrte sie, wenn sie größeren Gewinn abwarf.

Er lächelte zynisch bei diesen und ähnlichen Gedanken, die ihm im Augenblick durch den Kopf gingen, doch fühlte er eine große Bitternis und Trauer bei den Gedanken über sich selbst.

„Schließlich — als Abschluß von allem: der Tod!" flüsterte er und begann die Post durchzusehen.

Er las bloß einen Brief von Lucy, die ihn unbedingt morgen

sehen wollte, den Rest hob er sich für später auf und ging jetzt zu Max ins andere Zimmer. Seit dem Tode der Mutter hatte er mit ihm fast gar nicht gesprochen.

„Was hört man bei deinem Vater?"

„Ich hatte keine Zeit, ihn zu besuchen."

„Hat Trawinski die Wechsel eingelöst?"

„Ja, aber das nützt doch alles nichts."

„Warum?"

„Mit dem Alten ist's aus. Von fünfhundert Webstühlen arbeiten nur noch zwanzig! Drei Monate noch, höchstens ein halbes Jahr, und die Fabrik geht ein, zusammen mit ihm."

„Ist etwas Neues vorgefallen?"

„Nein, nur mit viel größerem Schwung geht alles dem Ende entgegen. Die lieben Schwäger werden ihm den Rest geben. Sie verlangen schon offiziell die Teilung des mütterlichen Nachlasses."

„Ein ganz natürlicher Wunsch."

„Ihm ist es auch gleich. Er läßt sie machen, was sie wollen. Sie sollen die Bauplätze verkaufen und ihm nur die Fabrik lassen. Ganze Tage lang sitzt er im Kontor mit Jusiu Jaskulski, geht auf den Friedhof und schlendert nachts in der Fabrik herum. Beginnende Melancholie. Na, lassen wir es, ich wollte dir nur sagen, daß du auf Moritz aufpassen sollst."

„Warum? Weißt du etwas?" fragte Karl lebhaft.

„Ich weiß noch nichts, aber an seiner Schnauze erkenn' ich schon, daß er eine Schurkerei rumwälzt. Zu viele Pleitemacher kommen zu ihm."

XI

„Was brütest du denn so aus?" fragte Karl am anderen Morgen beim Tee.

„Geschäfte, feine Geschäfte," erwiderte Moritz, die Augen von seinem Glas erhebend, das er in Gedanken versunken mit beiden Händen vor sich hielt.

„Das heißt also Geld?"

„Klotziges Geld. Ich will grad zwei ‚Operationen' vornehmen.

Wenn sie gelingen, dann komm' ich auf die Beine. Das Geld kriegst du nachmittags. Und was ist mit der Baumwolle?"

„Verkauf' sie noch nicht! Ich hab' eine Idee."

„Warum hat mich Max so schief angeguckt. Nicht mal Guten Tag hat er mir gesagt und ist fort?"

„Weiß nicht. Gestern sagte er mir bloß, daß er in deinem Gesicht eine neue Schurkerei gelesen hat, daß du etwas vorhast . . ."

„Der Dummkopf, was für eine Schurkerei kann in meinem Gesicht zu lesen sein. Ich hab' doch ein gewöhnliches Gesicht, ich seh' doch wie ein anständiger Mensch aus, nicht wahr, Karl?"

Er besah sich sorgfältig im Spiegel und versuchte, seinen scharfen, lauernden Zügen einen gutmütigen Ausdruck zu geben.

„Darfst dich nicht wundern, die Geschäfte seines Vaters machen ihm große Sorgen."

„Ich hab' ihm doch einen guten Rat gegeben; den Vater unter Kuratel setzen und eigene Verwaltung in der Fabrik einführen. Er ging nicht darauf ein, obwohl die Töchter und Schwäger es haben wollten. Nur auf diese Weise hätte man etwas retten können."

„Max meint, das Vermögen gehöre dem Vater, der es verschleudern könne, wenn er es wolle."

„Er ist ja viel zu schlau, um wirklich so zu denken, da steckt etwas anderes dahinter."

„Vielleicht auch nicht, jedenfalls ist es nicht sehr angenehm, den eigenen Vater für verrückt zu erklären."

„Ich behaupte doch gar nicht, daß das angenehm ist, der Vater . . . das ist eine große Sache, aber die Fabrik und die Geschäfte sind doch auch wert, daß man ihnen etwas opfert . . . Was würdest du machen?"

„Ich brauch' mir das nicht zu überlegen, weil mein Vater ja fast gar nichts hat . . ."

Moritz lachte lustig auf, doch verstummte er plötzlich und begann sich zum Ausgehen umzuziehen. Er tat es aber sehr langsam, schimpfte auf Matthias, zog sich mehrmals um und probierte ganze Stöße von Krawatten.

„Du ziehst dich ja an wie zu einer Verlobung . . ."

„Vielleicht gibt's auch eine Verlobung . . . vielleicht . . ." erwiderte er lächelnd.

Endlich war er fertig und ging zusammen mit Karl hinaus, war aber so verwirrt, daß er noch zweimal umkehrte, um noch etwas zu holen, und die Hände zittertem ihm, als er sich den Kneifer auf die Nase klemmte. Er konnte den Stock kaum festhalten, so zitterte er innerlich, immer wieder entglitt er seinen Händen.

„Du siehst aus, als ob du etwas befürchtetest."

„Nervös bin ich, wahrscheinlich überarbeitet," sagte Moritz ganz leise.

Sie traten zusammen in einen Blumenladen, wo Karl Rosen und Nelken kaufte und sie sofort zu Anka schicken ließ. Er wollte mit den Blumen seine gestrige Brutalität wieder gutmachen.

Moritz ging in sein Kontor in der Piotrkowerstraße, konnte aber nicht arbeiten; er schaute in das Baumwollager herein, gab Rubinroth einige Aufträge, rauchte eine Zigarette nach der anderen und dachte fortwährend an Großglück und an das Geschäft, mit dem er zu ihm gehen wollte.

Hin und wieder schauerte er fieberhaft, griff nach dem Wachsleinenkuvert, in dem er das Geld verwahrt hatte, und beruhigte sich dann gleich. Für einen Augenblick nahm sein Gesicht wieder einen ungezwungenen Ausdruck an, Mut und Energie durchdrangen ihn; er wollte sofort zur Tat schreiten.

In so einem Augenblick entschloß er sich denn auch und ging mutig zu Großglück, aber vor dem Kontor kehrte er wieder um, ging eine Zeitlang die Piotrkowerstraße auf und ab und hing einem Gedanken nach, der ihm plötzlich in den Sinn gekommen war. Er kaufte einen Strauß der schönsten und teuersten Blumen, ließ sie mit einem sehr kostbaren Bande zusammenbinden, schrieb auf seine Visitenkarte Mela Grünspans Adresse und befahl, die Karte mit abzugeben.

In sein Notizbuch trug er diese Ausgabe in die Rubrik: ‚Privat' ein, strich es aber gleich wieder durch und schrieb drüber ‚Firma', dann ging er, obwohl es noch sehr früh war, in die ‚Kolonie' zum Mittagessen.

„Das muß man sich noch überlegen," entschuldigte er sich vor sich selbst.

Im Eßzimmer räumte man die herumliegenden Handarbeiten auf und deckte den Tisch. Vom Nebenzimmer drang das Gerassel der Nähmaschinen und Stimmengewirr herein.

Die Pensionäre versammelten sich langsam. Zuerst erschien Malinowski und setzte sich leise an die Wand. Er war so abgemagert und traurig, daß Frau Stefanie sich zu ihm setzte und fragte:

„Was fehlt Ihnen?"

„Ich bin krank . . . krank!"

Er fuhr sich mit den Fingern über die Stirn, seufzte und starrte sie mit den grünen Augen so schmerzhaft an, daß sie verlegen wegging, weil sie nicht wußte, was sie ihm sagen sollte.

Er sprach kein Wort; erst als sich schon alle versammelt hatten und aßen, sagte er leise zu Horn, der sich zu ihm setzte:

„Ich weiß, wo sie wohnt."

„Wer?"

„Soschka. In Stoki, bei Keßler im Palais . . ."

„Sorgst du dich noch um sie?"

„Nein, nein . . . ich war nur neugierig, zu wissen, wo sie wohnt," sagte er und verstummte.

„Wissen Sie, meine Herrschaften, daß Großmann, der Schwiegersohn von Grünspan, verhaftet worden ist," fragte Horn.

„Ja, ja, wir wissen es schon. Er wird sich halt ein bißchen ausruhen, nach dem Brand etwas abkühlen."

„Großmann? Ist das der Schwager der schönen Mela?" fragte neugierig Frau Stefanie.

„Ja. Unlängst ist ihm ein Unglück passiert, die Fabrik ist ihm abgebrannt, armer Mensch! Er hätte sich ja mit der Versicherung getröstet, aber da hatte man ihn schon und marsch, ins Loch!"

„Ein Irrtum. Großmann wird heut noch frei!" ließ sich Moritz vernehmen.

„Sie sind immer unschuldig, sie irren sich immer, ein armes Volk, diese Juden . . ." spottete ein Gast.

„Reden Sie nur, das fördert die Verdauung, aber warum sagen Sie das eigentlich nicht Ihrem Chef, dem Baruch, glauben Sie vielleicht, daß er ein Edelmann ist?" erwiderte Moritz nach-

sichtig und amüsierte sich über die Erregung und den Streit, der nach dieser Bemerkung unter den Gästen ausbrach.

Gleich nach dem Essen verabschiedete sich Moritz und ging. Auf der Straße zögerte er wieder und schob den Besuch bei Großglück immer noch etwas hinaus. Krampfhaft wollte er sich an irgendein anderes Geschäft erinnern, das zuerst erledigt werden mußte; Keßler sollte er ja auch noch in einer wichtigen Sache sprechen, und nach Hause mußte er eigentlich auch noch gehen.

Endlich raffte er sich zusammen und betrat das Kontor des Bankiers.

„Der Chef da?" fragte er, Stach Wilczek begrüßend.

„Ja. Seit einigen Tagen schickt er fortwährend nach Ihnen."

„Sind Sie mit Grünspan einig geworden?"

„Erst beim fünfzehnten Tausend sind wir angelangt . . ."

„Ist das noch nicht der Schluß?" fragte Moritz erstaunt.

„Das ist noch nicht mal die Hälfte."

„Daß Sie sich nicht verrechnen, Wilczek, ich rate Ihnen gut."

„Sie haben mir doch selbst geraten, fest zu bleiben."

„Ich hab's Ihnen geraten? Ich? Ist schon möglich, aber alles hat doch seine Grenzen." Moritz war sehr unzufrieden. Er hatte ihm wohl geraten, Grünspan zu drücken, aber damals hatte er noch keine Absichten auf Mela. Jetzt ärgerte ihn das sehr.

„Also kommen Sie zu Borowiecki ins Kontor, zum Kontrakt für die Kohlenlieferung."

„Ich danke Ihnen vielmals . . . danke." Wilczek war sehr erfreut und drückte ihm fest die Hand.

Langsam legte Moritz seinen Mantel ab, rieb sich die Hände und blickte nochmals auf die plötzlich verdunkelte Straße, auf die ein dichter Regen herniederprasselte.

„Was auch kommt, mag's kommen, es wird schon gut werden," dachte er und trat in das Arbeitszimmer des Bankiers, der bei seinem Anblick vom Stuhl aufsprang.

„Wie geht's Ihnen, Herr, wie geht's Ihnen, mein lieber Herr Welt," rief der Bankier und umarmte ihn. „Ich war so um Ihre Gesundheit besorgt! Das ist nicht schön, seine Freunde in so langer Ungewißheit zu lassen. Wir waren alle sehr um Sie beunruhigt! Selbst Borowiecki erkundigte sich sehr nach Ihnen."

Moritz lächelte unmerklich über diese Besorgnis.

„Was macht die Wolle? Also ich hab' mich wirklich sehr nach Ihnen gesehnt."

„Danke. Sie sind ein guter Mensch."

„Wer kann anders von mir reden! Fünfundzwanzig Rubel hab' ich gestern für die Ferienkolonie gegeben. Sehen Sie her, hier steht's gedruckt."

Er schob ihm eine Zeitung vor die Nase.

„Was macht unsere Wolle?" fragte er dann, schon ungeduldig.

„Ja, wissen Sie, wie die Bauplätze steigen, wie die Ziegel gestiegen sind, was?"

„Ich weiß, wir machen ja auch ein bißchen in Bauplätzen. Das gibt einen großen Betrieb in Lodz. Haben Sie was von Großmann in der Stadt gehört?" fragte der Bankier etwas leiser.

„Die Polizei . . . ja . . ." Moritz lächelte.

„Pst . . . pst . . ." zischte der Bankier, schaute sich nach allen Seiten um, ob nicht jemand zuhöre, schaute ins Kontor herein, ob da nicht jemand lausche, und flüsterte Moritz ins Ohr: „Gestern wurde er beinahe verhaftet."

„Gestern abend hab' ich's schon gehört, gleich nach meiner Ankunft, daß man ihn vollständig verhaftet hat."

„Ist doch ein Klatschnest dieses Lodz. Was brauchen sie sich für alles gleich zu interessieren. Was geht's den einen an, was der andere macht! Großmann wurde denunziert, aber nichts kann ihm passieren. Er ist ja rein wie ich."

Wiederum lächelte Moritz zweideutig.

„Wer hat's denn nötig, daß ihm die Polizei in seine privaten Geschäfte reinguckt?"

„Sind Sie hoch engagiert bei diesem Geschäft?"

„Auf ganze dreißigtausend! Er hätt' sich wieder aufgerappelt! Nu, aber was wollen Se, das Unglück kommt über Fabriken und Menschen und Waren, und die Versicherung ist teuer, und man muß umsonst zahlen. Wenn jemand Pech hat, dann brennt's bei ihm nicht einmal ordentlich ab."

„Es passiert ihm nichts, Großmann ist ein anständiger Mensch."

„Nu, das sag' ich ja auch, ich würd' sogar für ihn bürgen, aber was wollen Sie, es gibt ja so viele Lumpe in Lodz, die wo sogar

beſchwören würden, daß ſie's geſehen haben, wie er . . . Was weiß ich alles, was die nicht ſagen würden. Was macht unſere Wolle?"

„Ich hab's gekauft und gleich wieder gegen bar verkauft."

„Das iſt ſehr gut, ich brauch' heut viel Bargeld."

„Wer braucht nicht viel Bargeld!" ſagte Moritz melancholiſch.

„Sie werden's haben, Sie haben 'nen Kopf. Haben Sie das Geld bei ſich?"

„Nein," erwiderte Moritz langſam und ruhig, obwohl ihm das Herz höher ſchlug.

„Schicken Sie's mir beſtimmt vor vier Uhr, ich hab' Wechſelzahlungen. Und was verdienen wir?" fragte er dann und bot Moritz eine Zigarre an.

„Ich verdiene recht viel, Sie aber . . ."

„Nu, das war doch Kompagniegeſchäft, mein Kapital . . ." Der Bankier wurde unruhig.

„Mein Kapital, weil es bei mir iſt," warf Moritz hin, ſich die Zigarre anſteckend.

Großglück hörte nicht gut, oder konnte es nicht glauben, oder verſtand es ſchlecht.

„Wir haben doch zehn Prozent verabredet, nach Abzug der Koſten."

„Ich werde Ihnen zehn Prozent jährlich zahlen. Das Kapital geb' ich Ihnen aber nicht zurück," meinte Moritz ruhig.

„Wie heißt? Was reden Se? Sie haben kleine Vögel im Kopf!" ſchrie er.

„Ich ſag's Ihnen offen, das Geld hab' ich in mein Geſchäft geſteckt."

„Mein Geld!"

„Ihr Geld. Ich hab' es von Ihnen langfriſtig geliehen . . ."

Der Bankier ſprang zurück, ſtand eine Weile ſtarr da und wollte ſeinen Ohren nicht trauen.

„Herr Moritz Welt, zahlen Sie mir ſofort meine dreißigtauſend Mark zurück!"

„Herr Großglück, das Geld geb' ich Ihnen nicht zurück. Ich hab's für mich genommen, ich brauch's zur Durchführung eines größeren Geſchäfts und zahle Ihnen dafür zehn Prozent jährlich.

Zurückgeben werd' ich's Ihnen, wenn ich zu Geld komme." Moritz sprach kalt. Er hatte vollständig seine Ruhe und das Gleichgewicht wiedergefunden.

„Sie sind verrückt geworden! Sie sind krank, von der Reise ermüdet und von Geschäften überarbeitet, ruhen Sie sich ein bissel aus. Anton! Ein Glas Wasser für den Herrn! Anton! Sodawasser! Anton! Eine Flasche Sekt!" Fieberhaft änderte er die Befehle und stürzte sich jedesmal auf den Diener, der auf der Schwelle stand. „Das ist die Hitze, die einem so in den Kopf steigt. Ich weiß, mich selbst hätte ja schon einmal bald der Schlag getroffen . . . Der liebe gute Herr Moritz, Sie sind ja so blaß, Ihnen tut sicher das Herz weh, soll ich den Arzt rufen?"

Moritz lächelte spöttisch über das geängstigte Gesicht Großglücks.

„Beruhigen Sie sich ein bißchen, ja, gleich, gleich, ich habe hier Kölnischwasser, ich werd' Ihnen die Stirn einreiben."

Er feuchtete ein Taschentuch an und wollte es Moritz auf die Stirne legen.

„Lassen Sie das, ich bin vollkommen gesund und bei Sinnen."

„Das freut mich riesig, Gott der Gerechte, aj, aj! Wie haben Sie mich erschreckt, das wird mich meine Gesundheit kosten! Aber Sie sind witzig, Herr Moritz, ha, ha, ha! Einen so anzuführen! Ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich's geglaubt habe. Ha, ha, ha! Das ist ja ausgezeichnet. Nu geben Sie aber mal das Geld her. Die warten schon auf mich in der Kasse. Sehr witzig, ausgezeichnet, ha, ha, ha! . . ."

„Ich hab's nicht, ich hab's Ihnen doch schon gesagt, daß ich es mir geliehen habe."

„Wie heißt geliehen? Nu, was is', was is', das is' G'walt über die Welt! Das is' Dieberei! Raub am hellen lichten Tag!" schrie Großglück und sprang auf ihn zu.

Moritz umklammerte bloß den Stock fester und blickte ihn kühl an.

„Herr Blumenfeld, lassen Sie das Telephon verbinden mit die Polizei!" schrie der Bankier ins Kontor. „Ich werde anders mit Ihnen reden! Du Dieb! Ich laß dich im Kriminal verfaulen, ich werd' dich nach Sibirien schicken, in Ketten legen!"

„Still sind Sie, sonst steckt man Sie ins Loch für die Belei-

digungen, und mit der Polizei brauchen Sie mich nicht zu schrekken . . . Wo sind die Beweise, daß das Geld, das Sie mir in einem Scheck auf Leipzig gaben, Ihr Geld ist und nicht meins, was?" fragte Moritz kühl.

Der Bankier kam zur Besinnung, setzte sich und blickte Moritz lang an; mit einem unsagbaren Gefühl ohnmächtiger Wut blickte er ihn an und einem solchen Leid, daß ihm die Tränen in die Augen stiegen.

„Geh, Anton, ich brauch' nichts mehr. Im Gefängnis wird er zur Besinnung kommen," fügte er leiser, mit gebrochener Stimme hinzu.

„Reden Sie nicht so dummes Zeug, das laß ich mir nicht länger gefallen. Reden wir doch wie Menschen zueinander."

„Und ich hab' Ihnen so geglaubt, ich hab' Sie so für meinen Sohn gehalten, wie heißt Sohn, für Sohn und Tochter zusammen, und Sie haben mir so 'ne Schurkerei angetan, so 'ne Schurkerei! Aber, Herr Moritz, Gott kann Sie strafen, das tut man einem Freund nicht an, der Ihnen ganze Dreißigtausend anvertraut hat . . ."

„Reden Sie mir nicht den Kopf voll. Ich hab' von Ihnen dreißigtausend Mark unbefristet geliehen, weil ich ein großes Geschäft machen will. Ich werd' Ihnen einen Schuldsstein ausstellen, ich werd' es sogar vielleicht einmal zurückzahlen, jetzt aber ist das Geld schon im Umlauf. Reden wir freundschaftlich." Moritz wurde ungeduldig.

„Ein Dieb sind Sie und kein Freund! Geben Sie das Geld her!" schrie Großglück wiederum, vom Leid gepackt, stürzte sich auf einen Revolver, der in der halbgeöffneten Schublade des Schreibtisches lag, warf die Schublade aber gleich zu, schloß sie ab, steckte den Schlüssel in die Tasche und sprang im Zimmer herum, fluchte, schimpfte und sprang wieder mit geballten Fäusten auf Moritz zu. Dieser saß aber ruhig, mit dem Stock in der Hand, lächelte spöttisch und begann, als der Bankier sich etwas beruhigt hatte, ihm seine Pläne vorzutragen.

„Ich bin dreißig Jahre alt. Man muß etwas anfangen . . . Ich hab' einen guten Plan, aber kein Geld. Was wollen Sie? Von der Agentur kann man leben, aber keine Kapitalien sam-

meln, und ich lebte ja sowieso von Kredit; wenn ich alles liquidieren müßte, hätte ich rein ein paar tausend Rubel Schulden. Jetzt komm' ich aber durch. Sie haben mir Geld geliehen, da will ich Ihnen auch erzählen, wozu ich es brauche. Borowiecki ist umzingelt. Bargeld hat er keines mehr, er zehrt noch vom Wucherkredit; ich geb' ihm das Geld . . . Bei irgendeiner Gelegenheit tret' ich ganz ins Geschäft ein und werd' es schon so einrichten, daß er bloß noch der Direktor seiner Fabrik sein wird. Ich hab' einen guten Plan. Er hat in seiner Fabrik vierzigtausend Bargeld, das kann man von ihm nach und nach einkassieren, in ein . . . zwei Jahren geht er blank raus. Ich hab' alles überdacht und kann Sie versichern, daß es gelingen wird." Moritz sprach ruhig und bekräftigte seine Ausführungen durch eine Reihe von Ziffern und verschiedene tückische Pläne, Schurkereien und Betrügereien, mit denen er Borowiecki vernichten wollte.

Er sprach lange, erschöpfend und ganz offen.

Der Bankier beruhigte sich immer mehr, schon glättete er mit dem Finger seinen Backenbart, schnüffelte mit der Nase, als ob er schon das Aas spürte, von dem er auch etwas abbekommen sollte, blinzelte mit den Augen und lächelte.

Der Schurkenplan riß ihn immer mehr mit, er vergaß ganz, daß diese Kampagne mit seinem Geld geführt werden sollte, er bejahte alles aus vollem Herzen, warf manchmal ein Wort hin, manchmal einen Nebenplan, den Moritz im Nu auffing und vervollständigte, in seinen Hauptplan aufnahm und weiter ausbaute, immer ruhiger und immer vertraulicher sprechend.

Großglück trank ein Glas Wasser, öffnete das Fenster und schrie den Leuten, die mit Wollsäcken vollbeladene Lastwagen aus dem Lager herausfuhren, zu:

„Wartet im Hof!"

„Es regnet ja, die Wolle wird naß."

„Warten, hab' ich gesagt, Lump!"

Er schlug das Fenster zu, blickte auf den trüben Himmel und begann rasch etwas zu schreiben.

Moritz verstummte und versank in den Anblick der Wagen, die der Regen immer mehr durchnäßte; endlich sagte er ruhig:

„Die Wolle wird nicht viel an Gewicht zunehmen, scheint mir, die Säcke sind ja ganz neu."

„Sie sind zu . . . pfiffig," erwiderte der Bankier und ließ Decken über die Wolle breiten.

„Ihren Vater hab' ich sehr gut gekannt," begann Großglück wieder und bot Moritz höflich eine Zigarre an. „Ein kluger Mann, bloß eine dumme Pleite hat er gemacht. Wenn einer Pech hat, . . ." Er wollte eine Sentenz aussprechen.

„Was sagen Sie zu meinem Plan?" unterbrach ihn Moritz.

„Ihre Frau Mutter war eine Kusine von mir, wissen Sie das?"

„Baumwollreste hat sie in der Piotrkowerstraße verkauft. Und bißchen auf Pfänder geliehen . . ."

„Sie sind ihr sehr ähnlich. Sie war eine schöne Frau, umfangreich, große Frau. Ich werd' Ihnen was sagen, Sie haben einen Kopf, Sie gefallen mir . . . und weil ich es gern hab', wenn junge Leute Verstand haben, weil ich gern hab', Klugen zu helfen, so werd' ich Ihnen helfen. Ihr Plan gefällt mir."

„Wußt' ich doch, daß Sie ein kluger Mann sind."

„Wir machen's zusammen."

„Geben Sie Geld her?"

„Ich geb's Ihnen."

„Großen Kredit?"

„Verschaff' ich."

Eingehend besprachen sie nun die einzelnen Punkte des zukünftigen Kompagniegeschäfts und legten ein Programm fest, wie sie vorgehen wollten.

„Das wär' das eine Geschäft, jetzt kommt das zweite, ich geh' mich verloben," sprach Moritz.

„Mitgift?"

„Mela Grünspan."

„Warten Sie, bis die Sache mit Großmann erledigt ist."

„Jetzt werden wir grad schneller einig, ich werde ihnen helfen."

„Du gefällst mir sehr, Moritz, du gefällst mir so, daß ich dir meine Marry geben würde, wenn sie erwachsen wäre, und sie hat zweihunderttausend."

„Zu wenig."

„Zweihundertvierzig würd' ich geben, warten Sie ein Jahr."

„Kann nicht, in einem Jahr dreihundert, billiger kann ich nicht warten."

„Is' schon gut, kommen Sie Sonntags zu mir zum Mittagessen, ich werd' Gäste aus Warschau haben, und dann werd' ich Ihnen auch von einem kleinen Plan erzählen, der nach Millionen riecht."

Sie umarmten sich herzlich und freundschaftlich, was den Bankier aber nicht störte, Moritz an den Schuldschein über die Dreißigtausend zu erinnern.

„Sie gefallen mir so, daß ich schon ganz in Sie verliebt bin," rief der Bankier strahlend und steckte den Schuldschein in die Kasse.

XII

„Fest wollen, und es muß gelingen!" dachte Moritz, als er die Straße betrat.

Er wollte es und hatte jetzt dreißigtausend Mark in der Tasche. Wohlgefällig berührte er mit der Hand das Wachsleinwandkuvert.

Borowiecki will er auffressen, Appetit hat er auf sein Geld und seine Arbeit — und wird ihn auffressen.

Mela will er heiraten: er wird sie heiraten, ganz sicher wird er sie heiraten.

Nichts erschien ihm jetzt unmöglich.

Der erste große Sieg blähte ihn auf vor Stolz und grenzenlosem Selbstbewußtsein.

„Man muß nur den Mut haben, etwas zu wollen," dachte er und lächelte die Sonne an, die jetzt die Wolken zerrissen hatte und sich über die Stadt neigte.

Von der Heiratsvermittlerin, die im stillen seine Sache bei der Familie Grünspan vertrat, hatte er von dem Bruch mit Wysocki erfahren und auch davon, daß Bernhard Endelmann sich brieflich erklärt, einen Korb bekommen hätte, deshalb zum Protestantismus übergetreten wäre und jetzt irgendein französisches Mädel heiraten sollte.

Ferner wußte er, daß einige Söhne der besten Firmen auf Mela reflektierten, — ohne die geringste Aussicht.

„Warum sollte sie mich nicht wollen?"

Unwillkürlich besah er sich in einem Auslagefenster und lächelte seinem eigenen Spiegelbild zu. Er sah gut aus. Seinen schwarzen Bart glättend und den Kneifer fester klemmend, ging er weiter und überlegte seine Chancen.

Etwas Geld hatte er, durch Großglück großen Kredit, keine Skrupel, also konnte er auf die glänzendste Zukunft hoffen.

Mela war eine gute Partie, und seit langem schon fühlte er eine gewisse Neigung zu ihr. Wohl hatte sie ihre polnischen Verrücktheiten, ihre edelmütigen und philosophischen Anwandlungen, aber das kostete nicht viel und machte sich gut im Salon.

Er überlegte das alles und lächelte, weil er plötzlich wieder das erschrockene Gesicht Großglücks vor sich sah.

„Moritz, warte doch auf mich."

Moritz wandte sich rasch um.

„Ich such' dich in der ganzen Stadt," sagte Keßler, ihm die Hand drückend.

„Geschäft?"

„Ich wollte dich für heute abend zu mir bitten, es kommen paar Freunde zu mir."

„Ein kleines Gelage, wie im vorigen Jahr, was?"

„Nein, ein freundschaftlicher Tee, Plausch und einige Ueberraschungen."

„Hiesige Ueberraschungen?"

„Import, aber auch hiesige, für Liebhaber. Kommst du?"

„Gut. Hast den Kurowski auch gebeten?"

„Hab' schon genug von dem polnischen Vieh in der Fabrik, will es wenigstens zu Hause los sein. Er reizt mich mit seiner Miene eines großen Herrn, der sich einbildet, es sei eine Gnade, wenn er einem die Hand reicht. Verfluchter Kerl! Wo gehst du denn hin? Ich kann dich hinfahren, mein Wagen wartet hier."

„Nach der Drewnowerstraße."

„Soeben hab' ich Großmann gesehen. Gegen Kaution ist er freigekommen."

„Oh, das ist interessant, ich geh' nämlich grad zu Grünspan."

„Ich fahr' dich hin, muß nur vorher noch auf einen Augenblick in die Fabrik . . ."

„Werden die Ueberraschungen auch aus deiner Fabrik stammen?"

„Grad möcht' ich etwas auswählen in der Spinnerei."

„Sind die denn sogleich zum Appell bereit? . . ."

„Pressiert sind sie schon, und übrigens gibt's ein Mittel; wenn nicht — dann raus aus der Fabrik."

Moritz lachte auf. Sie bestiegen den Wagen und fuhren nach einigen Minuten vor der Fabrik Endelmann und Keßler vor.

„Warte einen Augenblick."

„Ich komm' mit dir, weißt, kann dir behilflich sein bei der Einschätzung . . ."

Sie durchschritten einen großen Hof und betraten ein niedriges Gebäude, das von oben erhellt wurde. Hier befanden sich die Wollwäscherei, die Sortierräume, die Wollkämmerei und die Spinnerei.

An den langen Waschtrögen, aus denen Wasser nach allen Seiten klatschte, arbeiteten bloß Männer; bei den Wollkämmen erklangen aber Frauenstimmen, die bei Keßlers Erscheinen sofort verstummten.

Die Arbeiterinnen erstarrten. Mit auf die Maschinen gehefteten Augen standen sie in Reihen, wie Automaten, Wolleballen umgaben sie wie mit dem schmutzigen Schaum dieses brausenden Maschinenmeeres, Riemenknäuel und unablässig wild knurrende Räder.

Keßler ging vor, versenkte den Kopf zwischen die Schultern und schritt etwas gebückt, ganz langsam, die rothaarigen, leicht bewachsenen Kiefer bewegend. Wie eine auf Beute lauernde Fledermaus sah er aus.

Mit den kleinen Augen musterte er genau die jüngsten und schönsten Arbeiterinnen, die allmählich unter dem einschätzenden Blick erröteten, die Augen aber nicht erhoben.

Bei einzelnen blieb er stehen, erkundigte sich nach der Arbeit, besah sich die Wolle und fragte Moritz auf deutsch:

„Was sagst du dazu?"

„Der Rest für die Knechte," erwiderte Moritz verächtlich. Bei einer blieb er aber stehen.

„Prächtige Fasson, schad', daß sie Sommersprossen hat."

„Schön, sicher hat sie eine weiße Haut! Milner!" Keßler rief

den Aufseher des Saales. Als er zu ihm kam, fragte er ihn leise nach dem Namen des Mädchens und notierte sich ihn.

Sie gingen weiter, durchschritten zweimal den Saal in verschiedenen Richtungen, ohne etwas Entsprechendes auswählen zu können. Die Mehrzahl der Arbeiterinnen war häßlich, abgemagert und von der Arbeit aufgerieben.

„Gehen wir in die Spinnerei, hier kann man nichts auffischen, lauter Reste."

In der weißen, mit Wolle wie mit blendendem Schnee überschütteten und von dem durch die Glasdächer hereinscheinenden Licht überfluteten Spinnerei herrschte eine seltsame, betäubende Stille.

Alle Maschinen waren in wahnsinnigem Gang, sie arbeiteten wie in großer Andacht, aber mit zurückgehaltenem Atem, geräuschlos. Hin und wieder erscholl bloß ein scharfes, kurzes Gewinsel der Triebräder und verstummte, mit Oel übergossen, von den Milliarden Zuckungen fortgerissen, die wie ein ganz fernes Gewitter über den Maschinen grollten.

Die schwarzen, vibrierenden Riemen und Transmissionen sahen wie verschlungene Schlangenleiber aus und jagten sich zischend, ohne Unterbrechung, stürzten gegen die Decke, fielen auf die blinkenden Räder zurück, die kreisend sich an den Wänden entlang schlängelten, durch die Decke hindurchliefen, zurückkehrten und von beiden Seiten die langen Saaldurchgänge mit den Strähnen des schwarzen, dahinrasenden Garnes umgaben. Durch das Garn zeichneten sich undeutlich die Bewegungen der Selfaktoren ab, die wie ungeheuerliche Skelette vorsintflutlicher Fische aussahen und in schräger Bewegung vorwärtsliefen, mit den weißen Zähnen die Wollspule auffingen und mit der Beute wieder zurückschnellten, unzählige Fäden nach sich ziehend.

Wie angenagelt an die Maschinen standen die Arbeiter da, starrten in das Garn, bewegten sich automatisch, liefen den Selfaktoren nach, traten vor ihnen zurück, knüpften blitzartig die gerissenen Fäden zusammen und überwachten, taub und blind gegen alles, was hinter ihnen war, die Bewegungen der Bestien.

„Die Schwarze da, bei dem Wickelgarn, was?" flüsterte Keßler, auf die andere Hälfte des Saales weisend, wo das Garn gewickelt

und aufgespult wurde; dort stand ein stark gebautes, brünettes Mädchen mit prachtvoll geformten Gliedern, die sich durch das leichte Kleid und das Hemd deutlich abzeichneten. Wegen der furchtbaren Hitze hatten die Mädchen bei der Arbeit so wenig wie möglich an.

„Prachtvoll, prachtvoll. Kennst du sie noch nicht?"

„Erst seit einem Monat arbeitet sie bei uns. Hausner hatte schon Absichten auf sie, weißt, unser Chemiker, ich hab' es ihm aber aufrichtig abgeraten."

„Gehen wir da rein," sagte Moritz, und die Augen funkelten ihm.

„Paß auf, daß du nicht zwischen die Räder kommst."

Vorsichtig schritten sie durch die engen Durchgänge. Von beiden Seiten arbeiteten Maschinen, die das Garn auf große Spindeln aufspulten und zu Doppelzwirn drehten.

Keßler notierte sich noch zwei andere Mädchen und ging dann mit Moritz heraus, von haßerfüllten Blicken gefolgt.

Sie schritten an den Hauptmaschinen vorbei; auf der Schwelle des Turmes, in dem beständig jenes ungeheuerliche Triebrad raste, stand der alte Malinowski, die Pfeife zwischen den Zähnen und die Hände in den Taschen. Er nahm die Mütze vor Keßler nicht ab, nickte ihm nicht einmal mit dem Kopfe zu, sondern stand in herausfordernder Stellung und blickte düster und gierig.

Keßler zuckte leicht zusammen, als er seinem Blick begegnete, machte eine Bewegung, als ob er zurücktreten wollte, zähmte aber die Furcht und trat absichtlich in den Turm.

„Nichts Neues?" fragte er halblaut Malinowski.

„Ich hätte ein kleines Anliegen an Sie . . ." erwiderte seltsam leise der Alte und ging auf ihn zu.

„Bitten müssen im Kontor vorgetragen werden, hier hab' ich keine Zeit," warf Keßler nervös hin und ging rasch hinaus. Die Stimme Malinowskis und seine Bewegungen gefielen ihm wenig.

„Dieser Dreckkerl ist nicht angenehm," bemerkte Moritz.

„Ja . . . ja . . . er bleckt bissel die Zähne, ich muß ihm mal eins versetzen!" sagte Keßler leise.

Im Kontor übergab er die Notizen über die ausgesuchten Mäd-

chen einem Vertrauten, der schon wußte, was er weiter zu tun hatte. Dann brachte er Moritz gleich nach der Drewnowerstraße.

„Nach sechs wird der Wagen vor deinem Kontor warten," sagte er Moritz zum Abschied und fuhr weiter.

„Ein feiner Schurke!" dachte Moritz und betrat das Grünspansche Haus.

XIII

Bei Grünspans traf Moritz auf eine Familienberatung.

Grünspan lief im Zimmer herum, schrie und schlug mit der Faust auf den Tisch. Regina saß am Fenster und schrie ebenfalls, und zur Abwechslung weinte sie vor Wut. Der alte Landau saß am Tisch, mit einer großen Seidenmütze im Nacken. Er hatte die Wachsleinwand des Tisches aufgerollt und schrieb mit Kreide lange Ziffernreihen. Blaß und ermattet lag Großmann auf dem Sofa, hüllte sich melancholisch in Rauchwolken und blickte hin und wieder seine Frau ironisch an.

„Das ist ein Dieb, das ist der größte Lodzer Dieb! Der Schlag wird mich noch wegen ihm treffen . . . Er tötet mich!" schrie der Alte.

„Wann bist denn du da rausgekommen?" Moritz wandte sich zu Großmann.

„Vor einer Stunde."

„Na, wie war's denn? Sehr angenehm?" flüsterte Moritz spöttisch.

„Wirst dich davon selbst überzeugen können, das wird dir nicht erspart bleiben, nur mit dem Unterschied, daß du für deine eigenen Sünden sitzen wirst und nicht für die Sünden des Schwiegervaters und der Frau, wie ich."

„Du, Albert, sei nicht dumm und red' nicht solche Sachen. Moritz gehört zu uns, Moritz weiß, wie die Sachen stehen, aber wenn du so redst, dann kann er glauben, was man von uns in Lodz spricht, ist wahr." Wütend kam der Alte auf Großmann zu.

„Was ich davon weiß, ist 'ne andere Sache, jedenfalls bin ich zu euch hergekommen, wie zu den Meinigen, wie zu anständigen Leuten," sagte Moritz mit Nachdruck.

Unruhig blickte ihn Grünspan an. Sie schauten sich lange in die Augen, prüfend und sondierend. Der Alte wandte den Kopf zuerst ab und begann wieder zu fluchen.

„Da komm' ich also zu ihm wie zu einem Menschen, wie zu einem Kaufmann rede ich zu ihm: verkauf' mir deinen Platz. Und dieser Kuhhirt . . . dieser . . . Pfui . . . Daß es ihm so ergeht, wie ich's ihm aus ganzem Herzen wünsche! Der lacht und läßt mich seinen Misthaufen angucken und sagt: das ist pures Gold, das ist ein Paradies. Er wird es nicht billiger verkaufen als um vierzigtausend Rubel . . . Daß dich . . . daß dich die Pest holt, aber rasch, sofort! Gott der Gerechte! Mela! Gib mir paar Tropfen, Kind, mir ist sehr unwohl. Ich hab' Angst, daß es mir nicht noch schlechter wird!" rief er ins andere Zimmer.

„Um wen und um was handelt sich's denn eigentlich?" fragte Moritz leise. Er verstand nicht, was los war.

„Um Wilczek. Ein schlauer Junge . . . Für vier Morgen will er vierzigtausend haben."

„Und wert sind sie?"

„Wert sind sie heute fünfzig."

„Die Plätze sind um dreißig Prozent gestiegen."

„Eben, und man weiß nicht, wo das enden wird. Der Alte muß es aber kaufen, weil er doch die Fabrik vergrößern muß."

„Na, warum zögert er denn und macht euch die Hölle heiß? In ein paar Monaten wird er vielleicht das Doppelte zahlen müssen."

„Weil Vater ein kleiner Krämer ist, er kann seine Krambude in der Altstadt und das Handeln um jede Kopeke nicht vergessen," flüsterte verächtlich Großmann.

„Guten Tag, Mela!" Moritz sprang auf und ging auf sie zu.

„Guten Tag, Moritz. Danke dir schön für die Blumen. Ich hab' mich sehr gefreut."

„Es waren keine schöneren beim Gärtner da, sonst hätt' ich sie dir geschickt."

Mela lächelte abwesend. Sie war sehr blaß heute, in ihrem Lächeln lag Traurigkeit, und Trauer sprach aus ihren verdunkelten, weit aufgerissenen, schwarz umränderten Augen. Seltsam weich und schwerfällig bewegte sie sich, wie ein vom Schmerz erschöpfter

Mensch. Sie reichte dem Vater die Tropfen auf einem Stück Zucker, blickte kalt zu der Schwester herüber, bemerkte absichtlich die ihr von Großmann entgegengestreckte Hand nicht und ging ins andere Zimmer.

Durch die offene Tür sah Moritz, wie sie ihr Gesicht über die Großmutter beugte, die ewig im Fauteuil am Fenster saß. Mit seinen Blicken verfolgte er ihre langsamen Bewegungen und die edle Linie ihres Kopfes und fühlte, daß ihm das Herz höher schlug, daß eine eigentümliche Erregung ihn überfiel. Er hörte nicht mehr auf die Klagen des Alten, noch auf das weinerliche Gejammer Reginas, die immer wiederholte, Großmann hätte sich vor dem Untersuchungsrichter schlecht verteidigt, er würde sie durch seine Dummheit noch zugrunde richten.

„Pst, pst . . . Still, Kinder, genug! Alles wird wieder gut werden. Wir werden ein bissel verlieren, aber das ganze Geschäft bringt immerhin fünfundsiebzig Prozent. Ich fahr' gleich zu Großglück, mag er sich durch einen seiner Leute mit den Denunzianten einigen, wir können uns da nicht reinmischen."

„Er muß sich dessen mächtig annehmen, wenn er für seine dreißig Prozent nicht — fünfe kriegen will."

„Natürlich, wenn es gut geht, dann kriegt er doch fünfzehn, höchstens zwanzig," sagte Großmann zynisch, den Schwiegervater anblickend.

„Ein kluges Wort hast gered't, Albert! Ganze zwanzig geben wir ihm! Na, jetzt ist's aber genug. Jetzt müssen wir an den Wiederaufbau denken. Du, Albert, kehrst nicht wieder in diese Bude zurück. Ich habe einen großen Plan. Den Bauplatz kauf' ich Wilczek ab, und wir gründen uns, zusammen mit meiner Fabrik, ein großes Aktiengeschäft, unter der Firma: Grünspan, Großmann und Kompagnie. Mein Anwalt befaßt sich schon mit der rechtlichen Seite der Angelegenheit, und mein Baumeister soll in einer Woche genaue Pläne vorlegen. Ich hab' mir dieses Geschäft lang' überlegt, jetzt ist der Augenblick günstig. Viele von den armen Schluckern hat der Teufel geholt, jetzt haben wir Luft. Wozu sollen wir alles in die Appretur schicken? Damit andere an uns verdienen? Wir werden eine eigene Appretur haben. Wozu sollen wir Garn kaufen? Wir bauen uns eine Spinnerei, das gibt fünf-

undzwanzig Prozent. Wir bauen uns eine komplette Fabrik, mit allem, und machen Meyer bissel Konkurrenz. Schon vor deinem Unglück hab' ich daran gedacht, Albert; da es nun aber schon geschehen ist, kann es uns helfen."

Erschüttert und hingerissen warf sich Regina dem Vater um den Hals.

Auch Moritz war von dem Plan geblendet, und in Gedanken fügte er schon zu den zwei Firmennamen noch den seinigen hinzu.

Von alledem jetzt noch keinen Ton. Erst muß die Sache mit Albert erledigt sein. Moritz, du sagst's doch niemand, du gehörst doch zu uns."

„Ich möchte noch mehr zu euch gehören," erwiderte Moritz ernst.

Grünspan sah ihn lange an, berechnend; auch Regina musterte ihn, nur Großmann lächelte zweifelnd.

„Warum nicht, das Geschäft kann man machen," sprach der Alte kühl.

„Zu diesem Zweck bin ich hergekommen."

„Kannst zu Mela gehen und dich mit ihr aussprechen."

„Ich muß erst mit Ihnen sprechen."

„Die Bernstein hat mir schon davon gesagt. Weißt du, was Mela dir antworten wird?"

„Ich weiß es noch nicht, aber ich will erst hören, was Sie mir antworten . . ."

„Gleich . . . gleich . . ."

Der alte Grünspan verabschiedete sich von Regina, drückte Großmann die Hand, begleitete sie in den Flur hinaus und kehrte wieder ins Zimmer zurück.

„Landau kann es anhören . . ."

Grünspan setzte sich auf einen Stuhl, kreuzte die Beine und spielte mit der langen goldenen Uhrkette.

Moritz sammelte die Gedanken, nagte an dem Griff seines Stockes, glättete seinen Bart, klemmte den Kneifer fest und überlegte, auf welche Weise die Frage der Mitgift zu erledigen wäre; endlich sagte er offen und geradeaus:

„Was geben Sie Mela?"

„Was haben Sie?"

„Ich kann Ihnen morgen die Passiva und Aktiva meines Ge-

schäfts und den Vertrag, den ich mit Großglück heute abgeschlossen habe, vorlegen, ich hab' nicht nötig, Sie zu beschwindeln. Meine Geschäfte sind wie eingemauert. Mein Bargeld stammt nicht von einer Versicherung, die ein Untersuchungsrichter etwa in Frage gestellt hat." Er sprach es absichtlich mit großem Nachdruck. „Jetzt reden Sie . . ."

„Was haben Sie? sagen Sie die Ziffer, morgen können wir es feststellen . . ."

„Dreißigtausend Rubel in bar! Dazu kommt mein Kredit auf zweimal so viel. Ich bin bescheiden. Meine Erziehung, mein freundschaftliches Verhältnis zu allen Lodzer Millionären, meine Ehrlichkeit — keinmal hab' ich Pleite gemacht — das ist sehr wichtig . . ."

„Weil es sich für Sie wohl nicht verlohnt hätte," warf ruhig Landau ein.

„Also, alles in allem, plus—minus, bin ich mindestens zweihunderttausen Rubel wert. Ich bin ein bescheidener Mensch, ich überhebe mich nicht. Was geben Sie Mela?"

„Sie hat ganze zehn Jahre auf einer sehr teuren Pension gelernt. Sie war im Ausland, sie hatte spezielle Privatlehrer für verschiedene Sprachen. Sie hat mich viel Bargeld gekostet."

„Das ist persönliches, unbewegliches Vermögen, von dem ich keine Prozente kriegen werde."

„Sie werden keine Prozente von ihr haben? Und ihre Erziehung? Sie sieht wie eine Königin im Salon aus! Und wie spielt sie auf dem Klavier, und was hat sie für Manieren! Sie ist ein schönes Mädchen. Sie ist mein liebstes Kind, sie ist der reinste Brillant!" rief er begeistert.

„In welche Summe lassen Sie ihn also fassen? . . ." fragte Moritz.

„Landau & Kompagnie haben sich für fünfzigtausend entschlossen," erwiderte Grünspan ausweichend.

„Wenig! Fräulein Mela ist ein Brillant, ist eine schöne Frau, ist klug wie ein Engel, wie ein ganzer Engel, aber fünfzigtausend ist zu wenig."

„Wie heißt zu wenig! Fünfzigtausend, das ist viel Geld. Sie

sollten mir dafür die Hand küssen. Ist sie denn etwa häßlich, lahm und blind, daß ich mehr geben soll?"

„Na, also ganz gesund ist sie ja nicht, sie ist öfters krank, aber ich will daraus keine große Geschichte machen."

„Was reden Sie? Mela ist nicht gesund? Sie sind wohl verrückt geworden. Mela ist die Gesundheit selbst, Sie werden schon sehen, wie sie gesund ist, sie wird jedes Jahr ein Kind kriegen. Zeigen Sie mir in ganz Lodz so ein Mädchen. Ein italienischer Fürst wollte sie heiraten, wissen Sie das?"

„Schade, daß sie ihn nicht geheiratet hat. Sie hätten dem Fürsten dann Hosen und Schuhe anschaffen können."

„Und Sie, was sind Sie für 'ne Firma? Was ist das für 'ne Firma: Kommissionsgeschäft Moritz Welt? Was ist das für'n Papier? . . ."

„Sie vergessen meine Beteiligung bei Borowiecki."

„Mit zehntausend Rubel sind Sie drin: aj, aj! Was für ein großer Kapitalist!" Grünspan lachte.

„Heute bin ich mit zwanzigtausend drin, und in einem Jahr gehört die Fabrik mir, das kann ich Ihnen versichern . . ."

„So wollen wir dann weiterreden," erwiderte Grünspan gleichgültig, war aber in Wirklichkeit mit der Offerte zufrieden, weil er Moritz für einen tüchtigen Gründer hielt.

„Dann können Sie mit wem anders reden. Großglück wollte mir heute zweihunderttausend geben und seine Marry dazu."

„Nu, die is' so, daß selbst, wenn Großglück vierhundert gibt, er immer noch keinen Schwiegersohn finden wird."

„Ja, aber sie hat keinen Vater und keinen Schwager, die in Brandgeschichten verwickelt sind."

„Reden Sie doch leiser!" rief der Alte und blickte ins andere Zimmer hinein.

„Sie bilden sich wohl ein, das ist angenehm, und man hat als Schwiegersohn der Firma Grünspan und Landsberger mehr Kredit; — da irren Sie aber, mein Lieber."

„In Lodz weiß man, was ich wert bin," erwiderte Grünspan ruhig.

„Wo weiß man's? Wer weiß es? Die Polizei?" sprach Moritz bissig.

„Sprechen Sie keinen Klatsch nach."

Sie schwiegen eine Zeitlang.

Der Alte ging im Zimmer herum, blickte durchs Fenster auf den Garten, Landau saß zusammengekauert am Tisch, und Moritz wartete etwas erregt und ungeduldig auf den Ausgang des Handels. Er war schließlich auch mit fünfzigtausend zufrieden, wollte aber noch versuchen, mehr rauszudrücken.

„Will Mela Sie heiraten?"

„Das werd' ich gleich erfahren, möcht' aber vorher wissen, was Sie ihr mitgeben."

„Ich hab's gesagt. Meine Worte sind nicht Luft."

„Ich kann nicht, ich brauche mehr für mein Geschäft. Es verlohnt sich nicht für mich, mich für fünfzigtausend zu verkaufen Meine Erziehung, meine Beziehungen, meine Ehrlichkeit, meine Firma sind viel mehr wert. Ueberlegen Sie sich das, Herr Grünspan. Ich bin nicht der Herr Landau, oder der Fischbein. Oder irgendein Kommis. Ich bin Moritz Welt, — Weltfirma! Sie legen Ihre Tochter mit hundert Prozent an, ich brauche das Geld nicht zum Bummeln. Geben Sie also fünfzigtausend in bar und noch einmal so viel nach zwei Jahren?" fragte er entschlossen.

„Im Prinzip geh' ich drauf ein, aber nach Abzug der Trauungskosten, der Ausstattung und der Erziehungskosten."

„Das ist eine Schweinerei, Herr Grünspan, seiner eigenen Tochter so'n Unrecht zuzufügen!" schrie Moritz.

„Nu, wir können ja noch darüber reden, erst muß die Sache mit Albert erledigt sein."

„Sie sollten wegen dieser Sache der Tochter noch zehn Prozent dazu geben, weil ihr Ruf doch geschädigt ist. Wir müssen euch vor den Leuten in Schutz nehmen. Na, also Ihr letztes Wort?"

„Ich hab's gesagt, Sie haben mein Wort."

„Worte kann man ohne jeden Verdienst liquidieren. Ich brauch' eine Garantie."

„Wenn Mela mir mitteilen wird, daß sie Sie heiratet, dann wird alles ordentlich erledigt."

„Abgemacht, ich geh' gleich zu ihr."

„Ich wünsche Ihnen, daß sie einwilligt. Sie gefallen mir, Moritz."

„Grünspan, du bist ein alter Macher, aber ich schätze dich."

„Wir werden schon einig."

Sie reichten sich die Hände.

Moritz fand Mela in einem kleinen Boudoir, mit einem Buch in der Hand. Sie las aber nicht, sondern starrte mit den Augen ins Fenster.

„Entschuldige, daß ich mich nicht erhebe, ich fühle mich etwas unwohl. Setz' dich! Hast ja so eine feierliche Miene? . . ."

„Ich hab' grad mit dem Vater über dich gesprochen."

„Ah!" flüsterte sie gedehnt und musterte ihn aufmerksam.

„Eigentlich hab' ich gesprochen, ich hab' angefangen . . ."

„Ach so! Die Blumen . . . das Gespräch mit dem Vater . . . ich verstehe . . . Also? . . ."

„Der Alte sagte mir, daß es von dir abhängt, bloß von dir, Mela."

Moritz sprach so weich und herzlich, daß sie verwundert zu ihm aufblickte.

Er erzählte ihr von sich und davon, wie lange schon und wie sehr sie ihm gefiele.

Sie stützte den Kopf auf die Hand und wandte ihm ihr gequältes, trauriges Gesicht zu. Eine seltsam schmerzhafte Traurigkeit preßte ihr Herz zusammen, die Traurigkeit der nicht ausgeweinten Tränen, die Traurigkeit derer, die den Verlust ihrer Liebsten nie verschmerzen können. Beim ersten Wort merkte sie sofort, daß er sich ihr erklären wollte. Ohne Aerger und Entsetzen schaute sie ihn an und hörte ihm anfangs gleichgültig zu; als er aber immer länger und ausführlicher sprach, packte sie eine Unruhe, und Wehmut durchdrang ihr Herz.

Warum mußte gerade er kommen und ihr von Ehe sprechen? Warum gerade er, Moritz, und nicht jener, den sie über alles liebte . . . warum nicht Wysocki? . . .

Sie vergrub ihr Gesicht in dem Kissen, um die Tränen zu verbergen und den Sprechenden nicht zu sehen, und hörte seinen Ausführungen mit angehaltenem Atem zu, mit getrübtem Bewußtsein. Sie wollte nicht wissen, wer zu ihr sprach! Aus ganzer Kraft wollte sie es nicht. Tränen überfluteten ihre Seele. Mit der ganzen Kraft des liebenden Herzens, mit der ganzen Macht der

Einbildung, der Sehnsucht, des Verlangens und der Liebe rief sie nach jenem, daß er käme und sie von der Qual befreite und zu ihr spräche.

Und da saß Moritz mit dem Hut in der Hand . . . Der schöne Moritz . . . Moritz . . .

Er spricht nicht von Liebe, nicht von Lebensglück, nicht von den Aufwallungen des nach Liebe verlangenden Herzens.

Moritz spricht ruhig, es werde ihnen gut gehen, er werde eine Fabrik gründen; er spricht von Kapitalien, von Mitgift, von Geschäften, die er plant; er sagt, daß sie nie wird etwas entbehren müssen, daß sie Pferde und Equipagen haben wird.

Ja, das ist Moritz, Moritz. Sie versuchte es festzuhalten und fragte halb bewußt:

„Liebst du mich, Mietsch . . . Moritz?"

Sie verbesserte sich rasch und hätte gern die Frage zurückgenommen, aber schon antwortete Moritz gerührt:

„Das kann ich dir nicht sagen, Mela! Du weißt, ich bin ein Kaufmann, ich verstehe nicht, das was ich fühle schön zu umschreiben, aber wenn ich dich sehe, Mela, dann fühle ich mich so wohl, daß ich nichts anderes mehr wünsche, daß ich sogar die Geschäfte vergesse. Du bist so schön und unseren Frauen so unähnlich, daß ich schon immer an dich gedacht habe. Also sag', Mela, willst du mich heiraten? Willst du meine Frau werden?"

Sie schaute ihn an und schwieg. Endlich besann sie sich, stand auf und sagte rasch, ohne Ueberlegung:

„Gut. Ich werde dich heiraten. Bespricht alles mit Vater. Gut, Moritz, ich werde deine Frau . . ."

Er wollte ihr die Hand küssen, sie zog sie aber sanft zurück.

„Geh schon, ich fühle mich so unwohl heute, geh. Komm morgen, nachmittags . . ."

Sie konnte nicht mehr sprechen; er aber war so erfreut über das perfekte Geschäft, daß er ihr seltsames Benehmen nicht einmal bemerkte und zum alten Grünspan lief, um so schnell wie möglich die Mitgiftssumme festzulegen.

Grünspan war nicht da, man hatte ihn ins Kontor abberufen.

Moritz kehrte um, um Mela zu bitten, sie möchte dem Vater alles sagen.

Als er hereinkam, stand sie an derselben Stelle, genau so, wie er sie verlassen hatte, und starrte ins Fenster mit einem Blick, der nirgends hinschaute und nichts sah. Sie war leichenblaß, bewegte die Lippen, als ob sie sich mit ihrer eigenen Seele oder mit ihren Erinnerungen unterhielt.

„Gut, Moritz, gut, Moritz, ich werde es Vater sagen, ich werde deine Frau, gut!" wiederholte sie eintönig.

Ihre Hand zog sie diesmal nicht zurück und hörte nicht einmal, daß er ging. Sie legte sich auf eine Ottomane hin, nahm ein Buch in die Hand und lag gedankenlos, in den Anblick der Rosen versunken, die vor dem Fenster sich wiegten.

Moritz war so erfreut, daß er Franz, der ihm in den Mantel half, ganze zehn Kopeken gab und in einer Droschke zu Borowiecki in die Fabrik fuhr.

„Gratuliere mir, ich heirate Mela Grünspan," rief er, ins Kontor stürzend.

„Ein schönes Geld," sagte Karl, den Kopf vom Schreibtisch erhebend.

„Feines Geld!" verbesserte Moritz.

„Ja, wenn die Versicherungsgesellschaft alles auszahlen wird," Karl sprach mit Nachdruck. Die Nachricht, daß Moritz mit einem Schlag ein schönes Mädchen und eine große Mitgift bekam, während er sich ewig plagen mußte, irritierte ihn.

„Das Geld hab' ich dir mitgebracht."

„Ich habe grad' berechnet, vielleicht werd' ich es gar nicht von dir nehmen müssen. Ich habe jemand gefunden, der es mir gegen ein Sechsmonatsakzept und bloß acht Prozent Zinsen geben will."

Er sagte das absichtlich, obwohl er das Geld nicht hatte. Er wollte bloß Moritz ärgern.

„Nimm's nur! Speziell für dich hab' ich das Geld herausgekriegt und von vornherein schon die Zinsen bezahlt."

„Behalt es nur noch einige Tage; sollte ich es nicht nehmen, werde ich dir die Kosten ersetzen."

„Ich mag solche bedingten Geschäfte nicht," sagte Moritz unzufrieden.

„Fräulein Mela hat also eingewilligt? Das wundert mich ein wenig . . ."

„Warum? Was kannst du mir vorwerfen?" fragte Moritz rasch und ärgerlich.

„Aussehen tust du wie ein Kommis, aber das stört weiter nicht, bloß daß . . ."

„Sag's nur bitte . . ."

„Sie soll so in Wysocki verliebt gewesen sein." Bösartig klangen seine Worte.

„Das ist grad' so wahr, als ob jemand von Schajas Pleite erzählen würde."

„Warum sollte sie nicht in ihn verliebt sein? Beide sind schön. Beide haben gewisse fixe Ideen, soziale Ideen gemeinsam, beide sind temperamentvoll, ich habe es bei Trawinskis gesehen, wie sie sich mit den Augen verschlangen. Da wurde auch von ihrer Heirat gesprochen . . ." Borowiecki sprach unerbittlich und ergötzte sich an dem Schmerz, der sich auf dem Gesicht des Freundes spiegelte.

„Vielleicht war es so, interessiert mich nicht."

„Mich würde die Vergangenheit meiner Braut interessieren. Ich würde eine Frau mit Erinnerungen nie heiraten." Karl lächelte so bissig, daß Moritz heftig aufsprang.

„Wozu sagst du mir das?"

„Das beleidigt doch weder dich noch Fräulein Mela. Ich sage eben, was mir in den Sinn kommt. Ich freu' mich sogar sehr, daß du so eine glänzende Partie machst." Wiederum lächelte er bissig.

Moritz schlug die Tür zu und lief erregt und auf Karl wütend hinaus.

XIV

„Vielleicht nehmen Sie noch etwas Tee, Herr Josef?"

„Danke schön, Fräulein Anka," erwiderte Jusiu Jaskulski, stand auf, sich verneigend, wurde ganz rot und las dem alten Borowiecki weiter die Zeitung vor.

Anka setzte sich in einen großen Schaukelstuhl und hörte zu, blick-

te aber immer wieder auf die Verandatür und horchte, ob sich Karls Schritte nicht vernehmen ließen.

„Matthias, daß der Samowar nicht ausgeht, der Herr kommt gleich!" rief sie in die Küche, ging dann im Zimmer herum und schaute durch alle Fenster in die finstere Nacht. Eine Weile lehnte sie die Stirn gegen die Scheiben, dann kehrte sie wieder zu dem Schaukelstuhl zurück und wartete mit immer steigender Ungeduld.

Es war nicht das erste Mal, seitdem sie in Lodz wohnte, seit diesen zwei Monaten.

Für Borowiecki floß die Zeit rasch dahin, für sie aber und den Vater schleppte sie sich furchtbar langsam.

In dem engen Haus eingeschlossen und dem kleinen Stück des kümmerlichen Gartens, der ihnen Kurowo ersetzen sollte, litten sie an schrecklichem Heimweh nach dem Dorf, nach den großen, endlosen Ebenen, und zwangen sich mühevoll, sich hier einzuleben.

Anka war blaß geworden, vor lauter Sorgen, die sie ständig plagten, und wegen des Kummers, den sie verheimlichte und dessen Ursache Karl war.

Sie betätigte sich bei allem, so gut es ging, Erschöpfung suchend, trotzdem durchbohrte aber eine unbeschreibliche Traurigkeit langsam ihre Seele.

Sie wußte immer noch nicht, was sie von Karl halten sollte.

Sie glaubte es, sie war sogar überzeugt, daß er sie liebte, begann aber seit ihrer Uebersiedlung nach Lodz manchmal daran zu zweifeln.

Obwohl sie noch keine Sicherheit hatte, ihres Verdachts sich sogar schämte, erriet ihr Herz dennoch die so schmerzhafte Wahrheit.

Dabei mußte sie sich tagtäglich erstaunt und entsetzt überzeugen, daß der Mann, in dem sie das Ideal eines Menschen sah, an den sie mit Stolz und Freude dachte, den sie liebte, so anders war und in Wirklichkeit jenem, den sie vergötterte, so unähnlich.

Tagtäglich überzeugte sie sich davon und litt immer mehr.

Manchmal war Karl gut zu ihr, herzlich, erfüllte alle ihre Wünsche, aber es gab auch Zeiten, wo er kühl und schroff zu ihr war, mit unerbittlicher Ironie ihre ländlichen Gewohnheiten und mit schmerzhafter Schärfe ihr gutes Herz auslachte, ihre Sorge für die

Armen, ja sogar ihre Ansichten, die er spießbürgerlich nannte. Dann durchdrangen sie seine stahlscharfen Augen mit furchtbarem Schmerz, und sein scharfes Gesicht bekam einen kühlen und gleichgültigen Ausdruck.

Sie versuchte sein Handeln zu entschuldigen, wie er es selbst manchmal in guten Augenblicken vor ihr entschuldigte. Sie gab seiner Nervosität die Schuld und den vielen Sorgen wegen seiner Fabrik.

Anfangs glaubte sie das und ertrug geduldig seine Launen, ja sie machte sich sogar Vorwürfe, daß sie ihm nicht die Ruhe wiedergeben konnte, ihn nicht so an sich ketten konnte, daß er bei ihr alle Sorgen und allen Kummer vergaß.

Sie versuchte es sogar; als sie aber einmal seinen spöttisch-dankbaren Blick auffing, tat sie es nicht wieder. Sie verstand es auch nicht recht, denn sie liebte ihn einfach und offen, hätte gern alles für ihn geopfert, verstand es aber nicht, ihre Liebe zur Schau zu tragen, denn sie hatte ein stark entwickeltes Gefühl ihrer eigenen Würde und war zu stolz, fühlte sich zu sehr als Mensch, um es zu tun.

„Warum kommt er nicht?" dachte sie wehmütig.

Jusiu las mit einer stillen, eintönigen Stimme, erhob ab und zu das schweißtriefende Gesicht und blickte verschüchtert auf Anka.

Furchtbar langsam ging die Zeit dahin.

Die Uhr schlug die Stunden eine nach der anderen, und dann flutete eine noch tiefere Stille, in der nur die immer schläfrigere Stimme Jusius schwach erklang, bis er endlich die Zeitungen ausgelesen hatte und gehen wollte.

„Wo schläfst du denn eigentlich, Jusiu?" fragte der alte Borowiecki.

„Im Kontor des alten Herrn Baum."

„Wie steht's denn mit ihm? Geht's ihm besser?"

„Herr Baum sagt, es fehle ihm nichts, er sei ganz gesund. Herr Wysocki war heut da und wollte ihn untersuchen. Da wurde er aber so wütend, daß er ihn beinahe zur Tür rausgeschmissen hätte."

„Geht die Fabrik noch?"

„Bloß zehn Webstühle arbeiten noch. Gut' Nacht, meine Herrschaften." Er verneigte sich und ging.

„Herr Max erzählte gestern, daß sie vom Oktober ab die Fabrik

ganz schließen werden. Der alte Baum soll geisteskrank geworden sein, ganze Nächte verbringt er in der Fabrik und setzt die Webstühle in Bewegung. Neulich fand ihn Max in dem Hauptsaal, wie er von einem Webstuhl zum andern ging und arbeitete. Oh, Karl kommt!" rief sie freudig und erhob sich vom Stuhl.

Karl trat ein, begrüßte sie schweigend und warf sich in einen Stuhl.

„Kommst du von der Stadt?" fragte der Alte.

„Wie gewöhnlich," erwiderte Karl barsch und erregt, daß er sich entschuldigen mußte. Als er aber den unruhigen Blick Ankas bemerkte, erhellte sich sein Gesicht, und er sagte mit weicher Stimme:

„Was gibt's hier Neues? Ich konnte nicht zum Mittagessen kommen, weil ich nach Piotrków fahren mußte. Entschuldigt, daß ich es euch nicht wissen ließ, es war keine Zeit mehr, es kam unverhofft. War Frau Trawinska hier?"

„Ja, und nachmittags besuchte uns Frau Müller mit Mada."

„Frau Müller mit Mada!" Er staunte.

„Sie machten ihren Nachbarbesuch. Sehr sympathische Frauen, und beide ergingen sich einstimmig in Lob über Sie. Aber sie klagten, daß Sie sie vernachlässigen."

„Eigentümliche Ansprüche, ich war kaum ein paar Mal bei ihnen." Er zuckte mit den Achseln.

Anka blickte ihn erstaunt an. Mada hatte ihr nämlich ausdrücklich gesagt, daß Karl im Frühling fast täglich zum Tee zu ihnen kam.

„Eine furchtbare Gans, diese Mada, nicht wahr?"

„Mir erschien sie sehr verständig, sehr einfach und offen, zu offen sogar ... Ich verstehe nicht, warum Herr Max so unwillig von ihr spricht."

„Max ist leicht voreingenommen." Karl wußte, weshalb Max Mada nicht ausstehen konnte.

Er trank rasch den Tee und dachte über diesen sonderbaren Besuch nach.

Wozu waren die hergekommen?

Vielleicht wollte Anka absichtlich sie kennen lernen.

Er erkundigte sich nach den Details des Besuchs; Anka erzählte

ihm alles genaueſtens und ſprach offen ihre Verwunderung über den Beſuch aus.

„Das iſt alſo Madas Arbeit, ein pfiffiges Mädel!“ dachte Karl ärgerlich.

Noch hatte er ja den Gedanken, Müllers Schwiegerſohn zu werden, nicht ganz fallen laſſen und hätte deshalb vorgezogen, daß die beiden Mädchen ſich nicht näher kennen lernten, um ſich ſeine Stellung beiden gegenüber nicht zu erſchweren.

„Man wird ihnen einen Gegenbeſuch machen müſſen,“ bemerkte er beiläufig.

„Ich möchte nicht gern neue Bekanntſchaften machen.“

„Das glaub' ich, um ſo mehr, als dieſe Bekanntſchaften wenig entſprechend ſind. Ich gehe irgendwann mit Vater zu ihnen, dann iſt die Sache erledigt.“ Mit einer mitleidigen Geringſchätzung erzählte er jetzt von den Bauerngewohnheiten und den Emporkömmlingsgelüſten Madas und des alten Müller, machte ſie abſichtlich lächerlich und übertrieb alles, um Anka die Luſt zu nehmen, mit ihnen näher bekannt zu werden; ſchließlich kam er auf ſeine eigenen Sorgen zu ſprechen.

Aufmerkſam hörte Anka zu und blickte teilnahmsvoll auf ſeine umränderten Augen und das müde Geſicht; als Karl geendet hatte, fragte ſie:

„Wird's noch lange dauern?“

„In zwei Monaten muß ich die Fabrik in Betrieb ſetzen, wenn auch nur eine Abteilung, aber es gibt ja noch ſo viel Arbeit, daß ich gar nicht daran denken mag.“

„Sie müſſen ſich ſpäter längere Zeit ausruhen.“

„Ausruhen! Später wird's ja noch viel mehr Arbeit geben, lange Jahre angeſtrengteſter Arbeit und Mühen werden nötig ſein, günſtige Konjunkturen, gute Abnehmer, große Kapitalien, um halbwegs auf die Beine zu kommen. Dann erſt wird man ans Ausruhen denken können.“

„Und dieſes fieberhafte, erſchöpfende Leben ſoll immer ſo bleiben, immer? . . .“

„Immer, und dazu kommt noch die Sorge, ob auch aus dem allem etwas wird.“

„In Kurowo brauchten Sie ſich nicht ſo abzumühen.“

„Meinen Sie das im Ernst?"

„Ich behaupte es auch," ließ sich der alte Borowiecki vernehmen, der Patiencen legte.

„Ich habe lange darüber nachgedacht," flüsterte Anka, rückte näher an Karl heran und begann, an seinen Arm gelehnt, begeistert und sehnsüchtig das ruhige, gute Leben auf Kurowo auszumalen.

Karl lächelte nachsichtig . . . Mag sie nur weiterträumen, wenn ihr das Vergnügen macht.

„Wir hätten es so gut da drüben, niemand würde unser ruhiges und dauerhaftes Glück stören," fuhr Anka fort, sich in immer größeres Entzücken hineinredend.

Karl verglich ihre Worte mit ganz ähnlichen Worten so vieler Frauen, die in einer Liebesaufwallung genau so wie sie vom Glück mit ihm träumten. Dasselbe hatte ihm Lucy vor kaum einer Stunde gesagt.

Er war sehr ermüdet nach dem heutigen Rendezvous mit Lucy und noch so von ihr erfüllt, daß er vor nervöser Erschöpfung schauerte, in tiefes Schweigen versank und nur auf Ankas Stimme lauschte. Es schien ihm aber, daß eine andere sprach, er hörte fast das Rauschen von Lucys Kleidern, ihr Lächeln und die in seltsamem Zauber klingenden Worte.

Er blieb noch eine Weile, versuchte herzlich und offen zu Anka zu sprechen; als er aber immer wieder ihren ungläubigen Blicken begegnete, erhob er sich und verabschiedete sich.

Anka führte ihn wie gewöhnlich über die Veranda, wo Matthias schon mit einer Laterne wartete.

„Vielleicht fahren Sie morgen mit uns zur Kirche?"

„Wenn es geht, gebe ich Ihnen morgen früh Nachricht."

Langsam kehrte Anka in die Wohnung zurück, ließ alle Lichter auslöschen, traf Anordnungen für morgen und sagte dem Vater gute Nacht. In ihrem Zimmer blieb sie am Fenster stehen, blickte lange in die dunklen Abgründe des Himmels und durchlebte alles noch einmal.

„Eigentlich geht mich ja das alles nun nichts mehr an," dachte sie traurig.

Es war aber nicht wahr, es ging sie jetzt mehr an, als sie es gewünscht hätte, sie wollte sich bloß dieser schmerzhaften, ihren Stolz

demütigenden Einsicht nicht hingeben, diesen brutalen Tatsachen, die vor ihr erstanden.

„Ich werde ihm wahrscheinlich den Weg zum Glück versperren," sagte sie sich am Morgen nach der schlaflosen Nacht; sie verbiß jedoch den Schmerz, und ihr unbeugsamer Stolz hielt Klagen und Tränen zurück.

Beim Frühstück war sie ruhig, wie gewöhnlich. Das Dienstmädchen meldete, eine Schar Arbeiter sei gekommen und wolle sie unbedingt sehen.

Anka trat auf die Veranda heraus, ohne zu ahnen, worum es sich handelte.

Auch der alte Borowiecki wurde herausgeschoben.

Auf der Veranda standen einige Männer und Frauen im Sonntagsstaat und mit feierlichen Mienen.

Bei Ankas Erscheinen trat sofort Socha vor, der jetzt Kutscher bei Borowiecki war, küßte ihr die Hand und verneigte sich nach alter Sitte zu ihren Füßen, trat dann etwas zurück, räusperte sich, wischte sich die Nase mit dem Aermel ab, blickte zu seiner Frau herüber und sprach kräftig:

„Da wären wir also hergekommen, um unserem liebsten, gnädigsten Fräulein für den Jungen zu danken, der sich die Rippen gebrochen hat und den das gnädige Fräulein gepflegt hat, und für die Frau des Michael, den das Gerüst getötet hat, und für die Kinder." In einem Atem sprach er es aus, blickte nach seiner Frau und den Kameraden, die mit den Köpfen nickten und die Lippen bewegten, als ob sie mit ihm zusammen sprächen.

Er atmete tief auf und sprach weiter. „Arme Waisen sind wir, und das gnädigste Fräulein ist gut zu uns wie die leibhafte Mutter. Da sind wir halt hergekommen, um von Herzen zu danken. Ohne Geschenke sind wir hergekommen, denn die Geschenke . . . ja . . . die Geschenke . . . na, Leute, küßt die Hände dem gnädigen Fräulein und die Füße!"

Nach dieser energischen Anrede warfen sich die Arbeiter vor Ankas Füße.

Eine solche Freude und Rührung packte sie, daß sie kein Wort hervorbringen konnte; so dankte der alte Borowiecki mit einigen Worten und ließ den Leuten Schnaps vorsetzen.

Am Schluß der Szene erschien Karl und ließ den Leuten, als er erfuhr, worum es sich handelte, nochmals Schnaps und ein Frühstück vorsetzen, drückte herzlich den Arbeitern die Hände; aber er lächelte ironisch und sagte, als sie fort waren, spöttisch:

„War das eine rührende Szene!"

„Es ist sehr einfach, alles zu ironisieren. Nur tun Sie es etwas zu oft." Anka sagte es scheinbar ruhig, zitterte aber im Inneren, vor Zorn.

„Es bietet sich aber auch zu häufig die Gelegenheit."

„Ich danke Ihnen für diese Offenheit. Ich weiß jetzt, daß alles, was ich tue, lächerlich ist, kleinlich, spießbürgerlich und dumm, daß alles nur Ironie verdient, die Sie auch ganz ungezwungen aussprechen. Mich kann's ja bloß schmerzen, und Ihnen macht's ein Vergnügen." Sie wurde immer erregter.

„In jedem Ihrer Worte steckte ja eine Anklage, eine schwere Anklage."

„Und die Wahrheit!"

„Fräulein Anka! Warum sind Sie mir böse? Warum sollen wir uns das Leben mit solchen Kleinigkeiten vergällen? Fühlen Sie denn wirklich aus dieser unschuldigen Ironie eine Beleidigung und Kritik über Sie heraus? Ich gebe Ihnen also mein Wort, daß ich das nie, nie bezweckte und auch nicht bezwecken konnte." Er entschuldigte sich innig, durch ihre Worte betrübt und betroffen.

Anka hörte nicht zu und ging aus dem Zimmer, ohne ihn anzuschauen.

Karl ging zum Vater auf die Veranda und klagte ihm sein Leid.

„Ich bin eine Leiche, ich lebe nicht mehr, das eine kann ich dir aber offen sagen, du tust Anka bitter unrecht; daß du es nur später nicht bereust," sagte der Alte traurig und machte ihm leise Vorwürfe wegen der Vernachlässigung der Braut und wegen der tausend Kleinigkeiten des täglichen Lebens, mit denen er Anka verletzte und ihre Eigenliebe kränkte.

„Fragen Sie das gnädige Fräulein, ob wir bald zur Kirche fahren, der Wagen wartet schon," sagte Karl zum Dienstmädchen und ging, über die Vorwürfe des Vaters erregt, auf der Veranda auf und ab.

Das Dienstmädchen kam gleich zurück.

„Das gnädige Fräulein ist zu Frau Trawinska gegangen und läßt sagen, daß sie heute nicht in die Kirche fährt."

Rot vor Wut lief Borowiecki fort.

Anka war zu Frau Trawinska gegangen.

Nina saß allein in dem Eckzimmer vor einer kleinen Staffelei und malte.

„Gut, daß du kommst, ich wollte dich zu mir bitten."

„Bist du allein?"

„Mein Mann ist nach Warschau gefahren, kommt erst morgen abend zurück, zum Malen hab' ich keine rechte Lust, auch zum Lesen nicht, ich wollte dir also einen Ausflug vorschlagen. Hast du Zeit?"

„Soviel du willst."

„Und Karl?"

„Ich bin doch erwachsen und kann tun, was ich will."

„Ah!" Unwillkürlich entschlüpfte Nina dieser Laut, sie fragte aber nicht weiter, weil der Diener Kurowski meldete; er wollte gleich wieder gehen, als er erfuhr, daß Trawinski nicht da war.

„Bleiben Sie bitte zum Mittagessen, nachher machen wir einen Ausflug zu dritt. Sie werden sich unserer annehmen und uns trösten."

Nach dem Mittagessen, das sehr lustig verlaufen war, — Anka hatte, dank den Bemühungen Kurowskis, ihre gute Laune wiedergewonnen — wurde die Frage aufgestellt, wo man hinfahren sollte.

„Nur nicht nach Hellenowo, da sind zu viele Menschen heute."

„Irgendwohin. Schade, daß Trawinski nicht da ist, sonst hätte ich Ihnen vorgeschlagen, bei mir den Tee zu trinken. Neben meiner Hütte da draußen hab' ich ein bissel Wasser und ein Stück Garten. Wir hätten es schön kühl."

„Sie haben da ein kleines Gut?"

„Ich bin ein großer Herr, vierzig Morgen hab' ich unterm Pflug. Aber . . . aber arbeiten tu' ich nur in der Fabrik In der Landwirtschaft kenn' ich mich nicht aus und mag sie auch nicht."

„Herr Karl erzählte mir, er hätte Sie im Frühling bei eigenhändiger Aussaat angetroffen, und nicht im Laboratorium . . . Also?"

„Also . . . scherzte Karl, ich kann Sie versichern, daß er scherzte."

Kurowski verheimlichte seine Vorliebe für die Landwirtschaft, die für Knechte gut genug war, wie er sich verächtlich ausdrückte.

Er half den Damen in den Wagen und ließ nach dem Milscher Wald fahren.

* *
*

Karl war zum Mittagessen nicht zurück gekommen.

Der alte Borowiecki war nach dem Essen in seinem Rollstuhl im Garten unter den Bäumen eingeschlafen. Eine tiefe Stille und eine seltsame Langweile umwehten das ganze Haus, auf der leeren Veranda zwitscherten die Spatzen und ließen sich auch durch Anka nicht verscheuchen. Sie ging im Garten herum, schaute in alle Zimmer herein und wußte nicht, was sie anfangen sollte. Sie hatte gehofft, bei ihrer Rückkehr Karl anzutreffen.

Seltsam einsam fühlte sie sich und verlassen und weitab von der ganzen Welt . . .

Der alte Borowiecki rief nach ihr. Sie ging hin und schob seinen Stuhl auf die Veranda.

„War Karl nicht da?"

„Ich weiß nicht, ich bin soeben gekommen."

Sie schwiegen lange und vermieden, sich anzublicken, bis der Alte endlich schüchtern sagte:

„Vielleicht lesen wir zusammen die Vesper?"

„Gut, ach ja, gut!" rief sie freudig und brachte gleich das Gebetbuch.

„Ja . . . siehst du, das wird uns an Kurowo erinnern . . ." Er nahm den Hut ab, schlug ein Kreuz und sprach ihr mit einer Stimme voll tiefen Glaubens und innigen Gefühls die lateinischen Worte der Hymnen nach.

Die Stille des Nachmittags breitete sich immer weiter aus, zusammen mit der Dämmerung, die schon die niedrigen Häuser und Gärten wie mit einem Spinngewebe überzog.

Anka las, bis die Dämmerung einbrach. Ihre klare, weiche Stimme schwebte über der Veranda, berührte leise das müd' herabhängende Weinlaub und bewegte sanft die zarten Efeublüten, die sich an der Brüstung emporrankten.

Weit weg, ganz in der Ferne begann die Stadt widerzuhallen von der zurückkehrenden Flut der Spaziergänger, von dem Gepolter der Droschken, von dem dumpfen Tosen der Fabriken und den weinerlichen Stimmen der Drehorgeln in den Schenken.

Bald wurde der Tee gereicht, Karl aber war immer noch nicht da.

Immer ungeduldiger wartete Anka auf ihn. Das Gebet hatte sie sehr beruhigt, und sie war entschlossen, ihm jetzt ihre ganze Drangsal und ihre Zweifel zu sagen. Sie hatte sich sogar vorgenommen, ihn um Verzeihung zu bitten, weil sie weggegangen war, und sie hoffte, dadurch endlich die endlosen Mißverständnisse zu beseitigen.

Karl kam jedoch nicht. Bloß Frau Wysocka erschien, mit einem geheimnisvollen und ernsten Ausdruck in ihrem Gesicht. Sie erzählte lange von ihrem Sohn und den Männern im allgemeinen, flocht langsam ein Gewebe, auf dessen Hintergrund sie die Angelegenheit, die sie hergeführt hatte, vorbringen wollte. Mit steigender Ungeduld hörte Anka ihr zu und fragte endlich:

„Warum sagst du es nicht offen heraus, Tante, was sollen diese Andeutungen?"

„Also gut. Es ist mir sogar lieber, offen zu sprechen, anders fällt es mir auch schwer. Gehen wir in dein Zimmer. Mach' gut die Tür zu!" sprach sie, als sie mit Anka allein im Zimmer war.

„Ich höre, Tante."

„Ich bin also hergekommen, als deine Verwandte, um dich zu fragen, ob es dir bekannt ist, was man in Lodz über dich und Karl spricht."

„Ich nahm nicht einmal an, daß man überhaupt von uns spricht," erwiderte Anka leise und erhob die Augen.

„Und du ahnst es auch nicht?"

„Gar nicht, ich habe keine Ahnung, was man sprechen könnte," erwiderte sie so ruhig, daß Frau Wysocka die Worte zurückhielt, mehrmals das Zimmer durchschritt, Anka lange anschaute und dann erst mit gedämpfter Stimme sagte:

„Man erzählt sich, daß . . . daß Karl gern Mada Müller heiraten würde, wenn . . . wenn nicht . . ."

„Wenn ich ihm nicht im Wege stünde!" sprach Anka den Satz entschlossen zu Ende.

„Du wußtest es also?"

„Nein, du hast es mir ja im Augenblick erst gesagt."

Anka verstummte, lehnte den Kopf zurück auf die hohe Lehne des Sessels und blickte dumpf, mit erloschenen Augen vor sich hin.

Die Nachricht hatte sie nicht tief und mit einem Schlag erschüttert, sondern breitete sich langsam und immer glühender in ihrem Herzen aus.

„Nimm mir diese schlimme Nachricht nicht übel, Anka, Liebste. Wahrscheinlich ist es ja bloß bösartiger Klatsch. Ich mußte es dir aber sagen. Rede offen mit Karl. Solcher Klatsch kann manchmal die stärkste Liebe töten und . . . und . . . heiratet so bald wie möglich, das wird den Neidern den Mund schließen, und sie werden sich für euch nicht mehr interessieren. Und sei mir nicht bös, es war meine Pflicht, dich zu warnen."

„Ich bin dir sehr dankbar, Tante, sehr . . ."

Sie ergriff Frau Wysockas Hand und küßte sie.

„Wenn du willst, kann ich ja mit Karl darüber sprechen."

„Nein, ich danke dir, das muß ich ihm schon selbst sagen. Warte doch einen Augenblick bitte, ich nehme bloß etwas um und gehe mit dir zu Frau Trawinska."

Schweigend gingen sie hinaus. Frau Wysocka versuchte irgendein Gespräch einzuleiten, Anka hörte aber nicht zu und antwortete nicht. Die unverhoffte Nachricht hatte sie zu sehr erschüttert.

Um auf dem kürzesten Weg zu Trawinskis zu gelangen, mußte man durch den Garten und an Borowieckis Fabrik vorbei. Da die Fabrik aber wegen des Feiertags geschlossen war, mußte man über die Straße gehen, an dem Müllerschen Palais und dem kleinen Wohnhaus vorbei.

Die Fenster des Müllerschen Hauses standen auf und waren erhellt. Da sie sehr niedrig lagen, konnte man bequem ins Innere der Wohnung sehen.

Anka ging vorbei, ohne hineinzuschauen, aber Frau Wysocka blickte hinein, blieb stehen und hielt Anka am Arm fest.

Im Wohnzimmer saß die ganze Familie Müller versammelt, mit Karl in ihrer Mitte.

Zu ihm herübergebeugt, erzählte Mada etwas, lachend und freudig, und Karl hörte andächtig zu.

Anka trat bei diesem Anblick zurück und ging, ohne ein Wort zu Frau Wysocka zu sagen, nach Hause.

Sie verzweifelte nicht und weinte nicht, fühlte sich nur tödlich beleidigt und in ihrem Selbstbewußtsein gekränkt.

Am nächsten Nachmittag wollte Karl sich vor ihr entschuldigen, weil er abends nicht gekommen war, sie unterbrach ihn aber kühl und von oben herab.

„Warum versuchen Sie sich zu entschuldigen, Sie taten das, was Ihnen angenehmer war, Sie waren lieber bei Müllers und verbrachten deshalb den Abend dort."

„Ich verstehe Sie nicht mehr!" rief Karl, unangenehm berührt.

„Ich weiß nicht, ob Sie sich je darum bemüht haben."

„Warum sprechen Sie so zu mir?"

„Wünschen Sie, daß ich überhaupt nicht spreche?"

„Sie zwingen mich fast dazu."

„O ja, ich zwinge Sie dazu, wenn ich ganze Tage auf ein Wort von Ihnen warte, vergeblich warte . . ." Sie sprach es bitter, bereute aber gleich wieder die ihr unwillkürlich entfallenen Worte, weil Karl jetzt regungslos und verärgert dasaß.

Unlust und Langeweile lagen in seinem Blick und in seinen Worten, er verstand es nicht mehr, seine Gefühle zu verbergen, erhob sich, nahm den Hut und sagte kalt:

„Ich fahre nach Kurowo, vielleicht kann ich Ihnen etwas besorgen."

„Danke, ich werde es selbst erledigen, weil ich ja sowieso bald mit Vater hinfahre."

Er verneigte sich und ging bis in den Garten, kehrte dann aber wieder zurück, weil ihn ein Verlangen nach Aussöhnung packte und er etwas wie Schuld ihr gegenüber verspürte. Er traf sie so an, wie er sie verlassen hatte. Sie saß regungslos da, starrte ins Fenster und warf ihm, als er eintrat, einen fragenden Blick zu.

„Anka, warum sind Sie mir böse? Warum sind Sie nicht offen zu mir, wie früher, wie in Kurowo? Was geht denn mit Ihnen vor? Wenn ich Ihnen weh getan habe, wenn ich Ihnen irgendein Leid zugefügt habe, so bitte ich Sie aus ganzem Herzen um Verzeihung."

Er sagte es mit leiser, gefühlvoller Stimme, ließ sich von seiner eigenen Offenheit fortreißen und sprach weiter, leise und herzlich:

„Ich habe so viel Sorgen, so viel Kummer, andauernd. Es ist ja möglich, daß ich Sie irgendwann durch mein schroffes Wesen gekränkt habe, Sie sollten aber verstehen, daß das gegen meinen Willen geschehen ist. Du wirst doch nicht annehmen, Anka, daß ich bewußt dich quälen wollte! Sprich doch, bitte, und verzeihe mir. Bin ich dir denn so fremd, wie?"

Sich über sie beugend, blickte er in ihre Augen, die sie rasch senkte. Tränen füllten sie. Diese herzliche, leise Stimme durchdrang sie mit Wärme und Rührung, öffnete alle Wunden, rief alle erstorbenen Klagen wach und alle Wünsche, erfüllte ihre Augen mit Tränen und die Seele mit einer so seltsamen, einer so großen Wehmut, — und doch konnte sie nicht sprechen, sie konnte nicht. Denn sie fühlte genau, daß sie bei dem ersten Wort sich ihm schluchzend in die Arme werfen würde. Sie sagte also nichts, saß steif da und kämpfte mit ihrem eigenen Stolz, der sie daran hinderte, in diesem Augenblick alles zu offenbaren, was sie fühlte: ihr grenzenloses Verlangen nach Liebe und den Glauben an ihn.

Tief betrübt ging Borowiecki weg.

Lange noch bereute Anka die verlorene Stunde, in der sie ihr Glück hätte wiedererlangen können, und lange weinte sie.

Dann vergingen Tage und Wochen in scheinbarer Eintracht und Ruhe.

Mit immer gleicher Höflichkeit begrüßten sie sich, verabschiedeten sich, sprachen miteinander, manchmal sogar ganz vertraulich, aber ohne jene alte Herzlichkeit, ohne jenen alten Glauben aneinander und ohne jene alte Besorgnis.

Anka versuchte, anders zu werden, wie früher, gut und voll Liebe, bemerkte aber mit Entsetzen, daß sie nicht mehr so sein konnte und daß ihre Liebe zu Karl allmählich erstarb.

In Erinnerung blieb ihr beständig Frau Wysockas Warnung, die bei mancher Gelegenheit durch verschiedene Worte Karls bekräftigt wurde; erst jetzt ging sie jedem seiner Worte nach und prüfte es genauestens.

Dabei verschonten sie ja auch andere Leute nicht mit Andeutungen und Warnungen. Manchmal platzte Max damit heraus, am

öftesten aber tat es Moritz, der mit sichtlichem Vergnügen und sehr vorsichtig Details über Karl erzählte, von seinen Plänen und seinen Bedürfnissen sprach.

Früher achtete sie auf all dies gar nicht, jetzt hatte sie aber gelernt, aus diesen Andeutungen die Wahrheit herauszuschälen, die bittere Wahrheit, die so sehr ihren Stolz verletzte, daß sie schon längst aus Lodz geflohen wäre, hätte nicht die Rücksicht auf den Vater sie zurückgehalten.

Manchmal krampfte ihr der mächtige, zurückgehaltene Schrei der ersterbenden Liebe das Herz zusammen, der Schrei der Seele, die trotz allem immer noch liebte und in ihr Geschick sich nicht fügen konnte.

Nach außen hin war zwischen ihnen nichts vorgefallen, aber sie entfremdeten sich immer mehr.

Borowiecki war mit der Vollendung seiner Fabrik beschäftigt und konnte Anka nur wenig Zeit opfern. Er fühlte bloß unbewußt, daß sie immer trauriger wurde, und daß sie sich in kühle Gleichgültigkeit hüllte.

Er beschloß, die Sache nach Beendigung der Fabrik endgültig zu entscheiden, weil er sich aber zu Hause nicht wohl fühlte, verkehrte er in der Zwischenzeit oft bei Müllers, und noch öfters bei Lucy.

XV

„Am 1. Oktober wurde die Manufaktur für Baumwollerzeugnisse unter der Firma K. Borowiecki & Ko. in Betrieb gesetzt. Zeichnen wird für die Firma K. Borowiecki, oder p. p. M. Welt."

Halblaut las Borowiecki das Rundschreiben und wandte sich zu Jaskulski.

„Man muß das gleich an die Zeitungen schicken und morgen an verschiedene Firmen. Herr Moritz wird Ihnen die Adressen angeben."

Er ging auf den großen Fabrikshof hinaus. Schutthaufen und verschiedene Maschinenteile lagen überall herum. Obwohl die Fabrik offiziell schon fertig war, ging in Wirklichkeit bloß die Spinnerei, die anderen Abteilungen wurden eiligst fertiggestellt.

Aus verschiedenen Gründen wollte und konnte Borowiecki nicht die völlige Fertigstellung abwarten, setzte deshalb einstweilen bloß die Spinnerei in Betrieb und hatte den heutigen Tag für die Einweihung der Fabrik und das Inbetriebsetzen der Maschinen bestimmt.

Fieberhaft und unruhig ging er umher, in der Spinnerei prüfte er lange die Versuchsarbeiten unter der Leitung von Max, der, mit Schweiß bedeckt und heiser vom Schreien, müd' und schmutzig im Saal umherlief, eigenhändig die Maschinen anhielt, sie ausbesserte und in Bewegung setzte, sorgfältig die knurrenden Spindeln und die zur Probe ausgespannten Fäden musterte.

„Laß alles liegen, Max. Sie versammeln sich schon zu Hause."

„Ist Pfarrer Simon gekommen?"

„Ja, mit Zajonczkowski. Er fragte schon nach dir."

„In einer Stunde komm' ich hin."

Mit gewissem Wohlbehagen blickte Karl auf die Tannengirlanden, mit denen die Arbeiter, unter Jaskulskis Führung, den Haupteingang und die Fenster schmückten.

Eine zweite Partie Arbeiter räumte die Gänge und den Hof auf und stellte in dem Magazin lange, mit Perkal beschlagene Tische auf, an denen die Fabriks- und Bauarbeiter frühstücken sollten.

Zu Hause rüstete man eilig zum prunkvollen Empfang für die Kollegen, Freunde und bekannten Fabrikanten, die zur heutigen Feier eingeladen waren.

Karl schleppte sich durch die Säle und den Hof, mit einem eigentümlichen Gefühl der Ohnmacht und der Wehmut, daß es schon fertig war, daß jetzt eine neue, viel schwerere Arbeit beginnen sollte. Wohlwollend und mit dem Gefühl einer tiefen Verwandtschaft blickte er auf die Mauern und Maschinen.

So viel Zeit, so viel geistige Anstrengungen, so viele schlaflose Nächte hatte er ihnen geopfert, vor seinen Augen wuchsen sie, durch die Kraft seines Willens und durch die Macht seiner eigenen Kräfte und seines Blutes entwickelten sie sich, so daß er jetzt klar fühlte, in diesen roten Mauern war ein großer Teil seines Wesens eingeschlossen, gefangen in den wunderlichen und wie Ungeheuer verkrümmten Maschinen. Noch lagen sie auf dem Boden, regungslos und still, auf ein Zeichen von ihm aber zur Arbeit bereit, schein-

bar leblos und doch mit einem geheimen, seit langem aufgespeicherten Leben erfüllt.

Er beachtete David Halpern nicht, der sich, obwohl krank und nicht eingeladen, hergeschleppt hatte, ihm Glück wünschte und mit freudigen Blicken die neue Fabrik umfing, die Säle besah, sich für alles interessierte und immer wieder zu Max sprach:

„Ich freue mich, ich freue mich sehr, Herr Baum — jetzt habt ihr die neue Fabrik gebaut — und wieder ist Lodz ein Stück gewachsen."

„Reden Sie mir nicht den Kopf voll," brummte Max. David Halpern war nicht beleidigt, besah sich weiter alles genau; später, während der Einweihungszeremonie, stand er etwas abseits, entblößten Hauptes, und schaute mit Entzücken auf die Fabrikanten, die Menschenmenge und auf die neue Geldwerkstätte.

„Was suchst du?" Moritz wandte sich zu Karl, ihm in einen leeren Saal folgend.

„Nichts, ich schaue bloß," erwiderte Karl melancholisch.

„Hätte man diesen Empfang für die Arbeiter nicht etwas einfacher machen können?"

„Dann hätte man ihnen am besten gar nichts geben sollen, es ist ja sowieso sehr einfach."

„Kost't aber vierhundert Rubel, hab' schon die Rechnungen gesehen."

„Das werden wir irgendwie schon wieder reinkriegen. Streite doch wenigstens heute nicht. Schau, unser alter Traum ist doch in Erfüllung gegangen," Karl wies auf die Fabrik.

„Ob er aber lange währen wird?" erwiderte Moritz mit einem eigentümlichen Lächeln.

„Ich versichere dich, solang ich lebe, wird er währen." Mut und Kraft lag in Karls Stimme.

„Du sprichst wie ein Dichter, und nicht wie ein Fabrikant. Wer kann dafür garantieren, daß es in einer Woche nicht vielleicht bloß ein Trümmerhaufen sein wird! Wer weiß, ob du es nicht in einem Jahr wirst los werden wollen. Eine Fabrik ist grad' so eine gute Ware wie Perkal und wird grad' so verkauft, wenn man dabei etwas verdienen kann."

„Du könntest deine Theorien bißchen auffrischen. Sind mir

schon zu langweilig geworden," erwiderte Karl und ging mit Moritz nach Hause, wo sich schon mehrere zu der Feier eingeladene Personen auf der Veranda versammelt hatten.

Bald erschien auch Pfarrer Simon im Meßgewand, und alle folgten ihm.

In feierlicher Andacht füllten Scharen von Arbeitern, entblößten Hauptes und im Sonntagsstaat, den Hof und die Fabriksäle.

Der Pfarrer ging von Abteilung zu Abteilung, sprach die Gebete und besprengte Mauern, Maschinen und Menschen mit Weihwasser.

In der Spinnerei, wo an jeder Maschine Arbeiter standen und alle Transmissionen, Räder und Riemen mit Kraft gespannt waren, gab Borowiecki nach der Einweihung das Zeichen, und alle Maschinen setzten sich im gleichen Rhythmus in Bewegung. Nach einigen hundert Schwingungen blieben sie stehen, die Arbeiter gingen ins Magazin zum Frühstück.

Die Fabrik war in Betrieb gesetzt.

Die ganze Gesellschaft kehrte nach Hause zurück, um das Frühstück einzunehmen.

Den ersten Trinkspruch für das Wohlergehen und das Gedeihen der Fabrik brachte Knoll aus, der in einer langen Rede sehr wohlwollend der Betätigung Borowieckis in der Firma Buchholz & Ko. gedachte; im selben Sinne brachte Großglück einen Trinkspruch aus und wünschte noch zum Schluß den tüchtigen Teilhabern und Freunden Gesundheit, umarmte dann Karl und besonders herzlich auch Moritz.

Endlos lösten die Trinksprüche sich ab, und ein mächtiger Lärm brach los, weil schließlich alle auf einmal sprachen.

Bloß Karl saß schweigend da; immer wieder ging er zu den Arbeitern herüber, die sich im Magazin gütlich taten. Hier wirtschaftete Anka, von einer Arbeiterschar umgeben, die ihr die Hände küßten. Da man auch hier auf das Wohl Karls trank, mußte er ein Glas mittrinken und sich bedanken. Dann führte er Anka fort. Er war so lustig und befriedigt, daß er sie bei der Hand nahm und, auf die Fabrik weisend, freudig ausrief:

„Meine Fabrik! Ich halt' sie und laß sie nicht los."

„Das freut mich ja auch riesig," erwiderte sie leise.

„Nicht so sehr, wie mich, nicht so sehr!" Ein Vorwurf lag in den Worten.

„Warum denn? Ihr Glück ist doch auch mein Glück," sagte Anka und ging zu Nina Trawinska, die sie zu sich in den Gartenaltan rief.

„Sie ist noch böse, muß mich ihrer von neuem annehmen," dachte Karl, auf die Veranda tretend, wohin man die Tische aus dem Eßzimmer herausgeschoben hatte, weil es drinnen zu eng und zu schwül war.

Hier wirtschaftete Moritz feierlich und sehr eifrig und trat jeden Augenblick mit Großglück beiseite, zu geheimen Besprechungen.

Bloß Max Baum beteiligte sich nicht an der allgemeinen Freude. Er saß bei seinem Vater, der die Einladung angenommen hatte und gekommen war, aber durch sein finsteres, abgemagertes, wie verschimmeltes Gesicht alle erschreckte; mit niemand unterhielt er sich, hob nur manchmal das Glas an die Lippen, musterte die Versammelten und starrte dann auf die neuen, roten Fabrikschornsteine.

In dem kleinen auf die Straße gehenden Zimmer saßen Pfarrer Simon, Zajonczkowski, der alte Borowiecki und Kurowski beim Préférence und stritten mit gewohnter Hingebung, alle außer Kurowski, der immer nach Verteilung der Karten diskret verschwand, Anka aufsuchte, mit ihr einige Worte wechselte und dann wieder zurückkam.

Die fremden Gäste verabschiedeten sich bald. Es blieben bloß die nächsten Angehörigen und Müller, der Borowiecki ständig bei sich festhielt und sich mit ihm sehr herzlich unterhielt. Murray, der zum Schluß der Festlichkeit erschienen war, setzte sich zu Max und blickte erstaunt und wie verzaubert auf die Frauen, die jetzt wegen der abendlichen Kühle vom Garten zurückkamen und sich auf der Veranda niederließen.

„Wie steht's denn mit Ihnen? Heiraten Sie?" fragte ihn leise Max.

Der Engländer erwiderte nichts, bis er sich am Anblick der Frauen gesättigt hatte, und sagte dann leise:

„Ich würde gleich heiraten."

„Welche von beiden?"

„Ist gleich, am liebsten beide."

„Sie kommen zu spät. Die eine ist verheiratet, und die andere wird es bald sein."

„Immer zu spät! Immer zu spät!" flüsterte Murray bitter und zog mit zitternden Händen seinen Rock auf dem Buckel zurecht.

Der alte Jaskulski erschien, ging auf Karl zu und flüsterte ihm ins Ohr, jemand warte auf ihn im Kontor und wolle ihn unbedingt so schnell wie möglich sprechen.

„Wer denn? Kennen Sie ihn nicht?"

„Nein, ich glaube aber, es ist Herr Zucker . . ." stotterte der Alte.

„Zucker, Zucker!" Karl wiederholte den Namen ängstlich, und ein seltsames Gefühl ließ ihm das Herz höher schlagen. „Ich komme gleich. Bitten Sie ihn, einen Augenblick zu warten."

Er ging in das Zimmer des Vaters und steckte einen Revolver zu sich.

„Zucker will mich sehen? Was will er von mir?"

Vielleicht? . . . Er wollte den Gedanken nicht zu Ende spinnen . . .

Unruhig ließ er die Blicke über die Versammelten schweifen und verschwand leise.

Zucker saß im Kontor am Fenster, auf seinen Stock gestützt, und blickte zu Boden. Als Borowiecki eintrat, nahm er nicht die ihm entgegengestreckte Hand, sprach nicht die gewöhnlichen Begrüßungsworte, blickte bloß lange mit brennenden Augen in Karls Gesicht.

Eine Unruhe packte Karl, als ob eine Schlinge sich um ihn zusammenzöge. Dieser Blick brannte und verwirrte ihn und weckte die Angst. Er hatte wirklich Lust, fortzulaufen, beherrschte sich aber, bezähmte das Zucken seines Herzens, schloß das Fenster, aus dem der Lärm der zechenden Arbeiter hereindrang, schob Zucker einen Stuhl vor und sagte langsam:

„Ich freue mich sehr, Sie bei mir zu sehen . . . Bedaure bloß, daß ich Ihnen nicht werde so viel Zeit opfern können, wie ich möchte, ich feiere heute nämlich das Fest der Fabrikseröffnung."

Er ließ sich schwerfällig nieder und fühlte, in diesem Augenblick hätte er kein Wort mehr aussprechen können. Jene Phrasen waren ihm von selbst entschlüpft.

Zucker nahm einen zerknüllten Brief aus der Tasche heraus und warf ihn auf den Schreibtisch.

„Lesen Sie," sagte er dumpf und blickte hartnäckig auf Karl.

Der Brief enthielt eine grobe und ordinäre Denunziation über das Verhältnis Borowieckis zu Lucy.

Borowiecki las ihn lange, um Zeit zu gewinnen, — während des Lesens mußte er seine ganze Willenskraft sammeln, um sich nicht zu verraten, um unter dem glühenden, prüfenden Blick Zuckers, der ihm die Eingeweide durchbohrte, ein gleichgültiges, kühles Gesicht zu bewahren.

Er gab den Brief zurück und wußte nicht, was er sagen sollte.

Eine lange Zeitspanne quälender Stille trat ein.

Zucker starrte. Alle Kräfte und alle Gefühle faßte er in seinen raubgierigen Blick zusammen, herausreißen wollte er aus den grauen Augen Karls das Geheimnis. Karl senkte die Lider und berührte unwillkürlich verschiedene Gegenstände auf dem Schreibtisch, fühlte aber, daß er sich verraten würde, wenn diese unsagbare Qual und Unsicherheit noch einen Augenblick länger währen sollte.

Zucker erhob sich vom Stuhl und fragte langsam:

„Was soll ich davon denken, Herr Borowiecki?"

„Das ist Ihre Sache," erwiderte Karl unsicher; es kam ihm in den Sinn, Lucy hätte vielleicht schon alles zugegeben.

Seine Beine wankten, Millionen leiser Stiche fühlte er im Kopf und in den Schläfen.

„Soll ich das als Ihre Antwort hinnehmen?"

„Was soll ich denn sonst auf eine so gemeine Verleumdung antworten?"

„Was soll ich damit anfangen, was soll ich davon denken?"

„Den Autor des Briefes ausfindig machen, ihn ins Gefängnis stecken und niemand davon ein Wort sagen, kein Wort, ich kann Ihnen bei den Nachforschungen behilflich sein, die Sache geht mich ja auch an."

Er hatte Ruhe und Gleichgewicht wiedergewonnen und war schon fast sicher, daß Lucy nichts gesagt hatte. Er erhob also den Kopf höher, mutig, und blickte unverschämt auf Zucker, der unwillkürlich einige Schritte gemacht, sich dann wieder gesetzt, den Kopf an die Wand gelehnt hatte und lange tief atmete, bis er wiederum mit großer Anstrengung zu sprechen begann:

„Herr Borowiecki, ich bin ja grad' so ein Mensch, ich fühle ja

grad' so und habe ebenfalls mein Stückchen Ehre. Ich komme jetzt zu Ihnen und beschwöre Sie bei allem, beim großen Gott frage ich Sie, ist das wahr, was da in dem Brief steht? Ist das alles wahr?"

„Es ist nicht wahr," erwiderte Borowiecki kraftvoll und entschlossen.

„Ich bin ein Jude, Herr Borowiecki, ein einfacher Jude, ich werde Sie doch nicht erschießen, ich werde Sie nicht fordern, was kann ich Ihnen machen? Nichts kann ich Ihnen machen! Ich bin ein einfacher Mensch, ich liebe meine Frau so sehr, arbeite, wie ich kann, daß ihr nichts abgeht, ich halte sie wie eine Königin, Sie wissen ja, für mein eigenes Geld habe ich sie ausbilden lassen, sie ist für mich alles, und da krieg' ich den Brief, daß sie Ihre Geliebte ist! Ich dachte, die ganze Welt wird über mir zusammenstürzen . . . In ein paar Monaten soll sie ein Kind kriegen, wissen Sie, was das ist, ein Kind? Vier Jahre wart' ich drauf, vier Jahre! Und da kommt jetzt diese Nachricht! Was weiß ich jetzt? Wessen ist das Kind? Sie werden mir die Wahrheit sagen, Sie müssen mir die Wahrheit sagen!" schrie er plötzlich, sprang vom Stuhl auf und warf sich wie wahnsinnig, mit geballten Fäusten auf Borowiecki.

„Ich habe Ihnen gesagt, daß der Brief eine gemeine Verleumdung ist," Karl sprach ganz ruhig.

Eine Weile stand Zucker mit ausgebreiteten Armen da und fiel dann schwer auf den Stuhl zurück.

„Ihr liebt es ja, euch mit fremden Frauen zu amüsieren, euch geht das nichts an, was aus dieser Frau wird, euch geht nichts an, weder die Scham noch die Schande einer ganzen Familie, ihr seid . . . der große Gott wird euch bitter strafen."

Nur mit Mühe flüsterte er die Worte, seine Stimme zitterte, brach und schwoll wieder an, von Tränen erstickt, bis endlich die Tränen wirklich langsam aus seinen geröteten Augen zu fließen begannen und über das bleiche Gesicht und in den Bart herunterfielen, wie volle Körner einer grenzenlosen Bitternis.

Er sprach noch lange und immer ruhiger. Das Benehmen Borowieckis, sein Gesicht, sein aufrichtiger Blick und die große Teilnahme, die er darin erblickte, gaben ihm den Glauben, daß alles wirklich eine Lüge war.

Borowiecki stützte seinen Kopf auf die Hand, hörte zu und hielt Zuckers Augen in seinem Blicke fest, gleichzeitig schrieb er mit einer unmerklichen Bewegung auf einen Zettel, der in einer etwas herausgeschobenen Schublade des Schreibtisches lag, mit Bleistift die Worte:

„Verrate dich nicht, leugne alles ab, er ist bei mir, schöpft Verdacht, Zettel verbrennen. Abends da, wo das letzte Mal."

Es gelang ihm, den Zettel unbemerkt in ein Kuvert zu stecken, dann ging er ans Telephon, das die Fabrik mit der Privatwohnung verband.

„Matthias soll Wein und Sodawasser ins Kontor bringen!"

Dann wandte er sich wieder an Zucker:

„Ich habe Wein bringen lassen, Sie sind sehr ermüdet und nervös. Glauben Sie mir bitte, daß ich Ihnen tief nachfühle. Da es aber nicht wahr ist, brauchen Sie sich nicht mehr zu grämen."

Der Fabrikant zuckte zusammen. In diesem Augenblick lag in Borowieckis Stimme und Gesicht etwas Falsches. Er konnte es aber nicht weiter prüfen, weil gerade Matthias mit dem Wein erschien. Karl schenkte sofort ein Glas ein und reichte es ihm.

„Trinken Sie, das wird Sie stärken. Matthias!" rief er durchs Fenster und lief dem Diener nach, drückte ihm den Brief in die Hand und befahl, sofort hinzulaufen, nicht zu verraten, wer ihn schickte, den Brief persönlich abzugeben und sofort, womöglich mit einer Antwort zurückzukommen.

Alles geschah so rasch, daß Zucker keinen Verdacht schöpfte und den Wein weitertrank.

Karl ging im Kontor auf und ab und erzählte ausführlich von seiner Fabrik. Er wollte Zucker bis zur Rückkunft des Dieners zurückhalten.

Zucker hörte zu, ohne es zu verstehen, und begann nach längerem Schweigen:

„Herr Borowiecki, ich beschwöre Sie bei allem, was Ihnen heilig ist, sagen Sie mir, ist das wahr, was hier im Briefe steht, oder nicht?"

„Aber, Herr Zucker, ich hab's Ihnen doch gesagt, daß es nicht wahr ist, ich gebe Ihnen mein Wort, daß daran auch nicht ein Schein von Wahrheit ist."

„Schwören Sie. Wenn Sie's beschwören werden, dann wird's wahr sein. Der Schwur ist eine große Sache, aber hier geht's um mein Leben, um das Leben meiner Frau, des Kindes und um Ihr Leben. Ich sage Ihnen die Wahrheit — auch um Ihr Leben. Sie werden hier auf dieses Bildchen schwören, das ist ein Bildchen der Mutter Gottes, ich weiß, was sie ist für Heiligkeit für die Polen. Schwören Sie mir, daß es nicht wahr ist," rief Zucker kraftvoll und erhob die Hände zu dem Bilde, das Anka über der Tür des Kontors hatte aufhängen lassen.

„Ich gebe Ihnen doch mein Wort. Kaum einige Mal im Leben habe ich Ihre Frau gesehen und weiß nicht einmal, ob sie mich überhaupt kennt."

„Schwören Sie!" wiederholte Zucker mit solcher Kraft und solchem Nachdruck, daß Karl erzitterte.

Zucker war leichenblaß, zitterte am ganzen Körper und wiederholte mit heiserer, wilder Stimme immer dieselbe Aufforderung.

„Also gut, ich schwöre Ihnen bei diesem heiligen Bild, daß ich keine Beziehungen zu Ihrer Frau habe noch hatte, daß der Brief von Anfang bis zu Ende eine Verleumdung ist." Borowiecki sprach feierlich, mit erhobener Hand.

In seiner Stimme zitterte eine so tiefe Wahrheit — er wollte Lucy um jeden Preis retten — daß Zucker den Brief zu Boden warf und zertrat.

„Ich glaube Ihnen. Sie haben mir das Leben gerettet . . . ich glaube Ihnen jetzt wie mir selbst, wie Lucy . . . Rechnen Sie auf mich, ich kann Ihnen noch einmal nützlich sein . . . ich werde es Ihnen nie vergessen," rief Zucker freudestrahlend und vom Glück wie berauscht.

Keuchend stürzte Matthias herein und gab einen Brief ab, der bloß folgende Worte enthielt:

„Ich komme. Ich liebe dich . . . ich liebe dich . . ."

„Ich muß schon gehen, ich muß schnell zu meiner Frau. Sie weiß von nichts, und ich hab' ihr so bitter unrecht getan. Jetzt bin ich sehr gesund, fühle mich sehr wohl. Bin so gut, daß ich Ihnen etwas ins Ohr sagen will, Geheimnis: nehmen Sie sich vor Moritz und Großglück in acht, die wollen Sie auffressen. Auf Wiedersehn, mein lieber Herr Borowiecki."

„Vielen Dank für die Warnung. Ich verstehe es aber nicht recht."

„Mehr kann ich nicht sagen. Bleiben Sie gesund, gesund soll bleiben Ihr Vater, Ihre Braut, Ihre Kinder!"

„Danke, danke. Wenn Ihnen noch einmal jemand schreibt, dann geben Sie mir Nachricht. Lassen Sie den Brief da, ich will gleich nachforschen."

„Diesen Schurken werd' ich ins Kriminal stecken, der wird mir auf hundert Jahre nach Sibirien gehen. Mein lieber Herr Borowiecki, ich bleibe Ihr Freund bis zum Tod!"

Er warf sich ihm um den Hals, umarmte ihn herzlich und eilte beglückt davon.

„Moritz und Großglück! So, die wollen mich auffressen! Wichtige Nachricht!" dachte Karl und überlegte es später so intensiv, daß er schon den anonymen Brief vergaß, seinen Schwur, die ganze Szene mit Zucker, die ihn doch sehr aufgeregt hatte.

Zu Hause traf er außer den vier kartenspielenden Herren und Trawinskis niemanden mehr an; da die Dämmerung schon hereinbrach, bestieg er eine Droschke und fuhr nach dem verabredeten Ort, um auf Lucy zu warten.

Nach fast einstündigem Warten, das ihn aufs äußerste erregt hatte, erschien Lucy. Er beugte sich etwas aus der Droschke heraus, sie erblickte ihn und stieg ein, warf sich ihm um den Hals und küßte ihn innig.

„Was war denn das, Karl?"

Er erzählte ihr alles.

„Ich wußte gar nicht, weshalb er so freudestrahlend zu mir hereinkam und mir eine Garnitur aus Saphiren mitbrachte, die ich sofort anstecken mußte. Wir fahren heute ins Theater, er will es absolut haben."

„Du siehst also, daß wir uns eine Zeitlang nicht treffen dürfen, um jeden Verdacht abzulenken," sagte Karl, sie an sich ziehend.

„Er sagte mir, er würde mich zu Verwandten nach Berlin hinbringen, für die ganze Zeit . . . Verstehst du . . ." Sie schmiegte sich an ihn wie ein Kind.

„Das ist sehr gut, da wird es keinen Anlaß zu weiterem Gerede geben."

„Aber du wirst doch zu mir herüberkommen? Ich würde sicher sterben, Karl, ganz sicher, wenn du nicht rüberkämst. Kommst du?" bat sie flehentlich.

„Ja, Lucy."

„Hast du mich noch lieb?"

„Fühlst du es denn nicht?"

„Sei nicht bös, aber . . . jetzt bist du anders, so abwesend, so . . . kalt . . ."

„Glaubst du, daß so große Gefühle das ganze Leben lang dauern?"

„Ja, das glaub' ich, ich liebe dich immer mehr," erwiderte sie offen.

„Das ist schön, Lucy, aber siehst du, wir müssen uns das überlegen, das kann ja nicht ewig dauern."

„Karl, Karl!" schrie sie und rückte von ihm ab, als ob ihr jemand einen Messerstich versetzt hätte.

„Leiser, der Kutscher kann uns ja hören! Entsetze dich nicht über das, was ich sagen werde. Ich hab' dich lieb, aber wir können uns nicht so oft sehen, das mußt du doch verstehen. Ich kann doch nicht deine Sicherheit aufs Spiel setzen und dich der Rache deines Mannes ausliefern. Du mußt verständig sein."

„Karl, ich lasse alles stehen, ich folge dir, ich geh' nicht mehr nach Haus zurück, ich kann mich nicht länger so quälen, ich kann nicht. Nimm mich zu dir, Karl," flüsterte sie leidenschaftlich.

Diese große, wilde Liebe beängstigte ihn. Er hatte Lust, ihr gleich entschlossen zu sagen, daß sie sich trennen müßten. Sie tat ihm aber leid, weil er genau fühlte, daß für sie außer der Liebe zu ihm nichts mehr existierte. Dann befürchtete er auch irgendeinen Anfall, der ihn kompromittieren konnte. Er beruhigte sie deshalb so gut es ging, konnte aber den Eindruck seiner ersten Worte nicht mehr ganz verwischen.

„Wann fährst du weg?"

„Uebermorgen. Er begleitet mich. Komm, Karl, komm herüber . . . Mußt auch dann da sein . . . um unser Kind zu sehen . . ." flüsterte sie ihm ins Ohr. Plötzlich rief sie: „Karl, küss' mich wie früher. Fest . . . Fester . . ."

Sie begann krampfhaft zu ſchluchzen und zu klagen, daß er ſie nicht mehr liebe. Nur mühſam konnte er ſie beruhigen.

„Sei mir nicht böſe, aber mein Herz iſt ſo ſchwer, ſo ſchwer ... ich glaube, ich werde dich nie mehr wiederſehen, Karl.“ Tränen erſtickten ihre Stimme, und bevor er es verhindern konnte, ſank ſie in die Knie vor ihm und flehte mit tiefſten, aus dem Herzen geriſſenen Worten, verzweiflungsvoll, er müſſe ſie lieb behalten, er dürfe ſie nicht zu Einſamkeit und Schmerz verdammen.

Angſt packte ſie, die Angſt der bei vollem Bewußtſein Sterbenden ſchüttelte ſie und zerriß ihr Herz mit einem ſchmerzlichen Krampf.

Dann ſchwieg ſie lange, von dem Weinen und dem Leid erſchöpft; wie endloſe Perlenreihen floſſen die Tränen über ihr Geſicht, von Zeit zu Zeit rang ſich ein Schluchzen aus ihrer Bruſt los.

Endlich ſchieden ſie. Er mußte ihr verſprechen, er werde, wenn auch nur von weitem, bei ihrer Abreiſe nach Berlin zugegen ſein, und werde ihr jede Woche ſchreiben.

Borowiecki fühlte ſich ihr gegenüber ſchuldig und war doch vollkommen ratlos.

Tödlich ermattet, traurig, von ihrem Schmerz erfüllt und ihren Tränen, den Klang ihrer Worte noch in den Ohren, fuhr er nach Hauſe.

XVI

Die Fabrik ging; eigentlich ging nur eine Abteilung, die Spinnerei, die Max ſo eifrig leitete, daß er ganze Tage nicht aus ihr herauskam. Die Maſchinen funktionierten am Anfang nicht recht, und Max ſpielte deshalb den Schloſſer, den Mechaniker, den Arbeiter und den Direktor zugleich, der überall anweſend war und alles ſelbſt erledigte.

Die erſte Garnpartie, ſchon fertig zum Verkauf, verpackt und mit der Firma verſehen, machte ihm aber eine ſolche Freude, daß er ſich für alle ſeine Mühen vollkommen entſchädigt fühlte.

Borowiecki nahm ſich der Fertigſtellung der anderen Abteilungen an, arbeitete ebenfalls eifrig und fieberhaft, denn noch vor dem Winter wollte er alles in Betrieb ſetzen.

Moritz übernahm den ganzen kaufmännischen Betrieb der Fabrik und einen Teil der Verwaltung.

Auch er arbeitete mit Eifer und mit der Ueberzeugung, daß er für sich arbeite, und fühlte sich immer sicherer als Besitzer der ganzen Fabrik, die immer wieder Geld brauchte. Da Karl kein Bargeld hatte, trieb Moritz persönlich und im geheimen durch Strohmänner, meistens durch Stach Wilczek, das Geld für die Lohnzahlungen und für die laufenden Ausgaben auf und löste, ebenfalls durch Strohmänner, Borowieckis Wechsel und Schuldscheine ein.

Moritz merkte jetzt auch, daß Großglück wirklich recht hatte mit der Annahme, nach der Eröffnung der polnischen Fabrik würden die Polen den Kopf erheben.

Schon sprach man in Lodz von verschiedenen Fabriksplänen, die die Polen vorhatten, und schon verkündete es die Presse laut, was noch schlimmer war; dadurch entstand eine gewisse oppositionelle Bewegung in verschiedenen Gesellschaftskreisen und bei den Abnehmern, die die jüdischen Schundfabrikate allmählich satt bekamen.

Verschiedene Agenten, die für die ersten Häuser arbeiteten, begannen sich nach der Art der Erzeugnisse der Fabrik Borowiecki & Ko. zu erkundigen.

Diese Befürchtungen waren an sich unbegründet. Gegen seinen Willen entschlüpften sie Moritz bei einem Gespräch mit Karl, der lustig dabei auflachte und sagte:

„Uebertrieben, weit übertrieben. Ueberleg' doch nur, ob unsere Fabrik irgend jemandem Konkurrenz machen kann. Wie könnte man da, wo Buchholz jährlich hundert Millionen Meter herstellt, wo Schaja Mendelsohn fast ebensoviel auf den Markt wirft, meine paar Millionen bemerken? Wessen Geschäfte kann das schädigen? Um so mehr, als ich Sorten herstellen will, die man hier sonst nicht verfertigt, sondern vom Ausland bezieht. Wenn's gut ginge, wenn Geld da wäre und man rasch die Fabrik vergrößern könnte, dann — ja dann könnte man vielleicht den Schundfabrikanten Konkurrenz machen. Uebrigens, ich denke sehr oft daran und muß dahin gelangen."

Ohne ein Wort zu erwidern, ging Moritz fort.

Seit Zuckers Warnung beobachtete Karl seinen Freund genauer und sah beängstigt, daß Moritz sich zu sehr um die Geldbe-

schaffung bemühte und zu viel eigenes Geld ins Geschäft steckte, deshalb immer sicherer wurde, immer öfters seinen Willen durchsetzte und seine Anschauungen in der Geschäftsleitung denen Borowieckis entgegenstellte.

Immer unerträglicher, unverschämter und brutaler wurde Moritz. Borowiecki mußte aber die Zähne zusammenbeißen und schweigen, fühlte er sich doch machtlos ihm gegenüber.

„Geld! Geld!" schrie es in Borowiecki in solchen Augenblicken. Auf seine kleine Fabrik blickend, verglich er sie mit den danebenstehenden Kolossen Müllers, und ein scharfer, quälender Neid packte ihn dann und Wut gegen sich selbst.

Er dachte nicht daran, daß die Müllerschen Bauten seit dreißig Jahren emporwuchsen, daß ein Pavillon nach dem andern aufgerichtet wurde; nein, er wollte auf einmal einen ähnlichen Riesenbetrieb haben.

Dabei hatte er sich ausgerechnet, daß bei seinem jetzigen Betrieb selbst im günstigsten Falle er nicht so viel Nettoeinnahmen haben konnte, als sein Gehalt bei Buchholz betrug.

Vor sich selbst mußte er sich schämen. Rasch und sicher wollte er emporkommen,wollte einen Millionenumlauf schaffen, von Hunderten von Maschinen umgeben sein, von Tausenden von Arbeitern, von einem wahnsinnigen Betrieb, einer Flut von Millionen, dem Tosen und der Macht des Großhandels, an den er sich bei Buchholz gewöhnt hatte, und da hatte er jetzt, bei sich, eine kleine Fabrik, wo alle Abteilungen zusammen nur dreihundert Leute zählten.

Er wollte schweben, — und mußte kriechen!

Gedemütigt fühlte er sich von seiner eigenen Ohnmacht. Seine breite Natur erstickte in diesem Kleinbetrieb, bei dem Handel um Kopeken und den ekelhaften Groschenersparnissen.

Die Notwendigkeit, sich nach billigerem Schmer umzusehen, nach billigeren Farben, nach billigerer Kohle und billigeren Arbeitern, schmerzte ihn wirklich und auch die ewige, fortwährende Sorge ums Geld.

„Wenn's so weitergeht, kommen wir auch zur Schundware," sagte er einmal zu Moritz.

„Und zugleich auch zu größerem Gewinn!"

Wiederum verflossen einige Wochen angestrengter, fieberhafter Arbeit.

Die Fabrik ging. Solange bloß Garn hergestellt wurde, wurde es auch gleich verkauft, weil es nach dem Baumwollkrach im Winter sehr teuer und die Nachfrage groß war. Jetzt aber, wo auch die anderen Abteilungen in Tätigkeit waren, mußte man auf Lager arbeiten und auf die Verkaufssaison warten, die erst mit dem Winter begann. Unterdessen mußte aber immer wieder Geld hineingesteckt werden, und der Kredit erhöhte sich nicht, im Gegenteil, er stockte fast gänzlich.

Die Verschwörung, die Großglück angezettelt hatte, arbeitete solidarisch und erdrückte mit einem engen Ring die Fabrik, durch Erschütterung des Vertrauens, durch Kreditverweigerung und schädigenden Klatsch über den nahen Bankrott der Firma.

Borowiecki beunruhigte sich immer mehr, dachte immer öfters an den alten Müller und überlegte, ob er nun doch die ihm so oft angebotene Hilfe in Anspruch nehmen sollte.

Noch hielt er sich zurück. Nicht so sehr aus Rücksicht auf Anka — er wußte wohl, unter welchen Bedingungen Müller ihm das Geld gegeben hätte — als aus Stolz, aus Hartnäckigkeit, die mit den sich türmenden Hindernissen immer mehr in ihm wuchs.

In den Augenblicken, wo er alles ganz offen überlegte und über seine Lage nachdachte, spottete er über seine dummen Vorurteile, verdammte seine romantischen Skrupel, die ihn immer noch vor dem Bruch mit Anka und der Heirat mit Mada zurückhielten, hing ihnen aber doch nach.

Vielleicht gerade deshalb, weil er Anka täglich sah und ihren Zustand begriff. Sie war nicht mehr das fröhliche, offene, jedem vertrauende Mädchen, sie war jetzt eine ganz andere, eine reife Frau, voll Traurigkeit und stillem Entsagen.

Sie tat ihm leid.

Anka war nur noch ein Schatten ihres früheren Wesens. Das Lächeln war von dem blassen Gesicht gewichen und hatte einer tiefen, scheinbar unheilbaren Trauer Platz gemacht.

Sie verbrachte ganze Tage neben dem alten Borowiecki, der anfangs November einen Schlaganfall erlitten hatte. Er lag jetzt

stets regungslos da und konnte kaum die Hände heben, noch irgendein Wort aussprechen.

Sie hatte sich seiner hingebungsvoll angenommen und ließ alle seine kindlichen Launen über sich ergehen; sie tat es aus großer Anhänglichkeit zu ihm.

Während der Krankheit war das Haus noch einsamer geworden und wurde für sie wie zu einem Grab, in dem sie wohnen mußte.

Mit furchtbarer Eintönigkeit zogen sich die Tage hin, ohne einen Wandel in der Krankheit des alten Borowiecki zu bringen noch in ihrem Verhältnis zu Karl, der jetzt seinem Vater zuliebe öfters die Abende bei ihnen verbrachte, von seinen Geschäften sprach und sich öfters an sie wandte.

Doch das freute sie nicht mehr, es war ihr immer gleichgültiger.

Sie wollte vor sich selbst nicht zugeben, daß sie sich ungezwungener fühlte, wenn Karl nicht da war. Sein überarbeitetes und müdes Gesicht, seine Sorgen, der traurige Blick, mit dem er manchmal ihren Kopf umpfing, regten sie auf und schmerzten sie. Sie warf sich dann vor, daß er für sie leide, daß sie an allem schuld sei.

Solche Vorwürfe währten aber nicht lange und machten dem gekränkten Stolz und der immer tieferen Erkenntnis seiner kühlen, egoistischen Seele Platz. Dann wollte ihr wieder das Herz zerbrechen vor Gram um ihn.

Einmal entriß ihr Nina während eines langen, vertraulichen Gesprächs das Geheimnis ihres Herzens, das sie so eifersüchtig verbarg, und rief erstaunt:

„Wozu quälst du dich? Warum laßt ihr nicht gleich voneinander?"

„Ich kann nicht. Wie soll ich mich denn von seinem Vater trennen? Das würde ihn ja töten."

„Du wirst ihn doch nicht heiraten, wenn du ihn nicht liebst."

„Sprechen wir nicht davon. Ich kann ihn nicht heiraten, weil ich ihm die Karriere verderben würde. Ich will ihm nicht im Wege stehen . . . und werde es auch nicht."

„Liebst du ihn noch?"

„Ich weiß es nicht und weiß bloß, daß ich ihn manchmal liebe, manchmal hasse ich ihn, stets tut er mir furchtbar leid. Er ist nicht glücklich, ich fühle, daß er nie glücklich sein wird."

Nackte Baumskelette schwankten draußen im Winde und blickten traurig und wehmütig stöhnend in die Fenster, als ob sie Rettung und Erlösung erflehen wollten.

„Was ist die Liebe? Jene, die ewig währen soll, die eine Seele für ewig in eine andere versenken soll? Ich habe doch geliebt! Aus tiefstem Herzen schien es mir. Mit ganzer Seele hab' ich mich dem Gefühl hingegeben — wo ist das alles?"

„Es liegt noch in deiner Klage," bemerkte Nina leise.

Trawinski erschien und wollte zurücktreten, um sie nicht zu stören.

„Bist du abends zu Hause?"

„Ich wollte dir gerade sagen, daß ich bald fortgehe. Es ist heut' Sonnabend, Versammlung bei Kurowski."

„Ganze Legenden hab' ich von diesen Abenden gehört. Was macht ihr da eigentlich?"

„Wir trinken und sprechen. Gesprochen wird über alles. Der Zweck ist, sich gegenseitig unumwunden die Wahrheit zu sagen. Den Vorsitz führt Kurowski."

„Es ist eigentümlich, daß ihr die Wahrheit über euch selbst hören wollt. Vielleicht beweist es nur, daß Fabriken, Geschäfte und Geld einen kulturellen Menschen nicht befriedigen, von Zeit zu Zeit muß er eine kalte Dusche nehmen, um das Bewußtsein seiner selbst wieder zu erlangen."

„Hast recht, denn selbst Keßler kommt hin, um seine böse Seele offenbaren und uns straflos beschimpfen zu können. Die einzige Gelegenheit, er verpaßt sie nie."

„Der Mensch stellt sich mit dem gleichen Vergnügen durch Böses oder Gutes zur Schau, — wenn er nur Anerkennung findet."

XVIII

Im Hotel, bei Kurowski, hatte sich schon fast der ganze Kreis versammelt. Sie saßen um einen runden, von vielarmigen silbernen Kandelabern erhellten Tisch herum, auf dem ganze Reihen von Flaschen standen.

Trawinski kam mit Borowiecki, den er unterwegs getroffen hatte.

Sie kamen gerade zu einer verbissenen Rede Keßlers, der mit heiserer, vor Haß zischender Stimme sprach.

„Weder eine noch zehn eurer Fabriken werden euch eine Industrie schaffen. Erst müßt ihr euch zivilisieren, ihr müßt euch eine gewisse industrielle Kultur schaffen, dann erst werden eure Bemühungen nicht lächerlich wirken. Ich kenne euch ja so gut! Ihr seid sehr begabt, die Hälfte der berühmten Geiger und Sänger in Europa sind ja — Polen. Ihr seid begabt, große, vornehme Herren; warum fahrt ihr nicht nach Monaco? Warum vernachlässigt ihr die Saison in Nizza, Paris und in Italien? Da würdet ihr Staunen erwecken, und ihr liebt doch so, daß man euch bewundert! Ihr macht ja alles nur der Bewunderung wegen, um euch vor der Welt zu zeigen, einer schönen Phrase wegen! Eure Arbeit, euer Edelmut, die Kunst, die Literatur, das Leben — ist bloß Phrase, — im allgemeinen gut vorgetragene Phrase für die Galerie, und wenn die fehlt — für euch selbst. Ihr wart schon bankrott, bevor ihr etwas gehabt habt. Ihr flirtet eben mit allem. Ich rede ohne voreingenommen zu sein und sage nur das, was ich bemerkt habe. Rein anatomische, prinzipielle Beobachtungen. Kinder seid ihr, die Erwachsene spielen möchten!"

Er verstummte und trank den Wein, den Kurowski ihm eifrig einschenkte.

„Herr Keßler, Sie haben recht und auch unrecht. Angenommen, ein Schwein würde einen Adler kritisieren wollen, dann würde es ähnlich sprechen; wenn es seine Unflätigkeit, seinen dreckigen Stall, seine dumme und brutale Kraft, seine scheußliche, grunzende Stimme, seinen Verstand, der nur aufs Fressen eingestellt ist, wenn es das alles mit der Schönheit des Adlers und mit seinem Verlangen nach Freiheit, mit seinem Sonnenflug, seinem Stolz und seiner Sehnsucht nach offenen Bahnen vergleichen würde, — dann würde es ihn hassen und ihn verachten. Das, was Sie eben gesagt haben, ist keine Syntheſe, es ist bloß das ärgerliche Knurren eines Individuums niederer Gattung."

Kurowski setzte Keßler ein neues Glas vor.

„Es ist mir gleich, was es ist, ich hasse und verachte euch."

„Raus mit ihm!" schrie Myszkowski und sprang vom Stuhl auf.

„Laß ihn in Ruh! Sein Haß ist nur ein Beweis für unsere Kraft."

Keßler erwiderte nichts mehr, streckte sich im Fauteuil aus und lächelte unheilvoll.

„Das Thema habt ihr rasch erschöpft," bemerkte Karl.

„Keßler spuckt, — wir gestatten es ihm, und er kläfft in seiner kindischen Art. Der dumme Kerl weiß nicht, daß eine Nation, um leben, sich entwickeln und siegen zu können, von Haß gepeitscht und gegeißelt werden muß, von Schakalen umringt sein muß, die sie in Stücke reißen wollen, und nicht von Engeln, die Friedens- und Liebeshymnen lispeln."

„Die Welt ist eine Zahl, sagte Pythagoras, aber du, Keßler, bist bloß eine Null, eine furchtbare Null, eine ganz vereinsamte Null!" rief Myszkowski wütend.

„Trinken wir," schlug Moritz vor, der sich am Gespräch nicht beteiligte.

Sie leerten die Gläser, steckten die Zigarren an und schwiegen eine Zeitlang.

Trawinski, der gern lose Gedanken und Beobachtungen einwarf, die mit dem Gespräch in keinem Zusammenhang standen, unterbrach die Stille und begann mit klarer, klangvoller Stimme:

„Der Mensch, der von der Berechnung lebt, der Mensch — das gut funktionierende Rad der allgemeinen großen Maschine, bildet bloß den grauen sozialen Hintergrund, bildet für den Fortschritt eine Null, für die Erhaltung des status quo eine Größe. Im besten Falle ist er ein Konservator der Zivilisation, niemals aber ihr Schöpfer."

„Was wollen Sie eigentlich, wo wollen Sie hinaus?"

„Zum Kult der Persönlichkeit," warf lebhaft Wysocki ein.

„Ich stelle bloß fest, daß hervorragende Individualitäten die Welt vorwärts führen, daß ohne die Individualität das Chaos und die blinden Elemente herrschen würden."

„Ja, und wo kommen die Individualitäten her? Fallen sie vom Mond? Mit den schon fertigen Tafeln der Gesetze, des Fortschrittes, der Entdeckungen und Erfindungen, wie? Oder sind sie das Produkt dieser grauen Menge der ‚Konservatoren', dieses grauen Hintergrundes? Ja? Wenn dem so ist, dann hab' ich nichts weiter

zu sagen," rief Wysocki heftig, drehte seinen Schnurrbart, stäubte die Aufschläge ab, zog die Manschetten aus den Aermeln heraus und war zu einer hartnäckigen Diskussion bereit.

Es entspann sich ein heftiges und aufgeregtes Gespräch zwischen den beiden, das selbst während dem bald hierauf gereichten Abendessen nicht unterbrochen wurde, sie sprachen bloß leiser, weil Kurowski sich jetzt belebt hatte und ins Gespräch eingriff, das bald allgemein wurde.

Bloß Borowiecki konnte nicht aus sich heraustreten, sprach wenig und hörte nicht zu, trank dagegen viel und blickte ungeduldig auf die Gesellschaft. Er wollte mit Kurowski allein bleiben. Keiner aber dachte ans Weggehen, besonders jetzt, beim schwarzen Kaffee, als Kurowski, etwas angeregt, in jeden Satz geistreiche Paradoxe und Aphorismen einwarf, seinen schwarzen Bart, in dem schon Silberfäden schimmerten, glättete und mit den nußbraunen Augen blitzte, die, je mehr er sich in Eifer redete, Tigeraugen immer ähnlicher wurden.

Keßler konnte es nicht mehr ruhig anhören, zuckte verächtlich die Achseln und rief:

„Wie die Kinder spielt ihr mit leeren Seifenblasen. Ich muß nach Haus."

„Ich teile vollkommen Ihre Ansicht," sagte Kurowski höflich, aber zweideutig.

Keßler blieb.

Man sprach jetzt über Literatur; besonders ereiferte sich hierbei Myszkowski und sagte zu Borowiecki, der über die literarischen Enthusiasten spottete:

„Am Anfang war das Lied, und auch am Ende wird das Lied sein und nicht ein Handbuch der Kammgarnspinnerei. Aber das ist ja unwesentlich."

Er erhob sich, blickte seltsam, wie mit einem Leid, auf die Versammelten und sagte dann:

„Trinkt auf mein Wohl, zum Abschied, morgen fahr' ich nach Australien!"

Alle lachten auf und tranken ihm zu, er aber sagte ernst:

„Lacht nicht, ich geb' euch mein Ehrenwort, morgen nachts verlaß ich Lodz für immer."

„Wohin? Warum? Wozu?" schwirrten die Fragen.

„In die Welt, grad' vor mich hin, und wozu? Um fern von Europa zu sein, fern von der Fabrikszivilisation. Diesen Sumpf hab' ich schon satt, ich erstick' in ihm, ich ertrinke, sterbe. Noch einige Jahre, und ich wäre restlos verfault, ich will doch leben und fahre deshalb weg. Ein neues Leben fang' ich an, ein menschliches Leben."

„Ja, aber warum?" riefen alle, erstaunt über diesen ungewöhnlichen Entschluß.

„Warum? Weil ich mich langweile, weil ich die Knechtung durch Gesetze, Sitten, Verhältnisse, Institutionen satt bekommen habe. Weil ich den alten Schurken Europa satt bekommen habe. Weil mir all die Falschheiten ekelhaft geworden sind, all diese Vorschriften, denen ich mich beugen mußte und die mich nicht zu mir selbst kommen ließen — alles ist mir ekelhaft geworden und alles schmerzt mich zu sehr, als daß ich es länger ertragen könnte."

„Werden Sie es denn wo anders besser haben?"

„Ich werde mich erst überzeugen. Lebt wohl."

Alle verabschiedeten sich von ihm und redeten ihm zu, in Lodz zu bleiben. Bloß Kurowski sprach nichts, prüfte ihn mit langen Blicken und flüsterte, ihn zum Abschied umarmend:

„Recht so. Wenn ich mich nicht verpflichtet fühlte, bis zum Ende, bis zum letzten Atemzug hier auszuharren, ich würde mit dir gehen. Wenn du Geld brauchst, schreib's nur."

„Ja, Teufel noch eins, ich nehm' doch die größten Kapitalien mit, einen gesunden Kopf und gesunde Hände. Ich fahr' doch nicht hin, um Frauen zu verführen und mich zu amüsieren; frei und ungezwungen leben will ich! Denkt manchmal an mich, wenn ihr wollt, und merkt euch: vergeudet euer Leben nicht, um Geld zu machen, werdet nicht zum Zugvieh, werdet nicht zu Maschinen, werdet nicht gemein durch übermäßige Arbeit."

Er umarmte alle, am herzlichsten Kurowski, und ging spöttelnd, um seine Erregung zu verbergen, heraus.

„Idiot!" brummte Keßler verächtlich und ging auch gleich, mit Moritz und Wysocki.

Bloß Borowiecki blieb zurück.

Mit umnebelten Augen blickte Kurowski in die Ferne und

konnte das Leid nicht bezwingen, das er um den Wegreisenden fühlte.

„Nur einen Augenblick will ich dich in Anspruch nehmen," begann Borowiecki.

„Setz' dich, wir haben bis zum Morgen genug Zeit."

Durch die angelaufenen Fensterscheiben sickerte die Morgendämmerung herein.

Karl erzählte lange von seiner Fabrik, von dem Stand seiner Geschäfte, von der Notwendigkeit, sich seiner Teilhaber zu entledigen, erwähnte das Komplott, das gegen ihn angezettelt war, und schlug schließlich Kurowski vor, als sein Teilhaber einzutreten.

Kurowski überlegte lange, erkundigte sich nach den Details und sagte:

„Gut, aber unter einer Bedingung. Ich nehme es vorweg, die Bedingung ist wichtig und . . . vielleicht etwas seltsam."

„Bitte."

„Sie wird dir vielleicht mißfallen, aber . . . aber nimm sie hin, wie ein Kaufmann."

„Ich bin sehr neugierig."

„Du darfst Anka nicht heiraten!"

Borowiecki sprang vom Stuhl auf; tiefe Röte überzog sein Gesicht, es war aber die Röte einer plötzlichen, blendenden Freude. Er wollte sich Kurowski um den Hals werfen, hielt sich aber zurück, gab seinem Gesicht einen ernsten Ausdruck und suchte nach seinem Hut.

„Ich sagte es doch, nimm sie ruhig an, wie ein Kaufmann. Uebrigens, reden wir doch offen, machen wir uns nichts vor, dazu kennen wir uns doch zu gut."

„Gut, reden wir offen."

„Ich werde dein stiller Teilhaber, damit du dich deiner Schulden entledigen und deine bisherigen Teilhaber herausschmeißen kannst, dafür gibst du Fräulein Anka frei und heiratest wen du willst, sei es auch Mada Müller."

„Und du heiratest Anka?"

„Das ist meine Sache, was dann geschieht, gib sie frei und quäle sie nicht länger. Diese Situation macht ja das Mädel kaput. Selbst wird sie es nicht sagen."

„Ich hätte es schon längst getan, ich dachte oft daran, befürchte aber, daß bei ihrer Empfindlichkeit, und dann auch, dann . . ."

„Dann . . . liebt sie dich auch nicht, so scheint es mir. Tu es also für sie. Na, und du liebst sie ja auch nicht."

„Hier muß ich wieder sagen: das ist meine Sache. So viel aber kann ich dir erklären: solange sie mit mir nicht bricht, bleibe ich bei meinem Entschluß und heirate sie bald. Ich wundere mich wirklich, daß du mir etwas derartiges vorschlagen konntest."

Auf einmal wurde Borowiecki sehr aufgeregt.

„Du hast recht, ich war anscheinend nicht nüchtern genug und zog nicht die richtigen Schlüsse."

„Gut' Nacht."

Kurowski streckte ihm die Hand entgegen und blickte ihm lange, mit tiefem Leid nach. Dann schellte er und ließ sofort den Wagen vorfahren.

„Die arme Anka!"

XVIII

„Ich geh' noch für einen Augenblick in die Fabrik rein und geh' dann mit Ihnen, hab' keine Lust, nach Hause zu gehen," sprach Keßler zu Moritz, als sie sich von Wysocki verabschiedet hatten.

„Vielleicht zu mir zum Tee?"

„Schön. Es fehlt mir was, und ich weiß nicht, was es ist!" Er schüttelte sich nervös.

Langsam gingen sie durch die einsamen, wie ausgestorbenen Straßen. Schnee lag auf den Dächern und bedeckte die Straßen mit einer dünnen, weißen Schicht. Die Laternen wurden schon ausgelöscht, alles floß zusammen und verwischte sich, nur hier und dort blitzte ein Licht auf und verlöschte sofort.

„Müssen Sie in die Fabrik?"

„Ja, Nachtarbeit in allen Abteilungen."

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie auf etwas aufmerksam mache. Ich würde nicht zu Malinowski reinschauen, er sieht aus wie ein toller Hund an der Kette."

„Dummer Kerl, fünftausend Rubel kost't mich seine Tochter jährlich, und da knurrt er mich an."

„Er war schon mal in Sibirien," flüsterte Moritz.

„Ein ruhiger Mann, ich muß zu ihm hin, er hat mir einen Brief geschrieben, und ich muß ihm persönlich darauf antworten."

Keßler lächelte unheilverkündend.

„Wegen Soschka?"

„Ja."

„Haben Sie wenigstens einen Revolver bei sich?"

„Ich hab' meinen Fuß für diesen polnischen Hund, wenn er knurrt, dann zerdrück' ich ihn. Ich geb' Ihnen mein Wort, er knurrt nicht, er möcht' nur eine anständige Entschädigung für seine Tochter haben. Es ist nicht das erste Mal, daß ich solche Dinge erledige."

Er sprach spöttisch, fühlte aber im Inneren ein seltsames Zittern; nicht Angst war es, dieses Gefühl kannte er nicht, aber das Zittern einer unklaren Sehnsucht und Ermüdung.

Er schaute auf den grauen Himmel, auf den düsteren, wie abgestorbenen Häuserwall und lauschte der seltsamen, aufregenden Stille der schlafenden Stadt.

In dem Hof der Fabrik aber, die mit allen Maschinen brauste, in dem von elektrischem Licht überfluteten Hof, in dem schäumenden Leben fühlte er sich schon wieder wohl.

„Warten Sie einen Moment, ich sprech' mit ihm und komm' gleich wieder."

Er trat in den fast dunklen Turm. Nur ein an der verrußten Wand hängendes Lämpchen zerstäubte etwas trübes Licht über die arbeitenden Kolben und über den unteren Teil des Rades, das wie gewöhnlich in wahnsinnigen Schwingungen kreiste und das wilde Lied der Kraft brüllte und mit den riesigen, stählernen Speichen drohend blitzte.

„Malinowski!" rief Keßler von der Tür aus. Aber die eisernen Kiefer der Maschine verschluckten die Stimme.

Malinowski schleppte sich gebückt, in einer langen Bluse, mit dem Oelkännchen und einem Lappen in der Hand um die Maschine herum; in das Chaos der Schreie und Geräusche wie in die Tiefe eines brausenden Meeres ganz versunken, prüfte er bloß mit den Augen die Bewegungen des Ungeheuers, das sich rasend, mit einem

Wutgebrüll herumwälzte, an den Mauern rüttelte und den Turm mit Entsetzen erfüllte.

„Malinowski!" schrie dicht an seinem Ohr Keßler.

Jetzt erst hörte er den Ruf, stellte das Oelkännchen und das Lämpchen weg und wischte sich, Keßler ruhig anblickend, die Hände an seiner Bluse ab.

„Hast mir einen Brief geschrieben?" fragte Keßler drohend.

Malinowski nickte mit dem Kopf.

„Was willst du?" warf Keßler brutal hin. Die Ruhe Malinowskis regte ihn auf.

„Was hast du mit Soschka gemacht?" zischend kam es heraus.

„Aha! Was willst du also?" fragte Keßler zum zweiten Mal und wollte unwillkürlich zum Ausgang zurücktreten.

Malinowski vertrat ihm den Weg und sagte sehr leise und sehr ruhig:

„Nichts . . . Ich werde es dir nur heimzahlen . . ."

Stählerne Blitze funkelten in seinen Augen, und drohend geballt erhoben sich wie Kolben die mächtigen Hände.

„Weg da! Sonst zerschmetter' ich dir den Schädel!"

Angst packte Keßler. In Malinowskis Augen las er sein Todesurteil.

„Versuch's mal, versuch's! . . ." brummte düster Malinowski.

Sie näherten sich einander und blickten sich eine Weile wie zwei Tiger an, die zu einem fürchterlichen Sprung ansetzen.

Die Augen begannen ihnen zu funkeln, wie jene stählernen Radspeichen, die gleich Hauern aus dem Schatten hervorleuchteten.

„Weg da!" brüllte Keßler und holte gleichzeitig mit einem Totschläger, den er an der Hand hatte, zu einem so kräftigen Schlag aus, daß Malinowski gegen die Wand taumelte. Er fiel aber nicht hin, sondern schnellte hochaufgerichtet blitzartig vor und stürzte auf Keßler, packte ihn mit den stählernen Händen am Hals und warf ihn mit furchtbarer Kraft gegen die gegenüberliegende Wand.

„Du . . . Aas . . ." knurrte er und würgte ihn immer kräftiger, bis Keßler Blut spie und nach Atem rang.

„Laß los . . . Laß los . . ."

„Jetzt kriegst du schon den Rest, du gehörst mir, mir . . . mir . . ." flüsterte Malinowski langsam und lockerte unwillkürlich

die Umklammerung. Sofort kam Keßler zur Besinnung und warf sich mit einer rasenden, verzweifelten Bewegung und solcher Kraft vorwärts, daß beide zu Boden fielen.

Malinowski ließ ihn nicht los; wie zwei Bären umkrallten sie sich und wälzten sich mit dumpfem Geschrei, schlugen mit den Köpfen gegen den Asphalt, taumelten gegen die Wände, die Schutzmauern und die Maschinen, sie drückten sich mit den Knien, verbissen sich in die Gesichter und Arme und brüllten vor Schmerz und vor Wut.

Haß und Mordlust nahm ihnen die Besinnung, sie ballten sich zu einem fürchterlichen Knäuel, der sich herumwälzte, jeden Augenblick erhob und wieder zurückfiel, sich krümmte und dehnte, wild brüllte und rasend und von Blut triefend weiter den Todeskampf kämpfte, neben der dumpf tosenden Maschine und unter dem Rad, das jeden Augenblick mit den stählernen Hauern nach ihnen griff.

Sie rangen kurz. Malinowski bekam die Oberhand und drückte so mächtig zu, daß er dem Gegner die Rippen und den Brustkasten zerschmetterte. Da verbiß sich Keßler mit der letzten Anstrengung in seine Kehle.

Jetzt sprangen sie gleichzeitig vom Boden auf, drehten sich im Kreis und stürzten mit einem furchtbaren Schrei auf die Kolben und zwischen die blitzartig sausenden Speichen des Rades, das sie aufgriff, verschlang, gegen die Decke schleuderte und im Nu zermalmte.

Noch schallte ihr letzter Schrei zwischen den zitternden Mauern, und sie lebten nicht mehr, bloß die in Stücke zerrissenen Körper kreisten zwischen den Speichen des Ungeheuers, wurden gegen die Wände geschleudert, glitten an den blutigen Kolben herab und flatterten, am Rad klebend, das, von Blut triefend, ohne Unterbrechung mit dem tollen Gebrüll der geknebelten Kraft in rasenden Schwingungen weiterflog.

* *
*

Hinter dem Sarge Malinowskis schritt bloß eine kleine Schar von Bekannten und Freunden seines Sohnes, denn der Tag war schrecklich. Schnee mit Regen vermengt fiel beständig, und ein eisiger,

durchdringlicher Wind wehte von den grauen, schweren, tief herabhängenden Wolken.

Adam führte die fast besinnungslose Mutter, deren Gesicht vom Weinen angeschwollen war, hinter ihnen folgten Jaskulskis mit einer Menge älterer Kinder und einigen Nachbarn aus den Arbeiterhäusern.

Sie schritten in der Mitte der Straße, hinter dem einspännigen Leichenwagen, der über die grundlosen Wege holperte und dessen Räder den schwarzen, schlüpfrigen Schmutz nach allen Seiten verspritzten.

Auf dem Bürgersteig schritt Blumenfeld mit Stach Wilczek.

Auch Horn folgte dem Zuge und musterte alle mit traurigen Blicken.

Er suchte Soschka, sie war aber nicht gekommen, und keiner wußte, was seit Keßlers Tod aus ihr geworden war.

Gleich hinter der Stadt gesellten sich einige Arbeiterinnen zu dem Zuge und stimmten ein furchtbar trauriges Lied an und sangen es selbst, weil kein Geistlicher da war. Als Selbstmörder und Mörder wurde Malinowski begraben, in tiefer Verachtung; vielleicht drückte sich auch deshalb auf allen Gesichtern herbe Bitternis und Trauer aus.

Je weiter sie sich von der Stadt entfernten, um so mehr Leute strömten aus verschiedenen Gassen und Schlupfwinkeln herbei, schmutzig, blau vor Kälte, direkt von der Arbeit, und umringten in einer dicht gedrängten, drohenden Schar den toten Kameraden.

Das Lied klang traurig, der Wind zerrte an ihm, Schnee und Regen peitschten es.

In der Allee, die zum Friedhof führte, stöhnten die nackten Bäume unter den Hieben des Windes, und das Lied schallte wie ein Seufzer in tiefer Klage und grenzenloser Wehmut.

Der Zug schlängelte sich rasch durch den Friedhof, über Haufen verfaulter Blätter, zwischen prachtvollen Grabmälern, bei dem wilden Rauschen der nackten Bäume, und bog in die Ecke der „Vergessenen", wo sich zwischen welken, trockenen Disteln und Königskerzen einige Gräber erhoben.

Der Wind hörte plötzlich auf, die Bäume hielten still, es wurde noch dunkler, und wie weiße, schwere Schmetterlinge begannen die

Schneeflocken aus den düsteren Wolken zu strömen und bedeckten Menschen und Gräber mit einer weißen, kalten Schicht.

Von Lodz her drangen durch das Schneegestöber die gedämpften Töne der Fabrikspfeifen, die zur Vesper riefen.

„Was machen Sie jetzt, Wilczek?" fragte Horn, an ihn herantretend.

„Ich suche nach irgendeinem Geschäft. Von Großglück bin ich weg, die Kohlen hab' ich auch schon satt bekommen."

„Den Bauplatz haben Sie Grünspan verkauft, wie ich gehört habe?"

„Ich hab's verkauft," brummte Wilczek und biß die Zähne zusammen, als hätte Horn eine schmerzhafte Wunde berührt.

„Was ist denn? Hat er Sie beschwindelt?"

„Beschwindelt hat er mich, beschwindelt! . . . Für vierzigtausend hab' ich's verkauft, achtunddreißigeinhalb dabei verdient, aber beschwindelt hat er mich doch! Das werd' ich ihm mein Leben lang nicht verzeihen!"

„Das versteh' ich nicht. So viel haben Sie verdient, und da reden Sie von beschwindeln? . . ."

„Jawohl. Hören Sie nur zu. Als wir den Vertrag unterzeichnet hatten und ich das Geld schon in der Tasche hatte, da streckt mir dieser verfluchte Hund die Hand entgegen, dankt mir für mein gutes Herz und sagt, ich sei sehr schlau, aber bloß bis zur Höhe von vierzigtausend Rubel! . . . Er lacht auf und sagt, er sei schon entschlossen gewesen, fünfzigtausend zu geben, weil er den Platz unbedingt brauchte."

Wilczek verstummte und blieb etwas zurück, um die furchtbare, ohnmächtige Wut, die ihn würgte, zu beschwichtigen. Sein Ehrgeiz litt unaussprechliche Qualen. Er verabschiedete sich kühl von seinen Begleitern, bestieg eine Droschke und fuhr nach Hause. Er wohnte noch in seiner alten Hütte.

Im Zimmer war es kalt, feucht und sehr einsam. Wilczek konnte es kaum bis zum Abend aushalten und schleppte sich dann zur ‚Kolonie', wo er jetzt ständig aß.

In der sonst so fröhlichen ‚Kolonie' malte sich heute Trauer auf allen Gesichtern. Kama weinte jeden Augenblick und lief in den kleinen Salon, weil der Anblick Adam Malinowskis sie aufs tief-

ste erschütterte. Sobald er seine Mutter nach Hause gebracht und sie den nächsten Angehörigen überlassen hatte, stürzte er selbst hinaus und irrte mehrere Stunden in Lodz herum, bis er endlich, völlig ermattet, in die ‚Kolonie' wie gewöhnlich zum Tee kam.

Jetzt saß er am Tisch und blickte in die Ferne. Seine grünen Augen waren dunkler geworden und schienen die innere, im Gehirn verschlossene Vision des Todes seines Vaters, den er immer wieder vor sich sah, widerzuspiegeln.

Er sprach nichts, fühlte aber die Teilnahme so vieler Herzen, fühlte die herzlichen Blicke, das Geflüster ringsherum und konnte es nicht aushalten. Ohne sich zu verabschieden, lief er hinaus, brach aber im Flur in krampfhaftes Schluchzen aus.

Horn und Wilczek folgten ihm, nahmen sich seiner an und brachten ihn nach Hause, wo sich bald alle Freunde versammelten.

Schweigend saßen sie eine Zeitlang beisammen, bis Blumenfeld die Geige in die Hand nahm und ganz leise Chopinsche Nokturnen zu spielen anfing.

Jetzt beruhigte sich Adam ein wenig.

Alle hörten verzückt dem Spiele zu, außer Wilczek, der bald fortging. Seit zwei Wochen zerrte an ihm der furchtbare Haß gegen Grünspan, und er hatte für nichts anderes Interesse. Ganze Tage schlich er in Lodz herum, in Kombinatitonen versunken, wie er den Fabrikanten schädigen könnte. Rache hatte er ihm geschworen und suchte nach einer Gelegenheit.

Ganze Wochen verbrachte er jetzt mit der Durchsicht und dem genauen Studium der Details des Großmannschen Fabrikbrandes. Er fühlte, von dieser Seite konnte er Grünspan ins Herz treffen.

Er war schon auf dem besten Wege dazu, beschloß aber unterdessen, zu seiner momentanen Befriedigung, Borowiecki das Komplott Großglücks und die Machenschaften seines Freundes Moritz zu enthüllen.

Eines Tages kleidete er sich sehr sorgfältig an und ging den alten Borowiecki und Anka besuchen, in der Hoffnung, Karl dort anzutreffen.

Anka empfing ihn sehr herzlich, weil er sie an Kurowo erinnerte, und führte ihn gleich zu dem alten Borowiecki.

„Stach! Wie geht's dir, was? Gut, daß du gekommen bist,

gut . . ." flüsterte der Alte, ihm die Hand entgegenstreckend, die Wilczek unwillkürlich, nach alter Sitte, küßte.

„Na, wie geht's dir denn, was?"

„Es macht sich, es macht sich für den Anfang," erwiderte Wilczek nachlässig und erzählte geringschätzig von seinen vierzigtausend Rubel, um ihm zu imponieren.

„So, so! Gott helfe dir, Stachu, bring's mal zum Millionär, aber bloß ohne Unrecht zu tun."

Wilczek lächelte nachsichtig und entwickelte breit seine Pläne und Ideen, erzählte von seinen Bekanntschaften mit den Millionären und malte in großen Strichen seine Zukunft aus.

Anka lächelte ironisch. Der Alte rief dagegen mit aufrichtigem Staunen:

„Wie sich das alles seltsam auf der Welt fügt! Erinnerst du dich noch, mein Lieber, wie du unsere Kühe gehütet hast, was?"

„Das kann man schwer vergessen . . ." brummte Wilczek errötend. Die Erinnerung hatte ihm die Laune verdorben. Er stand auf und fragte nach Karl.

„Herr Borowiecki ist nicht da, gestern ist er nach Berlin gefahren und kommt erst in ein paar Tagen wieder," sagte Anka, den Tee einschenkend.

Wilczek trank rasch aus und ging fort, unzufrieden und wütend auf den Alten und die ganze Welt . . .

XIX

Borowiecki war in Berlin.

Lucy hatte ihn mit Telegrammen überschüttet und mit Selbstmord gedroht, wenn er nicht wenigstens für einige Stunden herüberkäme, und so fuhr er denn hin, eigentlich ganz gerne, weil er hoffte, sich wenigstens einige Tage fern von der Fabrik, die schon in allen Abteilungen arbeitete, auszuruhen.

Er fühlte sich sehr ermüdet und von der Arbeit und den fortwährenden Sorgen erschöpft.

Lucy sah er zweimal täglich. Die Begegnungen waren für ihn eine Qual, um so mehr, als Lucy sehr häßlich geworden war. Er

vermochte nicht ohne tiefen Abscheu auf ihre entstellte Gestalt zu blicken und küßte fast mit Ekel das aufgedunsene, mit gelben Flekken bedeckte Gesicht.

Sie fühlte bald den Eindruck, den sie auf ihn machte; deshalb endete auch jede Begegnung mit bitteren Vorwürfen und Tränen.

Sie quälten sich beide fürchterlich.

Lucy liebte ihn noch mit der alten Macht, aber aus der früher vornehmen und leidenschaftlichen Geliebten war eine einfache, ordinäre, kleinstädtische Jüdin geworden. Die zukünftige Mutterschaft hatte sie so verwandelt.

Mit einem gewissen Entsetzen bemerkte Karl die Veränderung, die mit ihr vor sich gegangen war, fühlte sich aber schuldig ihr gegenüber und dämpfte deshalb so gut es ging den Ekel und den Haß, die immer mehr in ihm wuchsen, und ertrug ruhig ihre Einfälle und Launen.

Aber schon nach einigen Tagen verabschiedete er sich von ihr, obwohl er nicht fortfuhr; die Kräfte und die Geduld verließen ihn allmählich.

Er blieb in Berlin und ruhte sich erst jetzt wirklich aus, Tage und Nächte in sinnlosem Taumel verbringend.

Eines Tages kehrte er erst am Morgen heim und schlief in den Nachmittag hinein, bis ihn ein Telegraphenbote weckte.

Mit verschlafenen, bewußtlosen Augen las er:

„Komme sofort! Fabrik brennt. Moritz."

Er sprang vom Bett auf, kleidete sich rasch an, trank langsam den schon längst kalten Tee, blickte auf die Straße und bemerkte erst nach einer Weile, daß er in der geballten Hand ein Stück Papier hielt.

„Die Fabrik brennt!" schrie er mit erschreckter Stimme, stürzte sich auf den Korridor, als ob er Rettung suchen wollte, und kam erst bei dem Aufzug wieder zur Besinnung.

Er bestellte einen Extrazug und wartete auf ihn in grenzenlos banger Angst in einem kleinen Restaurant am Bahnhof.

Von allem, was er tat, was er sprach, was er aß und trank, wußte er nichts. Mit seinem ganzen Wesen war er dort, bei der brennenden Fabrik.

Als ihm gemeldet wurde, daß der Zug bereit warte, verstand er

es und stieg ein. Er verstand auch die Fragen, die an ihn gestellt wurden, vermochte aber nicht darauf zu antworten. Denn nur das eine klang ihm fortwährend im Gehirn:

„Die Fabrik brennt!"

Wie ein Pferd, dem plötzlich die Sporen gegeben werden, stürzte sich der Zug, der aus einem Personen-, einem Güterwagen und der Lokomotive bestand, zum Bahnhof heraus und jagte mit Volldampf in die schneeverhüllten Fernen.

Von irgendeiner Station aus, wo der Zug eine Zeitlang hielt, telegraphierte Borowiecki an Moritz und bat ihn um telegraphische Nachrichten über den Verlauf des Brandes.

Sie rasten weiter.

Stationen, Städte, Hügel, Flüsse, Wälder flimmerten vorbei, huschten wie Schatten, wie Visionen, und verschwanden in der Finsternis.

Sie hielten fast nirgends. Wie ein rasendes Tier, mit blutigen Riesenaugen, stürzte sich der Zug vorwärts, verschlang die Flächen, spie keuchend funkelnde Wolken aus, zerriß die Finsternis und jagte immer weiter und weiter . . .

Borowiecki stand, das Gesicht gegen die Scheiben gepreßt, und blickte in die finstere Nacht und in die zitternd vorbeihuschenden Schatten und auf die schneebedeckten, dahinfliehenden Ebenen.

Er sah nichts und blickte fortwährend auf die Uhr.

In Alexandrowo wartete eine Depesche auf ihn.

„Es brennt!"

Er stieg um, in den auf ihn hier schon wartenden Extrazug, und fuhr weiter.

Es war schon spät in der Nacht.

Er verdunkelte die Lichter und legte sich hin, konnte aber nicht einschlafen. Wolken banger Angst wälzten sich in seinem Gehirn, voll zerflatternder Bilder, die ihn um so mehr schmerzten, als er ihre Umrisse nicht aufzufangen. nicht festzuhalten vermochte, sie zerflossen gleich wieder und erfüllten ihn mit einem fortwährenden, quälenden Schauern.

Er sprang auf, machte hell und begann mit Anspannung der ganzen Willenskraft seine Aktiva und Passiva im Notizbuch aufzu-

stellen, konnte es aber nicht beenden; angstvoll floh er vor der genauen Klarstellung seines Geschäftsstandes.

Die Versicherung würde bloß seine Schulden, seine Teilhaber und Anka decken. Weder seine eigenen Kapitalien, noch seine persönliche Arbeit, noch die Möglichkeit für eine künftige Existenz — konnte er den Ziffernreihen entnehmen.

Er wollte nicht daran denken. Je mehr er es aber vergessen wollte, um so lebendiger krochen aus den Tiefen seines Gehirns die drohenden Ziffern heraus und flimmerten auf der fiebernden Netzhaut.

„Was tun?" dachte er manchmal, aber nur ganz kurz, denn er konnte eigentlich gar nicht mehr denken, konnte keinen Gedanken ausspinnen, alles fiel in ihm zusammen, von der furchtbaren Ungeduld überflutet.

Wiederum blickte er in die Nacht und verfluchte die langsame Fahrt. Seine fieberhafte Einbildung war schon weit voraus, er war schon in Lodz, sah schon die Feuerlohen, sah die Flammen, die seine Arbeit zerfraßen, hörte das Getöse und Krachen der einstürzenden Gebäude. In seiner Seele wütete der Brand.

Er sprang auf, ging im Wagen auf und ab, stieß sich an den Wänden; dann lag er wieder lange da, starrte in das Licht und verwuchs innerlich so mit dem Zug, raste mit ihm dahin und arbeitete mit ihm zusammen, daß er die Umdrehungen der Räder, das Keuchen der Maschine, die ganze Anspannung der Arbeit und die große, wilde Lust in sich spürte, ohne Besinnung durch einsame Winterfelder und durch die finstere Nacht zu jagen.

Langsam zerrannen die Stunden, furchtbar langsam.

Er öffnete das Fenster und beugte den Kopf in die eisige Nacht hinaus.

Wie ein Blitz raste der Zug vorwärts, und grollender Donner begleitete ihn. Winzige Stationen im tiefen Schlaf, schneeverschüttete Dörfer und eine lange Reihe Signallaternen flohen in rasender Eile nach rückwärts, in banger Angst vor dem vorbeieilenden Ungeheuer.

„Es brennt immer noch!" besagte das dritte Telegramm, das er in Skierniewice antraf.

Er zerriß es und warf es zu Boden. Eine ganze Flasche Ko-

gnak hatte er ausgetrunken, konnte sich aber weder beruhigen noch ablenken.

Und wieder weiter ging es, und er betete fast zur Maschine, daß sie schneller eile.

Krank und so aufgeregt fühlte er sich, daß er sich nicht auf den Beinen halten konnte, das Herz schmerzte ihn, alle Muskeln schmerzten ihn, und jeder Gedanke durchbohrte sein Gehirn wie eine glühende Schneide. Unermüdlich ging er von Fenster zu Fenster, setzte sich auf alle Plätze und sprang wieder auf und blickte wieder in die eisige Winternacht, in die düsteren Fernen, die er vergeblich mit seinem Blick durchbohren wollte.

Pochenden Herzens musterte er die vorbeisausenden Stationen, um ihre Namen abzulesen, die er ahnungsvoll fast aus der Finsternis herausriß.

Aber die Unruhe und die Qual währten immer noch, ohne Unterlaß, und gruben ihre dünnen Krallen in alle Nerven ein, in alle Zentren, und zerrten immer schmerzhafter.

Hin und wieder fiel er vor Ermüdung beinahe in einen Schlummer, aus dem er schweißbedeckt in Angst erwachte, mit dem immer mächtigeren Gefühl der eigenen Ohnmacht.

Allmählich begann ihn die Ermüdung zu überwältigen.

Er wußte nicht mehr genau, wo er war und was mit ihm vorging; wie im Traum erblickte er das blasse, winterliche Morgengrauen, das mit grünlichem Gesicht in die Fenster hereinsah, sich schläfrig über die Schneefelder schleppte und die Dämmerung von den Feldern verscheuchte, die Umrisse der Wälder enthüllte und sich in die Massen der schmutzigen, vom Osten heraneilenden Wolken bettete, sich dann in riesige, graue Tücher vergrub und aus ihnen den Schnee auszuschütteln begann, der in dichten Flocken auf die Erde fiel und alles verdeckte.

In Koluschki erwartete ihn keine Depesche mehr.

Jetzt bezwang Borowiecki aber seine Ermüdung, wusch sich und riß die zerrütteten Nerven zusammen.

Physisch beherrschte er sich jetzt und zwang sich auch innerlich zur Ruhe und zum logischen Denken, konnte aber die Unruhe und die Ungeduld nicht bezähmen, die immer noch wuchsen, je näher er an Lodz herankam.

Ein bitterer Schmerz nagte an ihm, immer heftiger.

So viele Jahre angespannter Arbeit, alle Hoffnungen, so viele Anstrengungen, so viele Wünsche, die ganze Zukunft — alles das sah er wie Rauch verfliegen.

In rasender Eile jagte der Zug dahin und zerfurchte die weißen Schichten, die die Welt bedeckten, und Borowiecki fing im Fenster mit fiebernden Lippen die scharfe Luft auf und spähte durch die Schneehüllen nach den Umrissen der Fabriken, zitterte vor Ungeduld und biß sich die Finger blutig, um nicht vor Leid aufzuschreien.

XX

Am Tage vorher, nachmittags, saß Anka wie gewöhnlich beim alten Borowiecki, der heute besonders aufgeregt und unruhig war. Immer wieder fragte er nach Karl und klagte über Atembeklemmung und einen scharfen Schmerz im Herzen.

Der Tag war düster. Schneegestöber flogen vorbei, hörten aber gegen Abend auf, und ein kräftiger Wind setzte ein und wirbelte den Schnee gegen die Fenster und zerrte an den Bäumen des Gärtchens und wälzte sich pfeifend über die Veranda, vor den Fenstern des Kranken.

Als die Dämmerung einbrach, verstummte der Wind, und eine große Stille breitete sich aus.

„Wann kommt Karl?" fragte flüsternd der Alte wieder.

„Ich weiß es nicht," erwiderte Anka, im Zimmer auf und ab gehend und durch die Scheiben blickend.

Eigentümlich müde fühlte sie sich. Ganze Wochen kam sie nicht aus dem Hause heraus, saß beständig bei dem Alten, beunruhigte sich immer schmerzlicher und wartete auf irgendein Ende.

Als sie jetzt in dem halbdunklen, mit Medizingeruch übersättigten Zimmer herumging, schien es ihr, daß die Qual des Erwartens nie mehr ein Ende nehmen werde.

Sie bäumte sich nicht einmal mehr auf gegen diese Notwendigkeit, ergab sich willenlos in ihr Geschick und versank in sich, in den tiefsten Schmerz aller Schmerzen, in den Schmerz der Resignation.

Halblaut begann der alte Borowiecki die Abendgebete zu sprechen. Nicht einmal beten konnte sie heute mit ihm, sie hörte ihn nicht und starrte abwesend in die Fenster und auf die Mauern der Fabrik.

Ein Mann stürzte aus dem Fabrikspförtchen, lief eiligst auf die Veranda zu und schrie etwas laut.

Anka sprang auf und lief ihm entgegen.

„Es brennt!" lallte der alte Socha.

„Wo?"

Sie schloß die Tür zum Vorzimmer, damit der Kranke nichts höre.

„In der Fabrik. In der Trockenkammer im dritten Stock ist es ausgebrochen! . . ." Sie fragte nicht mehr. Dem ersten Antrieb folgend, lief sie zur Fabrik und erblickte gleich hinter dem Pförtchen die Flammen, die ihre roten Köpfe aus den Fenstern des dritten Stockwerks herausbeugten.

In dem Hof herrschte grenzenlose Bestürzung. Schreiend und wie wahnsinnig stürzten sich die Leute aus den Pavillons, die Scheiben barsten, schwarzer, erstickender Rauch drang aus den Fenstern, und feurige Zungen leckten an den Fensterrahmen und wanden sich zu den Dächern empor.

„Der Vater!" schrie Anka angstvoll bei der plötzlichen Erinnerung und lief nach Hause zurück.

Jetzt hörte man auch schon auf der Veranda die Schreie, und über den Dächern erschienen schon die Flammen, direkt dem Haus gegenüber.

„Was ist denn da los, Anka?" fragte der Alte unruhig.

„Nichts . . . nichts . . . bei Trawinski soll was passiert sein," erwiderte sie rasch, steckte selbst die Lampe an und ließ mit zitternden Händen die Vorhänge herab.

„Gnädiges Fräulein . . . Herr des Himmels . . . da . . ." schrie das Dienstmädchen, hereinstürmend.

„Still . . ." Anka blickte sie heftig an. „Mach' Licht!"

Der dumpfe, verworrene Feuerlärm erhob sich immer mächtiger und drang schon durch Fenster und Türen herein.

„Gott! O Gott . . ." flüsterte sie ratlos und wußte nicht, was

sie anfangen sollte, wie den Lärm dämpfen, damit der Alte ihn nicht hörte.

„Anka, bitte Herrn Max zu uns zum Tee."

„Gut ich schreib' ihm gleich."

Sie warf sich zum Schreibtisch, schob die Stühle zurück, riß die Schubladen auf, warf eine Vase auf den Boden, dann eine schwere Papiermappe, suchte nach Tinte und warf dabei ein paar Stühle um.

„Was stellst du heute an?" brummte der Kranke; seltsam unruhig lauschte er und fing trotz seiner Schwerhörigkeit die herüberschallenden, zuckenden Schreie auf.

„Ich bin ungeschickt, sehr ungeschickt, auch Karl hat das schon bemerkt . . ." entschuldigte sie sich und brach in ein langes, grundloses Gelächter aus.

Sie ging ins andere Zimmer, um nach der Fabrik zu sehen.

Ein Schrei entriß sich ihrer Brust, unwillkürlich, denn sie erblickte über der Fabrik sich auftürmende Feuergarben, immer höher, immer breiter, immer fürchterlicher.

„Was hast du denn?" fragte der Kranke, der den Schrei vernahm.

„Nichts . . . nichts, ich hab' mich an der Tür gestoßen," flüsterte sie, sich den Kopf zusammenpressend, um ihre Verwirrung zu verbergen, sich für einen Augenblick wenigstens zu beherrschen. Sie schauerte wie im Fieber, alles zitterte in ihr, so daß sie nicht stehen konnte.

Ueber die Straße sauste im schnellsten Galopp die Feuerwehr, und der heisere Ruf der Hörner erscholl.

„Anka, was ist das?"

„Wagen sind rasch vorbeigefahren . . ."

„Es scheint mir, als hätte ich Musik gehört?"

„Das waren Schlittenschellen! Schellen! . . . Soll ich dir etwas vorlesen, Vater?"

Er nickte mit dem Kopfe.

Sie beschwichtigte den Sturm in ihrem Inneren, beherrschte sich mit unmenschlicher Kraft und begann vorzulesen.

Sie las sehr laut.

„Ich höre . . . ich höre . . .“ flüsterte ungeduldig der alte Borowiecki.

Ohne darauf zu achten, las sie weiter. Sie verstand kein Wort, sie sah keinen Buchstaben, das fiebernde Gehirn flocht die Sätze, und die ganze Seele und der Rest ihres Bewußtseins schwankte auf der Flut der Schreie, des Krachens und der Klänge, die sich aus der brennenden Fabrik losrangen.

Trotz des Lichtes im Inneren des Zimmers begann schon der blutige Abglanz des Brandes die Vorhänge rot zu tönen.

Sie las weiter. Das Herz blieb ihr stehen, eine grenzenlose Angst sprengte ihr Gehirn, Schweiß bedeckte das blasse, vor Schreck plötzlich erstarrte Gesicht, die Stimme brach immer wieder, änderte den Klang, und ein so scharfes und fürchterliches Leid zerfraß ihr Herz, zerschmetterte sie, würgte sie, daß sie dem Wahnsinn nahe war.

Noch beherrschte sie sich.

Jetzt flogen die Schreie schon ganz deutlich ins Zimmer herein, und das Krachen der einstürzenden Mauern und der einbrechenden Decken erschütterte das ganze Haus . . .

„Leiser . . . leiser . . . leiser . . . Jesus Maria! Barmherzigkeit!“ dachte sie verzweifelt und flehte mit der ganzen Macht ihrer Seele Erbarmen.

Der alte Borowiecki unterbrach sie im Lesen und horchte immer unruhiger.

„Da schreit jemand! Es klingt wie aus Karls Fabrik. Sieh mal nach, Anka!“

Sie sah nach . . .

Sie sah aus dem anderen Zimmer, daß schon die ganze Fabrik in Flammen stand, daß der Brand wie ein Sturm schon über allen Pavillons wütete und feurige Garben gegen den Himmel spie.

„Nichts . . . Nichts . . . Vater . . . Der Wind rauscht so . . . Ein furchtbarer Wind.“

Sie rang nach Atem. Verzweiflung würgte sie . . . Ratlosigkeit . . . Furcht . . . Sie fühlte klar, dieser Brand würde den Vater töten.

„Was tun? . . . Warum ist Karl nicht da? . . . Und wenn das Feuer aufs Haus überspringt? . . .“

Wie glühende Blitze fuhren die Gedanken durch ihr Gehirn,

hypnotisierten sie mit schrecklicher Angst und nahmen ihr die letzten Kräfte.

Nein, nein, sie konnte nicht weiterlesen.

Im Zimmer auf und ab gehend, taumelte sie fortwährend und richtete lärmend den kleinen Teetisch her.

„Das ist der Wind. Denkst du noch an den Wind in Kurowo, Vater? ... Und unsere Pappelallee, die der Wind damals aus der Erde riß und zerschmetterte ... Gott! Ich hatte solche Angst damals ... Noch ... heute ... jetzt ... höre ich das furchtbare Rauschen ... das Krachen ... das Stöhnen der Bäume ... das furchtbare Jammern ... Gott! O Gott! ... Wie schrecklich! ..."

Sie konnte nicht mehr sprechen. Die Stimme brach, einen Augenblick stand sie regungslos da, in das immer mächtigere Getöse des Brandes vertieft, erstarrt vor Entsetzen.

„Da geht was vor," bemerkte der Kranke und versuchte sich zu erheben.

Sie erwachte sofort und versicherte, es sei nichts, ging dann in den Salon, schob mit unglaublicher Kraft das Klavier an die offene Tür und begann eine wahnsinnige, wilde Melodie zu spielen. Berauschte, ausgelassene Klänge füllten die Wohnung, zitterten in einem so mächtigen Rhythmus und jauchzten so wahnsinnig, daß sie wirklich das Getöse des Brandes dämpften und das Gesicht des Alten einen ruhigeren, fast fröhlichen Ausdruck annahm.

Immer heftiger spielte Anka, die Saiten rissen mit schmerzlichem Klang, sie hörte es nicht, in Strömen flossen Tränen über ihr Gesicht, sie merkte es nicht, sie sah nichts, verstand nichts, bewußtlos spielte sie, von einem einzigen Gedanken beherrscht, den Vater zu retten.

Plötzlich erzitterte das ganze Haus, die Bilder stürzten von den Wänden, und ein soches Krachen erscholl, als ob die Welt zusammenstürzte.

Der alte Borowiecki stürzte zum Fenster, riß die Vorhänge weg, — wie ein blutiger Strom schlug ihm die Feuerlohe entgegen und überflutete das ganze Zimmer.

„Die Fabrik! Karl! Karl! ..." flüsterte er und fiel rücklings zu Boden, griff sich an die Kehle, zuckte krampfartig, riß die

Beine hoch, zerrte mit den erstarrenden Fingern an seiner Decke und röchelte.

Anka stürzte sich auf ihn, rief nach der Dienerschaft, klingelte, es war aber niemand da. Sie versuchte, ihn ins Bewußtsein zurückzurufen, ihn zu retten, . . . alles umsonst. Er gab kein Lebenszeichen mehr.

Wie im Wahnsinn lief sie vors Haus und begann um Hilfe zu rufen.

Bald erschienen einige Leute mit Wysocki, der beim Brand die Wunden der Arbeiter verband, doch es war schon zu spät. Der alte Borowiecki lebte nicht mehr, und ohnmächtig lag Anka neben ihm auf dem Boden.

Die Fabrik brannte weiter.

Das Krachen, das dem alten Borowiecki den Brand entdeckt und ihn getötet hatte, war durch die Explosion eines Kessels verursacht, der in die Luft flog, die Hälfte eines Pavillons mit sich fortriß und wie ein feuriges Meteor, eine riesige Ellipse umschreibend, auf den Frontpavillon der Baumschen Fabrik niedersauste, das Dach durchschlug, die Decken zerriß, das erste und das zweite Stockwerk zerschmetterte und sich in dem unteren Saal, von den Trümmern des Gebäudes überschüttet, in die Erde vergrub.

Nach der Explosion breitete sich der Brand der Borowieckischen Fabrik immer heftiger aus. Durch die zersprengten Mauern fluteten wie durch eine furchtbare Wunde Ströme von Flammen und Rauch und rissen mit wildem, rasendem Getöse alles in ihre blutige Umarmung.

Trotz der angestrengten Arbeit der Feuerwehr steckte ein Pavillon den andern an. Wie ein lebendiges Wesen rankte sich das Feuer an den Mauern hoch, stürzte sich auf die Dächer, schlängelte sich mit blutigen Streifen über den Hof, bis es sich an allen Enden vereinte und in zerzausten Fluten sich in der ganzen Fabrik wälzte.

Die dunkle Nacht und der heftige Wind, der die Flammen anfachte und an ihnen wie an feurigen Haaren nach allen Seiten zerrte, steigerte das Entsetzen.

Dächer fielen ein, Säulen blutigen Staubes schlugen in die Höhe, blendender Feuerregen spritzte gegen den Himmel und fiel auf die Nachbarhäuser nieder, auf die Stadt, in die finstere Nacht.

Aetzende Rauchwolken hüllten den Hof ein und bedeckten die Mauern wie mit einem schwarzen Nebel, durch den feurige Schlangen brüllend krochen und blutige Ungeheuer sich jagten.

Stockwerke stürzten ein und fielen verkohlt und krachend in das Feuermeer, die Mauern barsten und fielen in Trümmer.

Das Feuer feierte Triumphe. Die Leute zogen sich zurück, um nur noch die Nachbarfabrik Trawinskis zu retten und den Brand an der Baumschen Fabrik zu löschen.

Heiser, schweißbedeckt lief Moritz fieberhaft umher und schrie. Niemand hörte ihn aber in diesem wilden Chaos. Die Hitze in dem Hof war unerträglich, von allen Seiten schlug das Feuer und toste wie ein brandendes Meer, fiel auf eine Weile zurück, erhob aber gleich wieder das schauerhafte Haupt und schüttelte es, mit freudigem Heulen; dann flogen feurige Zunder, glühende Garnballen, verkohlte Stoffetzen aus den Tiefen empor und kreisten wie eine drohende Vogelschar, in der Luft schwirrend.

So gewaltig war die Macht des Brandes, daß die Menschen verstummten, erstarrt und ratlos dastanden, mit unerklärlicher Furcht zurücktraten; immer wieder rang sich aus allen Kehlen der Schrei des Entsetzens los, versank aber gleich wieder im Lärm und Krachen, in dem schmerzlichen Stöhnen der zusammen mit den Sälen einstürzenden Maschinen und dem Getöse der berstenden Mauern und in der wilden, rasenden, zischenden Musik des Feuers.

Triumphierend heulte der Brand die Siegeshymne, schwenkte rote Laken in der finsteren Nacht und wälzte sich rasend in den Gebäuden, brüllte, pfiff, brauste und biß mit den blutigen Hauern das Mauerwerk, zerriß die Maschinen, leckte an dem Eisen, brannte es durch, zerrte alles herum und zertrat noch die Reste.

Als gegen Morgen es zu schneien aufhörte, erschöpfte das Feuer seine Kraft. Nackte Mauern standen jetzt bloß noch da, ohne Dächer, ohne Stockwerke, ohne Fenster, nackte Skelette mit schwarzen, zerfallenden Wänden, große Quadrate, wie zerlöcherte Truhen, aus denen von allen Seiten Rauch hervorquoll und auf deren Grund noch die letzten Flammen krochen und mit den blutigen Zungen wie Polypen die letzte Kraft aus der Fabriksleiche aussaugten.

An dem grauen, traurigen Morgen kam Borowiecki an.

Er sprang aus der Droschke und lief direkt in den Hof.

In der Mitte zwischen den Scheiterhaufen und dem noch qualmenden Schutt, den man mit Wasser übergoß, blieb Borowiecki stehen. Langsam umfing er mit den Augen die zerrissenen Mauern, die wie verkohlte Fetzen herumlagen, die Grabstätte seiner Arbeit und seiner Träume, und blickte lange und ruhig vor sich hin.

Nicht ein Nerv zuckte in ihm vor Leid. Die Aufregung, alle Aengste und Unruhen wichen vor der Wirklichkeit, der er jetzt Aug' in Auge schaute, immer kühler schaute; Ernst überzog sein Gesicht, und das Herz füllte ihm Wut, Haß und Trotz.

Moritz kam zu ihm, mit einer Schar verschiedener Leute. Er begrüßte sie gleichgültig und ruhig und hörte den Erzählungen vom Anfang und Verlauf des Brandes zu.

Er erkundigte sich nach nichts und ging ins Kontor, das zusammen mit den Lagern fertiger Ware, die jetzt ganz leer standen, gerettet wurde.

Bloß das Dach des niedrigen Parterregebäudes war fortgerissen.

Im Kontor stöhnte der alte Jaskulski, dem Wysocki die Brandwunden verband.

Durch das eingeschlagene Fenster blickte Borowiecki noch einmal auf die rauchenden Trümmer und sprach dann mit gedämpfter, aber kräftiger Stimme zu Moritz:

„Ja, also! Man muß von neuem anfangen."

„Ja, ja! Wenn du wüßtest, was ich durchgemacht habe! Ich bin ganz krank, bin sehr um mich besorgt . . . dieses Unglück! . . . Dieses Unglück! . . . Ich war grad' in der Stadt, da seh' ich auf einmal, die Feuerwehr fährt vorbei, nu, mag sie fahren, mag sie zu spät kommen! Und da ruft einer: Borowiecki brennt! . . . Ich fuhr sofort her, die ganze Spinnerei stand schon in Flammen! Was hab' ich durchlebt! . . . Was hab' ich durchlebt! . . ."

Mit weinerlicher Stimme klagte er weiter, simulierte Verzweiflung und großen Schmerz und beobachtete unmerklich mit seinen scharfen Augen Karl.

Borowiecki hörte lange zu, bis er schließlich, durch die lange Erzählung gelangweilt, sich zu Moritz beugte und ihm leise ins Ohr flüsterte:

„Flunker' nicht! Ist ja dein Werk!"

Moritz sprang heftig zurück und schrie:

„Du bist verrückt! Hast 'n Vogel, du . . .!"

„Ich hab's gesagt!"

Borowiecki wandte sich zu Matthias, der verweint ihm die Hände küßte und undeutlich etwas lallte.

Karl verstand bloß so viel, daß jemand gestorben war.

„Wer ist tot? Red' doch anständig!" schrie er ungeduldig.

„Der alte Herr! Gütiger Gott! Wir kommen da angerannt, und da liegt er tot! Und das Fräulein auf dem Boden . . ."

„Dummer Narr, red' keinen Blödsinn, sonst erschlag' ich dich!" rief Karl, auf ihn zuspringend.

„Ihr Vater ist an Herzschlag gestorben, die plötzliche Erschütterung hat es wahrscheinlich verursacht. Ich war drüben . . . Gehen Sie zu Fräulein Anka, sie ist auch halbtot!" sagte Wysocki.

Entsetzt über die Nachricht lief Borowiecki nach Hause. Auf der Schwelle traf er Anka, die zu Trawinskis herübergetragen wurde.

„Herr Karl! Herr Karl!" flüsterte sie mit Mühe, ergriff seine Hand, und Tränen erglänzten auf dem blassen Gesicht.

„Still, Kind! Wein' nicht . . . Die Fabrik bau' ich von neuem auf . . . alles wird wieder gut . . ."

„Der Vater! . . . Der Vater! . . ."

Sie konnte nicht mehr sprechen, weinte bloß krampfhaft.

„Nachmittags komm' ich herüber!" sagte Borowiecki rasch und winkte den Arbeitern, sie sollten sie fortbringen. Der Schmerz um den Vater preßte ihm das Herz zusammen.

Er ging zu ihm hin und schaute lange auf das gute, edle Gesicht des Greises, das der Tod so schrecklich verändert hatte; es war in einem Schrei erstarrt, in einer Qual, die ihm die Züge verzerrte.

Karl erschauerte. An der Leiche seines Vaters durchlebte er die schmerzlichsten Augenblicke seines Lebens.

In tiefster Andacht saß er lange Stunden und spann alle Fäden seines Lebens aus, entblößte sich vor sich selbst und prüfte seine nackte Seele. Das beruhigte ihn völlig, durchdrang aber auch sein Herz mit einer seltsamen Trauer, die nicht mehr von ihm wich.

Er legte sich hin und schlief sehr lange. Vollständig nüchtern wachte er auf, entschlossen, sich mit dem Geschick zu messen, entschlossen zum Kampf; aber gleich am Anfang, bei dem ersten Hindernis, stolperte er.

Moritz erklärte ihm mit den herzlichsten Versicherungen seiner Freundschaft, er müsse seinen Anteil und seine Kapitalien herausnehmen, er habe schon seine Erklärung der Versicherungsgesellschaft gegenüber abgegeben.

„Ich verstehe dich, du hast es geschickt angefangen, mich zu verderben; glaubst du aber, daß es dir glücken wird? Daß ich nicht wieder in die Höhe komme?"

„Du bist verbittert, weißt nicht, was du redst, tust mir unrecht mit deinem Verdacht. Ich trete zurück, weil ich mein Geld nicht in einem toten Geschäft haben will. Du kommst auch ohne mich durch, und ich muß leben. Ich mach' ein Geschäft mit meinem Schwiegervater Grünspan und brauch' sofort Bargeld."

Er entschuldigte sich sehr weitschweifig und herzlich und warf sich Karl schließlich um den Hals.

„Karl, schau' du mich nicht so an, ich liebe dich wie einen Bruder, mir tut das Herz weh, wenn ich an deine Verluste denke, du tust mir so leid, daß ich dir irgendwie helfen möchte, daß ich dir sogar, obwohl ich nichts davon hätte, den Platz, wo die Fabrik gestanden, und die übriggebliebenen Reste abkaufen möchte. Du weißt ja, was mein Herz Freunden gegenüber fühlt. Bar würd' ich's dir zahlen, was leihen würd' ich dir, du hättest womit anzufangen."

Entrüstet über diesen Vorschlag öffnete Karl die Tür vor ihm.

„Das ist meine Antwort! Geschäfte erledige ich im Kontor . . ."

„Wie! Was! Mich? . . . Für meine Freundschaft, für mein Wohlwollen!" schrie Moritz.

„Scher' dich raus, oder ich laß dich rausschmeißen!" rief Karl heftig und klingelte nach Matthias.

Moritz verschwand. Karl setzte sich an den Schreibtisch und begann zu rechnen.

Nach langer Arbeit stand er blaß und aufgeregt auf, denn die Versicherung deckte bloß die großen Schulden, und er hatte noch eine Menge kleiner, die den Wert der Bauplätze aufwogen, so daß ihm als Resultat nichts übrigblieb.

So mußte er denn wieder in Dienst gehen, mußte wieder zur Maschine in einem großen Organismus werden, mußte sich wieder lange Jahre in ohnmächtiger Qual plagen, mußte von fruchtlosen Träumen leben, an der Kette der Abhängigkeit rütteln und durch das Gitter auf jene schauen, die Fabriken bauen, Betrieb machen, Millionen zusammenscharren! . . .

„Nein . . . nein . . . nein! . . ." zischte er durch die zusammengebissenen Zähne und schob verächtlich und haßerfüllt die Bilder der Vergangenheit beiseite.

Das bisherige Leben hatte er satt und beschloß, um keinen Preis zu ihm zurückzukehren.

Fieberhaft begann das Gehirn an den Mitteln zu arbeiten, sich aus der Falle herauszuwinden; nicht einen Augenblick dachte er an Unterwerfung.

Am nächsten Tag kam Max zu ihm. Er war sehr blaß, die Augen vom Weinen angeschwollen, konnte sich kaum aufrecht halten und erklärte gleich offen, daß auch er seinen Anteil herausnehme.

Da konnte sich Borowiecki nicht mehr beherrschen.

„Auch du verläßt mich, Max!" flüsterte er bitter, und Tränen, die ersten Tränen in seinem Leben, füllten ihm die Augen und ergossen in seine Seele fürchterliche Bitternis.

„Siehst du, Karl, ich hab' in die Fabrik meine ganze Seele hineingelegt, ich freute mich über sie wie ein Kind, lebte mit ihrem Leben, und jetzt hat sich alles in Rauch aufgelöst. Weder Kraft noch Glauben hätt' ich zu so einer zweiten Arbeit. Verstehe mich recht, und du wirst mir verzeihen . . . Leb' wohl, Karl, ich bleibe dir immer ein treuer Freund, rechne stets auf mich, aber geschäftlich müssen wir uns trennen. Ich weiß selbst noch nicht, was ich anfangen werde. Leb' wohl, Karl."

„Leb' wohl, Max!"

Sie umarmten sich herzlich zum Abschied.

Borowiecki war ihm nicht böse, denn er begriff seinen Zustand, auch hatten ihm schon die Arbeiter erzählt, daß Max, als jede Rettung der Fabrik ausgeschlossen war, sich im Kontor eingeschlossen und wie ein Kind über die Trümmer seiner Arbeit geweint hatte.

„Ich bin also ganz im reinen! Gut, sehr gut!" sagte Karl, als ob er die ganze Welt zum Kampfe herausfordern wollte.

Er ging in die Fabrik, wo schon die Beamten der Versicherungsgesellschaft tätig waren.

Bald erschien Matthias mit der Nachricht, der alte Müller erwarte ihn.

Schon auf der Schwelle umarmte ihn der Fabrikant herzlich und sprach rasch:

„Ich war in Sosnowiec, bekam erst heute eine Depesche und komme deshalb so spät. Ich war sehr betrübt, leid tut mir's, da ich doch sah, wie Sie gearbeitet haben. Ja, aber was werden Sie jetzt anfangen?"

„Ich weiß es noch nicht."

„Haben Sie alles verloren?" fragte Müller lebhaft.

„Alles!"

„Macht nichts. Ich werde Ihnen helfen. Sie zahlen mir die üblichen Prozente und bauen eine noch größere Fabrik. Ich habe Sie sehr gern, Sie gefallen mir sehr, also?"

Seltsam eigensinnig stellte ihm Karl klar, daß er keine Sicherheit für sein Kapital haben würde, malte ihm seine finanzielle Lage in sehr düsteren Farben aus. Der Fabrikant lachte aber bloß.

„Kein Gerede! Sie haben Verstand, das ist das größte Kapital. Heute haben Sie verloren, in ein paar Jahren haben Sie's wieder. Ich war ein Weber, ich kann nicht richtig lesen, ich habe eine Fabrik, habe Millionen. Heiraten Sie meine Tochter und nehmen Sie alles. Schon lange wollt' ich's Ihnen sagen. Sie ist ein gutes Mädchen! Und wollen Sie sie nicht, dann leih' ich Ihnen auch so Geld. Mein Wilhelm ist kein Fabrikant, ein Gut muß ich ihm kaufen, er ist ein großer Herr, und ich brauch' einen Schwiegersohn wie Sie. Na also?" Er sprach schnell, wischte mit dem Aermel über sein schweißtriefendes, fettglänzendes Gesicht und beobachtete Karl unruhig.

„Antworten Sie mir rasch, ich hab's eilig . . ."

„Gut!" erwiderte Karl kühl — wußte er doch schon lange, daß es so kommen würde.

Freudig umarmte ihn Müller und lief nach Hause.

XXI

Einige Wochen waren seit dem Brand und dem Begräbnis des alten Borowiecki verflossen. Anka lag krank bei Trawinskis, zu denen sie übergesiedelt war.

Jetzt fühlte sie sich schon bedeutend besser, ging aber noch nicht aus. Fast gesund fühlte sie sich, doch die Nerven konnten ihr Gleichgewicht nur langsam wiedergewinnen.

Jene fürchterliche Nacht, die mit dem Tod des alten Borowiecki endete, hinterließ tiefe Spuren in ihr.

Ganze Tage saß sie still da, in einen Abgrund starrend, aus dem dumpfes Rauschen und blutige Feuerlohen und unmenschliche Schreie und eine so mächtige Angst zu ihr emporloderten, daß sie vor Entsetzen in Ohnmacht fiel oder sich wie wahnsinnig zur Flucht wandte.

Stets mußte jemand bei ihr sein, ihre Aufmerksamkeit ablenken und die Erinnerungen verscheuchen.

Meistens tat dies Nina, die mit einer mütterlichen Aufopferung sie überwachte; täglich kam auch Frau Wysocka herüber, und an den Abenden saß Kama bei ihr.

Heute saß Anka in einem niedrigen Fauteuil in dem Eckzimmer, das als Wintergarten eingerichtet war, und neben ihr Nina.

„War Karl heute da?" fragte Nina.

„Er war da . . ."

„Na und, schon? . . ."

„Noch nicht! Ich hatte nicht den Mut. Aber dieser Tage geb' ich ihm den Ring zurück, gebe ihn frei. Es ist ja so schwer . . . so schwer . . ." Sie verstummte, und ein feuchter Glanz strahlte in ihren Augen.

Sie sprachen nicht mehr darüber. Wiederum vergingen eintönig die Tage. Einmal besuchte sie gegen Abend Stach Wilczek. Sie empfing ihn in dem Wintergarten und blickte ihn, ohne ein Wort zu sagen, lange an.

Selbstbewußt erzählte ihr Wilczek, er hätte mit Max Baum ein Kompagniegeschäft und sie würden im Frühjahr auf den Bau-

plätzen des alten Baum eine große Fabrik für halbwollene Tücher errichten und Grünspan Konkurrenz machen.

„Was macht denn der Vater von Herrn Max?" fragte sie.

„Es läßt sich das schwer anders ausdrücken, als daß er verrückt geworden ist. Wie Sie wissen, hat ihm der Brand die freilich schon ganz leere Fabrik ruiniert. Also der Alte hat sämtliche Plätze Max abgetreten, gab ihm auch die ganze fertige Ware, die noch auf Lager lag, verkaufte sogar die Webstühle, die gerettet wurden, verteilte das alles unter die Kinder und behielt sich bloß eines vor, daß bis zu seinem Tode niemand die Mauern der Fabrik anrühren dürfe und sie sein ausschließliches Eigentum blieben. Da hat er sich eingeschlossen und lebt da. Vollständig verrückt. Ich riet Max, er möchte doch den Alten, wenn auch gewaltsam, in irgendeine Anstalt bringen, die Mauern könnten wir nämlich gut brauchen; er will es aber nicht."

„Er hat recht. Vielleicht sagen Sie Herrn Max, er möchte mich einmal besuchen."

„Gern. Soviel ich weiß, hatte er es schon lange vor und wartete nur auf Ihre völlige Genesung."

Wilczek blieb noch eine Weile und protzte, soviel er konnte. Anka verabschiedete sich von ihm sehr kühl. Er wurde ihr widerlich.

„Wie ein kriechender Wurm kommt er mir vor," sagte sie zu Nina.

„Das ist eine Mischung von Wurm und Raubtier. Solche Leute bringen es weit, wenn sie nicht vorher im Gefängnis enden," warf Trawinski ein und erzählte Anka von Wilczeks Geschäften mit Grünspan und seiner Art, Vermögen zu machen.

„Und trotz alledem empfängt ihr ihn!" rief Anka entsetzt.

„Er kam zu Ihnen, und dann, wissen Sie, ich muß mit ihm verkehren, hier bei uns darf man nicht die Menschen in Ehrliche und Diebe einteilen, jeden kann man einmal brauchen. Sie dürfen sich über meine Worte nicht entrüsten, wir gehen immer in der Richtung des Zwanges und nicht in der Richtung des Wunsches und des Willens."

Er lächelte traurig und blickte auf Nina, die solche Worte immer unsagbar schmerzten.

„Schrecklich ist das Leben!" flüsterte Anka.

„Nein, schrecklich sind nur unsere Anforderungen an das Leben, schrecklich sind unsere Träume von der Schönheit, schrecklich ist bloß unser Verlangen nach dem Guten und nach der Gerechtigkeit, weil es sich nie erfüllt und weil es uns nicht gestattet, das Leben so zu nehmen, wie es ist. Hier liegt die Quelle aller Schmerzen."

Abends kam Jusiu Jaskulski, der seit einiger Zeit Anka vorlas.

Sie erfuhr von ihm verschiedene Details über Karl, der, obwohl er jeden Tag vorbeikam, nie von seinen Geschäften sprach.

„Ist dein Vater schon gesund?" fragte sie.

„Seit einer Woche schon überwacht er die Leute, die den Schutt zusammenräumen."

„Und was treibst du?"

„Ich bin bei Herrn Borowiecki im Kontor, weil der alte Herr Baum schon alles liquidiert hat," erwiderte er noch mehr verschüchtert und ganz rot im Gesicht. Er war sterblich in Anka verliebt und schrieb an sie ganze Nächte lang feurige Liebesbriefe, die er ihr nie zuschickte, sondern sie sich selbst beantwortete.

„Herr Max läßt fragen, ob er Sie morgen besuchen darf."

„Bitte ich erwarte ihn nachmittags," erwiderte Anka lebhaft.

Ungeduldig erwartete sie den Besuch, und als der Diener am folgenden Tag Herrn Baum meldete, schlug ihr das Herz freudig, und sehr erregt streckte sie ihm die Hand entgegen.

Max war sehr verwirrt, setzte sich verschüchtert am anderen Ende des Zimmers nieder und erkundigte sich leise nach ihrer Gesundheit.

„Oh, ich fühle mich ganz wohl. Ich warte nur das schöne Wetter ab, um auszugehen, eigentlich um Lodz zu verlassen,"

„Fahren Sie für lange fort?" fragte Max rasch.

„Vielleicht für immer, ich weiß es noch nicht, was ich mit mir anfangen werde . . ."

„Fühlen Sie sich nicht wohl in Lodz? . . ."

„Sehr unwohl. Vater ist tot, und . . ." Sie sprach es nicht zu Ende.

Max wagte nicht, sie zu unterbrechen.

Sie schwiegen.

Anka lächelte so aufrichtig und freudig zu ihm herüber, daß Max bald auftaute. Die so lange verborgene Liebe durchdrang sein

Herz mit solcher Freude und Rührung, daß er sich ihr zu Füßen werfen wollte. Er saß aber trotzdem steif da, sagte noch einige höfliche Sätze und erhob sich.

„Gehen Sie schon?" fragte sie betrübt.

„Ich muß schon gehen. Ich fahre direkt von hier zu einer Hochzeit, Moritz heiratet Mela Grünspan."

„Fräulein Mela heiratet den Moritz?"

„Sie passen gut zueinander. Sie besitzt eine große Mitgift, ist sehr schön und hat einen Vater, der schon verschiedentlich erfolgreiche Pleiten gemacht hat, und Moritz ist schlau genug, um sogar seinen eigenen Schwiegervater aufzufressen."

„Sie besuchen mich aber wieder," bat Anka.

„So oft Sie es nur wünschen."

„Also täglich, wenn Sie Zeit haben."

Max küßte ihr die Hand und ging freudig erregt fort.

Als dann in der Dämmerung die Lichter der Fabriken durch die Fenster hereinschimmerten, kam Karl. Im anderen Zimmer spielte Nina auf dem Klavier, und seltsam süße Klänge ergossen sich in den Raum, wie das Plätschern eines Baches.

Lange Zeit schwiegen die beiden. Manchmal kreuzten sich nur in der Halbdämmerung ihre Blicke und wichen sofort zaghaft zurück; erst als die Lichter angezündet wurden, sprachen sie mit gedämpfter Stimme.

Mechanisch drehte Anka den Verlobungsring am Finger.

Beide hatten ein Wort auf den Lippen, es fehlte ihnen aber der Mut, es auszusprechen.

Nina spielte immer weiter.

Das leise Flüstern der Klänge erweckte in ihnen längst vergessene Echos.

Ankas Augen füllten sich mit Tränen. Ein unsagbares Leid preßte ihr das Herz zusammen, sie nahm den Ring vom Finger und gab ihn Karl stillschweigend.

Er nahm ihn und gab auch ohne ein Wort den seinigen zurück.

Tief blickten sie sich in die Augen.

Karl konnte ihren tränenschweren Blick nicht ertragen, der ihn bis ins Innerste traf. Er neigte tief den Kopf und sprach leise, kaum hörbar:

„Es ist meine Schuld, meine Schuld . . ."

„Nein, es ist meine Schuld, daß ich nicht so stark lieben kann, um zu verzeihen, um mich selbst zu vergessen," erwiderte sie langsam.

Verlegen stand er auf. Tief schmerzten ihn ihre Worte. Er fühlte sich so schuldig der blassen, kranken Frau gegenüber.

Demütigende Scham brannte in seinem Herzen.

Er verneigte sich und ging.

„Herr Karl!" rief sie rasch.

Er wandte sich um und blieb stehen.

„Reichen Sie mir Ihre Hand. Nicht zum Abschied, auf Wiedersehn!"

Sie streckte ihm die Hand entgegen.

Er ergriff sie und küßte sie sehr innig.

„Ich wünsche Ihnen aus ganzer Seele Glück, vollkommenes Glück!"

„Danke, danke . . ." flüsterte er mit Mühe, wollte ihr auch Glück wünschen — fand aber keine Kraft mehr. Er erschrak vor dem rasenden Wunsch, sich vor ihr auf die Knie zu werfen, die blassen Lippen zu küssen und sie ans Herz zu drücken, — er küßte ihr noch einmal die Hände und lief hinaus.

Kraftlos fiel Anka in den Fauteuil zurück. Alle Wunden ihrer Seele öffneten sich, und für einen Augenblick erstand die sterbende Liebe vor ihr, füllte ihr Herz und ihre Augen mit bitteren Tränen tiefsten Leids.

XXII

Wochen, Monate, Jahre vergingen. Die Erinnerungen wurden zu Grabe getragen — sie gingen so leise fort, wie der Frühling leise und unerbittlich kommt und geht, und der Tod, und neues Leben, wie leise Lebensfäden sich spinnen, die gestern erst aus den Fasern geknüpft wurden und heute erst und morgen geknüpft werden.

In Lodz hatten die Jahre vieles verändert.

Lodz lebte jetzt ein rasendes Leben, pulsierte im Fieber des Emporwachsens, wurde eiligst ausgebaut und setzte alle durch seine nie ermüdende Macht in Erstaunen, durch die Aufspeicherung der

Kräfte, die sich jetzt wie ein reißender Strom bis über die Felder ergossen; wo vor einigen Jahren noch Korn schwankte und Vieh zur Weide getrieben wurde, wuchsen ganze Straßen neuer Häuser aus dem Boden, Fabriken, Geschäfte, Betrug und Ausbeutung.

Die Stadt glich einem mächtigen Strudel, in dem Menschen, Fabriken, Waren und Leidenschaften wirbelten, Millionen und Elend, Wollust und der ewige Hunger. Alles wirbelte in wahnsinniger Eile, begleitet von dem Gebrüll der Maschinen, der Begierden, des Hungers und des Hasses; begleitet von dem Kampfgebrüll aller gegen alle und gegen alles.

Mit der Kraft eines losgelassenen Elements drängte alles vorwärts, über die Leichen von Fabriken und Menschen hinweg — um nur rechtzeitig die Millionen zu erlangen, deren Quellen aus jedem Zoll dieses „gelobten Landes" hervorzusprudeln schienen.

Kurowski steuerte mit Volldampf vorwärts, zum Vermögen; die Firma Max Baum und Stach Wilczek hatte festen Fuß gefaßt und untergrub mit ihren schlechten Tüchern die Firma Grünspan, Welt & Großmann.

Allen voran schritt immer noch die Firma Buchholz, die Karl einst geleitet hatte.

Schaja Mendelsohn, der wieder einmal abbrannte und nach dem Brand seine Fabrik um zweitausend Arbeiter vergrößerte, konnte sie durch nichts überholen. Er spielte immer mehr den Philanthropen, preßte seine Arbeiter bis zum Aeußersten aus und baute ihnen dafür prachtvolle Spitäler und Krüppelasyle.

Großglück schacherte weiter, mit verdoppelter Energie sogar, weil er Marry an irgendeinen wurmstichigen Grafen verheiratet hatte.

Trawinski bewältigte durch Ausdauer und Geduld das frühere Mißgeschick und stand seit zwei Jahren fest.

Müller zog sich völlig aus Lodz zurück, übergab die Fabrik Borowiecki und setzte sich mit seiner Frau bei seinem Sohn zur Ruhe, dem er ein großes Gut in Kujawien gekauft hatte.

Borowiecki war nun Herr der großen Fabrik.

Während der vier Jahre hatte er sie riesenhaft entwickelt, die Barchentfabrikation reformiert, seine Waren bis zur Vollkommenheit verbessert, die Absatzmärkte erweitert, und ging immer vorwärts.

Vier Jahre waren seit seiner Heirat mit Mada Müller und der Uebernahme der Fabrik vergangen, vier Jahre übermenschlicher Arbeit.

Um sechs Uhr morgens stand er auf und legte sich erst um Mitternacht zur Ruhe, genoß weder das Leben noch die Millionen, ja, lebte fast gar nicht mehr, — arbeitete bloß, vom Strudel der Geschäfte fortgerissen und dem Strom des Geldes, der durch seine Finger floß; die Fabrik umklammerte ihn wie ein Polyp mit tausend Armen und sog an ihm ohne Unterlaß — sog ihm alle Gedanken aus — alle Zeit — alle Kräfte.

Er hatte nun die ersehnten Millionen, berührte sie tagtäglich, lebte mit ihnen und sah sie überall um sich herum.

Aber diese Arbeit, die seine Kräfte überstieg, erschöpfte ihn physisch, und die Millionen brachten ihm keine Befriedigung, — im Gegenteil, immer müder fühlte er sich, immer gleichgültiger und immer trauriger.

Und immer häufiger gähnte die Langeweile in seiner Seele, immer häufiger fühlte er die Einsamkeit.

Freunde hatte er nie gehabt, aber immerhin viele Bekannte und wohlwollende Kollegen, — jetzt aber zogen sich, je mehr seine Macht wuchs, alle zurück, von dem unübersteiglichen Wall seiner Millionen zurückgedrängt. Mit den Millionären verkehrte er ebenfalls nicht. zu sehr verachtete er sie; auch der große Konkurrenzneid war ein Trennungsgrund.

Ja, immer häufiger fühlte er die ihn umgebende Einsamkeit und gähnende Leere, — die Leere, die weder Millionen noch erschöpfende Arbeit ausfüllen konnten.

Und jetzt, in letzter Zeit, verspürte seine Seele immer häufiger ein wahnsinniges, unaussprechliches Verlangen.

Er wußte nicht recht, was ihm fehlte, wußte bloß, daß die Fabrik ihn langweilte, die Geschäfte, die Menschen, das Geld — daß ihn alles langweilte.

Das alles überlegte er, als er heute seine Fabrik betrat.

Die riesigen Quadrate zitterten und brausten.

Düster schritt er durch die Säle, begrüßte niemand, sprach nicht, prüfte nichts, blickte keinen an — wie ein Automat schritt er vorwärts und irrte mit erloschenen Blicken über die Maschinen, über

die andächtig arbeitenden Menschen und über die Fenster, durch die sich die Frühlingssonne ergoß.

Er fuhr mit dem Aufzug ins Lager fertiger Ware, wo auf langen Tischen, auf der Erde, auf kleinen Wagen Millionen von Metern herumlagen, und schritt über sie hinweg, zertrat sie mit einer unwillkürlichen, kalten Verachtung; am Fenster blieb er stehen, aus dem man einen Streifen Felder erblickte, in der Ferne von Wäldern begrenzt, und versank in dem klaren, sonnigen Apriltag, in dem blaßgrünen Himmel . . .

Und wiederum ging er von Pavillon zu Pavillon, von einem Saal zum andern, — durch das höllische Gepolter, Krachen, Knurren, durch die furchtbaren Ausdünstungen und die höllische Hitze, ging aber immer langsamer und überlegte, daß doch alles, was ihn hier umgab — sein Eigentum war, sein erträumtes Königreich.

Die alten Träume kamen ihm in den Sinn — von dieser Macht, die er jetzt besaß.

Alles hatte er, und doch lächelte er bitter bei den Gedanken an die Vergangenheit, bei der Erinnerung an die früheren Illusionen — Illusionen waren es, glaubte er doch einmal, daß ihm die Millionen ein übermenschliches, ekstatisches Glück geben würden.

„Was gaben sie mir?" dachte er jetzt.

Was gab ihm sein Königreich?

Ermüdung und Langeweile.

Und das seltsame Verlangen der Seele, diese grenzenlose, so mächtige, so reißende und so ziellose Sehnsucht, die ihm immer mehr die Seele zusammenpreßte.

Und da, hinter den Fenstern der Färberei, in der er jetzt saß, schritt der Frühling über die Felder, alles glänzte, freudige Kinderrufe klangen herüber, fröhlich zwitscherten die Spatzen und schlugen leicht gegen die rosigen Rauchwolken. Da war es hell und frei und frisch — eine mächtige Freude zitterte in den Fernen und durchdrang alles. Leben! Leben! . . .

Wozu die Millionen? Nicht einmal seine Einkünfte brauchte er auf. Wozu?

War er denn jetzt nicht ihr Sklave? Nahmen sie ihm nicht die Kraft und das Leben?

Immer trauriger dachte er an sein Geschick und an die langen, langen Jahre der Langeweile und der Qual, die noch vor ihm lagen.

„Recht so! Recht so! So sollte es kommen! Ich wollte es ja!" dachte er in wilder Lust, in seinem eigenen Schmerz sich wälzend, in der Erkenntnis seiner eigenen Lage und seiner Schuld.

Endlich raffte er sich auf, überwältigte sich selbst, aber der bittere Sieg kostete ihn seine Kraft.

Er schloß sich in seinem Arbeitszimmer ein und lag lange regungslos und fast bewußtlos da. Nebelhaft verschwommene Gedanken schwirrten durch sein Gehirn.

„Ich habe mein Leben verpfuscht," sagte er plötzlich und sprang von der Ottomane auf. Der unbewußten Gehirnarbeit entwand sich dieser eine Gedanke und zerrte an ihm und blendete ihn mit furchtbar schmerzlichem Glanz.

In dem dunklen Zimmer umherblickend, kam er plötzlich wieder zur Besinnung und sah alles wieder in einem anderen Licht.

„Warum?" warf er seiner eigenen Seele hin. Er öffnete das Fenster und überlegte.

Immer leiser klang der Lärm in schwachen Echos herüber. Die Stadt verstummte, in der Ruhe der süßen Aprilnacht versinkend.

Allmählich wurde alles still. Die Stadt schlief. In den Schatten kauernd, sog sie sich wie ein Polyp an der Erde fest, mit allen Fühlern der Fabriken, und die fernen, hier und da flackernden elektrischen Sonnen blickten mit bläulichen Augen in die Nacht und wachten über den schlafenden Moloch wie eine Kranichschar mit feurigen Augen.

„Was ist denn eigentlich? Ich bin so, wie ich bin, wie ich es werden mußte." Trotz und Herausforderung lagen in den Worten.

„Jawohl, ein Egoist bin ich, ja, alles hab' ich der Karriere geopfert . . ." Er wiederholte die Worte so kräftig, als ob er sich selbst mit ihnen ohrfeigen wollte, und fürchterliche Bitternis, Scham und Demütigung ergossen sich in sein Herz.

Alles hatte er geopfert, und der Erfolg? Eine Handvoll Geld, weder Freunde noch Ruhe, noch Befriedigung, noch Glück, noch Lebenslust — nichts . . . nichts . . .

„Der Mensch kann nicht für sich allein leben — er darf es nicht, bei Gefahr seines eigenen Unglücks." Diese Wahrheit kannte er wohl, jetzt aber sah er sie erst klar und begriff sie in ihrem ganzen Wesen.

„Deshalb hab' ich auch mein eigenes Glück verspielt." Anka kam ihm in den Sinn.

Dann überlegte er weiter, suchte jetzt aber schon nach einem Ausweg aus seiner heutigen Lage, der zu irgendeinem Ziele führte in der langen Zukunft.

Langsam flossen die Stunden. Die Stadt schlief. Ihr Schlaf war aber unruhig und fieberhaft, denn durch die mit Lichtern bestickten Wolken, die die Stadt einhüllten, flog manchmal ein Schauern — ein tief gedehntes, schmerzliches Stöhnen erklang, das Stöhnen der abgehetzten Maschinen, der gemordeten Menschen und der zum Verfall verdammten Bäume. — Dann riß sich ein Schrei los aus den Tiefen der einsamen Straßen, zitterte eine Weile und verklang im Schweigen, dann ein unerklärliches Zucken voll geheimnisvollen Glanzes, voller Stimmen, Weinen, Schluchzen und Lachen — das Lied des vergangenen oder des künftigen Lebens ergoß sich über die Stadt, der schlaftrunkene Traum dieser Mauern, der in Dämmerung gehüllten Bäume und der erschöpften Erde . . .

Und in der Ferne, hinter den Mauern, weit in den Feldern, rings um das „gelobte Land", in den abgründigen Tiefen der Nacht, zuckte Leben und Bewegung auf. Murmelnde Stimmen erklangen, Gepolter, Rauschen, lachende, seufzende und fluchende Echos.

Auf all den von frühlinglichen Wassern glänzenden Wegen, die von den Enden der Welt zum ‚gelobten Lande' führten, auf allen Stegen, die sich durch grünende Felder und blühende Gärten wanden, durch junge, duftende Birkenwälder, durch den Frühling, durch zerfallene Dörfer und grundlose Sümpfe — zogen Menschenscharen, Wagen krachten, unzählige Waggons flogen wie Blitze, unzählige Seufzer erhoben sich, und unzählige Blicke starrten in die Finsternis, gierig und fieberhaft nach den Umrissen des „gelobten Landes' spähend.

Von den weiten Ebenen, von den Bergen, von den Flecken, von zerfallenen Dörfern und Städten, von Hütten und Palästen zogen Menschen in unendlicher Prozession zum ‚gelobten Land'. Sie

kamen, es mit ihrem Blut zu düngen, und brachten ihm Kraft, Jugend, Gesundheit, die eigene Freiheit, Hoffnungen und Elend, Gehirn und Arbeit, Glauben und Träume.

Für dieses ‚gelobte Land', für diesen Polypen verödeten Dörfer, verschwanden Wälder. Die Erde gab ihre Schätze her, Flüsse versiegten, Menschen kamen zur Welt, — und alles sog der Polyp an sich und zermalmte es zwischen seinen Kiefern, fraß Menschen und Dinge, Himmel und Erde, und als Entgelt gab er den wenigen Erwählten nutzlose Millionen, und der Menge gab er Hunger und Erschöpfung.

In Gedanken versunken ging Karl im Zimmer herum und blickte lange auf die Stadt und in die Nacht, die im Osten erblaßte.

Langsam sickerte das Morgengrauen durch die grünliche Dämmerung, Schwalben zwitscherten in den Dächern, und der kühle, frische Morgenwind zerrte leise an den Bäumen.

Borowiecki beruhigte sich. Schon fand er den Weg für den morgigen Tag, schon sah er klar das Ziel seines weiteren Lebens — er brach mit sich selbst, zertrat seine eigene Vergangenheit und fühlte sich wie ein neuer Mensch, traurig, aber kräftig und kampfbereit.

Er war sehr blaß; während dieser einen Nacht war er merklich gealtert. Eine tiefe Furche hatte sich in seine Stirn gegraben.

„Mein eigenes Glück hab' ich verspielt! . . . Man muß es für andere schaffen!" flüsterte er leise und umfing mit einem kräftigen, männlichen Blick wie mit den Armen eines unverbrüchlichen Entschlusses die schlafende Stadt und die grenzenlosen Ebenen, die aus der dunklen Nacht emporstiegen.

Georg Müller Verlag München

A. von Guttry

Die Polen und der Weltkrieg

Ihre politische und wirtschaftliche Entwicklung in Preußen, Österreich und Rußland

(In sechs Monaten fünf Auflagen)

Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Die Wochenschrift „Polen" in Wien urteilt über das Buch unterm 6. August 1915:

„Ein wertvolles Buch, eines der besten über Polen, ich wage sogar die Behauptung,

eines der objektivsten und belehrendsten,

die im Laufe des Kriegsjahres erschienen sind. Für Journalisten, Politiker, für das unbefangene Publikum, die sich über die polnische Frage orientieren möchten, bringt das Buch in kurzgefaßter, leicht lesbarer Form eine Fülle von Tatsachen, die bis in die letzten Monate reichen und Stoff für eine ganze Enzyklopädie liefern können. (Folgt Inhalts-

angabe.) Das Ganze ist von der Idee durchdrungen, daß Polen, ein Träger der westlichen Kultur im Osten, ein Bollwerk Europas gegen das Barbarentum, dieser Mission bis auf den heutigen Tag treu geblieben, auch im jetzigen Kriege sich gegen Rußland gewendet hat und sein Freiwilligenheer, die Legion, zum Kampfe gegen Rußland stellt ...

Diese Überzeugung hat den Verfasser bewogen, seine

ausgezeichnete Aufklärung über Polens Schicksal

zu veröffentlichen. Im Schlußkapitel entrollt er ein kurzes Bild von Krakau, dem Kleinod des polnischen Volkes, das, ein Symbol der Vergangenheit, heute seinen kulturellen Mittelpunkt bildet."

Die „Münchener Neueste Nachrichten" schreiben unterm 6. August 1915:

„Das Buch ist in einer sehr gut lesbaren, übersichtlichen Weise geschrieben. Eine warme Teilnahme an dem geschichtlichen Schicksal der Polen spricht daraus, es ist aber zugleich eine gut orientierende Schrift, große Kenntnis der Entwicklung der geschichtlichen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der drei verschiedenen Reichen angehörenden Teile Polens bekundend. Sicher ist es uns eine Pflicht des Verstandes und des Herzens, wirkliche Kenntnis uns zu verschaffen über ein Volk und ein Gebiet, von dem zwei bedeutende Teile zu uns und unseren Verbündeten gehören, während der zu Rußland gehörende Teil ganz besonders empfindet, daß dieser Weltkrieg seine Schicksalsstunde bedeutet."

Stefan Zeromski

Der getreue Strom

Eine Erzählung aus dem Polenaufstande

Deutsch von Kasimir Lodygowski

Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Das letzte Werk des großen polnischen Dichters ist ein Kulturwerk von höchster Bedeutung, das an dichterischer Gestaltungskraft einen Sienkiewicz übertrifft und das

im gegenwärtigen Völkerkrieg das lebhafteste Interesse

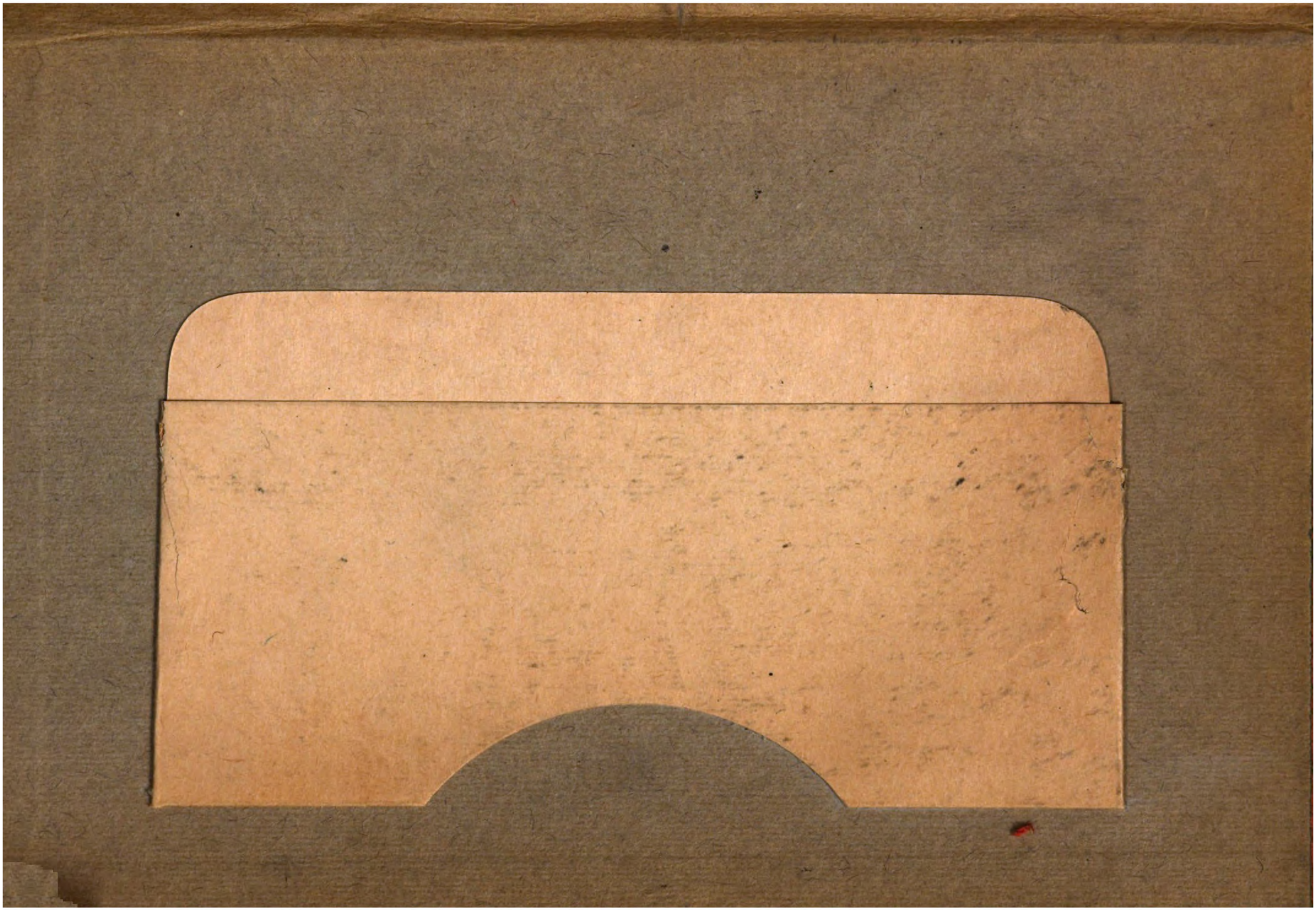
wachrufen wird. Der Dichter erzählt uns von dem letzten Verzweiflungskampf des polnischen Volkes und seiner Befreiung von dem drückenden Joch des grausamen Moskowiters. Es ist

die beste Schilderung des Geistes der russischen Soldateska und ihrer Kriegführung.

Zum erstenmal bekommen wir einen tiefen Einblick in den wilden, tierischen, echt russischen Kampf in seiner Raserei und Mordgier, die Häuser und Höfe niederbrennt und wehrlose Verwundete auf dem Schlachtfelde erschlägt. Erschütternd sind die Ereignisse, die uns Zeromski mit klassischer Schlichtheit und Knappheit in diesem seinem neuesten Werke „Der getreue Strom" erzählt. Sie geben uns ein analoges Bild von dem furchtbaren Wüten der russischen Heere im gegenwärtigen Weltkrieg, von dem grauenhaften Unheil, das sie heute über die Gebiete gebracht haben, wohin sie ihren Fuß setzten; denn

der jetzige Kriegsschauplatz im Osten ist fast der gleiche wie der in dem hier geschilderten Polenaufstand.

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt



UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils
891.85R33 JL
Reymont, W adys aw Stanis aw, 1867-1925.
Lodz, das gelobte land : roman.
3 1951 002 073 070 J